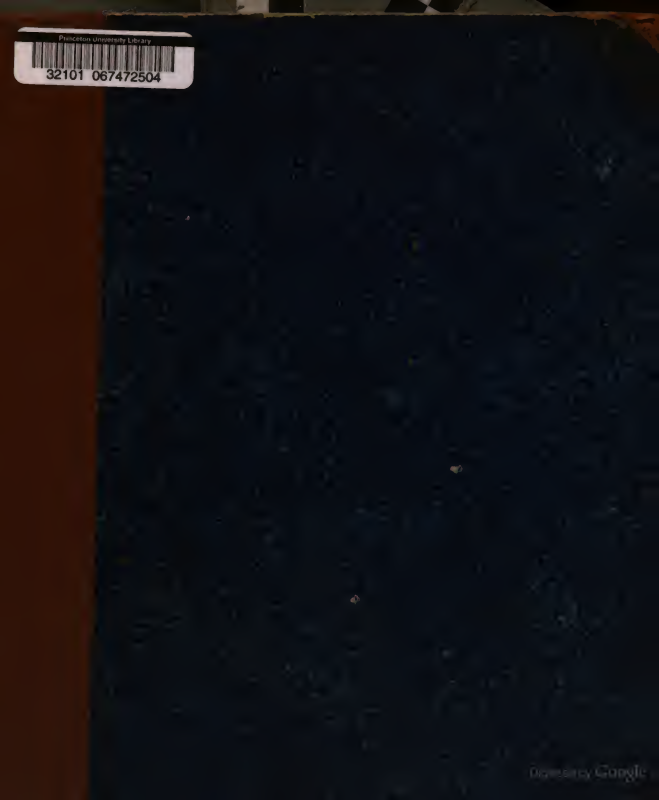
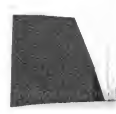






Literaturblatt.

Jahrgang 1868.

Redigirt

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Stuttgart.

In Commission bei Paul Neff.

Register.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 1. 1. Januar 1868.

Neujahrsbetrachtungen.

Wieder gehen wir vielleicht einem verhängnißvollen Jahr entgegen und wenn auch der europäische Frieden nicht gestört werden sollte, so bleiben doch noch ungelöste Fragen genug übrig, von denen mehr als eine — das dürfen wir uns nicht verhehlen — früher oder später, gleich dem gordischen Knoten nur mit dem Schwert wird gelöst werden können. Eine raschere Entscheidung wäre wohl zu wünschen, denn die Ungewißheit wirkt lähmend auf die Geschäfte und auf die Gemüther. Allein bloße Versuche zu Entscheidungen, ehe die Dinge reif sind, verlängern nur die Ungewißheit und schieben die eigentliche Katastrophe hinaus.

Als der gute alte Philosoph Kant lange vor den modernen Friedenscongressen ein Büchlein für den ewigen Frieden schrieb, ahnte er wohl nicht, was für blutige Kriege bevorständen, in denen von der französischen Revolution an um das Weltschicksal gewürfelt werden würde. Das Weltschicksal, sagen wir zunächst das Schicksal Europas, wie ist es durch diese Kriege gebessert worden? Es wäre ungerecht, zu mißkennen, daß allerdings vieles besser geworden ist, daß die Mißregierungen des vorigen Jahrhunderts, die kolossale Frivolität der Höfe und ihrer Maitressenregierungen, die sittliche Erschlaffung in den höchsten Autoritäten besonneneren Regierungsweisen Platz gemacht haben und daß auch in die verderbliche Kleinstaaterei Deutschlands und Italiens eine breite Breche gelegt worden ist; allein trotz der Energie vieler neuer Regenten und trotz der Geltung, zu der die Volksvertretungen fast überall in den romanischen und germanischen Ländern gelangt sind, fehlt doch Europa noch viel zur richtigen Würdigung seiner Weltstellung gegenüber von Asien und Amerika und ist insbesondere die Solidarität der Interessen, welche die romanischen und germanischen Reiche verbinden, noch keineswegs erkannt.

Zwischen Frankreich und Deutschland, die zunächst berufen wären, einander zu ergänzen, um einer slavischen Ueberwältigung Europas rechtzeitig vorzubeugen, herrscht immer noch ein lauersamer Argwohn, eine Feindseligkeit der Gesinnung, ja wenigstens von einer Seite eine Kampfbegier, die ein wechselseitiges Verständniß und Zusammengehen wenn nicht unmöglich machen, doch über die Maßen erschweren. Dasselbe ist der Fall zwischen Frankreich und England. Man hat es dort allerdings von beiden Seiten praktisch gefunden, die gegenseitige Rivalität in der orientalischen Frage zu sistiren, soweit hier die beiderseitigen Interessen gefährdet waren; trotzdem aber dauert die alte Rivalität doch noch fort, wie sich nicht nur beim Vertrage von Solebad gezeigt hat. Auch die alte Rivalität zwischen Preußen und Oesterreich war den Interessen des mittleren und beziehungsweise auch denen des westlichen Europa geraume Zeit gefährlich und durch sie allein wurde der Verlust der osteuropäischen Bollwerke, der Ostseeprovinzen, Finnlands, Polens, Bessarabiens und der Krim verschuldet, die früher Europa gegen die halbasiatische Macht Rußlands schützten. Freilich trug die Rivalität zwischen Polen und Schweden sehr viel zu diesem Ergebniß bei. Man kann sich kaum eine unvernünftigere Politik denken, als die der genannten vier Staaten, deren unnützer gegenseitiger Hader nur Rußland allein zu Gute gekommen ist. Die Rivalität zwischen Preußen und Oesterreich könnte endlich aufhören, nachdem die Ereignisse des Jahres 1866 eine Einigung Deutschlands unter Preußen mit Ausschluß Oesterreichs ermöglicht haben, ja wir dürfen sagen im wesentlichen schon verwirklicht haben und Oesterreich dadurch eigentlich nicht verkürzt wird, sofern ihm seine nichtdeutschen Kronländer eine Politik nahe legen, durch die es an

der untern Donau mehr gewinnen kann, als es mit seinem Einfluß in Frankfurt am Main verloren hat. Diese Donaupolitik zu unterstützen liegt nicht nur im Interesse der Westmächte, sondern auch Preußens, denn, wenn das vormaltge metternich'sche System ehrlich und für immer aufgegeben wird, so kann ein neues Oesterreich, welches die Donau bis zu ihren Mündungen beherrschte, nur Preußens natürlicher Bundesgenosse werden und auf dessen kräftige Unterstützung rechnen. Denn Deutschlands Interessen im Orient würden mit denen des Donaureichs zusammenfallen. Eine weitere bösartige Rivalität im Süden Europas trennt Rom von Italien. Das ist einer der traurigsten Beweise des Erfahrungssatzes, den wir unsern Betrachtungen vorangestellt haben. Nichts ist unnatürlicher, unvernünftiger und den Gesammtinteressen Europas schädlicher, als dieser römische Conflict. Wie muß Rußland, dessen weltlicher Kaiser zugleich Papst ist, wir sind weit entfernt zu sagen, mit Schadenfreude, aber mit Geringschätzung auf die Verwicklungen unter Völkern herabsehen, die sich einer viel höhern Bildung und reichern Erfahrung rühmen als Rußland! Nicht viel anders müssen die Vereinigten Staaten von Nordamerika davon denken, welche die freie Kirche im freien Staat zu einer Wahrheit gemacht haben! Wenn man ein wenig über diesen Fall nachdenkt und zwar ernsthaft nachdenkt, nicht mit so frivolem Behagen am Scandal, wie es fast durchgängig die liberale Presse Europas thut, so wird man von einem unheimlichen Grauen ergriffen. Europa gibt sich selbst das Armuthszeugniß, indem es über den Sturz des Papstthums, d. h. über das Aufhören einer vom Staat unabhängigen Kirche jubelt und gar nicht merkt, daß es, wenn dieser Sturz wirklich erfolgte, dann weniger haben würde, als Rußland mit seiner Einheit, die amerikanische Union mit ihrer Freiheit besitzt.

Wahrlich Europa verdiente, wie der große Napoleon es schadenfroh verkündete, kosakisch oder eine Beute der Yankees zu werden, wenn es seiner Vergangenheit so ganz vergäße, der großen welthistorischen Schöpfung der abendländischen Kirche durch ihre Zertrümmerung sich so unwürdig zeigen würde, zum alleinigen Nutzen einer modernen Kammermajorität und einer constitutionellen Königspuppe. Eine Conferenz aller europäischen Mächte zur Regelung dieser Angelegenheit, um Europas Würde vor Asien und Amerika zu bewahren, wäre ganz am Platze gewesen. Aber man scheint die Tragweite kirchlicher Fragen nicht mehr zu bemessen. Die Aufgabe Europas ist, die Autorität einer unabhängigen Kirche zu bewahren, damit sich nicht am Ende jeder Victor Emanuel Europas zum Papst in seinem Lande erklären könne, wie der Czaar in dem seinigen, und damit auch nicht die ganze europäische Christenheit sich in Sekten auflöse, wie in Amerika, wenn nicht etwa dem neuen Heidenthum und Judenthum beschieden ist, das Reich Christi in Europa zu beerben.

Unser geliebtes Deutschland hat außer den sich immer wiederholenden Conflicten mit dem Ausland auch innere Conflicte. Wie alt die deutsche Nation immer ist, so ist sie doch mit sich selbst noch nicht fertig geworden. Wir sind durch unsere Uneinigkeit übler daran, als Franzosen, Engländer, Russen, die viel mehr innerlich geeinigt, ein solides Ganze gegen außen darstellen. Indessen haben wir Deutschen ein schönes Ziel vor Augen und das ist ein großer Trost und Vorzug. Wenigstens alle die, welche den Namen von Deutschen verdienen und nicht geflissentlich am Vaterlande vatermörderisch zu handeln beabsichtigen, wissen, was sie wollen, und ihr unverrückbares Ziel ist die Einheit der Nation. Dadurch ist ein Schwung in uns gekommen, wie im großen Jahr 1813. Was dort ruhmvoll begonnen worden, das große nationale Einigungswerk, wird nach langer kläglicher Unterbrechung nicht blos mit erneuter Hoffnung, sondern auch mit erneuter Kraft fortgesetzt.

Das Ziel ist ein natürliches. Nichts ist für eine Nation natürlicher, als sie selbst und ganz zu seyn. Unnatürlich ist ihre Zertheilung, ihr Wüthen gegen sich selbst, der gegenseitige Verrath ihrer Bestandtheile, das Zusammengehen mit fremden und uns feindseligen Nationen gegen unsere stammverwandten Brüder. Das ist nun so klar wie die Sonne und wenn z. B. Frankreich auseinanderfiele, seine einzelnen Provinzen und Departements, selbst kleine Herrschaften und Städte souverän seyn wollten, einander stets beneideten und bekämpften und sich mit Deutschland, England, Spanien oder Italien verbänden, um mit ausländischer Hülfe den französischen Bruderstamm zu vernichten, oder wenn England in Grafschaften auseinanderfiele und jede Grafschaft wieder ihr souveränes Königlein für sich haben wollte, sie unter einander in beständiger Fehde lägen und von Frankreich, Spanien, Deutschland, Scandinavien her Hülfstruppen suchten, um sich auf englischem Boden gegenseitig zu zerfleischen, so würden wir sagen: Diese Franzosen, oder diese Engländer sind eben eine verkehrte Nation, unfähig, eine Nation zu seyn, dumm und zugleich bösartig. Man würde sich mit Eckel und Verachtung von ihnen abwenden. Und doch gibt es in Deutschland noch immer Anhänger der jämmerlichsten Kleinstaaterei, Leute, die mit vollem Bewußtseyn das thun, was sie, wenn es Franzosen oder Engländer in

ihrem Lande thäten, diesen zum schwersten Vorwurf machen würden. Ja es ist leider wahr, daß wir Deutschen, wie wir uns in dem nunmehr glücklich begrabenen Bunde verhielten, uns all jener Verkehrtheit, Dummheit und Bosheit schuldig gemacht haben, die wir keiner andern Nation verzeihen würden.

Konnte man sich so weit von der Natur verirren, so war es doch nie möglich, die Natur ganz auszurotten. Es war im Verlauf mehrerer Jahrhunderte einer heillosen vielköpfigen Fürstenwirthschaft in Deutschland gelungen, der deutschen Nation das Bewußtseyn ihrer Einheit, die Erinnerung an ihre ehemalige Macht und Größe, die germanische Grundlage ihrer Bildung zu escamotiren, das gemeine Volk zu tyrannisiren, in Unwissenheit und steter ängstlicher Sorge um die Existenz niederzuhalten, die gebildeten Classen aber auf Schulen und Universitäten blos zum Fürstendienst in der Bureaukratie und Staatskirche abzurichten, sie von allem fern zu halten, was sie noch hätte an die ehemalige Größe der Nation erinnern können, und sie lediglich mit classischen, antik-heidnischen Studien, römischem Recht und französischer Mode, französischem Geschmack, französischen Tendenzen zu beschäftigen. Aber das alles war eben Unnatur. Es konnte gelehrte Studien fördern, Kunstwerke hervorrufen, an denen manches zu rühmen war, aber das Fremdartige darin ließ sich nicht verleugnen. Man konnte das römische Recht bis zur exaktesten Wissenschaftlichkeit ausbilden, aber es blieb darum doch ein fremdes Recht. Man konnte sich im vorigen Jahrhundert in alle Grazien der französischen Frivolität verlieben, die französische Religionsspötterei als geistreiche Mode mitmachen; die darauf eingeschulten Stutzer, das überall in Deutschland französisch parlirende Junkerthum an hundert größeren und kleineren Höfen konnten doch nicht umwerfen, was in Deutschland noch an echter deutscher Natur, Biederkeit und Frömmigkeit vorhanden war. Der einmal eingerissene französische Modeton konnte den Rheinbundsouveränen zu Statten kommen und ihre Bureaukraten und servilen Akademiker sogar wie Mücken in der Napoleonischen Gnadensonne schwärmen, tanzen und singen machen, mit diesem eitlen Tande aber wurde die tiefe Wunde der deutschen Nation, die Schmach der Fremdherrschaft nicht zugedeckt und auch die Rachegeister der Nation nicht beschworen, die mit dem eisernen Kreuz vor der Stirn Napoleons große Armee bis nach Paris zurückjagten. Wenn später wieder ein großer Theil der gebildeten Classen in Deutschland die neue liberale Mode der Franzosen mitmachte, so hat man sich zwar lange darüber getäuscht und zu täuschen gesucht, daß man damit von der nationalen Bahn abwich, aber die Erfahrung, die Macht der Thatsachen mußte endlich auch hier wieder zur Erkenntniß führen. Das unvernünftige Gebahren des Berliner Abgeordnetenhauses und nicht minder vieler auch nichtpreußischer Liberaler mußte endlich jedem klar machen, daß der Liberalismus die nationale Frage nicht verstand, auf die unsinnigste Weise ihrer glücklichen Lösung entgegenwirkte und sich gegen das sperrte, was Deutschland einzig Noth that. Der Liberalismus hatte von Anfang an den französischen Weg eingeschlagen, paßte also nirgends hin oder hinderte nur, wo es galt, ein deutsches Ziel zu erreichen.

Mit einem Wort, durch alle die fremden Disciplinen, Schulen und Moden, die uns in den letzten Jahrhunderten octroyirt worden sind, ist die deutsche Natur doch weder ausgetilgt, noch so entstellt worden, daß sie sich nicht immer wieder finden müßte. Sie ist ein festes Gestein, das man mit fremden Farben angestrichen hat, aber die Tünche wurde immer trocken und fiel wieder ab. Wenn auch der gutmüthige und leichtgläubige Deutsche sich arglos, neugierig und wißbegierig und stets voll Anerkennung fremden Talentes, der fremden Verführung und der ihm von seinen Fürsten selbst octroyirten undeutschen Schulmeisterei hingab, so war er doch nicht so stumpfsinnig, daß er nicht endlich durch Schaden hätte klug werden sollen. Er mußte endlich merken, man führe ihn irre, man mißbrauche seine Gutmüthigkeit. Wenn er sich auch mit fast unzerstörlicher Geduld fort und fort jeden moralischen Zwang anthun ließ, so blieb er doch nicht unempfindlich gegen die materiellen Nachtheile, die er durch die in Deutschland herrschenden undeutschen Autoritäten leiden mußte. Undeutsch war der Verrath deutscher Fürsten, der deutsche Provinzen dem Ausland überlieferte und Deutschlands Grenzen schmälerte. Undeutsch war der Neid der kleinen Fürsten gegen die großen, der zur Folge hatte, daß man französische und russische Vormundschaft für Deutschland sich nicht nur gefallen ließ, sondern sich erbettelte. Undeutsch war der Souveränetätschwindel deutscher Zaunkönige, von denen jeder seinen Zaun dem Nachbar verschloß, jenes fabelhafte Netz von Zollschranken und Mauthen, das noch vor vierzig Jahren durch ganz Deutschland geflochten war. Undeutsch war die gänzliche Vernachlässigung des Meeres, trotz unserer lang gestreckten Küsten, die officielle Unbekümmertheit um unsere Auswanderer, die schmähliche Schutzlosigkeit unserer Landsleute im Ausland. Das alles hat man endlich in Deutschland begriffen. Daher ist die Einheit der Nation nicht mehr blos ein idealer Begriff, ein Gegenstand der Andacht und liebenden Sehnsucht der Jugend, sondern eine Sache des reellen Vortheils, der Nützlichkeit, und wird so von allen Männern der Industrie und des Handels erkannt.

Inzwischen bestehen noch lebhafte Conflicte der in Deutschland zur Einheit strebenden Partei mit dem Partikularismus und mit dem Mißtrauen eines großen Theils der katholischen Presse. Die demokratische Partei lassen wir hier aus, weil sie in einer Zeit, in welcher von Jahr zu Jahr die Waffen drohen, in den Hintergrund tritt.

Der Partikularismus ist Gewohnheitssache geworden und darin hauptsächlich beruht seine Zähigkeit. Der Kleinstaatler war schon seit ein paar Jahrhunderten gewohnt, sich in seinem Pferch einzurichten, so gut es gehen wollte, und sich um die übrige Welt nicht zu kümmern. Er kannte die Zustände und die Geschichte seines Duodezstaates, außerdem hatte ihn die Schule in Palästina, im alten Griechenland und Rom heimisch gemacht. Aber vom großen Deutschland wußte er nichts. Er sah den deutschen Stammgenossen als einen eben so Wildfremden an, wie den Franzosen oder Russen. Er wußte gar nichts von den übrigen deutschen Volksstämmen, oder beurtheilte sie nach den Verleumdungen politischer Parteiblätter oder nach einem Witz in den Fliegenden Blättern. Der gemeine Mann in den verschiedenen Ländern und Ländchen Süddeutschlands dachte sich unter dem ganzen großen preußischen Volke nur die Karikatur eines Berliner Gardelieutenants oder Commis Voyageurs. Was für ein kernhaftes, biederes, echt deutsches Volk in Ostpreußen, Pommern, Brandenburg, Schlesien, Sachsen, Westphalen und am Niederrhein, wie in den Marschlanden der Nordsee, die damals noch nicht zu Preußen gehörten, lebte, wie man dort deutsch rede, deutsch fühle und denke, fleißig arbeite und für die Familie sorge, ganz so wie im südlichen Deutschland, davon wußte der Philister und gemeine Mann in Süddeutschland nichts, wenn ihn der Zufall nicht selber einmal nach dem Norden führte. Nur deshalb war es möglich, daß die süddeutsche Presse sich durch die schändlichsten und dümmsten Verleumdungen des preußischen Volks entehren konnte, indem sie vor dem Kriege alle Preußen als Hasenfüße und Windbeutel, im Kriege aber als fürchterliche Wauwaus und Kinderfresser ausschreien konnte.

Der Partikularismus wird genährt durch die Beamten der Mittel- und Kleinstaaten, die ihre Besoldung und Bequemlichkeit gefährdet glauben, wenn sie in einen Großstaat übergehen sollten. Gewiß ist, daß die Mehrheit beim Wechsel nur gewinnen würde. Daß die kleinen Dynastien ihre volle Souveränetät nicht fahren lassen wollen, (trotz der lockenden 16 Millionen Thaler in Hietzing) ist begreiflich. Allein sie waren ursprünglich gar nicht souverän, sie waren nur Reichsfürsten, Beamtete des großen deutschen Reichs und Vasallen des Kaisers, und durch die Reichsverfassung der deutschen Nation selbst verpflichtet. Wenn diese Nation ihre Kraft und Macht wiedergewinnt und auf ihr Gesammtinteresse wieder bedacht ist, haben jene Dynastien kein Recht, ihr Sonderinteresse über das der Nation zu setzen, sondern sie können nur im neuen Reich in das frühere Verhältniß verpflichteter Reichsfürsten zurückkehren.

Die Einigung der deutschen Nation hat in der katholischen Presse die Besorgniß hervorgerufen, wenn eine protestantische Dynastie an der Spitze des neuen Reiches stehe, würden die katholischen Interessen gefährdet werden. Ein Theil der gedachten Presse ist offenbar weniger von kirchlichen Gefühlen erfüllt, als sie politischen Interessen Oesterreichs, Frankreichs und zum Theil auch Bayerns dient. Jedenfalls ist die Auffassung kleinlich und dem Interesse der katholischen Kirche selbst zuwider. Im protestantischen Preußen und England leben viele Millionen Katholiken, in denen der katholische Geist bei weitem lebendiger ist, als in Oesterreich und Italien. Wo verfolgt man die Bischöfe und die Ordensgeistlichen? Gewiß nicht von Berlin aus, nur von Wien und Florenz aus. In allen katholischen Staaten ist entweder die Regierung, oder sind mächtige politische Parteien dem Unglauben, einem kirchenfeindlichen Fanatismus und der Gier nach dem Raube der noch übrigen Kirchengüter verfallen. Außer in Frankreich wird nur noch im protestantischen Norden die katholische Kirche geachtet und in ihren Rechten geschützt. Vorzugsweise in Preußen, wo zugleich der nationale Einheitsgedanke seine starken Wurzeln eingegraben hat. Diejenigen Vertreter der römischen Kirche, die sich erniedrigen würden, mit allen unberechtigten, unnatürlichen Leidenschaften des Partikularismus, mit dem politischen Verrath im Innern und mit dem Neid und der Intrigue des Auslands im Bunde gegen die deutschen Einheitsbestrebungen zu kämpfen, würden sich nur selbst richten und ihrer Kirche wesentlich schaden. Die abendländische Kirche und die deutsche Nation haben seit Karl dem Großen dasselbe Prestige. Die Weltgeschichte lehrt es, aber die Dummheit begreift es nicht.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonniert durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 2. 4. Januar 1868.

Völkerkunde.

Zur Ethnographie Amerikas, zumal Brasiliens. Von Dr. C. F. Ph. v. Martius. Mit einem Kärtchen. Leipzig, Fr. Fleischer, 1867.

In einem dicken Bande von 802 Seiten stellt der berühmte Verfasser, welcher Brasilien vor vierzig Jahren durchforschte, alles zusammen, was er in Bezug auf die wilden Eingebornen in Brasilien und Guiana theils selbst beobachtet, theils aus andern Berichten geschöpft hat. Die übrigen Theile Südamerikas und Nordamerikas liegen seiner Betrachtung ferner und wird nur hie und da vergleichend darauf Bezug genommen. Ohne dem greisen und vielverdienten Forscher zu nahe treten zu wollen, können wir doch nicht verhehlen, daß sein dickes Buch zu lesen fast ungenießbar ist, weil es ununterbrochen Völkerschaften auf Völkerschaften aufführt, die größtentheils nur kleine Gemeinwesen oder herumziehende Horden darstellen, deren tausendfache fremdartige Namen zu behalten rein unmöglich ist und deren Zustände sich fast durchgängig ähnlich sind, so daß man immer und immer wieder das nämliche zu lesen bekommt. Das Werk würde ohne Zweifel angenehmer zum lesen und für die Belehrung übersichtlicher seyn, wenn es dem Verfasser beliebt hätte, die Völkernamen tabellarisch zu verzeichnen und in besondern Kapiteln 1) die körperliche Beschaffenheit, 2) die häuslichen und Familienverhältnisse, 3) Gemeinwesen und Recht, 4) Kriegswesen, 5) Religion, 6) historische Erinnerungen und Sagen, 7) geringere oder größere Intelligenz zu erörtern. Da das nicht geschehen ist, muß man das eigentlich Interessante aus einem Wust von gleichgültigen Namen und Wiederholungen zusammensuchen.

Ueber die Herkunft, die älteste Geschichte und den welthistorischen Charakter der ganzen amerikanischen Indianerrace oder der Rothhäute äußert Herr von Martius von S. 137 an scharfsinnige, zum Theil geniale Vermuthungen. Er erkennt in dieser Race nur die Spuren einer bis ins äußerste getriebenen Zertrümmerung eines früher einigeren Urvolks, verlegt die Zersetzung schon viele Jahrtausende rückwärts und sucht, was wir sehr billigen, ein sittliches Motiv der Zersetzung. Natürlicherweise wurde er dabei an den babylonischen Thurmbau erinnert, welchem Sprachverwirrung und Völkertrennung folgten; diese große Hieroglyphe der Weltgeschichte gilt aber zunächst von den Völkern der alten Welt. Warum diese Zersetzung grade in der neuen Welt bis zum Extrem gediehen seyn soll, wird damit nicht erklärt. Sehr poetisch ist dagegen die Vermuthung, welche Herr von Martius aus dem Stumpf- und Trübsinn der Race und aus ihrer unverkennbaren Tendenz zum allmäligen Aussterben schöpft. Indem er nämlich eine ungeheuerliche Katastrophe, eine Naturerschütterung, etwa beim Untergang der Insel Atlantis rc. in uralter Zeit voraussetzt, ruft er aus: „Hat sie etwa die Ueberlebenden mit einem so ungeheuern Schrecken erfüllt, der, von Geschlecht zu Geschlecht forterbend, den Sinn verdüstert und verwirrt, das Herz verhärtet, und diese Menschheit, von den Segnungen der Geselligkeit hinweg, wie in unstäter Flucht auseinanderjagen mußte? — Haben vielleicht verderbende Sonnenbrände, haben gewaltige Wasserfluthen den Menschen der rothen Race mit einem gräßlichen Hungertode bedroht und mit unselig roher Feindschaft bewaffnet, so daß er, mit dem entsetzlichen Bluthandwerke des Menschenfraßes gegen sich selbst wüthend, von seiner göttlichen Bestimmung bis zur Verfinsterung der Gegenwart abfallen konnte? Oder ist diese Entmenschung eine Folge langeingewurzelter widernatürlicher Laster, welche der Genius unseres Geschlechtes mit jener Strenge, die dem Auge eines

kurzsichtigen Beobachters in der ganzen Natur wie Grausamkeit erscheint, am Unschuldigen wie am Schuldigen straft? Bei solchen Fragen läßt sich selbst der Gedanke an einen allgemeinen Fehler in der Organisation dieser rothen Menschenrace nicht gänzlich abweisen; denn sie trägt, schon jetzt erkennbar, den Keim eines frühen Unterganges an sich. Unversöhnt mit den Menschen aus Osten und mit ihrem eigenen Schicksale, schwinden sie dahin; ja, fast scheint es, ihnen sey kein ander geistiges Leben beschieden, als das, unser schmerzliches Mitleiden hervorzurufen, als hätten sie nur die thatlose Bedeutung, unser Staunen über die lebendige Verwesung einer ganzen Menschenrace, der Bewohner eines großen Welttheils, zu erwecken. In der That, Gegenwart und Zukunft dieser rothen Menschen, welche nackt und heimathlos im eigenen Vaterlande umherirren, denn selbst die wohlwollendste Bruderliebe ein Vaterland zu geben verzweifelt: sie sind ein ungeheures, tragisches Geschick, größer denn je eines Dichters Gesang vor unsern Geist vorübergehen ließ. Eine ganze Menschheit stirbt vor den Augen der theilnehmenden Mitwelt; kein Ruf der Fürsten, der Philosophie, des Christenthums vermag ihren trotzig finstern Gang zu hemmen zu sicherer allgemeiner Auflösung."

Der Verfasser nimmt in der Zersetzung des südamerikanischen Urvolks zwei Momente an, einmal die Trennung eines zusammengehörigen Stammes in immer kleinere Parthien, sodann die Mischung dieser kleinen Parthien theils unter einander, theils mit Fremden. Dabei nimmt er ein beständiges Vermischen wie der Sprachen, so der Sitten an. Die Verschiedenheit der Sprachen so vieler kleiner Völkerschaften erklärt sich hauptsächlich aus dieser mannigfaltigen und unregelmäßigen Vermischung. Was die Sprachen betrifft, so hat sie Herr von Martius in einem zweiten, besondern Werke erörtert. „So hat sich denn, sagt er Seite 768, seit vielen Jahrhunderten jene unübersehbare Vermischung vollzogen, deren Resultat ein buntes Gewirre zahlloser Horden ist, die alle sich verwandt erscheinen vermöge einer annähernd gleich tiefen Cultur, während sie die mannigfaltigsten Rothwälsche sprechen. Mehrere der größeren Gemeinschaften, die sich, im Besitze verwandter Dialekte mit mehr oder weniger Leichtigkeit verständlich machen können, wie die Parecis (oder Poragi, Leute von Oben, auf den Wasserscheiden zwischen Paraguay und Amazonas), die Crens, Goyataeaz, Guck haben wir im Verlaufe unserer Darstellung als ein Volk oder als einen Stamm bezeichnet; aber über den historischen Grund, die gemeinsame Abstammung, fehlen uns jegliche Nachweise. In dieser seit unvordenklicher Zeit stets im Flusse befindlichen Menschheit lassen sich Völker oder Stämme extensiv nur durch ihren gemeinschaftlichen Aufenthaltsort feststellen, intensiv nur durch Inhalt und Charakter ihrer Sprache oder durch bedeutsam hervortretende Sitten und geistige Anschauungen. Aber nur schwach und unzureichend fließen alle diese Quellen, um aus ihnen die Stammtafel südamerikanischer Völker abzuleiten."

Ein glänzender Beweis für den Segen, den das Christenthum rohen Völkern bringt, war das Gedeihen der Missionen in Südamerika, so lange sie von der weltlichen Macht geduldet wurden. Wie schon vor siebzig Jahren Alexander von Humboldt auf seiner südamerikanischen Reise sich überzeugte, wie meisterhaft es die spanischen Mönche verstanden hatten, die wilden Indianer zu civilisiren und in friedlichen Gemeinden zu vereinigen, so sagt auch Herr von Martius hier Seite 552 das nämliche von den portugiesischen Missionen in Brasilien. Schon der portugiesische Minister Pombal in seinem kirchenfeindlichen Fanatismus vertrieb die frommen Seelenhirten und weltliche Civil- und Militärbehörden verscheuchten ihre Gemeinden. „Der Wechsel hat sich nicht vortheilhaft für die Indianer bewiesen, deren Naturell und Bedürfnissen die jesuitische Verwaltung am besten Rechnung zu tragen verstand." Indessen hat auch die Vermischung mit Europäern einen wohlthätigen Einfluß auf die Indianer in Brasilien geübt. „Dadurch wurde ein Mittelzustand herbeigeführt, den der unbefangene Menschenfreund nicht ohne Befriedigung betrachten kann. An den Küsten des Oceans, am untern Amazonas und Tocantins leben diese Mischlinge ein harmloses Leben, monoton ohne Bedürfnisse, aber auch ohne Sorgen. Ein kleines Stück Feld, das sie bebauen, Jagd, Fischerei und manchmal eine nur wenig entwickelte Industrie ernähren die kinderreiche Familie. Gesunde und glückliche Menschen wachsen hier heran."

Die in der Wildheit zurückgebliebenen Indianer sind nur zum Theil sanftmüthig, meist aber inhuman, ja es finden sich noch Kanibalen unter ihnen. Am bekanntesten sind die Botokuden mit ihrer Nacktheit, ihren häßlichen Mönchstonsuren und scheußlichen Mundpflöcken, die man in dem Reisewerk des Fürsten von Wied häufig abgebildet findet. Man darf es überhaupt als einen Charakterzug der amerikanischen Rothhäute in Vergleich mit der schwarzen Race in Afrika ansehen, daß die erstern mehr die edlen Theile des menschlichen Körpers zu entstellen, diese mehr die unedlen Theile auszuzeichnen lieben. Nichts kann häßlicher seyn, als jene Mundpflöcke der Botokuden oder Nasenringe, bunte Täto-

wirungen, die widerlichsten Arten des Haarschnitts und Kopfputzes der Wilden in Amerika; aber auch nichts lächerlicher, als die Ausschmückung der unedlen Glieder bei den Negern.

Bei den amerikanischen Indianern treten Grausamkeit und Wollust in ihrer scheußlichsten Entartung hervor, das erstere wohl noch mehr in Nordamerika. Herr von Martius schildert wahrhaft bestialische Orgien im Süden, (S. 410).

Einige Sittenzüge von besonders origineller Art wollen wir hier noch ausheben. Beim Stamme der Tuckis meldet sich der Freier, indem er nackt vom Kopf bis zu den Füßen bemalt und mit seiner Kriegskeule bewaffnet, einige Tage lang vor der Hütte seiner Angebeteten vorbeispaziert (S. 217). In Nicaragua halten die Jünglinge ein großes Festmahl und die Mädchen kommen herbei und jede holt sich den, den sie zum Manne haben will (S. 103). Bei den Guaygurus reden die Weiber eine andere Sprache als die Männer (S. 106). Die längst bekannte Sitte, daß sich, wenn die Frauen niederkommen, die Männer ins Bett legen, wird hier S. 588 bestätigt.

Sehr eigenthümlich ist der Glaube an den Kanaima oder unbekannten Feind, den jeder Mensch haben soll und dem Krankheit und Unglück zugeschrieben werden (S. 651). Im Grunde ist es der böse Genius der Alten, aber es steht ihm kein guter zur Seite. Schauerlich ist die Krankheit Pya-aiba, das s. g. böse Herz. „Nachdem der Indianer eine Zeitlang blaß, einsylbig, in sich gekehrt, mit verwirrtem stierem Blick umhergegangen, oder sich von aller Gemeinschaft zurückgezogen, bricht er plötzlich eines Abends nach Sonnenuntergang mit allen Zeichen unvernünftiger Wuth und blinder Mordlust hervor; er stürmt durch das Dorf, und jedermann, der ihm begegnet, ist seinen Anfällen ausgesetzt. Heulend läuft er den Orten zu, wo Menschen begraben liegen, wühlt den Boden auf, wirft sich nieder oder verliert sich willenlos in die Oede. Diese Krankheit wiederholt sich acht bis vierzehn Tage lang und endigt mit gänzlicher Erschöpfung oder geht in Fieber über. Man will sie gleichsam epidemisch und nicht blos bei Männern, sondern auch bei Weibern, vorzüglich nach lang fortgesetzter Liederlichkeit, Saufen, Tanzen und Aufregungen anderer Art bemerken. Die Indianer glauben, daß Verhexung daran Schuld sey."

Schön ist dagegen der Glauben an Unsterblichkeit, die ihnen der höchste Gott Tamoi (Großvater) gewähren soll. „Nach dem Tode, so glauben sie, erhebt sie Tamoi gegen Sonnenaufgang, vom Gipfel eines heiligen Baumes, den sie in der Nähe ihrer Wohnungen zu pflanzen pflegen. Dort genießen sie wiedererwacht, alle Freuden des Lebens." (S. 218). Dieser Glauben ist um so interessanter, als ein ähnlicher Glauben vielleicht auch einer altheidnischen Sitte in Europa zu Grunde liegt. Auch die keltischen, germanischen und slavischen Völker pflanzten heilige Bäume an ihre Wohnungen. Warum die Menschen überhaupt sterben, davon gibt der Stamm der Aroaquis in Brasilien folgende Erklärung. „Als Kururmany einst auf die Erde kam, um zu sehen, was die Menschen machten, waren diese so böse geworden, daß sie ihn umbringen wollten, weshalb er ihnen das fortdauernde Leben nahm, und es den Thieren, die sich häuten, z. B. den Schlangen und Eidechsen verlieh.'" (S. 696). Beim Volke der Jumanas in Brasilien herrscht der Gebrauch, die Knochen der Verstorbenen zu Kohle zu verbrennen, welche nachher die Familie bei Festen in berauschende Getränke mischt und trinkt, in der Meinung, die Seele des Verstorbenen gehe dann in sie über (S. 485).

Gelegentlich weist Herr von Martius nach, daß die angeblichen Amazonen, von denen der Amazonenstrom seinen Namen erhalten hat, niemals existirt haben, S. 729.

Deutsche Geschichte.

1) Die Kaiserurkunden der Provinz Westfalen 777—1313 kritisch, topographisch und historisch, nebst anderweitigen Documenten und Excursen von Archivrath Dr. Roger Wilmans. Erster Band. Münster, Fr. Regensberg, 1867.

Dieser erste Band enthält die Urkunden des karolingischen Zeitalters. Wer in das Urkundenwesen jener ältern Zeit nicht schon einigermaßen eingeweiht ist, begreift kaum, mit welchen Schwierigkeiten ein kritisches Studium in diesen Gebieten zu kämpfen hat. Erstens sind eine Menge Urkunden gar nicht echt, zweitens sind sie nicht immer treu copirt worden und drittens haben die bisherigen Herausgeber sich theils Nachlässigkeiten zu Schulden kommen lassen, theils unkritische Urtheile gefällt. Es ist also hier viel Spreu vom echten Korn hinwegzuräumen und der Verfasser verdient Dank für die große Mühe, die er sich im vorliegenden Werk gegeben hat.

Von allgemeinerem Interesse auch für das größere deutsche Publikum ist dieses zunächst nur der Fachwissenschaft angehörige Werk doch insofern, als es den Beweis liefert, wie vielfach die Urkunden verfälscht wur-

den. Man macht sich überhaupt keinen ganz klaren Begriff vom Mittelalter, wenn man nicht erwägt, welchen ungeheuern Einfluß damals das Schenkungs-, Vergebungs-, Belehnungs- und Verpfändungswesen hatte und wie viel um den Besitz gestritten wurde. Man hat uns Deutsche ein Rechtsvolk genannt und das waren wir auch von jeher. Schon in der alten Edda wird das Recht zwischen Asen und Vanen, Thursen und Alven, wie das der Menschen mit einer merkwürdigen Schärfe abgewogen und mit Eiden bekräftigt. Eben so findet sich in den ältesten germanischen Volksrechten der Werth aller Dinge, die dem einen durch den andern geschädigt oder geraubt werden können, aufs genaueste bestimmt. Bei Verletzungen des Körpers ist jedes Glied desselben abgeschätzt. In der christlichen Zeit handelte es sich vornämlich um den Besitzstand einerseits der Kirche, andrerseits der weltlichen Feudalherrn, worüber mannigfaltige Streitigkeiten ausbrachen. Man braucht dabei nicht an kleinliche Habgier zu denken. Es lag im Interesse der Reichseinheit und mithin der kaiserlichen Gewalt, die Kirche zu unterstützen und zu bereichern, namentlich mit Grundbesitz, mit Gerichtsbarkeit und mit bewaffneten Unterthanen zu versehen, um den partikularistischen Gelüsten der weltlichen Feudalen und Dynasten entgegenzuwirken. Deshalb mußten Bischöfe und Aebte eifersüchtig über ihrem Besitzstand wachen. Als allmälig die Bischöfe große Ländercomplexe besaßen und zum Theil darin die herzogliche Gewalt ausübten, fielen sie nicht selten weltlicher Gesinnung anheim und machten sogar, wenn sie einem Dynastengeschlecht angehörten, mit den andern Dynasten Complotte gegen Kaiser und Reich. Dann lag das Correctio in den Klöstern und wurde als solches auch von den Kaisern erkannt. Die Mönchsorden hingen fester an der Einheit der Kirche und des Reichs, wie die Bischöfe. Es lag also im kaiserlichen Interesse, auch ihnen großen Besitz und Immunität zu gewähren.

Deshalb nun besteht die große Mehrheit der alten Kaiserurkunden aus Schenkungsbriefen. Zum Beleg hier nur den Anfang des Urkundenverzeichnisses: 1. Karl der Große schenkt dem Kloster Fulda den Ort Hameln. 2. Eine Instruction desselben. 3. Derselbe gibt einem sächsischen Edeln seines Vaters Gut zurück. 4. Ludwig der Fromme gibt gleichfalls Güter zurück. 5. Derselbe ertheilt einem Kloster die Immunität. 6. Derselbe ertheilt sie dem Bisthum Paderborn. 7. Derselbe stiftet ein neues Kloster. 8. Ertheilt dem Kloster Corvey die Immunität u. s. f. Da auf solchen Schenkungsbriefen das Recht und der Besitzstand beruhten und große Vortheile davon abhingen, kam es in spätern Zeiten öfter vor, daß Urkunden geschmiedet und weit zurückdatirt wurden, um für gewisse neuere Ansprüche einen angeblich alten Rechtsboden zu schaffen. Das ist nicht immer blos aus gemeiner Habgier, sondern auch in der Nothwehr oder aus politischen Gründen geschehen. Genug es geschah und veranlaßte eine Menge Rechtsstreitigkeiten unter den betheiligten Parteien, wie noch jetzt gelehrte Streitigkeiten über die Echtheit oder Unechtheit der Urkunden, über die Motive, aus welchen gefälscht wurde, über Zeit und Umstände der Fälschung rc.

Der Besitzstand wurde noch verwickelter durch zeitweise Verpfändungen. So bildete in Westfalen der Streit über den Zehnten im Bisthum Osnabrück, der an das Kloster Corvey gekommen war, einen wichtigen Streit. So waren Besitzungen zwischen den Bisthümern Paderborn und Minden streitig. Auch zwischen Geistlichen und Laien kamen sehr gemischte Verhältnisse vor, indem die Uebertragungen ohne System wechselten.

Hier ein Beispiel aus der Zeit Ludwig des Deutschen: „Mit der Theilung von Mersen am 8. August 870 kam nun auch Wildeshausen unter das Scepter Ludwigs d. D. Eine unmittelbare Folge dieses Wechsels war es, daß Waltbert bei ihm die Immunität für das von ihm zu Wildeshausen, wo der h. Alexander körperlich ruhe, gegründete Kloster nachsuchte. Diese gewährte ihm König Ludwig durch eine am 20. October 874 zu Frankfurt ausgestellte Urkunde. Aber während in den andern Diplomen gleichen Inhalts die bewilligte Exemtion dahin normirt wird, daß es keinem Grafen und keiner andern Gerichtsperson zustehen solle, über die Leute des Klosters Recht zu sprechen und gegen sie die anderweitigen Functionen des Grafenamts auszuüben, nehmen wir hier eine auffallende Abweichung von der sonst feststehenden Regel wahr. Es wird darin der Graf Waltbert, also ein Laie, der wie wir sehen werden, verheirathet war und Kinder hatte, geradezu rector monasterii genannt und ihm und seinen Nachfolgern in dieser Würde die Ausübung des Grafenamts über die Stiftsleute übertragen. Ueber diese merkwürdige Einrichtung, die vielleicht eine Analogie von dem damals besonders im Westfrankenreiche vorkommenden Institut der Laienäbte seyn möchte, gibt uns die Dotationsurkunde Waltberts in Betreff des Stifts Wildeshausen selbst, vom 17. October 872, die beste Auskunft."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅚ Thaler.

Mittwoch, N° 3. 8. Januar 1868.

Länder- und Völkerkunde.

Die Völker der untern Donau und die orientalische Frage. Von Gustav Rasch. Breslau, J. U. Kern, 1867.

Eigentlich eine Reisebeschreibung des raschen Herrn Rasch. Wir sind ihm vor kurzem in Afrika begegnet, hier finden wir ihn an der untern Donau wieder. Seine Schilderungen betreffen die Natur, die Nationalitäten, die Sitten der Donauländer, er mischt aber auch politische Betrachtungen hinein.

Wir fahren mit ihm zuerst auf dem Dampfschiff von Wien aus nach Ungarn hinein. In Pesth verweilend findet er die Magyaren durchaus nicht revolutionär, vielmehr ziemlich conservativ, ärgert sich ein wenig über den exclusiven Adel und lobt Deak.

Wir folgen ihm nach Belgrad und gerathen hier noch mehr in die Politik. Der Verfasser bedauert mit Recht, daß die österreichische Regierung den Weg wieder verlassen hat, den einst der Prinz Eugenius einschlug, als er Belgrad eroberte und tief in Bosnien einfiel. Seit anderthalb Jahrhunderten hat Oesterreich seine Mission an der untern Donau versäumt. „Die Rumänen haben sich unter dem Schutze französischer und russischer Intervention befreit. Die Serben haben das Werk ihrer Befreiung allein durch eigene Kraft und durch eigene Tapferkeit vollbracht. Oesterreich hat seit mehr als hundert Jahren für die Befreiung der südslavischen Volksstämme nicht das Mindeste gethan. Im Gegentheil hat Oesterreich immer auf Seiten der Pforte gestanden. Als der serbische Held Czerny Georg 1813 sein Vaterland verlassen mußte, ließ ihn die österreichische Regierung verhaften und in den Kasematten einer österreichischen Festung einsperren. Als die Serben im Jahre 1833 in Belgrad eine Zeitung herausgaben, ward die Zeitung bis zum Jahre 1838 in Oesterreich verboten. Als Alexander Ypsilanti mit dem Aufstande in der Moldau und Wallachei gescheitert war und sich in Siebenbürgen eine Zufluchtsstätte suchte, wurde er bis zum Jahre 1829 in der Festung Munkacz eingesperrt. Im Jahre 1823 hat die österreichische Regierung den Philhellenen den Weg nach Griechenland versperrt und österreichische Kriegsschiffe führten den von den Griechen blockirten Festungen Lebensmittel zu. Bei dem letzten serbischen Regentenwechsel hat Oesterreich erklärt, daß dieser Regentenwechsel eine rein russische Frage sey. Und weshalb eine solche Erklärung? Weil der öffentliche Geist, weil das Freiheitsgefühl der Südslaven dem Wiener Cabinet gefährlicher erschien, als der russische Einfluß. Nun, Oesterreich hat durch diese verkehrte Politik seinen Einfluß in den Ländern der untern Donau auch selbst todt gemacht. Die unter türkischer Souveränetät und Suzeränetät stehenden südslavischen Völkerstämme geborchen russischem Einfluß, erwarten von Rußland ihre Befreiung. Alles, was seit 30 Jahren in der Moldau für freiheitliche Entwicklung, für Cultur, für Civilisation und Volksbildung geschehen ist, ist unter russischer Aegide vor sich gegangen. Die österreichische Regierung hat sich dagegen in Rumänien und Serbien seit den letzten 30 Jahren vollkommen unpopulär gemacht. Wie oft habe ich in Belgrad und in Bukarest die Aeußerung gehört: ‚Wenn es denn seyn muß, lieber eine russische oder türkische Invasion als eine österreichische. Von Oesterreich ist uns niemals etwas Gutes gekommen!‘ Die österreichische Intervention während der Jahre 1854—1857 ist noch allen Rumänen frisch im Gedächtniß. Durch die Ernennung eines deutschen Fürsten, des Prinzen Karl von Hohenzollern, zum Hospodaren von Rumänien, ist für eine deutsche Intervention im Orient eine Basis geschaffen. Deutschland ist dadurch die Möglichkeit gegeben, in der Lösung der so-

genannten orientalischen Frage an die Stelle Oesterreichs und Rußlands zu treten. Die Operationsbasis dieser deutschen Intervention würden Rumänien und Serbien seyn, während Serbien die Initiative zu ergreifen haben würde."

Herr Rasch will da den Geschicken vorgreifen. Oesterreich ist ja noch da und über Oesterreich weg kann Deutschland nicht so geschwind greifen. Herr Rasch hat noch eine andere Combination versucht, indem er schon am Schluß der Vorrede sagt: „Die Bulgaren, die Bosnier, die Bewohner der südlichen Abhänge des Balkan sind sämmtlich zum Aufstande bereit. Ein Stoß Serbiens auf das Herz der Türkei, und alle noch heute von der Türkei zur Schande Europas unterworfenen südslavischen und griechischen Stämme sind frei. Dieser Stoß Serbiens auf das Herz der Türkei ist die sogenannte Lösung der orientalischen Frage. Es ist jetzt an der Zeit. In diesem Sinne widme ich dieses Buch dem tapfern und demokratischen Serbischen Volke." An einer andern Stelle S. 94 heißt es: „‚Conföderation der südslavischen Stämme' ist das Programm des ‚Widovan', des gelesensten Blattes in Serbien, Conföderation der Serben, Bosnier, Bulgaren und Kroaten. Serbien ist im Stande, ganz allein dieses Programm zur Wahrheit zu machen, wenn man dem jungen, aufblühenden und freiheitlichen Lande nur freie Hand läßt." Der Verfasser vergißt, daß eine solche Erhebung Serbiens entweder nur auf russischen Antrieb erfolgen oder doch nur zu russischen Zwecken ausgebeutet werden würde.

Herr Rasch ist sehr günstig eingenommen für die Serben. „Bei den Südslaven sind die Fehler der Griechen und Wallachen nicht zu finden; sie sind weit weniger demoralisirt, wie die letzteren. Bei allen von den Türken unterjochten südslavischen Stämmen, sogar bei den Bosniaken, welche sich zum Islam bekehrt haben, hat das demokratische Element immer vorgeherrscht, sie haben immer in einer freien Gemeindeverfassung gelebt. Darin ist auch der Grund zu suchen, daß sie sich ihre Nationalität weit treuer bewahrt haben, wie die Griechen und die Rumänen. In Bulgarien sowohl wie in Serbien glaubt jeder Bauer sich berechtigt, gleichen Theil an der Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten nehmen zu dürfen. Major Mischa war nichts anderes als ein Bauer, sowie Milosch ein Bauer war. In allen auf der rechten Seite der untern Donau belegenen Ländern existirt kein Adel, wie in den Ländern an der linken Seite der Donau. In Bosnien, in Serbien, in Bulgarien ist das demokratische Bewußtseyn der allgemeinen Gleichheit zur andern Natur geworden. Verleitet durch die Aufschrift des mir in Pesth mitgegebenen Empfehlungsbriefes, nannte ich den Oberhofmeister des Fürsten von Serbien einmal in der Anrede ‚Herr Baron.' — ‚Sie sind im Irrthum,' erwiderte er mir, ‚ich bin nicht Baron. Auf dem rechten Ufer der untern Donau gibt es keinen Adel. Auch der Fürst von Serbien ist nicht adelig; er heißt wie jeder Serbe ‚Herr', ‚Herr Michael Obrenovits.' Er ist der einzige Mann in Serbien, der einen Titel führt, indem er so lange er Fürst ist, ‚Durchlaucht' angeredet wird. Er verliert ihn, sobald er nicht mehr Fürst ist.' Der reiche Slave lebt in der europäischen Türkei, wie die Türken selbst, mit und unter dem Volke; er trägt seine Nationalkleidung und hat dieselben Sitten. Der reiche Slave in der Türkei denkt nicht, wie der wallachische Bojar, daß er schon deshalb Europäer ist, weil er Glacéhandschuhe trägt, weil er galonirte Bedienten hat und in einer prächtigen Equipage fährt; er läßt sich von diesem Schimmer oberflächlicher Civilisation nicht blenden, sondern er sucht sich, wenn er auch noch in seinen Kleidern dem Orientalen gleicht, innerlich heranzubilden und sich die Kenntnisse zu erwerben, welche der gebildete Europäer sich erworben hat. Ich habe in Belgrad und in Rustschuck weit mehr gebildete Männer angetroffen, als in Bukarest, wenn sie auch in ihrem Aeußeren den Orientalen glichen. Es finden sich auch in Bulgarien und in Serbien weit mehr Volksschulen, wie in der Moldau und in der Wallachei."

In Belgrad machte der Verfasser noch einen Besuch beim türkischen Pascha, dann besuchte er die berühmten Herkulesbäder, fuhr durch das eiserne Thor und kam in die Wallachei, das Land der Contraste. „Die Wohnungen der Mehrzahl des Volkes in der Wallachei sind ja die ärmlichsten in Europa. Den ganzen Hausrath machen ein paar Kessel und Töpfe, einige hölzerne Tische und Schemel aus. Betten findet man bei den wallachischen Bauern selten. In seinen Schafpelz gehüllt, schläft der Bauer auf der Erde, in heißen Nächten auch unter der, durch das von Holzpfeilern gestützte, vorspringende Dach gebildeten natürlichen Veranda; den Luxus eines hölzernen Fußboden kennen die wenigsten Häuser. Aber der wallachische Bauer contrastirt doch merkwürdig mit andern europäischen Bauern! Er ist außerordentlich reinlich, und selbst bei der größten Armuth wird das aus Flechtwerk und Erde zusammengebackene Haus äußerst reinlich gehalten. Mäßigkeit und Nüchternheit, Arbeitsamkeit und Reinlichkeit sind Hauptvorzüge seines Charakters. Er ist der Repräsentant der politischen Zukunft des rumänischen Volkes." In der Hauptstadt Bukarest contrastirt die Armuth und das barbarische Element auf die merkwürdigste Weise mit dem Reichthum und europäischen Luxus. Der Verfasser besuchte ein

großes Kloster, welches sich Fürst Kusa zur Sommerresidenz ausersehen hatte. „Dort in der Ecke braune spitze Zelte, in der Form der Araberzelte, wie ich sie in Afrika sah, flackernde Feuer, um welche braune, halbnackte Gestalten, in Lumpen gekleidet, lagern, ein ganz orientalisches Bild! Es ist eine Zigeunerhorde, welche auf ihrem Nomadenzuge hier Rast macht, und sich ihre Mittagsmahlzeit bereitet. Die meisten Zigeuner leben in der Wallachei im Kreise von Bukarest. Ihre Gesammtzahl wird fast 200,000 Seelen betragen. So weit sie dem Staate gehörten, sind sie frei gelassen und in die Zahl der kopfsteuerpflichtigen Bauern aufgenommen, nicht so die Zigeuner, welche den Bojaren und den Klöstern gehören. Sie sind noch heute Sclaven. Eine Zigeunerhorde lagernd im Lustschlosse des Fürsten, welcher Contrast nach europäischen Begriffen! Hier stört sie niemand, und wenn sie den Hof von Cotroceni wochenlang zu ihrem Lagerplatz ausersehen sollten. Nach einer halben Stunde rollt der Wagen durch eine Vorstadt von Bukarest. Der großartige Anblick, den die rumänische Hauptstadt von der Terasse des Klosters bot, ist hier auf einmal verschwunden. Von einem Straßenpflaster ist keine Rede. Der Boden ist so eben, daß nur die Achse eines Bukarester Fiakers die Stöße aushalten kann, ohne zu zerbrechen. Tiefe Pfützen, welche zuweilen die Breite der ganzen Straße einnehmen, würden dieselbe für jeden Fußgänger unpassirbar machen. In den Städten des südlichen Ungarn, in Szegedin, in Debreczin, in Arad, welche auch nur theilweise oder gar nicht gepflastert sind, hat man deshalb hie und da die breiten Gassen durch starke hölzerne Bohlen, welche auf Klötzen ruhen, überbrückt, um es dem Fußgänger möglich zu machen, von der einen Seite derselben zur andern zu gelangen; in Bukarest ist auch nicht einmal diese Vorsorge getroffen; wer kein Geld hat, um einen Wagen zu bezahlen, zieht große Wasserstiefeln an, um mit ihrer Hülfe Schmutz und Pfützen zu überwinden, oder auch darin stecken zu bleiben. Und wenn man nicht in Schmutz stecken bleibt, so kann man im Staube ersticken. Von Thoren, von Wällen, von Mauern ist keine Rede; ohne Prolog beginnt die Vorstadt mit einigen Baracken und Trümmerresten und endigt ohne Epilog wieder ebenso auf einer andern Seite der Stadt, welche vielleicht einen doppelt so großen Flächeninhalt bedeckt, wie Berlin, und doch nur 160,000 Einwohner zählt, von denen ungefähr 30,000 Deutsche sind."

In derselben Stadt Bukarest wird die größte Eleganz entfaltet. „Abends um 7 Uhr bietet die Straße Podu mogoschen einen glänzenden Anblick. Es ist die Stunde, wo die vornehme Welt sich ein Rendezvous auf der ‚Chaussee' im Kisselewpark gibt. Prächtige Equipagen, wie man sie nur in Wien, in Paris, in Berlin, in London sieht, bespannt mit Racepferden, bilden vom Opernhause bis zu der Barrière eine lange glänzende Reihe. Sie fahren sämmtlich nach der ‚Chaussee', dem Hydepark, dem Longchamps, dem Bois de Boulogne von Bukarest. Nehmen wir einen Fiaker und fahren wir auch hinaus. Einige hundert Schritt vor der Barrière Podu mogoschen beginnt ein Park, der ungefähr den Durchschnitt von einer halben Stunde haben mag und jeder europäischen Hauptstadt zur Zierde gereichen würde. Graf Kisselew, dessen ich schon mehrfach erwähnte, war auch der Schöpfer dieser schönen Anlage. Alleen und Gruppen schattiger Bäume, herrliche Rasenplätze, dichte Bosquets mit einsamen Spaziergängen, geschmackvolle Springbrunnen mit plätschernden Wasserstrahlen, bunte Blumenparterres und orientalische Kioske bilden ein dem Auge sehr wohlthuendes Ensemble. Wer um diese Zeit nach Bukarest kommt, muß glauben, in eine Großstadt des Occidents einzufahren, und kann nicht ahnen, daß Bukarest nichts ist, als ein unendlich großes Dorf."

Hier in Bukarest fand der Verfasser eine merkwürdige Feier des Allerseelenfestes. „Mit dem Markt ist zugleich das Fest verbunden, was wir in Europa den ‚Tag aller Seelen' nennen. ‚Mosi' bedeutet in der rumänischen Sprache ‚Voreltern'. Deshalb der Name des Nationalfestes, den man in Bukarest in ‚Mosch' abzukürzen pflegt. Die griechische Kirche feiert, alten Gebräuchen folgend, das Fest der Todten im Frühjahr, während wir im Abendlande dazu den düstern Tag des 2. November gewählt haben. Ende Mai belegt man in den Bukarester Familien den Tisch mit so viel Gedecken, als Familienmitglieder verstorben sind. Ein Priester kommt, um den so gedeckten Tisch einzusegnen, und die Verwandten, welche schweigend und gedankenvoll sich rund um die Tafel aufstellen, sind überzeugt, daß die Seelen der Verstorbenen wirklich bei dieser stillen Feier gegenwärtig sind. Nachher werden die gefüllten Schüsseln vom Tisch genommen und unter die Armen vertheilt. Die öffentliche Feier des Allerseelentages auf Tergu de Afare ist deshalb auch gewöhnlich sehr prächtig. Der Fürst ist gehalten, sie in Person zu eröffnen. Ist er von der Hauptstadt abwesend, so muß er zurückkommen, um seiner Pflicht zu genügen. Ist die Rückkehr unmöglich, so wird er durch den ersten Würdenträger des Staates vertreten."

Die Wallachei ist reich von der Natur gesegnet, aber von der Cultur noch kaum berührt. „Das Holz ist theuer, trotzdem, daß es in Ueberfluß vorhanden ist, und daß, wie gesagt, die Abhänge der Karpathen mit Wäl-

dern bedeckt sind, in deren Schatten noch niemals der Ton einer Art erklungen ist. Und weshalb diese Contraste? Weil man keine Straßen baut, um es in die Ebene zu schaffen, und weil man die Flüsse nicht schiffbar macht, auf denen es abwärts geführt werden könnte. Ueberhaupt ist trotz des Ueberflusses an Wild, an Fleisch, an Fischen, an Getreide, das Leben in den Donaufürstenthümern theuer, Brod und Fleisch sind von nichts weniger als guter Beschaffenheit, Bäckerei und Schlächterei befinden sich noch in der Kindheit. Trotz der durch die Natur selbst geschaffenen Nivellirung des Bodens gibt es nur einzelne Straßenrouten, welche die Hauptorte des Landes mit einander verbinden, wie Giurgewo mit Bukarest, Jassy mit Galatz; von Gemeindewegen ist eben so wenig die Rede, wie von Brücken und von Eisenbahnen. Obschon Ueberfluß an Rohstoffen aller Art vorhanden ist, gibt es weder Fabriken noch Manufakturen. Wolle, Häute, Felle, Hanf wird massenweise in den Donauhäfen ausgeführt, um in jeder Art und Weise verarbeitet, wieder in das Land zurückzukehren. Tücher, Schuhzeug, Mobiliar, Wagen, Pferdegeschirr, Leinwand, Wäsche, Kleider, alles wird aus Paris, aus Leipzig, aus Wien bezogen; mit Ausnahme weniger Ateliers und Putzläden in Bukarest besorgen Pariser und Wiener Schneider und Modistinnen alles, was die vornehme Damenwelt an Toilettgegenständen bedarf. Contraste, wohin man geht und wohin das Auge blickt!"

Gelegentlich erwähnt Herr Rasch auch die gänzliche Vernachlässigung der Donaumündungen. „Trotz ihres großen Flußgebietes und trotz ihres langen Laufes, in dem sie die Hauptwasserstraße so vieler Länder bildet, wird die Donau bei weitem weniger benutzt als der Rhein. Von Wien abwärts ist ihr Lauf noch nirgends regulirt; die unter ihrem Wasserspiegel in der ‚Clissura' und am ‚eisernen Thore' befindlichen Riffe und Felsen machen die Fahrt an dieser Stelle sogar gefährlich, und die ‚Sulinamündungen' sind höchst gefahrvoll für die Schifffahrt. Bei Stürmen, welche bekanntlich auf dem schwarzen Meere häufig sind, schwebt jedes Schiff, welches in die Donau einlaufen will, in Gefahr, unterzugehen, weil es den Schiffern an jedem erhabenen Punkte fehlt, nach welchem sie die Richtung bestimmen können. Die einzigen, etwas erhabenen Punkte sind die etwa vor Anker liegenden Schiffe, oder die wenigen niedrigen Häuser der kleinen Stadt Sulina. Zwei Tonnen zeigen das Fahrwasser an, welche in der Mitte des Decembers weggenommen und nach beendetem Eisgang der Donau wieder hergestellt werden. Sobald ein Schiff an der Mündung der vor dem Ausflusse befindlichen Sandbank sich zeigt, sendet der russische Hafenkapitän dem Schiff ein Boot entgegen, welches mittelst einer rothen Flagge das Fahrwasser anzeigt. Da sich das Fahrwasser aber häufig ändert, so müssen die zu tief gehenden Schiffe oft Tage lang harren, ehe sie in Lichterschiffe umladen können; wenn dies aber das Wetter nicht gestattet, müssen sie wieder die hohe See suchen."

Seinen Rückweg nahm der Verfasser über Siebenbürgen. Hier im Sachsenlande fand er sich wie in seiner westphälischen Heimath, ist aber nicht ganz zufrieden damit, daß diese Siebenbürger Sachsen keine Demokraten sind, wie die Serben, sondern es mit Oesterreich halten. Herr Rasch besuchte noch Temeswar, die moderne Hauptstadt des Banats, und Szegedin, die Pußtenstadt. „Szegedin hat ein sehr großes Weichbild, einen ‚Hatar', welcher mehr als 12 Quadratmeilen umfaßt. Im Hatar liegen keine ackerbauende Dörfer, sondern das ganze Land gehört theils der Commune, theils den einzelnen Bürgern der Stadt. Es ist in viele kleine und große ‚Pußten' abgetheilt und jede Pußte wird von einem Bürger bebaut, der in der Mitte seiner Pußte ein einsames Landhaus hat, dort Viehzucht und Ackerbau treibt und dann im Herbst mit seinen Wintervorräthen in die Stadt zieht, um davon zu leben und nebenbei ein Gewerbe zu treiben. Szegedin und andere Pußtenstädte, wie beispielsweise Debreczin, sind also eigentlich nur temporäre Aufenthaltsorte für den Winter."

So gewähren denn diese Reisebilder mannigfache Unterhaltung und Belehrung, auch für solche Leser, welchen die politische Combination des Herrn Rasch in die Irre zu führen scheinen. Soll dem übermächtigen Rußland das Donauthal versperrt bleiben, so kann ihm der Riegel nur durch eine große europäische Bewegung, wie 1854, vorgeschoben werden. Wenn mehr erreicht werden sollte, als im Frieden von Paris 1856 erreicht worden ist, so müßte Oesterreich den Westmächten noch gewichtigern und ausdauerndern Beistand leisten, als 1854, und müßte, um das zu können, mit Preußen verbunden seyn, dem sich dann auch Schweden anschließen würde. Das deutsche Nationalinteresse müßte dabei natürlicherweise in den Vordergrund gestellt werden, denn umsonst würden die deutschen Mächte, blos zu Gunsten der westmächtlichen Politik, die schwerste Last eines Krieges mit Rußland nicht übernehmen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1²/₃ Thaler.

Sonnabend, № 4. 11. Januar 1868.

Kriegsgeschichte.

Die königl. sächsische Armee im deutschen Feldzuge von 1866. Erlebnisse dem deutschen Volke wahrheitsgetreu erzählt von mehreren Offizieren. Leipzig, Carl Minde.

Unter den vielen Kriegsgeschichten, welche der Büchermarkt gebracht hat, verdient die vorliegende ein gutes Lob, weil sie nicht nur in ehrlich deutscher Gesinnung geschrieben ist, sondern auch eine Menge Einzelheiten enthält, die uns lebendig in das Kriegsgetümmel hineinblicken lassen. Unbekümmert darum, daß sie auf österreichischer Seite fechten mußten, freuen sich die Verfasser zwar der schönen und von ihren Feinden selbst anerkannten Leistungen der sächsischen Truppen, gestehen aber offen ein, daß Preußen die bessere Sache vertrat, nämlich die der deutschen Nation. „In dem großen Entwicklungsprozesse der deutschen Nation, der seit Jahrhunderten daran arbeitet, unserem nach Stämmen zerklüfteten und unter zahllose Herrschaften zerrissenen Vaterlande durch eine einheitliche Gestaltung endlich die Weltbedeutung und Machtstellung zu verleihen, welche ihm durch seine geographische Lage und politische Stellung, wie durch seine Culturstufe gebührt; in diesem großen Entwicklungsprozesse ist endlich einmal wieder ein bedeutungsvoller Schritt geschehen. Indem Veraltetes, Unhaltbares, Unwürdiges nach seinem Verdienst morsch in Trümmer ging, und aus den Trümmern phönixgleich der neugestaltende Genius der Nation stieg, um endlich wieder ein neues Glied zu dem Einheitsbau zu fügen, dessen Vollendung des deutschen Volkes, ja, aller deutschen Stämme heiße Sehnsucht und gemeinsames Ideal ist: indem die große That geschah, deren Segnungen wir jetzt, nach wiederhergestelltem Frieden, zu fühlen und zu würdigen anfangen, forderte sie das theuerste Opfer von dem Vaterlande, das Blut seiner Söhne. Ja, eine furchtbare Nemesis brach an für die versäumten Thaten verträumter Jahrhunderte: im Bruderkriege mußte Deutschland mit dem eigenen Blute dafür büßen. Doch, jetzt ist es geschehen, das Opfer ist gebracht und der schuldige Zoll der Thränen dem Elende geweiht, das es mit sich brachte; der Frieden ist wieder hergestellt, welcher endlich den größten Theil des Vaterlandes im festen Bündniß zu einem machtvollen Ganzen vereinigt, und wir dürfen nicht mehr rückwärts blicken auf die Summe der Kosten, wir müssen vorwärts blicken und zur Wacht stehen an dem weiter sich entwickelnden Werke, welches uns und dem ganzen Vaterlande zum Segen gedeihen soll.“

Im Eingange wird noch die Theilnahme der sächsischen Truppen am dänischen Kriege von 1864 erörtert. Schon damals hätten die Mittelstaaten begreifen sollen, daß das Interesse und die Ehre der deutschen Nation gegen den dänischen Uebermuth dauerhaft nur durch Concentration der deutschen Waffen in einem großen Einheitsstaate gesichert werden konnten, und durch nichts weniger, als durch die fortgesetzte Kleinstaaterei. Sie hätten einsehen sollen, daß die Weltgeschichte für sie keine dankbaren Rollen mehr aufgespart hat. Wenn das Meer hoch und höher geht, fliegen die kleinen Kähne seitwärts und nur die großen Linienschiffe sind brauchbar. Hätte Herr von Beust diese Wahrheit erkannt, so würde er nicht übermüthig sein Kähnlein zwischen die großen Linienschiffe haben eindrängen wollen.

Es war eine traurige Verblendung, daß Herr von Beust sich in ein Bündniß undeutscher Interessen gegen das wahre deutsche Nationalinteresse einließ und gleich von vornherein das seiner Sorge anvertraute Sachsenland dem Feinde preisgab. Die durchaus berechtigten Februarforderungen Preußens, die dem allgemeinen deut-

schen Interesse entsprachen, zurückzuweisen, war eben so unklug, als sich durch den Kriegsfall einem Verlust aller der Vortheile auszusetzen, welche das industrielle Sachsen bisher im Zollverein genossen hatte. Die sächsische Bevölkerung ist der preußischen, dem Stammcharakter, der Confession, der Sitte und Bildung nach am nächsten verwandt, wogegen ihr die böhmischen Nachbarn von jeher wildfremd und unfreundlich gesinnt waren. Wenn die sächsische Regierung nicht neutral bleiben konnte, so mußte sie sich an Preußen anschließen, weil dessen Bevölkerung der sächsischen in jeder Beziehung homogen war und in den wichtigsten Interessen mit ihr harmonirte. Inzwischen zog es Herr von Beust vor, das ganze Sachsenland schutzlos im Stich zu lassen und einen übermüthigen Feldzug, zu dem ein sächsischer Minister auch nicht die geringste Raison hatte, im Krebsgange zu beginnen.

Das vorliegende Buch erzählt mit vieler Gemüthlichkeit, wie die sächsischen Truppen trefflich ausgerüstet und concentrirt worden seyen und wie sie fröhlich und guter Dinge auf die Oesterreicher gewartet hätten, in der Meinung, diese würden mit ungeheurer Macht im raschen Siegeslauf mit ihnen nach Berlin ziehen. Als die Oesterreicher nicht kamen, stutzte man ein wenig, vertraute aber immer noch auf irgend welchen unbekannten genialen Plan des Oberfeldherrn. Nur die Bauern machten betrübte Gesichter, als sie ihre Landeskinder vorbei marschiren sahen, nicht vorwärts gegen Preußen, sondern rückwärts, schon auf der Flucht vor den Preußen. Des unsinnigen Abbruchs der Brücken wird nicht näher gedacht, dagegen erhalten wir eine malerische Schilderung der großen Flucht aller sächsischen Lokomotiven und Eisenbahnwagen. „In Zwickau hatte man am 18. doch auch die durch Besetzung der Werdauer Curve von Leipzig aus drohende Gefahr ernstlich ins Auge gefaßt, und noch in der Nacht vom 18. zum 19. begann die Flucht. Ein furchtbarer Zug, neunzehn Lokomotiven mit mehreren hundert Wagen, machte den Anfang. In endloser Reihe brauste er den Schienenweg dahin, ohne Aufenthalt nach Reichen i. V. zu. Die berühmte Gölzschthalbrücke, über welche sonst, in einer Höhe, die wenige Thürme Deutschlands erreichen und mehr als tausend Schritte breit, die Bahnzüge in gemilderter Eile, ruhig, vorsichtig fahren, ward von diesem Riesenzuge in voller Schnelle durchbraust, daß den Bewohnern des Gölzschthals angst und bange dabei wurde. Aber der Riesenzug darf sich nicht aufhalten, denn andere flüchtige Züge folgen in der Ahnung der nahen Gefahr und brausen wenige Minuten später wildschnaubend über denselben Abgrund, welchen die Gölzschthalbrücke überspannt. In Werdau, hinter welchen die fliehenden Zwickauer Züge an der Werdauer Curve in die Hauptbahn einbiegen, langte unterdeß der in Altenburg gestohlene Postzug wieder an und alarmirte auch hier mit der Schreckenskunde von der Nähe und Verfolgung der Feinde. Sofort begann auch hier die Flucht und 25 Lokomotiven mit Hunderten von Wagen stürmten aus dem Bahnhof, die letzte Lokomotive in demselben Augenblicke, als auf der andern Seite die den preußischen Verfolgern voraneilende Maschine sichtbar wurde. An der Werdauer Curve trafen die fliehenden Werdauer Züge mit den noch immer aus Zwickau herüberfliehenden Wagenreihen zusammen, und so brausten dieselben jetzt, gleich einem höllischen Ungewitter, auf beiden Geleisen zugleich nach Reichenbach zu. Auf beiden Geleisen zugleich stürmten die fliehenden Riesenzüge im schnellsten Rasen über die Gölzschthalbrücke, daß sie in ihren Fugen erbebte und die Leben der braven Männer, welche diesen Wettlauf veranstalteten, um ihrem Lande Millionen zu retten, an einem Haare schwebten.“

Rührend ist folgender Zug. Hellendorf war der letzte Ort in Sachsen, den die sächsischen Truppen passirten, ehe sie die böhmische Grenze überschritten. „In Hellendorf hatte Se. Majestät, König Johann, übernachtet, und erwartete die Truppen an der Spitze seiner Suite, um dieselben auf sächsischem Boden noch einmal vor sich defiliren zu lassen. Nicht endenwollende Hurrahs begrüßten den greisen Kriegsherrn, der sich nach beendigtem Vorbeimarsch der Truppen an die Spitze derselben begab, um sich so der Landesgrenze zu nähern. Als dieselbe erreicht worden war, bog der König allein, ohne jede Begleitung, in ein daselbst angelegtes Rundtheil ein und hielt hier eine kurze Zeit an. Der greise Monarch erschien in brünstiges Gebet versunken und ein wehmüthiger Ausdruck überzog sein Angesicht in dieser schweren Scheidestunde; derselbe verlor sich jedoch bald wieder und er kehrte entschlossen und festen Ausdrucks zu seinem Gefolge zurück.“

Da die Preußen rasch nachrückten, kam es bald zu Gefechten. Die Sachsen bereiteten sich am 27. Juni zum ersten Kampfe vor. „Hier müssen wir eines unter den Soldaten herrschenden Aberglaubens gedenken, der ziemlich originell ist, aber auch etwas sehr Bezeichnendes hat. Beim Antreten der Mannschaften wurden eine große Anzahl Kartenblätter auf dem Boden verstreut gefunden. Der alte Glaube besagt, daß den die Kugel träfe, welcher Kartenblätter bei sich führe. Am Morgen des Gefechts entledigten sich also die Soldaten derselben, um an den sonst mit in das Feld getragenen Unterhal-

tungsmitteln nicht einen schlimmen Talisman mit sich herumzuführen."

Bittere Erfahrungen machten die Sachsen beim Durchmarsch durch Böhmen am dortigen Landvolk. Obgleich sie als Bundesgenossen Oesterreichs kamen, empfing man sie doch überall mit Mißtrauen und Groll, verhehlte jeden Vorrath vor ihnen und zwang sie, sich endlich mit Gewalt zu nehmen, was ihren Hunger stillen konnte. Gegen die Preußen erlaubten sich die Czechen die ärgsten Greuel, natürlich nur gegen Verwundete und Wehrlose. „Daß die Truppen nur verschüttete und verderbene Brunnen fanden, so daß ihnen die Wasserfässer meilenweit nachgefahren werden mußten, war bereits gewöhnlich geworden. Dinge aber wie die, daß ein Wirth 40—50 preußische Soldaten, um Schnaps zu holen, in einen Keller lockte und als sie darin sich befanden, ein an der Thür liegendes Faß mit Spiritus anzündete, so daß die Soldaten plötzlich von Flammen umgeben waren; daß ein Anderer den Soldaten Schnaps mit Scheidewasser zu trinken gab; daß ganze Familien als Hyänen der Menschheit raubend, plündernd, tödtend und gröbste Scheusal gegen wehrlose Verwundete übend, über die Schlachtfelder marodirten; daß Scheusale von Weibern mit eisernen Häkchen den Verwundeten die Augen ausbohrten —: alle solche leider geschehene Dinge gehören in das Reich einer Bestialität, die schwer zu beklagen bleibt."

Bei diesem Anlaß werden einige gute Bemerkungen über die Truppenverpflegung bei raschem Vorgehen der Armeen gemacht. „Das Vertheilen der Lebensmittel vom Wagen herab und aus der Verpackung kann erfahrungsmäßig nicht unter 1½—2 Stunden beschafft werden; ehe das Essen fertig wird, vergehen, vorausgesetzt daß nicht länger kochende Hülsenfrüchte vertheilt wurden, noch 2 Stunden; dann erst kann gegessen werden, und der Morgen mit dem neuen Tagewerk ist da, ehe nur recht an Schlafen gedacht werden kann. Dieser Lauf der Dinge ist aber immer noch der günstige, von dem Umstande abhängige, daß die Wagen wirklich zur rechten Zeit, mit den Truppen zugleich, im Bivouak oder Quartier eintreffen und nicht, wie wir ja bereits in unsern Schilderungen mehrmals erlebten, zwei bis drei Stunden später, als die Truppen — oder möglicherweise gar nicht. — Ein und eine halbe Stunde nach dem Einrücken in das Bivouak muß Termin für das Abspeisen seyn, und dieses zu erreichen bleibt die noch ungelöste Aufgabe der Verpflegungskunst im Felde. Um sie zu lösen, muß der Grundsatz Annahme finden, daß die Feldkost ihren Platz im Tornister erhält. Platz dazu muß und wird sich finden: das Tornister muß nur nicht parademäßig für den Gamaschendienst, sondern nach dem Nützlichkeitsprinzip: das Nothwendigste voran, ausgestattet und gefüllt werden. Es wird jedem einleuchten, daß das dritte Hemd, das zweite Paar Beinkleider und nöthigenfalls auch das zweite Paar Stiefeln dem Soldaten augenblicklich jedesmal minder nöthig sind, als die Nahrungsmittel, daß jene Alle eher als Letztere ihren Platz auf den Wagencolonnen finden können, ohne nur im entferntesten durch ihr Ausbleiben das Unglück zu stiften, welches das Ausbleiben der Verpflegung anrichtet." Hier hätte erwähnt werden dürfen, daß das österreichische Fußvolk in diesem Feldzug sogar neue Tuchuniformen hat mitschleppen müssen, in denen es beim Einzug in Berlin hätte paradiren sollen, — während die armen Leute im Felde hungern mußten.

Hier ein Curiosum aus der Gegend von Gitschin. „Im Laufe des Vormittags wurde ein des Spionirens verdächtiger Windmüller eingebracht, der in der auffallendsten Weise und ohne praktische Gründe seine Mühle bald so bald anders herumgedreht und zugleich die Flügel derselben in verdächtige Lagen gebracht hatte. Es blieb nicht zu zweifeln, daß er durch diese Manövers den Preußen Zeichen über die Stellungen der diesseitigen Truppen hatte geben wollen."

Vor Gitschin ereignete sich ein tragisches Versehen. „Dreimal ging die sächsische Infanterie selbst zum Angriff vor, wurde aber nicht nur durch das mörderische Zündnadelfeuer der Preußen und deren Geschützsalven zurückgetrieben, sondern kam auch von der rechten Seite her in das Artilleriefeuer der Oesterreicher. Letztere wurden jedenfalls durch die rothen Aufschläge der Uniformen und rothen Streifen an den Mützen verführt, die Sachsen für Preußen anzusehen. Dieses infernalische Kreuzfeuer übte eine vernichtende Wirkung aus, die wie ein Hagelschlag in die sächsischen Reihen einschlug und ganze Züge der Braven niederstreckte. Vergeblich versuchte es ein Adjutant, zu Pferde zu den Oesterreichern vorzudringen, um dieselben über ihren Irrthum aufzuklären, denn er stürzte von mehreren Kugeln getroffen todt zur Erde — und weiter wüthete das Verderben kreuzweis hereinbrechend unter den Braven. Endlich gelang es einem Major, der den Opfertod seines Vorgängers nicht scheute, mit dem weißen Tuche in der Hand die mit Kugelschauern übergossene Fläche zu durchreiten und den Oesterreichern zuzurufen: ‚Um Gottes willen schießt nicht auf uns, wir sind ja Sachsen!' Dieses traurige Mißverständniß war für die Sachsen von schlimmen, entsetzlichen Folgen. Es ist sicher, daß die österreichischen Kugeln in den Reihen der Bundesgenossen einen viel größern Schaden anrich-

teten, als die preußischen. Die 1. sächsische Brigade erlitt durch diesen Zwischenfall besonders große Verluste, die Todten lagen reihenweis, aber in Reihe und Glied wie sie gestanden hatten, in den Sand gestreckt, und namentlich war auch der Verlust an Offizieren hier ein sehr bedeutender. Der tapfere Oberst von Borberg, welcher voll Heldenmuthes nie aus der vordersten Linie der Kämpfenden gewichen war und durch Wort und Beispiel die Seinigen anfeuerte, fiel von mehreren Kugeln durchbohrt. Von den Sachsen war besonders das 3. Reiterregiment zum harten Angriff gekommen. Dieses verlor auch viele Todte und Verwundete. Leider hatte es auch das Unglück, einen tapfern Offizier, den verwundeten Rittmeister von Fabrice mit dreißig andern Verwundeten, auf eine entsetzliche Weise zu verlieren. Dieselben waren von den Ihrigen an der Straße nach Gitschin in eine Scheune gebracht und daselbst vorsorglich auf Stroh gebettet worden — die Scheune gerieth in der Hitze des Kampfes in Brand und die Unglücklichen verbrannten in derselben, ohne daß Rettung möglich war."

Vom nächtlichen Kampf in Gitschin wird hier weniger erzählt, als wir erwartet hätten. Dagegen wird sehr ausführlich der Antheil der sächsischen Truppen an der Schlacht bei Königgrätz geschildert. Daß die Sachsen auf dem linken Flügel der Oesterreicher sich mit zähester Tapferkeit und ruhmvoll geschlagen haben, wird von den Preußen selbst anerkannt. Um so betrübender erscheint, daß so viel Blut von denen vergossen worden ist, die als Freunde hätten zusammenstehen sollen. Als am Nachmittag die Preußen ins Centrum der österreichischen Stellung vorgedrungen waren, begann auch der linke Flügel der letztern zu schwanken. „In diesem Falle wirkte es besonders störend, daß ein großer Theil der flüchtenden Italiener durch die sächsische Schützlinie retirirte und dadurch sowohl die sächsische Infanterie, als auch die Artillerie am Feuern hinderte. Vergeblich waren die Zurufe an die Flüchtigen, die Front frei zu machen, dieselben waren so betäubt und in Schrecken, daß sie wie blind, einer aufgescheuchten Schafheerde gleich, immer vor der Front hinrannten; vergeblich war auch das energischste Einschreiten der Offiziere, die stellenweis selbst von der blanken Waffe Gebrauch machten, die thörichte Furcht der Flüchtigen war nicht zu hemmen, ihre Richtung nicht mehr zu dirigiren. Es wird wohl immer ein Räthsel bleiben, weshalb grade die italienischen Regimenter beim ersten Angriff die Gewehre wegwarfen und sich zur Flucht wandten, Viele sogar, ohne die Gewehre nur losgedrückt zu haben; während die österreichischen Soldaten sich sonst auch bei Königgrätz brav bewährten und tapfer geschlagen haben." Uns erscheint diese Flucht der Italiener nicht räthselhaft.

So wie die Sachsen zum Rückzug gezwungen waren, bekamen sie durch die Verfolgung furchtbar zu leiden. „Da hieß es: zurück! zurück! wir sind umgangen! und alles stürzte aus den Gehöften und Gärten in die enge Dorfgasse, den einzigen Ausweg. In ihr stopfen sich die Massen, jeder drängte vorwärts, alles ballte sich zum unentwirrbaren Knäuel, in den die preußischen Granaten, nur zu wohl gezielt, verderbenbringend hereinschlugen. Eine furchtbare, entsetzensvolle Scene! Kopf an Kopf gedrängt, bewegte sich die Masse, langsam, Schritt für Schritt dem Ausgange zu. Schreckliche Minuten, in denen der Tod gleich dem Damoklesschwerte über jedem Haupte drohend hing! Die Leichen wuchsen zu Hügeln und mitten unter ihnen die unglückseligsten Verwundeten, die sich nicht weiter schleppen konnten. Schauerlich war das Angst- und Schmerzgeschrei, wenn eine Granate in diesen dichten Knäuel von Menschen fiel und, ihre Projectile um sich werfend, an zwanzig und noch mehr Menschen tödtete und verwundete." Dennoch blieben die Sachsen in geschlossenen Reihen, während die österreichischen Regimenter sich schon in voller Flucht auflösten. Am meisten wird der sächsische Major von Abendroth gerühmt, den nichts schrecken konnte und der in der grenzenlosen Verwirrung noch einmal mit seinen Truppen standhielt und die nachdringenden Preußen durch einen Bajonetangriff von der Verfolgung abhielt. Nun drängte die ungeheure Menge der Flüchtigen der Festung Königgrätz zu, in welche sie aber nicht aufgenommen wurde. Aus dem Bericht eines österreichischen Artilleriehauptmanns wird hier mitgetheilt: „Eine Viertelstunde hierauf entfaltete sich vor meinen Augen das größte Elend, die heilloseste Verwirrung. Wohin der Blick ging, sah man unsere Soldaten in wilder Flucht der Festung zueilen. Tausende von Vorspannwagen, Colonnenmagazinen, Fuhrwesen-, Munitionswagen und Geschützen jagten heran, und zu Hunderten schleppten sich mühsam Abgemattete und Verwundete nach der Festung, in der frohen Hoffnung, bei uns ein Asyl, eine entsprechende Pflege zu finden. Ein Geschrei des Entsetzens entstand, als sie die Thore gesperrt fanden und ihnen von den Wällen herab zugerufen wurde, daß sie nicht in die Festung dürften."

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 5. 15. Januar 1868.

Geschichte.

1) Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols. Herausg. von Durig, Huber, Ladurner, Schönherr und Zingerle. IV. Jahrgang Heft 1. 2. Innsbruck, Wagner, 1867.

Den Inhalt dieser Hefte bilden hauptsächlich zwei größere Aufsätze, der eine über die alte Familie der Ritter von Rottenburg im Innthale, für die allgemeine Geschichte von weniger Interesse, der andere über den großen Bauernaufruhr im Nons- und Sulzberge (zwei Landschaften in Südtirol) im Jahr 1525, von Ladurner.

Die Geschichte dieses Aufruhrs hängt mit der des schwäbischen und thüringischen Aufstands zusammen. Sie fallen alle in das gleiche Jahr. Daß sie vorbereitet waren, wird auch hier wieder bestätigt. Schon seit dem Tode Kaiser Maximilians I. im Jahr 1519 waren Reformationsideen verbunden mit communistischen Gelüsten auch in die Alpen eingedrungen. Prädikanten und Wühler von Profession, gedruckte Traktätlein, Spottschriften 2c. hatten sich eingeschlichen. Der Sturm gegen die alte Kirche ging nicht von unten aus, sondern war schon lange von den Staatsgewalten aus geschürt, die von den päpstlichen Censuren frei werden und sich das reiche Kirchengut aneignen wollten. Unter dem gemeinen Volke konnten nun natürlich theils arme Teufel, theils pfiffige Demagogen nicht fehlen, die auch ihr Theil haben wollten und Fürsten und Adel die große Kirchenbeute keineswegs gönnten. Daher der gemeine Mann es nicht blos, wie der vornehme Fürst, auf Kirchenraub absah, sondern auch den Feudalherrn selber zu Leibe ging. Der Fürst confiscirte Bisthümer, der gemeine Mann plünderte und verbrannte Klöster und Herrenburgen. Ohne Zweifel war es ein böses Gesindel, was das Landvolk zum Raub verlockte. Der schwäbische Bauernkrieg hat unter den Wühlern nichtswürdige Exemplare genug aufzuweisen und auch in Südtirol waren die eigentlichen Hetzer schlechte Subjecte, die im Trüben fischten und sich in der Gefahr aus dem Staube machten. Es waren auch Italiener dabei, von denen besonders viele Lügen ausgingen, durch welche sich die Bauern irre führen ließen. Auch ein Franzose machte sich bemerklich, ein gemeiner Abenteurer. Trotz alledem war aber nicht alle Schuld bei den Bauern allein. Auch die weltlichen Herren hatten oft ungerecht regiert und die Bauern geschunden; der Klerus aber hatte sehr viel von seinem alten Ansehen verloren, weil er in vielen Exemplaren verweltlicht, häufig roh und unwissend und überhaupt zu zahlreich war.

Als Haupt der Bauernverschwörung in Südtirol wird Gaismair und ein gewisser Passler bezeichnet. Der letztere veranlaßte den Aufruhr zuerst, indem er zu Brixen hingerichtet werden sollte, aber von den Bauern befreit wurde. Er gehörte zu den Agenten, die das Land bereits heimlich unterwühlt hatten und unter dem Vorwand der „evangelischen Freiheit“ die Plünderung der Klöster und Schlösser predigten. Ihr eigentliches Motiv war Raubgier, weshalb die Insurgenten in Botzen nicht blos das deutsche Ordenshaus und ein Augustinerkloster, sondern auch die Häuser der Juden ausplünderten. Dies geschah in der Mitte des Mai 1535. Von Brixen und Botzen aus verbreitete sich der Aufstand auch nach Meran, desgleichen nach Nons und Sulzberg. Hier an der deutschen Sprachgrenze fand sich viel italienisches Raubgesindel ein. Der eingeschüchterte Adel wußte sich nicht zu helfen, die Klöster waren wehrlos und so pflanzte sich die Plünderung von Thal zu Thal fort. Auch die landesfürstlichen Beamten des Erzherzog Ferdinand und die fürstbischöflichen von Trient

wurden von den Bauern abgesetzt. Die Stadt Trient hielt sich. Der Erzherzog versuchte Mittel der Beruhigung, versprach Einberufung des Landtags und Abhülfe in Bezug auf alle gerechten Beschwerden; bis zu Ende des Landtags solle man aber Ruhe halten. Die Bauern erkannten darin eine Schwäche des Landesherrn und waren bereits so vorbereitet und organisirt, daß ihre Ausschüsse schon am 30. Mai zu Meran eine Art Vorparlament eröffnen konnten. Der Landtag in Innsbruck tagte erst vom 12. Juni an und wurde durch die Abgeordneten der Nons- und Sulzberger (sechs italienische und nur ein deutscher Name) sehr tumultuarisch. Diese schlauen Demagogen wollten den Erzherzog überreden, sie hätten keinen andern Zweck, als von der geistlichen Herrschaft des Bisthums Trient loszukommen und unmittelbare Unterthanen des Erzherzogs zu werden. Dadurch hofften sie den Erzherzog von Gewaltschritten abzuhalten und Zeit zu gewinnen, um mit dem Bisthum aufzuräumen.

Weil nun aber auch die Venetianer anfingen, aus den Unruhen in Südtirol Vortheil ziehen zu wollen, und Truppen an die Grenze schickten, sah sich der Erzherzog genöthigt, gleichfalls Truppen aufzubieten, um die Grenze zu schützen. Man darf nicht vergessen, daß er als Bruder des regierenden Kaisers Karl V. dessen italienische Politik befolgen mußte. Nun war es damals aber nicht leicht, zuverlässige Truppen zu werben, weil ein großer Theil Süddeutschlands in Aufruhr war, und erst im August wurden 500 Kriegsknechte aufgeboten. Die Insurgenten suchten ihnen durch einen kräftigen Stoß auf Trient zuvorzukommen, hier aber zeigte sich schon eine merkwürdige Meinungsverschiedenheit unter den deutschen und italienischen Anführern. Die ersten riethen von dem Angriff ab, und derselbe unterblieb, weil sich das Gerücht verbreitete, eine größere Anzahl deutschen Fußvolks rücke unter dem Hauptmann Spergser heran. Da jedoch Spergser nach Mailand abzog, ohne sich um die Bauern zu bekümmern, griffen diese am 30. August Trient wirklich an, richteten aber nichts aus, sondern wurden von der tapfern Besatzung unter dem Hauptmann Spagnoli, einem Grafen Arco ꝛc. mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen. Hierauf kamen mehr Truppen an und im September wurde das ganze Trientiner Gebiet unter dem Grafen Gerard von Arco und Ludwig von Lodron mit etwa 2000 Mann vom Aufruhr gesäubert. Die Rädelsführer flohen ins Venetianische oder nach Graubündten, die bethörten Bauern baten um Gnade.

Herr Ladurner berichtet in diesem Heft noch über die Gefangennehmung und heimliche Hinrichtung des Abts Conrad von Wildten, im Jahr 1364 unter dem habsburgischen Herzog Leopold, (der später bei Sempach fiel). Der ganze Vorgang war bisher in Dunkel gehüllt. Der Verfasser vermuthet, der Abt habe heimlich für Bayern gegen das Haus Habsburg intriguirt und sey deshalb auf eine geheimnißvolle Art beseitigt worden.

---

2) Beiträge zur Geschichte von Comburg von Friedrich Ernst Mejer, Rechtsconsulent in Hall. Schw. Hall, Unger und Nyssen, 1867.

In der Nähe von Schwäbisch Hall erhebt sich in reizender Lage am Kocher das Stift Comburg, ein berühmter romanischer Bau, illustrirt in den Jahrbüchern des württembergischen Alterthumsvereins. Das vormalige Benediktinerstift ist jetzt ein Ruhesitz der württembergischen Invaliden. In der vorliegenden kleinen Schrift wird das Interessanteste aus der Vorzeit des Klosters mitgetheilt, darunter sehr merkwürdige Beiträge zur Sittengeschichte.

Auf dem Berge stand zuerst ein Schloß, am Cohen oder Cohenburg genannt, vom Flusse Cohe oder Kocher so benannt. Im 11. Jahrhundert gehörte es drei Brüdern aus dem Geschlecht der Grafen von Rotenburg (an der Tauber) vom fränkischen Herzogsstamme. Graf Burkhardt sah im Traum an der Stelle der Burg ein Kloster und benutzte die Abwesenheit seiner beiden Brüder, die Burg abzubrechen und wirklich ein Kloster zu bauen, wobei er das zurückgebliebene Hofgesinde seiner Brüder einfach vor die Thüre setzte. Die Brüder fanden sich drein, starben aber bald aus und das Kloster kam an die Hohenstaufen, später an das Erzstift Mainz, welches der nahen Reichsstadt Hall die Schirmvogtei übergab.

Im Anfang des 15. Jahrhunderts kam es hier, wie fast überall im deutschen Reich, dem Fehdegeist der Zeit und dem sinkenden Ansehen der Kirche gemäß, zu ärgerlichen Händeln, die mehr oder weniger mit dem Streit um die Autorität des Papstes zusammenhingen. Das Recht, erledigte Pfarreien zu besetzen, war getheilt, und da gab es Competenzstreitigkeiten, wobei man Kürze halber Gewalt brauchte. Hier ein sehr charakteristisches Beispiel. „Als der Priester zu Reinwolsperg mit Tod abging, trug einer aus der Marggrafschaft Anspach von Rom aus dies Kirchspiel davon: hingegen wurde es durch den Abt von Chomburg, als ob er diesen Dienst zu vergeben das Recht hätte, an einen Salz-Sieders Sohn aus Hall überlassen, allein dazumahl kame ihm das Recht nicht zu, weilen der Verstorbene

in einem Monath verstorben, in welchem der Pabst die Nomination hatte, und nicht in einem Monath, worinnen dem Abt dieses Recht zustund; mithin kame es zum Streit; der von Hall wollte Hülffe daselbst und bey dem Abt suchen; diese aber wollten sich nicht allein darein mischen, sondern verbotten es auch der Gemeine zu Reinwolsperg. An einem Sonntage nahme der Haller mehrere zu sich, brach in das Pfarrhauß zu Reinwolsperg ein, bemächtigte sich des Marggräflichen Pfarrers, und wollte ihn vermittelst Vorweisung des Päpstlichen Brevis nöthigen, von seinem Recht abzustehen, nachdem er sich dessen weigerte, schleppten sie ihn fort nach Unterscheffenbach, zwischen Scheffau und Horsach an dem Fluß Büler, da sie ihm von neuen scharff zusetzten, und ihn mit der Ersäuffung bedrohten: als er noch nicht davon wollte, warffen sie ihn in den Fluß ob sie ihn durch Gewalt und Schrecken zu ihrem Zumuthen zwingen möchten: Allein in dem sie ihn an einem Seil hin und her zerretten, und sie ihre leichtfertige Freude mit ihm hatten, gab er im Wasser den Geist auf, der Ort wird daselbst noch der Pfaffen-Gump genennt. Die Reinwolsperger bewegten sich hiebei im geringsten nicht, als ob sie nichts davon wüßten: Allein der Ertrunkene hatte einen Bruder, der ein Unterthan ware des von Bebenburg, welcher Edelmann sich nun der Sache annahme, und mit einiger Mannschaft zu Pferdt und seiner Pauerschafft in das Dorff Reinwolsperg einfiele, dasselbe plünderte, die Kindbetterinnen aus dem Bett warff, und den Bauren alle Ayer zertratt. Die von Hall und Chomburg erfuhren es bey Zeiten und gingen auf ihre Feinde loß, welche sie noch auf frischer That antraffen, und nachdem sie einige getödtet, führten sie 21 nach Hall gefangen, und hängten sie Ao. 1435 den Tag nach Nicolai zumal auf."

Die Mönche des Stifts ließen es nicht an Uebermuth fehlen, denn wie die kleinen weltlichen Herrn, so thaten damals auch die geistlichen, was sie wollten, und nur selten kam ein stärkerer über sie, um sie zur Ordnung zu rufen. Kirchliche Censuren wurden einfach zurückgewiesen. „Den Ordensregeln des heiligen Benedictus von Nursina, Abt des Klosters Sublach, welcher den Orden im Jahr 531 stiftete, schroffe Ordensregeln gab, schlechte Kost in Brod und Wein vorschrieb, anordnete, daß sich die Mönche der Erziehung der Jugend widmen, Religion, gute Sitten und Künste lehren, junge Männer für den Dienst der Kirche und des Staates erziehen sollten, scheint aber in Comburg wenig gehuldigt worden zu seyn, die Mönche und Chorherrn zeigten keinen klösterlichen kanonischen Lebenswandel und versäumten die Pflichten gegen den Gottesdienst, sowie die vorgeschriebene Obedienz, vorzüglich scheint die Jagd auf Comburg schrankenlose Liebhaberei gewesen zu seyn, denn nach Archivakten Halls vom 17. und 18. Jahrhunderts bilden Jagdexcesse gegen die Reichsstadt eine oft wiederholte Rubrik und sind als Frevler nicht nur niedere Diener, sondern auch Chorherrn, ja sogar Dekane genannt. Hiezu kam viel innerer Zwist; gegen das Ende des 15. Jahrhunderts erhielt ein solcher bestimmtere Gestaltung, die adeligen Mönche lehnten sich wiederholt gegen die erneuten und verschärften Ordensregeln auf, daher es kam, daß unter dem 30. Abte Hildebrand von Crailsheim 1480—1488 die 4 Jahrhunderte erlebte Abtei in ein adeliges Ritterstift umgeschaffen wurde, die Mönche sich in Canonici verwandelten und zum ersten Probste Seyfried vom Holz 1488 erwählten. Abt Hildebrand von Crailsheim war gegen das Vorhaben der Mönche, das Kloster in ein Stift zu verwandeln; als er daher einst von Würzburg heimritt, ließen ihn diese nicht mehr ins Kloster ein, Hildebrand zog deshalb nach Hall in das Haus seiner Schwester, verheirathet an Hans von Moorstein, und starb daselbst aus Bekümmerniß."

Kriegsgeschichte.

Die königl. sächsische Armee im deutschen Feldzuge von 1866. Erlebnisse dem deutschen Volke wahrheitsgetreu erzählt von mehreren Offizieren. Leipzig, Carl Minde.

(Schluß.)

„Der Eine bat und weinte, der Andere schrie und fluchte. Andere wieder krochen wie die Katzen mit geschickter Behendigkeit, und trotz ihrer bluttriefenden Wunden an den Ufern der Dämme herum, um eine Lücke zu erspähen, wo sie durch die Massen hindurchschlüpfen könnten. Wieder Andere stürzten sich ins Wasser, schwammen bis an die Festungsmauer, um von da wieder fruchtlos zurückkehren zu müssen. Unter einigen Soldaten brach die Aufregung in furchtbarster Weise los, und wie auf ein verabredetes Zeichen feuerten sie auf uns, die wir uns auf den Wällen befanden, und wir mußten, da wir doch auf unsere Kameraden zurückfeuern durften, uns unter der Schutzmauer vor den Kugeln derselben bergen." Aus einem Briefe des Professor Fricke heißt es weiter, daß, nachdem am Abend

die Flüchtigen in die Festung Königgrätz eingelassen wurden, aber nicht dort bleiben konnten, sie auf der andern Seite derselben nur neuem Elend entgegen gingen. „Selbst diejenigen Nichtverwundeten, welche das Glück hatten, in die Festung Königgrätz gelassen zu werden, mußten zum entgegengesetzten Thore noch in derselben Nacht hinaus und lagen in nassen Kleidern, selbstverständlich unter freiem Himmel. Ueber die Köpfe der voranwatenden und schwimmenden Infanterie und sinkenden Cavallerie hinweg sind, wie mir wiederholt Betheiligte in den Lazarethen und sonst erzählt, die Nachstürmenden wie über Brücken weg zum andern Ufer gegangen. Es waren entweder keine Brücken da, oder sie waren den Soldaten nicht bekannt gemacht. Und obwohl nicht Militär und nicht wissend, daß dort eine Schlacht stattfinden sollte, habe ich selbst, zwei Tage vor der Schlacht, diese Besorgniß ausgesprochen, über den Zustand der Brücken, den ich vor mir sah. Die Oberleitung scheint den Fall des Verlustes der Schlacht nicht in ausreichende ernste Erwägung gezogen zu haben. Auch die österreichischen Lazarethe zeigen, welche ungeheuern Verluste, namentlich an Kranken, von diesem selbst dem Laien unbegreiflichen Verhalten die Folgen sind."

Mitten unter den Schrecken kamen auch komische Züge vor. „Mit trüben Blicken und gesenkten Hauptes beschritten sie diesen schweren Weg, und nichts schien mehr im Stande, ihnen auch nur ein Lächeln abzugewinnen. Und es fehlte bei der Buntheit und Mannigfaltigkeit der Scenerie wahrlich auch an komischen Scenen nicht, die unter andern Verhältnissen die allgemeinste Heiterkeit hervorgerufen haben würden. Die Mannschaften waren aber nicht nur innerlich gebrochen durch die Last des moralischen Eindrucks, sondern auch äußerlich erschöpft. Hunger, Durst, Strapazen und die schrecklichen Eindrücke des Tages mit seiner Blutsaat, hatten mit Keulenschlägen eingewirkt auf die nun schon so lange fast unterbrechungslos strapazirten Mannschaften. Und doch überflog noch ein mattes Lächeln hier und da eines der ermüdeten Gesichter, als eine ebenfalls flüchtende Heerde Ochsen, als wollte sie partout auch den Preußen nicht in die Hände fallen und feindlichen Mannschaften als Schlachtvieh dienen, da sie in dem Gedränge nicht sogleich Bahn fand, ohne Besinnen in das Wasser ging und durch dasselbe zum jenseitigen Ufer schwamm. Eine unwiderstehlich komische Scene selbst in diesen Stunden!"

Auf ihrer weiteren Flucht durch Böhmen litten die Sachsen hauptsächlich Mangel an Nahrung. „In Chrudim fand sich am besten die Gelegenheit, die Auflösung des Truppenverbandes in seiner ganzen Bedeutung zu erkennen. Denn auch die sächsische Armee, welche sich doch auf dem Schlachtfelde und bis nach Königgrätz in bester Ordnung erhalten hatte, war jetzt so ziemlich in ein wirres Durcheinander gerathen, namentlich beim Durchmarsch durch die Festung und durch die vielen Wasserflächen. Einen Hauptfactor zu den Gründen dieser Auflösung bildete aber unbedingt die Noth um Lebensmittel. Da die Compagnien keine Rationen erhalten konnten, so mußte eben Jeder zusehen, wo er blieb, um nicht zu verhungern." Nachher wurden die Sachsen getheilt, die eine Hälfte kam nach Ungarn, wo sie große Noth litt, die andere nach Wien, wo es ihr gut ging, bis auch hier die Beköstigung der sächsischen Gäste immer mehr verringert wurde. In dieser Beziehung hätte sich noch mehr sagen lassen, was man wenigstens in Privatbriefen lesen konnte.

Schließlich noch einige Bemerkungen über die Vorgänge in Sachsen, während des Kriegs. „Die Transporte der Verwundeten, unter denen sich ja auch viele sächsische Soldaten befanden, wurden anfänglich sehr erschwert, weil der sächsische Commandant des Königsteins, von dessen Felsenhöhe herab sowohl die Elbstraße, als auch die Bahnstrecke nach Böhmen beherrscht wird, dieselbe für keinerlei Transport freigeben wollte, sondern selbst die unter der Flagge des Johanniterordens fahrenden Krankenschiffe mit seinen Kugeln zu begrüßen drohte. Das gab grade in der furchtbarsten Zeit der Verwundeten-Transporte arge Störungen, bis durch die directe Vermittlung der königlichen Landescommission bei Sr. Majestät dem König von Sachsen der Commandant den königlichen Befehl zur Freigebung der Passage erhielt. Die sächsischen Gefangenen, welche anfänglich in preußische Festungen geführt worden waren, wurden sehr bald frei und in ihre Heimath entlassen, wo sie zur dringenden Ernteарbeit meist sehr willkommen kamen. Sie rühmten durchaus die ihnen von preußischer Seite zu Theil gewordene freundliche Behandlung. Auch die gefangenen sächsischen Offiziere konnten, gegen Abgabe ihres Ehrenworts, für die Dauer des gegenwärtigen Krieges nicht mehr gegen Preußen zu dienen, ihre Freiheit erhalten und sich in die Heimath zurückbegeben. Es muß überhaupt sächsischerseits rühmend anerkannt werden, daß die preußischen Gouvernements und Commandanturen die mit den Verhältnissen zu vereinbarende Humanität gern ausübten."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Würt. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, **N° 6.** 18. Januar 1868.

Philosophie.

Philosophische Schriften von Dr. Franz Hoffmann, o. Professor an der Universität Würzburg. Erster Band. Erlangen, Verlag von Deichert, 1868.

Ein interessantes Stück deutscher Gelehrtengeschichte. Der treffliche Verfasser, schon durch frühere Schriften bekannt als der vornehmste Schüler Franz Baaders, klagt in der Vorrede über die Ungunst der Zeiten und Menschen. „Volle Freude hätte ich an der Sammlung dieser Schriften nur haben können, wenn sie gleich von vornherein darauf angelegt worden wäre, das Ganze meiner bisherigen Schriftstellerthätigkeit in chronologischer Reihenfolge zu umfassen. Diese Freude sollte mir nicht vergönnt seyn und so mußte ich mich denn der Nothwendigkeit fügen, mit zwei Bänden zu versuchen, ob dann noch auf andere Weise zu dem Ganzen zu gelangen wäre. Ich beuge mich einer Nothwendigkeit, die ich an sich für keine halten kann.“ In derselben Vorrede klagt der Verfasser über „den großen Nachtheil für den k. bayrischen Universitätslehrer, der besonders stark die Docenten der philosophischen Fakultät und unter ihnen wieder am meisten die nicht mit Attributen ausgestatteten Lehrer trifft, daß die segensreiche Institution der Stundung der Vorlesungshonorare für Unbemittelte in Bayern nicht besteht, indem sie, als sie unter dem Ministerium Abel eingeführt worden war, nach Ablauf eines Jahres aus falschliberalen und bureaukratischen Gründen wieder fallen gelassen wurde. Ich weiß nicht, ob außer Bayern noch in einem deutschen Staate die Institution der Stundung der Honorare für unbemittelte Studirende fehlt, aber das weiß ich, daß dies nur in den zurückgebliebensten Staaten der Fall seyn könnte, daß jene Institution nicht einmal bei der hessen-darmstädtischen Universität Gießen fehlt, und daß die Blüthe der Universitäten und folglich die der Wissenschaften in Preußen wesentlich durch die Institution der Stundung der Honorare mitbedingt ist. Alle diese Uebelstände in Bayern bei Gehaltsverhältnissen, die zu der fortgeschrittenen Theuerung auch der wissenschaftlichen Hülfsmittel in einem schreienden Verhältniß stehen. Es liegt auf platter Hand, daß ein so tief greifender Mißgriff, wie die Nichteinführung der Honorarien-Stundung auch für das Auftreten und Gedeihen der Privatdocenten sehr nachtheilig seyn muß und ein wesentliches Hemmniß für den Nachwuchs tüchtiger Gelehrter ist. Nimmt man noch hinzu, daß wenigstens nicht an allen bayrischen Hochschulen hinlänglich theils für die Benützbarkeit, theils für die ausreichende Dotation der Universitätsbibliotheken gesorgt ist, so kann man sich nicht wundern, daß die öffentliche Meinung in Deutschland im Ganzen die Leistungen der bayrischen Universitäten weniger günstig beurtheilt, als die der preußischen und mancher anderer deutschen Staaten.“

Sein tiefstes Bedauern drückt der Verfasser darüber aus, daß die gesammten Werke seines großen Meisters Franz Baader noch immer keine zweite Auflage erlebt haben. Er spricht mit inniger Liebe für die Veranstaltung einer solchen neuen Ausgabe. „Es käme dann auf den Verleger an, ob die technischen Schriften Baaders nicht auszuschließen, vielleicht auch die Einleitungen der Herausgeber wegzulassen wären; jedenfalls aber würde die zweite Auflage in besserer Ausstattung und in chronologischer Ordnung mit mehreren Bänden hochwichtiger philosophischer Schriften aus dem literarischen Nachlasse Baaders bereichert werden. Welches Staunen der Philister und der Ungläubigen, der Achselzucker und Herabsetzer, wenn in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Welt von einer zweiten Auflage der Werke Baaders überrascht würde, und welche weitreichenden

Wirkungen auf der andern Seite wären von einem so unerwarteten Ereigniß zu erhoffen! Die Möglichkeit solchen Ereignisses liegt nicht so ferne, wenn Ihr, hochverehrte Herren, Eure Thätigkeit für den Absatz des Werkes und Eure Mitbetheiligung dabei ernstlich einsetzen wolltet. Es bedarf doch nicht mehr als der Erwirkung eines Absatzes von complett allein noch vorhandenen 170 Exemplaren des Werkes. Sobald diese abgesetzt wären, würde der Gewinn eines Verlegers für die zweite Auflage nicht weiter zweifelhaft seyn. Da der Preis des Werkes von 52 auf 30 Thaler herabgesetzt worden ist, so repräsentiren die 170 Exemplare einen Gesammtwerth von 5100 Thalern. Diese Summe sollte sich doch von den zahlreichen Verehrern Baaders in allen Ländern und den Freunden einer christlichen Philosophie leicht aufbringen lassen, da hiemit mehr für die Erhaltung und Verbreitung des Christenthums und christlicher Wissenschaft geschähe, als durch das Opfer von Hunderttausenden für minder bedeutende Bestrebungen erreicht würde."

In der That ist es zu bedauern, daß Franz Baader, einer der edelsten Menschen und tiefsinnigsten Philosophen, soviel weniger Anklang gefunden hat, als so mancher Kathederheld, der sein Leben lang die geistige Luft Deutschlands nur mit nichtigen Nebelgebilden angefüllt, wenn nicht vergiftet hat, wie z. B. Hegel, dessen Philosophie eine Kakokratie der Geister wurde, indem sie sich mit den Extremen alles Schlechten, der Reaction wie der Revolution, verkuppelte. Herr Hoffmann meint, sein großer Meister würde mehr Anerkennung gefunden haben, wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, ein Katholik und ein Bayer zu seyn. Als Protestant, Schwabe oder Preuße würde er nicht so viel Ungunst und Zurücksetzung erfahren haben. Auch sey es ihm von Nachtheil gewesen, daß er seine Ideen immer nur in kleinen, wenig Bogen starken Abhandlungen veröffentlicht habe. Daran ist viel Wahres, allein der Hauptgrund, warum Baader nicht in den wissenschaftlichen Kreisen beliebter werden konnte, war der Zusammenhang seiner Philosophie mit der christlichen Wahrheit. Wer noch auf einem christlichen Standpunkt steht, kann als Philosoph niemals sein Glück machen. Selbst der berühmte Schelling konnte kaum noch durch königliche Gunst gegen die Unpopularität geschützt werden, in die er fiel, als er je mehr und mehr conservativ wurde. Hegel wurde dagegen vergöttert, weil alle Feinde des Christenthums in ihm den sahen, der berufen sey, das Christenthum zu stürzen. Der s. g. Cultus des Genius hat in den wissenschaftlichen Kreisen den Gottesdienst verdrängt, und es ist Mode geworden, nur den für einen Genius zu halten, der Gott widersagt, um sich selbst als Gott anbeten zu lassen. Nachdem bei der gottentfremdeten Menge dieser Geniuscultus einmal alltäglich geworden ist und sie auch Abwechslung liebt, haben wir schon längst erleben müssen, daß ganz schofele Gesellen durch Aufdringlichkeit und Frechheit dahin gelangt sind, für Genies gehalten zu werden.

Nicht dafür gehalten zu werden, ist daher ein Vorzug und eine Auszeichnung edlerer Geister. Es versteht sich von selbst, daß mehr dummes Volk dem Charlatan zuläuft, als dem bescheidenen Arzte. Schule und Bildung und ganz insbesondere die Universitätsbildung sind keine Schutzwehr weder gegen das Böse, noch gegen die Dummheit, sondern sie leihen den schadenfrohen Dämonen der Menschheit nur immer neue Waffen, um sophistisch und mit unendlicher Prahlerei zu beweisen, daß Böses gut, Unrecht Recht und Dummheit Weisheit sey.

Wir vermögen daher dem edlen und wohlmeinenden Verfasser nicht beizupflichten, wenn er in der ersten seiner hier gesammelten Reden und Abhandlungen den Universitäten ein fast unbedingtes Lob ertheilt, und insbesondere der philosophischen Fakultät, indem er S. 9 sagt: „Je tiefer und gründlicher die philosophische Bildung eines Universitätslehrers ist, um so lebendiger und fruchtbarer wird sich unter seinen Händen die ihm anvertraute besondere Wissenschaft gestalten, und was von dem einzelnen Lehrer gilt, das gilt auch von den einzelnen Universitäten. Je allgemeiner philosophische Bildung unter den Lehrern einer Universität verbreitet ist, je mehr sie als die Seele und die Begeistung, wie Begeisterung aller ihrer besondern Studien erscheint, um so lebendiger, fruchtbarer, segenreicher und weltgreifender werden die Wirkungen ihrer Thätigkeit seyn. Allerdings kann der einzelne Lehrer, wie die einzelne Universität, Anerkennungswerthes, Großes und selbst Außerordentliches leisten, ohne grade eigentlich philosophische Tendenzen zu verfolgen." Wir legen der Philosophie überhaupt nicht diese höchste Bedeutung bei; jedenfalls aber müßte unterschieden werden zwischen guter und schlechter Philosophie.

Es ist eine Täuschung, wenn man die Universitäten für die Asyle hält, wo der Geist und die Wissenschaft frei von jedem äußern Einfluß ihre fortschreitende Entwicklung pflegen und den Segen der reinsten und erhabensten Weisheit über Jugend und Volk, wenigstens über die s. g. gebildeten Classen ausbreiten könne. Die Universitäten gingen aus Klosterschulen hervor und wenn sie nicht mehr allein junge Leute für den Priesterstand einexercirten, so geschah es, um wie in Bologna

Juristen, und wie in Salerno Aerzte zu bilden. Sie waren also praktischen Zwecken dienstbar, die ihnen durch die Hierarchie, durch die Politik oder durch die Sorge um die Gesundheit aufgedrungen wurden. Die große Universität zu Paris nahm nur scheinbar einen universelleren Charakter an. Die Gunst, die ihr die französischen Könige zuwandten, hatte lediglich den Zweck, die Sorbonne und die Legisten im dynastischen Interesse zu verwenden und auch in kirchlicher Beziehung von hier aus Rom zu opponiren oder zu bevormunden. Erst die Universität Prag hatte wirklich einen universellen Charakter. Unser von den Geschichtschreibern so oft unterschätzter und verleumdeter Kaiser Karl IV. gründete diese Universität im directen Gegensatz gegen Paris. Nachdem er nämlich den Papst aus der Gefangenschaft in Avignon befreit und nach Rom zurückgeführt hatte, wollte er dem wiederhergestellten Bunde des Kaiserthums mit dem Papstthum auch Dauer geben und dem französischen Partikularismus, welcher der alten Einheit von Reich und Kirche so gefährlich geworden war, durch ein Zusammengehen der andern Nationen künftig eine Schranke setzen. Darum vereinigte er die Jugend dieser Nationen in Prag, um sie in demselben Universalismus auszubilden, den Reich und Kirche ansprach. Allein wie früher die edlen Bestrebungen der deutschen Kaiser, alle europäischen Nationen in einem Reich und in einer Kirche harmonisch zu vereinigen, durch die Franzosen gestört worden waren, so wurden sie es jetzt durch die Slaven, durch den Wuthausbruch der Czechen und des Johannes Huß, der den unwürdigen Nachfolger Karls IV. ganz in seiner Gewalt hatte und zu einem Bündniß mit Frankreich verlockte. Seitdem nun alle Deutsche von der Universität Prag vertrieben wurden, hat nie wieder ein Kaiser Einsicht oder Muth oder Macht genug gehabt, in einer großen Reichsuniversität den Universalismus des Reichs und der Kirche zu reproduciren. Dem großen Schisma folgten bald politische Wirren und die Stürme der Reformation.

Von nun an wurden die Universitäten zwar zahlreicher, aber lediglich Abrichtungsanstalten für die Staats- und Kirchendiener der neuen Souveränetäten. In jedem lutherischen oder reformirten Staate tauchte eine neue Universität auf, die keine andere Bestimmung hatte, als dem dynastischen Zwecke des Landesherrn zu dienen. Dasselbe geschah in den katholisch gebliebenen Staaten. Sämmtliche theologische Facultäten dienten dem dynastischen Interesse. Auf den katholischen Universitäten vermittelten die Jesuiten das kirchliche Interesse dem dynastischen der Häuser Habsburg, Valois, Wittelsbach, weil durch diese allein die alte Kirche noch geschützt wurde. Auf den lutherischen Universitäten mußten die Theologen sich nach zwei Seiten hin herumschlagen gegen die Katholiken und gegen die Calvinisten; auf den reformirten Universitäten mußten sie in gleicher Weise Katholiken und Lutheraner bekämpfen. Alles das nur wegen den entgegengesetzten dynastischen Interessen der Landesherrn. Deswegen hatte man ja die neuen Staatskirchen gemacht, weiter hatten sie keinen Zweck. Die ganze Reformation, mochte sie auch von einer moralischen Indignation ehrlicher Leute ausgegangen seyn, wurde doch nur von den Fürsten zu dem Ziele cujus regio, ejus religio hingelenkt. Die Theologen waren überall nur die Werkzeuge weltlicher Politik und empfingen ihre Instructionen von den weltlichen Kanzlern und Räthen. Wer sich dem nicht fügte, wurde fortgejagt oder nicht angestellt. Der Servilismus der Theologen war so sehr Tagesordnung, daß jeder unabhängige Mann unter ihnen als Seltenheit ungeheueres Aufsehen erregte und niemals der Verfolgung entging. Zwischen der lutherischen Universität Tübingen und der jesuitischen in Dillingen wurden noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Menge Streitschriften gewechselt, in denen die Theologen der beiden streitenden Kirchen wetteiferten, den Beweis zu führen, daß ihre Kirche dem dynastischen Interesse und weltlichen Despotismus nützlicher und dienstbereitwilliger sey als die andere.

Daß die Juristenfacultäten unter diesen Umständen nur vom ungeheuerlichsten Servilismus zehrten, versteht sich von selbst. Sie hatten einzig die Bestimmung, mittelst des römischen Rechts das deutsche Recht auszurotten, damit die Fürsten durch die Reichsgesetze, ständischen und Corporationsrechte je länger je weniger genirt würden. Indem der Fürst sich als einziger Besitzer des Landes und Volks, als einzige Quelle des Rechts proclamiren ließ, nahm er auch alle Weisheit für sich allein und seine Regierung in Anspruch, woraus folgte, daß sich der Juristerei bald die Bureaukratie anschloß, welche Ständen, Corporationen und Gemeinden soweit als möglich die Selbstverwaltung entriß. Die Universitäten hatten nun keinen andern Zweck, als dem Fürsten die nöthige Anzahl Diener heranzubilden, welche die Staatsmaschine einzig zu seinem Vortheil zu lenken hatten. Nur die medicinische Facultät errang eine gewisse Unabhängigkeit und Selbständigkeit, war aber am wenigsten geeignet, den servilen Charakter der Universitäten in einen freiheitlichen umzuwandeln.

Die philosophische Facultät nahm den Schein an, als befreie sie die Wissenschaft von allen Autoritäten und Schranken. Indem sie der Renaissance huldigte und für das heidnisch-classische Alterthum schwärmte,

emancipirte sie sich von vornherein von jeder kirchlichen Autorität. Die s. g. humanistischen Studien stellten den Menschen voran, nicht mehr den Christen, ja sie suchten den Menschen so viel als möglich vom Christen zu trennen. Die ganze Renaissance war von vornherein antichristlich und hatte auch schon im 15. Jahrhundert, als sie in Italien aufkam, nur den Zweck gehabt, die Politik der kleinen italienischen Fürsten durch die italienische Nationaleitelkeit zu unterstützen. Als angebliche Erben der antiken Nationalität und Bildung sollten die Italiener ein Recht erhalten, das Doppeljoch des Papstthums und des deutschen Kaiserthums zu brechen. Die Politik der deutschen Fürsten seit der Reformation war aber keine andere als die jener italienischen Fürsten und als die der französischen Könige. Deshalb hatte der Humanismus auf den deutschen Universitäten denselben servilen Charakter, wie die Theologie und Jurisprudenz. Die Professoren der classischen Studien, der schönen Wissenschaften und Künste, der Beredtsamkeit rc. waren, wie ihre noch vorliegenden lateinischen Schriften beweisen, unglaublich gemeine Speichellecker der Fürsten, die in Holland allein ausgenommen. Mehrere Hunderte von ihnen waren s. g. gekrönte Poeten, schmeichelten in ihren lateinischen Dichtungen allen Lastern der Höfe, der Vornehmen und Reichen und ahmten hierin die Schmarozer der verderbten Römerzeit nach. Auch waren sie es, welche die Völlerei und Unzucht der damaligen Höfe auf die Universitäten übertrugen und den Studenten als vornehme Lebensart empfahlen. Ihre Dichtungen strotzen von Cynismen und frechster Unanständigkeit. Bachus und Venus allein schienen ihnen heilig zu seyn.

Die Scholastik der älteren Universitäten des Mittelalters hatte sich überlebt und war so entartet gewesen, daß sie, anstatt das katholische Dogma zu stützen, es vielmehr discreditirt hatte. Die Jesuiten abstrahirten daher von den alten scholastischen Spitzfindigkeiten und nahmen ebenfalls die Renaissance zur Grundlage ihres Unterrichts. Da erlebte man die Monstrositäten eines heidnisch-classisch zugestutzten Christenthums, in Büchern wie im Renaissancestyl der neugebauten Kirchen. Die Jesuiten mußten den katholischen Fürsten ganz ebenso schmeicheln, wie die Humanisten auf den protestantischen Universitäten. Oder hat sich etwa jemals ein Jesuit darüber beschwert, daß Ludwig XIV. seine Paläste und Gärten mit den üppigsten Statuen und Bildern des classischen Heidenthums anfüllte? so wenig, wie jemals eine theologische Facultät auf protestantischen Universitäten über die heidnische Verwilderung so vieler protestantischer Höfe Beschwerde erhoben hat. Die Wissenschaft der Philosophie speciell begann schon auf den italienischen Akademien im Dienste der Fürsten als Fortsetzung der ältern griechisch-römischen Philosophie behandelt zu werden. Um die Autorität der Kirche zu schwächen, damit die Autorität der weltlichen Fürsten allein übrig bleibe, war nichts geeigneter, als das Studium der heidnischen Philosophie.

Dem ist die Fürstenpolitik immer treu geblieben. Bildet man sich denn ein, daß es einem Professor der Philosophie jemals erlaubt gewesen wäre, unkirchliche, ja überhaupt irreligiöse Lehren vom Katheder herab zu verbreiten, wenn es die Regierungen nicht gern gesehen hätten, wenn die Verkümmerung der kirchlichen Autorität den Ansprüchen der weltlichen Hoheit nicht gedient hätte? Die Schwärmerei für die Menschheit im Josephinismus hatte keinen andern Zweck. Ebenso die Begünstigung der Freigeisterei in Frankreich. Desgleichen die Begünstigung der Freimaurerei. Die studirende Jugend genoß in ihrer Unschuld die akademische Freiheit, die in dem Maaße wuchs, in welchem die Freiheitsideen überhaupt sich über ganz Europa ausbreiteten. Dabei darf man aber nie vergessen, daß es zuerst die Fürsten selbst waren, die, um die letzte Schranke kirchlicher Autorität zu stürzen und das Kirchengut sich zuzueignen, den Freisinn auf den Universitäten nicht nur duldeten, sondern aussäeten. Später, als das Ansehen der Regierungen überhaupt zu wanken anfing, als dieselben oft gezwungen waren, sich dem Liberalismus in die Arme zu werfen, kam die Philosophie allerdings in ihrer destructiven Tendenz auf den Universitäten zur vollsten Blüthe; um so gewisser aber fiel eine conservative, oder gar christliche Philosophie in Mißachtung und erlitt Verfolgung. Haben wir nicht erlebt, wie Professoren der Philosophie unter den Auspicien des Cultministeriums der göttlichen Autorität gradezu den Krieg erklären durften, während fromme Lehrer angeklagt, verfolgt und aus dem Lande getrieben wurden? Man denke an Hegel in Berlin und Scheibel in Breslau. Wo die Regierungen nicht mehr selbständig sind, sondern von Parteien beherrscht werden, sind auch die Professoren dieser Parteiherrschaft unterworfen. Mit einem Wort, die Universitäten waren niemals weder universell, noch frei. Sie waren stets der kirchlichen oder weltlichen Gewalt, oder der wechselnden Herrschaft der Parteien unterworfen.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 7.** 22. Januar 1868.

Philosophie.

Philosophische Schriften von Dr. Franz Hoffmann, o. Professor an der Universität Würzburg. Erster Band. Erlangen, Verlag von Deichert, 1868.

(Schluß.)

Will die herrschende Partei nicht gradezu verfolgen, so schweigt sie wenigstens todt. Dieses Todtschweigen wurde namentlich auch auf Franz Baader angewendet. Herr Hoffmann widmet seinem hochverehrten Meister mehrere Aufsätze, worin er ihn gegen die blinde, zum Theil absichtliche Mißkennung der Zeitgenossen, insbesondere der Parteigänger anderer philosophischer Systeme vertheidigt, welche die Taktik befolgten, Baader als einen untergeordneten Geist bei Seite zu schieben, ihm insbesondere immer den großen Schelling vorzuschieben, als ob er blos dessen unbedeutender Nachbeter gewesen sey.

Herr Hoffmann setzt das Verhältniß beider Philosophen klar auseinander und schließt: „Unwiderleglich ist also erwiesen, daß mächtige Einflüsse Baaders auf Schelling und dessen Umschwung vom Pantheismus zum Theismus stattgefunden haben, weit überwiegend diejenigen, welche von Schelling auf Baader geübt worden sind und die niemals die obersten Prinzipien und Grundlagen der Philosophie, sondern nur abgeleitete Fragen, hauptsächlich des bedingten Gebiets der Naturphilosophie, betrafen. Eben so offenbar ist, daß Schelling nicht entfernt darauf ausgegangen ist, dieses wahre Verhältniß zu Baader zu verhüllen und zu verbergen, wie ihm Schopenhauer und Kapp in Bezug auf J. Böhme und Kant, die er allerdings benützte ohne sie zu nennen, vorgeworfen haben, obgleich Schelling allerdings dasselbe noch stärker hätte hervorheben können, namentlich wenn er Baaders nicht blos in Bezug auf den Begriff des Bösen und auf seine erkenntnißtheoretischen Ansichten erwähnt, sondern bestimmt gesagt hätte, daß Baader vorlängst die Persönlichkeit Gottes, die Freiheit und Unsterblichkeit des menschlichen Geistes erkannt hatte, und insbesondere die früher widersprochene, nun aber als wahr erkannte Lehre von der Nichtidentität des Bösen mit dem Endlichen, dem sogenannten malum metaphysicum oder dem verneinenden Begriff der Unvollkommenheit der Creatur ausdrücklich auf Baader als die wahre Quelle zurückgeführt hätte. Wer diese unleugbaren Thatsachen genau ins Auge fasset und richtig würdigt, dem werden nun die zwei oder drei zustimmenden Erklärungen unseres Denkers in einigen seiner zwischen den Jahren 1812 bis 1818 erschienenen Schriften zu bestimmten (keineswegs zu allen) Lehren des damaligen Schelling in einem ganz andern Lichte erscheinen. Er wird nämlich finden, daß es nichts weiter, als Zustimmungen zu Lehren sind, welche Baader längst vor Schelling erkannt und gelehrt und die Schelling, wenn nicht aus ihm entnommen, doch jedenfalls nicht ohne seinen Anstoß und Einfluß sich angeeignet hatte. Die Unachtsamkeit und Unwissenheit der öffentlichen Sprecher über diese Dinge war aber so groß, daß man das gerade Gegentheil der Wahrheit annahm, und als Baader im Jahr 1813 in der k. Akademie der Wissenschaften zu München die tiefsinnige und berühmte Rede: „Ueber die Begründung der Ethik durch die Physik" hielt und drucken ließ, da nahm man so ziemlich allgemein dieselbe für eine etwas nähere Ausführung der Originalideen des Meisters Schelling von Seiten eines seiner vielen nicht ganz auf den Kopf gefallenen Schüler, und diese Unwissenheit hat es vermocht, sich in Deutschland bei Vielen bis zu dieser Stunde fortzuschleppen und selbst bei besser Unterrichteten das Verhältniß beider Denker in schiefen und falschen Reflexen

erscheinen zu lassen. Daß es so kam, dazu trug allerdings das Verhalten Baaders viel bei. Statt in einem umfassenden Werke, und wäre es auch nicht nach den strengsten Forderungen der wissenschaftlichen Methode geschehen, seine großartige, tiefsinnige und nach allen Richtungen in seinem Innern schon ausgebildete Weltanschauung auszusprechen und hiedurch eine gewaltige Wirkung, die nicht ausbleiben konnte, hervorzubringen, fuhr er fort, seine Ideen in kleine Schriften, Abhandlungen und Aufsätze zu verzetteln und zu zersplittern und auch in diesen die Neigung zur Aphoristik walten und in allerlei Nachlässigkeiten der Sprache und Darstellung sich gehen zu lassen. Schelling dagegen hatte kurz nach seinem ersten Auftreten die Aufmerksamkeit der philosophirenden Zeitgenossen durch die geniale Art auf sich gezogen, womit er wie mit einem Schlage zum selbständigen Mitvertreter und Fortbildner des Idealismus Fichte's sich erhob. Hierauf waren, nachdem Schelling den Idealismus Fichte's überschritten hatte, über ein Jahrzehnt lang in rascher Folge und mit bewunderungswürdiger Produktivität Werke auf Werke von nicht unbedeutendem Umfang und in wissenschaftlicher Ausführung von ihm erschienen, in denen sich erst die ganze Eigenthümlichkeit dieses genialen Geistes in größter Selbständigkeit, mit einem Reichthum von Ideen und in einer so schönen und dabei großartigen Sprache und Darstellung offenbarte, daß er die geistreichsten Köpfe in Deutschland mächtig entflammte und bald von Vielen als der größte Philosoph aller Zeiten gepriesen zu werden begann. Unter diesen Verhältnissen gehörte die ganze concentrirte Geistigkeit und urtiefe Genialität der kleinen Hervorbringungen Baaders dazu, um zu bewirken, daß sie nur nicht gänzlich unter den Strahlen des Schelling'schen Ruhmes verschwanden. Mit großartiger Neidlosigkeit stimmte Baader in den Ruhm Schellings mit ein, und anstatt, wozu er berechtigt gewesen wäre, nach der Umwendung Schellings zum Theismus ihm zu sagen: Nun, siehst du, lieber Freund, daß ich gegen Spinoza und Fichte und gegen dich selbst doch recht habe und behalte, that er seines eigenen Verdienstes, den Kern jener theistischen Ideen längst in genialer und tiefsinniger Weise und reiner als Schelling selbst dann ausgesprochen zu haben, in zartester Schonung gar keiner Erwähnung, sagt er vielmehr zu ihm: Du hast ganz recht, herrlicher Geist, mit deiner tiefen Lehre von der Persönlichkeit Gottes, von der Freiheit des menschlichen Geistes, von dem Ursprung und dem Wesen oder Unwesen des Bösen, schreite nur kühn voran auf deinem Wege, Segen und Gedeihen werden alle deine Schritte begleiten. Mit einem Worte: Baader läßt achtlos, aber geduldig, es ist gleich groß und einzig in seiner Art, vor der Welt den Schein über sich ergehen, als ob er in die Schule Schellings habe gehen müssen, um sich jene Einsichten anzueignen, welche Schelling doch ihm zu danken hatte! Einer solchen Handlung war nur Baader fähig, nur dieser großartigneidlose Mann, dessen Gleichen die Welt nicht hat."

Wenn Baader äußerlich durch Schelling in Bayern verdunkelt wurde, so noch vielmehr durch Hegel in ganz Deutschland, denn Hegel hatte noch viel mehr Anhang als Schelling nicht nur in den maaßgebenden Kreisen, in denen Professoren ernannt und belohnt, oder verworfen werden, sondern auch bei den jungen Privatdocenten und Studenten. Indem Herr Hoffmann sich freut, noch das Ende dieses Hegelwahnsinns auf den deutschen Universitäten erlebt zu haben, ist er mit Haym nicht einverstanden, welcher der Hegelei ihr Grablied gesungen hat. „Wenn übrigens Haym gegenwärtig der deutschen Nation in ihrer speculativen Thätigkeit eine Pause, eine Periode der Sammlung und Vorbereitung für heilsam hält und meint, den nächsten Beruf, die Erbschaft der Hegel'schen Philosophie anzutreten, habe die Geschichtswissenschaft, so werden andere sie der Naturwissenschaft vindiciren, andere werden keinen Widerspruch darin finden, daß sich Geschichtswissenschaft und Naturwissenschaft in diesen Beruf theilen, und noch andere werden mit mir der ganz wohl berechtigten Meinung seyn, daß die deutsche Nation einer Pause in ihrer speculativen Thätigkeit jedenfalls nicht bedürfe, daß diese Thätigkeit ganz wohl fortschreiten könne, während neben ihr Geschichtswissenschaft und Naturwissenschaft höheren Stufen der Vollkommenheit entgegenschreiten, und daß derjenige, welcher jetzt und für die nächste Zeit eine Pause der speculativen Thätigkeit nöthig findet, jedenfalls nicht zugleich derjenige seyn wird, welcher der deutschen Nation ein neues und die bisherigen an Tiefe und Wahrheit überragendes System schenken wird. Nicht die allerdings außerordentliche Produktivität in dem Gebiete der Philosophie von Kant bis Hegel trägt die Schuld, daß seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit der deutschen Nation der Philosophie weniger zugewendet ist, sondern größerntheils sind die Ausschreitungen dieser Systeme selbst Schuld daran."

Wir glauben, es seyen nicht blos die Ausschreitungen, welche die Philosophie unpopulär machen. Es genügt an der scholastischen Sprache, an dem Handwerksjargon, der sie dem natürlichen Menschen ungenießbar macht. Auch die trefflichsten philosophischen Sy-

steme haben deswegen niemals ins Volk eindringen können. Das Volk glaubt mit Recht, die Wahrheit müsse sich deutlicher, einfacher ausdrücken lassen.

Auch würde die ungeheure Ueberspannung der Hegelei Grund genug seyn, eine Abspannung zu erklären. Eine solche Abspannung ist aber eigentlich nicht erfolgt. Der Herrschaft der Hegelei folgte bald die neue Herrschaft des allergröbsten Materialismus. Dieser führt allerdings von der Hegel'schen Ueberschätzung das Ich zurück, er setzt den Menschen nur zu tief herab, indem er ihn zum Abkömmling des Affen macht und ihm die Unsterblichkeit der Seele abspricht; allein auch diese Narrheit hat, weil sie der rohesten Gemeinheit zusagt, ihre begeisterten Anhänger gefunden, wie die lächerliche Selbstvergötterung Hegels.

In einer der uns hier vorliegenden Abhandlungen wird dem Materialismus in seinem Grundprinzip scharf zu Leibe gegangen. „Was auch die Materie sey, so ist sie in jedem Falle das an sich selbst Bewußtlose und Nichtdenkende. Dem Bewußtlosen und Nichtdenkenden aber zuzutrauen, daß es unter gewissen, nach blind wirkenden Gesetzen erfolgenden Umständen Bewußtseyn und Denken hervorzubringen vermöge, ist der sinnloseste Hocuspocus, der aufgelegteste Unsinn. Folglich ist eine solche Annahme nicht einmal als Hypothese zulässig, geschweige daß sie als eine wissenschaftliche Wahrheit, als eine Thatsache der Erfahrung je erwiesen werden könnte. Angenommen das Selbstbewußtseyn wäre Erzeugniß der Gehirnsfunctionen, so wäre es das Produkt des Bewußtlosen. Als Produkt des Bewußtlosen, wäre es so durch und durch nur Bewirktes, daß ihm jede auch nur relative Bewirkungskraft, sowie jede Rückwirkungskraft auf das Bewußtlose abgesprochen werden müßte. Eine solche Bewirkungs- und Machtlosigkeit widerspricht aber der Erfahrung, indem das Selbstbewußtseyn keinerlei Hemmung findet, sich den heterogensten Gegenständen der Betrachtung zuzuwenden und nach Belieben von jeder gegenwärtigen Gedankenreihe abzubrechen, um sich einer noch so entfernt liegenden zuzuwenden und immer neue und andere Combinationen der Vorstellung zu bilden, auch auf den Stoffwechsel im Kreislauf des Blutes und die Strömungen im Nervensysteme zurückzuwirken und in ihnen Veränderungen zu bewirken, die gleichwohl keine Nöthigung hervorrufen für das Selbstbewußtseyn, die Gedanken dahin oder dorthin zu wenden, oder ihnen grade diesen oder jenen Inhalt zu geben. Mit einem Worte, wäre das Selbstbewußtseyn das Erzeugniß eines materiellen Prozesses, des Prozesses der Gehirnsfunctionen, so müßte es unfähig seyn, seinen Ursprung zu verleugnen, es müßte zwar kein Bewußtseyn seines Ursprunges, aber es könnte keine Fähigkeit haben, über seinen Ursprung verschiedene Möglichkeiten sich vorzustellen, und darüber in Zweifel zu gerathen. Die Voraussetzung des Materialismus ist, daß die Materie denken könne, und da kein Grund ist, dies von einiger zu behaupten, von anderer nicht, so muß der Materialismus behaupten, daß alle Materie denken könne."

Der Verfasser bemerkt übrigens: „Es ist charakteristisch für unsere Zeit, daß, während eine Reihe von materialistischen Schriften zwei, drei bis vier Auflagen rasch hintereinander erlebt, von den gegnerischen Schriften bis jetzt nur die von Schaller und die von Michelis die zweite Auflage erlebt haben." Nichts ist natürlicher. Wie könnte der edle, tiefsinnige Baader vergessen seyn, wenn nicht jeder Narr mit seiner philosophischen Schellenkappe maulaufsperrende Bewunderer finden würde? Das ist der Lauf der Welt und der Menschen Art. Der moderne Materialismus schmeichelt der groben Sinnlichkeit, deswegen ist er jetzt so beliebt, wie bei den Alten der Epikuräismus.

Die Philosophie macht auf die Menge niemals Eindruck, außer wenn sie einer in der Schwäche und der Eitelkeit der Menschen liegenden Tendenz entspricht. Auch schon die Philosophie der Alten fand bei den nicht handwerksmäßigen Schülern, sondern bei den Männern der Praxis und bei der Menge immer nur Anerkennung, wenn sie entweder wie der Epikuräismus, der gemeinsten Lebens- und Sinnenlust, oder wie die Stoa, dem Stolze schmeichelte. Die Wissenschaft an sich war den Leuten immer gleichgültig und Aristophanes hatte ganz recht, als er sogar den weisen Sokrates in die Wolkenregion versetzte.

Im Uebrigen können wir nicht umhin, die Frage, die wir schon einmal vor Jahren gestellt haben, zu wiederholen. Wie verhält sich denn die k. bayrische Akademie der Wissenschaften zu denjenigen bayrischen Gelehrten, die in wissenschaftlichen Gebieten sich ausgezeichnet haben, die nicht grade dem größern Publikum Interesse einflößen, doch ihren Werth in sich selbst tragen? Schon vor Jahren frugen wir: was hat die gedachte Akademie gethan, um die noch ungedruckten Nachlässe Schmellers und Baaders endlich drucken zu lassen und dadurch die ungenügende erste Ausgabe des bayrischen Wörterbuchs von Schmeller, die bekanntlich auf schlechtem Papier gedruckt und um Raum zu ersparen, verkürzt und verkümmert war, und die erste Ausgabe der geistreichen Werke Franz Baaders zu vervollständigen?

Aphorismen.

Aus Kämpfen des Lebens. Aphorismen von Georg von Oertzen. Heidelberg, Georg Weiß, 1868.

In dieser kleinen Sammlung begegnen uns zarte Gefühlsschilderungen in der Art, wie wir sie in den Schriften von Bogumil Golz und Alban Stolz finden, und daneben gute Bemerkungen aus dem praktischen Leben, Erfahrungssätze, insbesondere zur Menschenkenntniß.

Wir geben von der ersten Art ein paar kleine Proben. „Der Sommerwind fuhr stoßweise durch die Vorstädte und tränkte das durstige Grün in den Gärten und die Kelche der weitgeöffneten müden Rosen mit Staub, und wirbelnd erhub er sich, um auch dort von den Altanen und Fenstern die blonden Köpfe und blauen Augen hinwegzuscheuchen; zusammengeballt weiße Gewitterwolken ragten über die Dächer her und der Schwalben hastiger Flug streifte den Erdboden. Das war eine trübe Stunde, schwül wie der Abschied auf Nimmerwiedersehn. Aber der Himmel entlädt sich, frei wieder athmet das Herz, die Atmosphäre duftet und der Aether ist klar. Im Jasmingebüsch drüben schwillt und sinkt Nachtigallenlied und Tropfenfall. Die Seele lauscht. Jenes geliebte Bild, das wir gramumflort, im grellen Lichte übergroßen Leides das letzte Mal fast fremd vor uns sahn, jetzt hier in unserer Brust richtet es, wie draußen die andern Blumen, sein Haupt empor und spiegelt wieder den Sternenglanz, und Frieden gibt ihm Gott." „Heiß ihn willkommen den Schmerz, der über Deine Schwelle tritt, aber selbst den liebsten und den heiligsten nur als einen Gast, nie als unumschränkten Gebieter. Deinem Herzen sey, was er redet, gesagt; denn er ist ein Prediger der Geduld, der Weisheit Lehrer, ein Engel Gottes. Hab ihn nicht wie ein Kind seine Puppe lieb, nein, wie der Kranke den Arzt; und, als Solchem gehe getreu durch Dornen und schwere Finsterniß ihm willig nach; denn siehe: je weiter er Dich führt, desto lichter allmälig vor dir wird sein dunkles Kleid, bis er ganz verwandelt nicht er selbst mehr blieb, sondern am Ziele aller Deiner Sehnsucht aus leuchtenden Augen Frieden und Freude tief in Dein überwältigtes Gemüth hineinströmt."

Der Verfasser gehört zu den vernünftigen Conservativen (bekanntlich gibt es auch unvernünftige). Wenn er auch wenig von Politik spricht, geschieht es doch mit richtigem Takt. So auf S. 54. „Wir halten Umschau, wenn unser Blick hinfällt auf das Leben und Weben unter dem politischen Horizont, dann gewahren wir vor uns gleichsam eine See, deren Wogen mehr und mehr sich glätten. Ruhelos aber auf der schon beruhigten schwanken hin und wieder die sonst so Sicheren, wanken die Parteien und gehn in der Irre die Männer des öffentlichen Vertrauens, die bewährten Führer des Volkes. Durcheinander rings um sie her hastet die Schaar ihrer Getreuen. Alle finden wir sie dort: die Staatsmänner voll Bier und Biederkeit, die Mannesblüthe im Vollbart und Turnerkittel, die verstimmten Sänger und die unnützen Schützen, keiner fehlt; aber sie dünken uns blaß geworden, ihre Gestalt ist gleich wie ein Schatten, und wie ein Schemen ihr Antlitz. Nicht mehr spielen blunte Wimpel über ihnen, hinweg von Stürmen geweht sind ihre Flaggen, und nun suchen sie dieselben so verdrossen und so erschrocken, wie jene schlaftrunkenen Philister, denen die boshaften Studenten ihre schönbemalten Handwerksschilde über Nacht umgetauscht hatten. Ja, der Himmel ist klar geworden. Statt der Utopien, der Phantasmagorien, statt der Fata Morgana, welche vor so manches geblendete Auge trügerisch die Insel der Glückseligen zauberte, leuchten jetzt hoch über uns die Sterne der herrlich vollbrachten That: Heldenruhm ist ihr Licht, und diese Gestirne, mögen wir sie als glückverheißende jubelnd begrüßen oder als feindselige fürchten, sie künden uns Zeit und Stunde, und nur sie regeln für das kühne Herz, das selber steuert oder das seine Hoffnung an Bord gab, den guten Curs, sie versprechen ihm günstige Fahrt."

Sehr gut ist auch, was er von dem flachen Rationalismus sagt. „Wenn das Wort Rationalismus auf deutsch ‚Vernunftrechenschaftsforderung' bezeichnet, dann macht dieser Name schon die Thorheit der Sache offenbar, die Unvernunft der Rationalisten. Die Blume ist schön. Dies wissen wir, weil unser empfangendes inneres Auge also ihr Wesen begreift, nicht aber weil unser Verstand dafür Gründe erforschen und dieselben darlegen kann. Ebenso wissen wir, daß ein Wunder That ist, daß es wirklich vorhanden, weil unser Herz dasselbe ‚glaubt', das will sagen: Weil unser schauendes inneres Auge für die eigenste Lebenskraft solchen Wunders geöffnet und von dieser erfüllt ward."

Hier noch einige kleine Aphorismen: „Die Welt würde eine Akademie der Wissenschaften oder am Ende ein Narrenhaus werden, wenn alle Menschen Alles verständen, worüber sie sprechen. — Wenn die Freiheit endlich den Sieg davon trüge, und jeder Einzelne aufstände, das Joch seines Tyrannen abzuschütteln, dann müßte — die Zahl der Selbstmorde außerordentlich groß werden."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, **N° 8.** 25. Januar 1868.

Reisen.

Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien von Hermann Vámbéry. Nach der ungarischen Originalausgabe. Pesth, Verlag von G. Heckenast, 1867.

Von demselben Verfasser erschien bereits 1865 in Leipzig bei Brockhaus seine „Reise in Mittelasien nach Chiva, Bochara und Samarkand im Jahr 1863," welche wir in unsern Blättern von 1865 Nr. 26 mit warmer Theilnahme angezeigt haben. Vor kurzem hat derselbe Verfasser durch seine in Zeitschriften erhaltenen Erörterungen der russischen Politik großes Aufsehen, besonders in England erregt. Er ist ein Ungar von vieler Bildung und Sprachkenntniß. Nachdem er vier Jahre in Constantinopel zugebracht und sich ganz zum Muhamedaner umgeformt hatte, unternahm er das kühne Wagniß einer Untersuchungsreise in die Turkomanenstaaten, in die Länder unvergänglicher Barbarei und Räuberei, aus denen nur selten ein europäischer Reisender zurückgekehrt ist. Durch Persien reiste derselbe als türkischer Effendi mit Empfehlungsschreiben aus Constantinopel, in den Turkomanenländern aber als Derwisch, unter unsäglichen Entbehrungen.

Das vorliegende Werk beschreibt seine Reise durch Persien auf dem Hinwege und auch wieder auf dem Rückwege und handelt ausschließlich von Persien, nachdem er in dem vor zwei Jahren erschienenen Werke die Reise nach Bochara und Samarkand bereits beschrieben hat. Bietet die letztere viel mehr Neues dar, namentlich in Bezug auf die wachsende Macht Rußlands in Asien, so enthält doch auch die persische Reise sehr viel Interessantes.

Vámbéry fuhr von Constantinopel zur See nach Trapezunt und reiste von hier zu Lande über Erzerum nach Persien. Man macht sich in Europa keinen Begriff vom Phlegma und der Fahrlässigkeit der Türken. Die wichtigsten, die einzigen Handelswege, auf denen seit unvordenklicher Zeit Europa und die Länder am Mittelmeer ihre Waaren gegen die Innerasiens austauschen, sind gänzlich vernachlässigt. Der große Handelsweg führt durch das kleinasiatische Gebirge. „Ich konnte mein Staunen kaum unterdrücken, wie denn Thiere, und noch dazu stark beladene, diesen Weg erklimmen können, da es selbst den Fußgänger unendliche Mühe kostet auf den treppengleichen Vertiefungen hinauf zu klettern, und dennoch begegnete ich einem langen Zuge mit großen Waarenballen bepackter Maulthiere, die, unter fürchterlichem Geschrei der persischen Treiber ihre Last geschickt balancirend, herab kamen. Es ist wahrlich ein Meisterstück, wie diese auf dem kaum zwei Spannen breiten glatten Felsenstege, an dessen Rande ein tiefer Abgrund mit sicherem Verderben droht, einherziehen. Mehr als vier Stunden dauerte der immerfort steile Bergweg, welcher unstreitig einer der schwierigsten in ganz Asien ist. Und dennoch ist dieses jene Handelsstraße, auf welcher Armenien, Persien, ja auch Mittelasien mit dem Westen verkehrt! Hunderttausende von Thieren passiren sie während der Sommerszeit, auf ihrem Hinweg mit den Produkten Asiens beladen, auf ihrem Rückwege wieder Fabrikationen europäischer Industrie mitbringend." So bleibt es denn Rußland vorbehalten, hier einmal alles zu regeln und sich der Handelsstraßen, so wie der Herrschaft in ganz Vorderasien zu bemächtigen, wie es denn schon das schwarze und kaspische Meer mit einer Eisenbahn verbindet. Mit der fabelhaften Indolenz der Türken sind übrigens die edelsten Eigenschaften gepaart. Selbst der gemeinste Türke ist großmüthig und uneigennützig, wovon Vámbéry S. 13 ein schönes Beispiel erzählt. Er bemerkt dazu, wie sehr diese edlen und

arglosen Türken von der Gaunerei der selber christlichen, aber sittlich viel tiefer stehenden Armenier und Griechen ausgebeutet werden.

Erzerum liegt am Ende einer großen Ebene, scheint dem Wanderer schon ganz nahe zu seyn und bleibt doch noch so weit entfernt, daß einmal ein Kurde in höchster Entrüstung umkehrte, weil er glaubte, es sey eine Zauberstadt, die er doch nie würde erreichen können.

Der Handelsweg nach Persien wird immer unsicherer, je näher man der Grenze kommt. Die Grenze selbst ist auf Meilenweite unbestimmt gelassen. Die sparsamen Anwohner treiben das Räuberhandwerk in neuerer Zeit mit einer gewissen Bequemlichkeit. Sie warnen nämlich vor Räubern, erzählen von ihren Greuelthaten, drängen sich dabei den Karavanen zu Beschützern auf und erpressen reiche Bezahlung. Die Armenier überbieten die Juden noch an Schlauheit und Zudringlichkeit. So plagen sie die Reisenden, ihnen Splitter von der Arche abzukaufen, welche Noah auf dem Berge Ararat zurückgelassen hat. In den Grenzgebieten tritt der Unterschied zwischen Türken und Persern viel stärker hervor, als man davon im Abendland eine Vorstellung hat. Der Türke ist in jeder Beziehung nobler, aber roher, minder abgeschliffen; der Perser dagegen bezeigt in seinem ganzen Wesen, daß er einem uralten Culturvolk angehört, welches aber in tiefe Corruption herabgesunken ist. An Höflichkeit, Zuvorkommenheit, Galanterie und schönen Phrasen übertrifft der Perser noch bei weitem den Franzosen, aber es ist alles nur äußerer Schein, im Herzen ist er der gemeinste Egoist. Er ist prächtig gekleidet, aber nur sein Oberkleid schimmert, darunter hat er nur Lumpen und Ungeziefer. Der Schmutz in Persien, auch in Wohnungen und im Essen ist unerträglich.

Vámbéry reiste über die persischen Städte Chol und Tebris (Tauris). Diese Städte hatten den echt orientalischen Charakter, so daß ihnen gegenüber dem Reisenden Constantinopel gar nicht mehr orientalisch vorkam. Tebris ist eine der bedeutendsten Handelsstädte Persiens und hier residirt auch der persische Thronfolger, der damals ein Knabe von neun Jahren war. Vámbéry wohnte dessen feierlicher Installirung bei und schildert unter anderem die Soldaten, „lauter armselige Gestalten in europäischen Uniformen und persischen Pelzmützen. Es schien, als ob man die Kleider mit Heugabeln auf sie geworfen hätte, am lächerlichsten aber nahmen sich die Halsbinden aus; der eine hatte sie vorn, der andere auf der Seite, der dritte sogar rücklings gebunden und die Knöpfe, lieber Herrgott! Einer hatte drei unten vergessen, der andere drei oben! Nichts Komischeres als ein Haufe persischer Soldaten in europäischem Costüm!“ Die Zustände Persiens machten durchweg einen unerfreulichen Eindruck. Die Städte wimmeln von Seids, Abkömmlingen des Propheten, voll Stolz auf ihre Abkunft und doch nur elende Bettler. Dasselbe gilt von den Nachkommen der gegenwärtigen Dynastie. In Persien haben die Schahs nicht soviel Takt, wie in der Türkei die Sultane, die niemals eine Unterthanin heirathen, um keinen zu großen Familiennexus zu bekommen. Der persische Schah heirathet die Weiber zu hunderten, wie sie ihm gefallen, und ihre Kinder sind dann sämmtlich Prinzen und deren Kinder wieder Prinzen. Es werden ihrer aber so viele, daß sie nicht standesgemäß leben können und ins Proletariat übergehen, wenn auch eine große Zahl in den Aemtern untergebracht wird. In Frasers frühern Schilderungen Persiens lesen wir, Feth Ali Schah habe mit den Gunstbezeugungen seiner Weiber ein Gewerbe getrieben. Hier sagt uns Vámbéry wenigstens, Weiber des Schahs könnten häufig, wenn sie von ihm verstoßen seyen, oder er sterbe, nicht fortkommen, oder sie heirathen gemeine Handwerker.

Der Weg führte unsern Reisenden über die Ruinen von Sulthani und die alte Stadt Kazvin nach Teheran, der jetzigen Hauptstadt Persiens, wo er bei der türkischen Gesandtschaft eine sehr freundliche Aufnahme fand. Hier sah er auch den Schah Nasr-ed-din, den er als einen schönen und auch wohlunterrichteten Mann schildert, der aber durchaus kein Vertrauen und auch keine Achtung genießt und über den raisonnirt wird, wie in unserem gebildeten Europa über die Könige und Fürsten. Das unterscheidet die Perser wesentlich von den Türken, die stets nur in tiefer Ehrfurcht von ihrem Sultan reden. Als der Schah, erst 18 Jahre alt, im Jahr 1848 auf den Thron kam, hatte er an Mirza Taki Chan einen treuen und weisen Rathgeber, welcher vortrefflich regierte, aber durch Hofintriguen, wobei des Schahs eigene Mutter mitwirkte, gestürzt und hingerichtet wurde. Doch scheint die Mißachtung des Schah einen allgemeineren Grund zu haben, nämlich im ganzen System der verennirenden muhamedanischen Mißregierung. Vámbéry berichtet, man höre in Persien oft von dem Glücke reden, welches die frühern persischen Unterthanen genießen, die jetzt unter russischem Scepter stehen. Es mag wohl seyn, daß dieser Glaube durch die von Rußland begünstigten Armenier verbreitet wird, allein daß er vorhanden ist, kommt der russischen Politik sehr zu statten. Vámbéry traf einen armenischen Bischof, welcher, obgleich persischer Unterthan, doch einen großen russischen Orden mit einer Pension von jährlich tausend Rubel besaß. Wenn nun gleich auch in Rußland Be-

stechung der Beamten an der Tagesordnung ist, so herrscht doch ohne Zweifel in Rußland wenigstens öffentliche Sicherheit und kann man zum Dorfe hinausgehen ohne bis an die Zähne bewaffnet zu seyn.

Von Teheran reiste Vámbéry nach der ältern Hauptstadt des Reichs, Isfahan, und bewunderte dessen zerfallene Paläste. Er fand hier unter der Hülle seiner gesellschaftlicher Formen eine kolossale Unsittlichkeit. Folgende Scene gibt ein anschauliches Bild davon. Ein Nachkomme des Propheten „sang religiöse Lieder und später, als sich die Gesellschaft in einen geschlossenen Zirkel umgestaltete, wurden fromme Klänge und Worte nicht nur in die alltäglichsten, sondern ich möchte sagen, in die allerobscönsten Lieder verwandelt. Trotz seines mächtigen grünen Turbans und seines wilden Eifers, den er öffentlich für die Familie des respectiven Ahnen des Propheten zeigte, wurde Abends doch wacker zugetrunken. Wein habe ich in Gesellschaft weniger begegnet, aber desto mehr Branntwein, den die Armenier in Dschulfa erzeugen, und unvergeßlich bleiben mir die Zechgelage, denen ich in Gesellschaft meines Reisegefährten in verschiedenen Zirkeln Isfahans beiwohnte. Am meisten erinnere ich mich an die Abendreunion im Hause eines untergeordneten Beamten von Isfahan. Die Gäste waren größtentheils junge Leute, Priester und Laien untereinander vermengt. Man schien sich genau gekannt zu haben; denn als die erste Stunde der gewöhnlichen Höflichkeit und Sittlichkeit vorüber war, wurde eine Orgie veranstaltet, die in ihrer Ausgelassenheit wahrlich nur im Oriente oder, besser gesagt, nur in Persien stattfinden kann. Die von Branntwein erhitzten Köpfe legten bald Mützen, Turban und Oberkleid ab und besonders entfesselt war der Muthwille, als durch Freigebigkeit eines der Gäste vier Tänzerinnen hieher gebracht wurden. Unsere europäische Feder sträubt sich, die schamlosen Späße dieser Prasser zu beschreiben, und ist es nicht wunderbar, als ich eben in meinem Scheinrausche meinen innerlichen Abscheu zu unterdrücken suchte, standen zwei halbbetrunkene Gäste dicht neben mir von ihrem Platze auf, nahmen ihre heiligen Waschungen vor und verrichteten ihr Abendgebet nicht nur im Zimmer so vieler gräßlichen Sünden, sondern dicht neben den Sündigenden. Schreckliche Heuchelei! Das nennt man Religion!“ Wir glauben nicht, daß es Heuchelei gewesen ist. Abergläubige Ceremonien und frechste Wollust kann man auch in Italien dicht beisammen sehen, wo es pure Natur und nichts weniger als Heuchelei ist. Uebrigens steht die Verführung zur Trunkenheit durch die Armenier in einer verdächtigen Verbindung mit ihrer Dienstbeflissenheit gegen Rußland.

Der Reisende verfolgte nun seinen Weg über die sehr verfallenen Ruinen von Maderi Suleiman und über die weit herrlichern, von ihm außerordentlich bewunderten, aber durch zahlreiche andere Reisende schon bekannten Ruinen von Persepolis. Ueber den Zweck dieser uralten Prachtbauten sind die Gelehrten noch nicht einverstanden. Vámbéry ist der Ansicht, die Perserkönige hätten hier nur, weil die Ruinen von einer weiten Ebene umgeben sind, über ihre ungeheuern Armeen Musterung gehalten. „Dem ungeachtet behaupten einige Meinungen, die in den heutigen Ueberresten nur wenige Spuren von einem ehemaligen Wohnorte entdecken, daß Persepolis ein feierlicher Tempel der Sonne gewesen seyn soll, in dem am ersten Tage des Noruzfestes (Neujahr) die Könige, wie dies noch heute in Persien Sitte ist, die Huldigungen und Geschenke ihrer verschiedenen Unterthanen entgegennahmen. Zur Bestätigung dieser Hypothese werden die auf genannte Festlichkeiten hindeutenden Skulpturen angeführt, Skulpturen, in welchen wirklich nur feierliche Aufzüge oder andere aus religiösen Mythen genommene Bilder repräsentirt sind.“ Der Verfasser gedenkt auch der Zerstörung von Persepolis durch Alexander den Großen, hat aber kein Verständniß vom Zwecke des Frevels und man kann ihm deshalb keine Vorwürfe machen, weil die Geschichtschreiber, auch noch Duncker, ja sogar der gelehrte Spiegel bisher blind für die Wahrheit gewesen sind.

Alexander der Große würde Vorderasien, Aegypten und Persien nicht so leicht erobert haben, wenn er den Eroberungskrieg nicht zugleich als Religionskrieg geführt hätte. Die Perser hatten früher mit ihrer reinen Lichtlehre, die mit einem hohen sittlichen Aufschwung gepaart war, den schändlich entarteten Naturcultus, den üppigen Baalsdienst überwunden, das nur die gemeinste Sinnenlust fördernde Götzenthum in Babylon, Kleinasien, Syrien, Phönicien und Aegypten ausgerottet. Die besiegten Götzendiener, so plötzlich in die persische Zucht genommen, versuchten zwar, und nicht ohne Erfolg die nachfolgenden Perserkönige und die durch den Sieg übermüthig gewordenen Perser zu ihrem Sinnencultus zu verführen; dennoch blieb Zoroasters Sittenlehre die Staatsreligion, und das Joch derselben abzuschütteln, lechzten die sämmtlichen den Persern unterworfenen Völker des westlichen Asien. Das nun benutzte Alexander und es ist schwer zu begreifen, warum die moderne Geschichtsforschung das übersehen hat. Alexander ging, bevor er Persien angriff, nicht blos aus strategischen Gründen zuerst nach Aegypten, nicht blos, damit ihm nicht etwa ein persisches Heer in die Flanke und in den Rücken fallen könnte, sondern auch aus politischen Grün-

den. Wie hundert Jahre früher der Perserkönig Kambyses, indem er Aegypten eroberte, den Götzendienst dort ausgerottet und den heiligen Stier Apis getödtet hatte, so setzte jetzt Alexander den alten Götzendienst wieder ein, ja er identificirte sich selbst damit, indem er sich für einen Sohn des größten Gottes der Aegypter, Ammon, ausgab. In derselben Weise verfuhr er überall und nur deshalb zeigte er sich dem Volk an verschiedenen Orten in verschiedenen Göttercostümen. Aus Politik, um sich die alten Götzendiener zu befreunden, für die Wiederherstellung der alten Culte zu begeistern und gegen die Perser zu hetzen, nicht etwa wie später Nero blos aus persönlicher Eitelkeit. Aus demselben Grunde nun wollte Alexander auch den von den Persern zerstörten großen Haupttempel des Baal zu Babylon wieder herstellen und war sehr ungehalten, daß sein ganzes Heer nicht ausreichte, auch nur den ungeheuern Schutt wegzuräumen. Das alles melden uns die alten Geschichtschreiber. Wie mag man nun noch daran zweifeln, daß er auch Persepolis blos deshalb zerstörte, weil hier der Mittelpunkt der persischen Lichtreligion war, das vornehmste Heiligthum der persischen Nation und des persischen Glaubens. Da dieser Glauben vor allem das Licht, physisch im Feuer und im Wasser, geistig in der Erkenntniß und Tugend zu verehren vorschrieb und man in der Sonne die höchste Lichtkraft sah, so ist es wahrscheinlich, daß Persepolis die heilige Stätte war, von wo aus König und Volk der alten Perser am Neujahr d. h. in der Wintersonnenwende die neue Jahressonne feierlich begrüßten.

Von hier gelangte Vámbéry nach dem berühmten Schiras, die schöne Stadt, die von Gärten und fruchtbaren Ebenen umringt ihren Ruf verdient. Hier fand er auch die Menschenrace am schönsten, aber womöglich noch verderbter als in Isfahan. Hier nämlich in der Geburtstadt des berühmten Dichter Hafis lebt auch noch der Geist dieses Sängers fort. Dieser Hafis, von Göthe übersetzt und gepriesen, hat nicht nur die Wahrheitsliebe und das Ehr- und Schicklichkeitsgefühl seiner persischen Landsleute, sondern auch das der modernen Welt auf die Probe gestellt und sie haben die Probe — nicht bestanden. Eine wahre Kothseele, durch und durch verderbt, mit vollem Bewußtseyn und Behagen jedes sittliche Gefühl, jede Scham verlachend, jedes Heiligen und Gottes selbst auf die frechste Weise spottend wurde dieser nichtswürdigste aller Dichter und wird noch als einer der größten Dichter der Welt gefeiert und als der, den sich eigentlich jeder natürliche Mensch zum Lieblingsdichter wählen sollte. Sein immer wiederholtes Thema ist Gesang, Wein und Liebe. Seine Verse sind schön, seine Bilder geistreich, aber er wendet die schöne Gabe des Gesanges nur an, um das Thierische im Menschen zu vergöttern. Die süße Berauschung durch Wein ist ihm hauptsächlich nur deshalb angenehm, weil sie ihm Anlaß gibt, das Weinverbot des Propheten und überhaupt jedes Moralgesetz zu verspotten, und weil Bachus ein Gefährte und Diener der Venus ist. Aber auch der Venus huldigt er nicht in natürlicher Weise. Die s. g. Liebe, die er besingt, ist das schändlichste Laster des Orients, die Knabenliebe. Man kann also nur sagen, daß Hafis zum zweitenmal den üppigen Sinnencultus des alten Babel in Persien ebenso wieder eingeführt hat, im Gegensatz gegen den strengern Islam, wie ihn Alexander der Große zum erstenmal restaurirt hat im Gegensatz gegen Zoroasters Lehre.

Nichts charakterisirt die neuen Perser besser, als das Doppelgesicht, welches sie dem Hafis zukehren. „Denn während Einige seine Lieder bei fröhlichen Zechgelagen singen, pflegen Andere wieder das Buch als eine heilige Schrift zu betrachten, um aus demselben gleich einem Orakel ihre Zukunft zu erfahren. Nach dem Koran kennen Letztere das Buch Hafis' als das größte, man öffnet es aufs Gerathewohl und will man aus dem aufgeschlagenen Blatte sein Glück oder Unglück erfahren.“ Schon in frühern Jahrhunderten wurde diese Zweideutigkeit in ein System gebracht. Muhamedanische Gelehrte gaben sich dazu her, mystische Commentare zu den Gedichten des Hafis zu schreiben, worin sie seine grobsinnliche Liebe als geheimnißvollen Zug der Seele zu Gott auffaßten, wie auch christliche Schwärmer die Seele als Braut Christi halb im Sinne des Hohenliedes, halb nach dem Roman des Apulejus wie Psyche und Amor auffaßten. Jene muhamedanischen Mystiker waren aber keine Schwärmer, sondern standen nur im Dienst jener üppigen Herrscher und Vornehmen, welche ihre Vorliebe für Hafis vor dem Volk entschuldigt wissen wollten. Es war die gottloseste Heuchelei und läßt sich mit nichts besserem vergleichen, als mit den Drehorgeln in London, die man an Sonntagen hinter festverschlossenen Fenstern geistliche Melodien spielen läßt, damit die Vorübergehenden auf der Straße glauben sollen, man sey im Innern des Hauses mit frommer Andacht beschäftigt, während man die unsittlichsten Orgien feiert.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, | N° 9. | 29. Januar 1868.

Reisen.

Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien, von Hermann Vámbéry. Nach der ungarischen Originalausgabe. Pesth, Verlag von G. Heckenast, 1867.

(Schluß.)

Der vortreffliche Wein, der bei Schiras wächst, entschuldigt heute noch, wie zu den Zeiten des Hafis, die Trinklust. Es läßt sich wohl leicht denken, daß die fanatischen Araber, als sie Persien eroberten und gewaltsam zum Islam bekehrten, an der in Schiras herrschenden Sinnenlust und Lüderlichkeit großen Anstoß nahmen und daß ihr Weinverbot den Zweck hatte, die Corruption der persischen Bevölkerung, wie auch der syrischen, kleinasiatischen und griechischen mit der Wurzel auszurotten. Ein Rigorismus, der zu weit ging, daher auch des Zweckes verfehlte. Es erscheint ganz natürlich und menschlich, daß die Perser, die sich nur zwangsweise zu den äußern Formen des Islam bekannten, ihrer alten Sinnenlust, sobald sie es heimlich thun konnten, mit doppeltem Eifer anhingen. Die Vornehmen und Reichen vermochten das am leichtesten. Daher in Schiras dieselbe heimliche Schweigerei, wie in Isfahan, ja noch raffinirter durch die Poesie, die in der schönen Vaterstadt des Hafis heute noch fortlebt. Man singt hier noch seine Lieder und seine lockere Lebensphilosophie ist immer noch die der feinen Gesellschaft. Wie der Gesang, so ist auch der Tanz hier noch viel mehr ausgebildet, als im nördlichen Persien. Auch die Frauen haben weit mehr Freiheit und spielen auch bei den Trinkgelagen die erste Rolle. Unter den kunstreichen Tänzen, die hier üblich sind, zeichnet sich einer aus, der einzig in seiner Art ist und sich auch nur durch eine locale Schönheit der Frauen erklären läßt. Die großen, wunderschönen Gazellenaugen der Frauen und Mädchen von Schiras sind nämlich mit so langen Augenlidern beschattet, daß sie mit denselben wie mit Fingern einen Gegenstand ergreifen und festhalten können. Vámbéry erzählt S. 237: „Eine Tänzerin pflegt auf einen Fuß gestützt sich derartig zur Erde zu neigen, daß sie die in dem Knie eines Zuschauers oder an einem sonstigen Orte aufgesteckte Nadel mit ihren Augenlidern wegnimmt. Dieses gefährliche Kunststück hat mich oft schaudern gemacht; doch die Perser klatschen mächtig Beifall zu und die Tänzerin steckt die in den Falten der Augenlider gehaltene Nadel, ohne sich der Hände zu bedienen, auf den frühern Ort zurück.“

Die lange Gewohnheit der äußern religiösen Heuchelei und geheimen Freigeisterei hat Erscheinungen in Persien hervorgebracht, die den Fremden als kolossaler Widerspruch überraschen. Auf der einen Seite nämlich sind die Perser fanatische Schiiten, d. h. Anhänger des Ali, der als Schwiegersohn des Propheten Muhamed durch Mord vom Kalifat verdrängt wurde, und als solche Todfeinde der Sunniten, d. h. der Anhänger der damals siegreichen, zwar gleichfalls mit dem Propheten verwandten, doch nicht so nahe verwandten Kalifenpartei. Da sich nun zu der letztern auch die Türken bekennen, so besteht zwischen Persern und Türken eine glühende Feindschaft, noch genährt durch die große Verschiedenheit der beiden Racen. Da Vámbéry als Sunnite reiste, hatte er Gelegenheit, oft genug die Abneigung der Perser zu erproben. Dieselbe wird auch von der Regierung auf alle Weise genährt, da der Türke der alte Nationalfeind der Perser ist. Die letztern führen s. g. Tazies auf, ungefähr dasselbe, was die autos sacramentales der Spanier sind, geistliche Schauspiele, halb allegorisch, halb historisch. Man könnte sogar fragen, ob die Spanier, die so vieles von

den Muhamedanern gelernt haben, nicht vielleicht auch die Idee zu ihren autos von ihnen überkommen haben. Vámbéry beschreibt ein solches Schauspiel, welches er in der besonders für heilig gehaltenen Stadt Zendschans aufführen sah. „Bevor das eigentliche Stück beginnen sollte, stellte sich ein Derwisch von verwirrtem Aussehen, welches wahrscheinlich dem unmäßigen Genusse von Opium zuzuschreiben ist, auf die Bühne mit einem gewaltigen Rufe: Ja Mu menin! (oh, ihr Rechtgläubigen) und es war augenblicklich stille. Er fing ein langes Gebet zu rezitiren an, in welchem er die Tugenden, Heldenthaten der schiitischen Großen hervorhob und in eben solch hyperbolischen Ausdrücken die Laster und die Bosheit der sunnitischen Welt schilderte. Als er zu den hervorragendsten Männern der letztern Secte kam, rief er: ‚Brüder, diesen wolltet ihr nicht fluchen, diese nicht verdammen? Ich sage Fluch den drei Hunden, den Usurpatoren Abu Bekr, Omar und Osman!‘ Er blieb stehen und die ganze Versammlung hob an einstimmig mit bischbad, bischbad (noch mehr sey es, noch mehr sey es) seine Flüche und Verwünschungen zu betheuern. Er ging weiter, er fluchte Ajeschah, der Frau des Propheten, er fluchte Moavie, dessen Nachfolger Jezid, Schamr und allen notorischen Feinden des Schiismus. Bei jedem Namen blieb er stehen und bei jedem Namen donnerte von der Menge ein gewaltiges bischbad entgegen.“ Das Stück selbst hatte den jammervollen Untergang des Sohnes und der Enkel Alis zum Gegenstande und wurde auf das ergreifendste und rührendste dargestellt, so daß alles weinen mußte. Am Hofe zu Teheran sollen diese Stücke noch schöner aufgeführt werden.

Wenn man nun dieses Perservolk betrachtet mit diesem öffentlichen Fanatismus und mit der oben geschilderten Lüderlichkeit, so muß man billig fragen, was vermögen englische und nordamerikanische Missionäre hier auszurichten? Hier eine Anekdote S. 173. „Ein amerikanischer Missionär hatte nicht so sehr durch die Kraft seiner Ueberredung, als durch 25 Dukaten Spende einen Isfahaner in die Zahl seiner Bekehrten aufgenommen. Der Perser setzte eine Kappe auf, trug europäische Kleider und war ein ganzer Frengi, natürlich so lange der gute Missionär in Isfahan war. Dieser reiste nach Schiras und als er nach einigen Wochen wieder hieher zurückkam, fand er seinen Christen wieder als wilden Perser und Schiiten. Er war höchst aufgebracht, citirte ihn vor's Gericht und wollte wenigstens seine 25 Dukaten zurück haben. Die Richter waren schon verlegen in Hinsicht des Urtheils, als der Perser ganz naiv bemerkte: ‚Mein lieber Sahib (Herr), du hast mir 25 Dukaten gegeben, ich war dafür drei Wochen lange Christ. Ich gebe dir nun wieder 25 Dukaten, sey du drei Wochen lang Muhamedaner.‘“

In neuerer Zeit hat ein neuer Prophet in Persien großes Aufsehen erregt. Mirza Ali Mohamed trat im Jahr 1843 noch als junger Mann mit einer wunderbaren Gabe der Beredtsamkeit in der nördlichen Provinz Mazenderan auf und verwarf die Lehren und Sitten des Islam, insbesondere auch die Vielweiberei, den unnatürlichen Haß gegen die Fremden, das Verbot des Weins ꝛc.; kurz soviel bekannt ist, näherte er sich sehr den europäischen Anschauungen und Sitten. Er nannte sich Bab, d. h. die Pforte oder das Thor der neuen Aera, und seine Anhänger heißen davon Babi. Ihre Zahl mehrte sich so, daß der Schah förmlich Krieg mit ihnen führen mußte und der Aufruhr immer wieder von neuem entbrannte. Doch wurden sie unterdrückt, der Prophet selbst erschossen. Man glaubte besondere Strenge nöthig zu haben und rottete die unglücklichen Babi mit der fürchterlichsten Grausamkeit aus. Hier ein Beispiel. „Suleiman Chan, ein wohlbeliebter Mann, hatte zuerst vier Schnitte in die Brust bekommen, in welche brennende Kerzen gesteckt wurden und man führte ihn so lange im Bazar herum, bis das Wachs der Kerzen von den Flammen verzehrt war und der Docht sich später am herausfließenden Fett des Delinquenten nähren mußte. Darauf wurden ihm glühende schwere Hufeisen auf die nackten Fußsohlen angeschlagen und aufs neue wurde er herumgeführt, bis man ihm endlich alle Zähne vom Munde herausriß und in der Form eines Halbmondes auf den Schädel einschlug. Da starb er erst.“

Wir theilen noch einige kleine Reiseabenteuer mit, die Land und Leute in Persien charakterisiren. Ein Jagdbild S. 40. Die Reisenden hörten ein Gebell. „Das Gebell wurde immer lauter und plötzlich sahen wir einen wunderschönen Hirsch von zwei Wölfen begleitet sich aus dem Hohlweg hervorstürzen. Diese Erscheinung elektrisirte die jagdlustigen Perser. Zwei sprangen voraus, alles war gespannt und obwohl im Galopp zielte doch einer so geschickt, daß das stolzhörnige Wild plötzlich zu Boden stürzte. Der Schuß hatte die Wölfe erschreckt, sie eilten zurück;“ nur einer kam wieder, um sich des Hirsches zu bemächtigen und wurde dann ebenfalls erlegt.

Ein schauerliches Nachtbild. Die Reisenden begegneten bei Nacht einer Karavane von 40 mit Särgen beladenen Pferden und Maulthieren. „Es war ein fürchterlicher Anblick, als ich einen der Reiter, der

Nase und Mund verbunden trug, mit seinem falben, durch das Mondlicht noch mehr entstellten Gesichte zu Augen bekam, und trotz des unausstehlichen Geruches konnte ich mich einiger Fragen nicht enthalten. Der Araber erzählte mir, daß er diese Todten schon 10 Tage lang führe und noch mehr als 20 Tage zurückzulegen habe, bevor er Kerbela erreiche, den Ort, wo diese hingeschiedenen Frommen aus Liebe zu Imam Hussein sich begraben lassen. Diese Sitte ist übrigens in ganz Persien üblich und wem es nur seine Mittel erlauben, der läßt sich nach seinem Scheiden aus der Welt, wenn auch von dem fernen Chorassan nach Kerbela transportiren, um dort in derselben Erde zur ewigen Ruhe gebracht zu werden, in welcher der Liebling Imam Hussein ruht. Die mit den langen Särgen beladenen Thiere vergruben ihr Haupt tief in den Nacken, die Reiter pflegen nur in gewisser Ferne vom traurigen Zuge mit einem dumpfen Geschrei sie anzuspornen und obwohl dieser Anblick sich in welcher Gegend immer düster genug ausnehmen würde, so hatte er in der Mitte der Wüste etwas unbeschreiblich Trauriges. Die Leichen werden oft, in schrecklicher Weise verstümmelt, ihrem ewigen Ruheorte beigesetzt. Doch das hindert die Perser nicht, diese Sitte schon seit Jahrhunderten zu beobachten. Denn, wer nach Kerbela kommt, hat die süße Hoffnung, am Tage der Auferstehung sich in der unmittelbaren Nähe des heiligen Martyrers zu befinden und von da unter dessen Anführung in die ewig grünen Fluren des Paradieses hinüber zu wandeln." S. 131.

In Kaschan fand Vámbéry noch immer die berühmten glasirten Ziegeln, „die den Glanz ihrer hellen Farben durch Jahrhunderte lang bewahrten; sie sollen in dieser Stadt erfunden worden seyn. Früher hießen sie Kaschani, heute aber Kaschi und sind überall als Hauptzierde der architektonischen Denkmäler in Mittelasien anzutreffen. Oft sieht man ganze Façaden, besonders Portale in der Form der schönsten Arabesken mit diesen emaillirten Ziegeln geschmückt, oft hingegen, wie z. B. in Samarkand und in Herat, die schönsten Blumenwerke aus derartiger Ziegelmosaik. Jedes einzelne Blättchen bildet ein anderes Stück Erde, das künstlich in einander gelegt, das Email ist so fest und dauerhaft, daß eher der Ziegel bricht, als daß dessen Oberfläche beschädigt wird. In vollster Blüthe soll diese Kunst in Kaschan zur Zeit Timurs gewesen seyn, heute wird sie wohl auch noch stark daselbst betrieben, doch haben den Ruhm der alten Kunstfertigkeit ihr viele andere Städte streitig gemacht." S. 149.

Eine seltsame Sitte lernte der Verfasser in Schiras kennen. „Gegen Mitternacht, als mich ein Schlaf überfiel, wurde ich plötzlich von einigen Schüssen aufgeweckt. Ich fragte erstaunt um die Ursache des Lärmes und hörte, daß die Hausfrau seit einigen Stunden in Kindesnöthen sey, und daß es hier gebräuchlich wäre, bei solchen Fällen durch Pistolen und Flintenschüsse die Leidende zu erschrecken, damit sie durch Aufgeregtheit des Gemüthes der theuern Frucht sich leichter entladen könnte." S. 225.

Alterthumskunde.

Der Magnet im Alterthum von Professor G. A. Palm. Nachrichten über das k. württemb. evang. theolog. Seminar Maulbronn von Ephorus Krafft. Programm des Seminars zum Schluß des Curses von 1863—1867. Stuttgart, Druck von Alfred Müller, 1867.

Aus diesem Seminar, dem ehemals weltberühmten Kloster Maulbronn, dessen wohlerhaltenen Gebäude noch jetzt von Kunst- und Alterthumsfreunden bewundert werden, kommt diesmal eine ganz interessante Abhandlung, deren Verfasser mit einer Fülle von Belesenheit darlegt, was die Alten vom Magneten gewußt haben. „Sehen wir davon ab, daß schon Circe und Medea unter ihren Zaubermitteln den Magnet gehabt haben sollen, eine Angabe, die überdies erst in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr., sich findet, Orph. lithic. v. 308—311 (Stellen 1), so ist Thales (600—550 v. Chr.), der erste der griechischen Philosophen, auch der erste, der diese Thatsache als bekannt voraussetzt, nach einer Angabe bei Aristoteles (St. 2, vergl. auch Diog. Laert. St. 3). Etwa 200 Jahre später finden wir dann die erste Kunde von der weitern Thatsache, daß die magnetische Kraft durch das am Stein hängende Eisen hindurch noch auf ein zweites und drittes u. s. f. Eisenstückchen wirkt, so daß man eine ganze Reihe eiserner Ringe oder sonstiger Eisenstückchen wie eine Kette am Magnet herabhängen sehen konnte. In dem platonischen Dialoge Jon (St. 4), wo die Sache zuerst erwähnt wird, wird sie auch schon als allbekannt vorausgesetzt. Daß die Kraft nicht auf das untere Ende des zweiten, dritten u. s. w. Eisenstückchens beschränkt, sondern durch das Ganze vertheilt sey, hebt Galenus (St. 21) ausdrücklich hervor.

Erschien schon diese Eigenschaft sehr wunderbar (Lucret. VI, 910. St. 5. August. de civ. Dei 21, 4.

St. 6), so noch vielmehr die — wieder einige hundert Jahre später, und zwar zuerst von Lucretius 50 v. Chr. (VI. 1042 ff.) beschriebene Erscheinung, daß die magnetische Kraft auch durch andere Mittelstoffe als die Luft hindurch auf das Eisen wirke, daß z. B. eiserne Ringe und Eisenfeilspäne in einer ehernen Schale, wenn man einen Magnet unter die Schale bringe, in aufgeregte Bewegung kommen. (Diese Bewegung beschreibt der Dichter bald als ein Fliehen des Eisens, bald als eine Abstoßung desselben durch den Magnet [namentlich v. 1062], so daß man sich versucht fühlen könnte, hier auch schon eine erste Spur von einer Ahnung der magnetischen Polarität zu finden.) Die Anziehung durch Wasser hindurch erwähnt Alexander von Aphrodisias c. 200 n. Chr. quaest. nat. 2, 23 (St. 7. p. 139 bei Sprengel unten), durch Silber Augustinus c. 400. Diesem letztern noch erscheint die Sache so wunderbar, daß er ausdrücklich sagt, gesehen habe er es zwar nicht selbst, aber sein Gewährsmann sey ein durchaus glaubwürdiger Augenzeuge.

Weitere unklare Vorstellungen von der mit der magnetischen Anziehung verbundenen Abstoßung begegnen uns bei den Spätern von Plinius an, † 79 n. Chr. Theils nämlich sagt Plinius (St. 9) 36, §. 129, der äthiopische Magnet, der beste, den es gebe, ziehe auch einen andern Magnet an, theils spricht er §. 130 davon, daß Aethiopien noch einen andern Stein hervorbringe, den Theamedes, der das Eisen abstoße, was er auch 20, 1 als Beispiel der auch in der leblosen Natur sich findenden ‚Freundschaft und Feindschaft‘ anführt, theils weiß er uns von zwei Bergen in Ostindien zu erzählen, 2, 96, §. 211, deren einer alles Eisen anziehe, der andere abstoße, so daß man, wenn man eiserne Nägel in den Schuhen habe, den einen nicht verlassen, den andern nicht betreten könne. (Vergl. auch Isidorus St. 10). Und wenn der etwas jüngere Plutarch, de Iside et Osiride 62 (St. 11) sagt, ‚das Eisen scheint manchmal sich vom Stein fortziehen zu lassen, manchmal aber wendet es sich ab und schlägt die entgegengesetzte Richtung ein,‘ Marcellus aber c. 400 n. Chr. (St. 12), ‚der Magnetstein, welcher das Eisen anzieht und abstößt,‘ und Psellus wieder 850—900 n. Chr. (St. 13), ‚der eine Magnet zieht das Eisen an, der andere stößt es ab‘ — so sehen wir, diese Männer alle hatten in der langen Reihe von acht Jahrhunderten nur vom Hörensagen eine unklare, unrichtige Vorstellung vom richtigen Sachverhalt der Polarität.“

Dann folgt eine sehr ausführliche Sammlung und Darlegung von Meinungen der Alten, was für eine Kraft im Magneten wirke. Es sind meist atomistische Erklärungen. Empedokles nimmt Aus- und Einströmungen und eine überlegene Kraft in der Ausströmung des Magneten an. Lucretius und Galenus denken an Wahlverwandtschaft ꝛc. Der Name des Steins war bei den Alten dreifach, nämlich Magnet, herakleischer Stein, (wegen seiner Stärke) und Siderītis (Eisenstein). Die Alten bezogen den Stein aus verschiedenen Gegenden. Es gab ein thessalisches und asiatisches Magnesia. Doch galt der äthiopische Magnet für den besten. Man schrieb dem Stein medicinische und auch magische Wirkungen zu. Daß er auch vielfach symbolisch verwendet wurde, war natürlich; namentlich bedeutete er die Anziehungskraft der Liebe.

Sehr merkwürdig war die Vorstellung der Alten von einer eisernen Statue, die frei in der Luft schweben sollte, weil sie in gleich weiter Entfernung von den entgegengesetzten Seiten der magnetischen Wand gehalten wurde. „Plinius erwähnt XXXVI, 14. (42) §. 148 (St. 9) gelegentlich, der berühmte Baumeister Timochares habe auf Befehl des Königs Ptolemäus (II. Philadelphus, † 264 v. Chr.) angefangen, einen Tempel zu Alexandria aus Magnet zu wölben, zu Ehren der königlichen Schwester und Gattin Arsinoe, um das eiserne Bildniß derselben darin frei in der Luft schweben zu lassen, der Bau sey aber durch den Tod des Baumeisters und des Königs unterbrochen worden. Von derselben Sache spricht 300 Jahre später der Dichter Ausonius (St. 34), läßt aber den Bau fertig geworden seyn, und setzt statt des Magnets einen Achatstein (entweder poetische Vertauschung oder Irrthum), auch weiß er, daß die Jungfrau am eisernen Haarschmuck getragen wird. Fertig ist der Bau auch bei Isidorus, wo er die Stelle des Plinius ausschreibt. Orig. 16, 21 (St. 10). Eine andere Wendung bekommt die Erzählung bei dem Dichter Claudianus, † c. 400 n. Chr., einem Zeitgenossen des vorhin genannten Ausonius. In einem berühmt gewordenen Eidyllion beschreibt Claudianus, wie in einem Tempel (wo? sagt er nicht) die Hochzeit der Venus mit dem Mars (wohl in einem jährlich wiederkehrenden Feste) gefeiert ward. Das Venusbild aus Magnetstein zieht das eiserne Marsbild an sich und umschlingt den Gatten in Liebe. Hieran möge sich die gelegentliche Notiz des Cassiodorus reihen, der etwa 150 Jahre später von einem eisernen Cupido spricht, welcher in einem Dianatempel frei schwebe (St. 48).“ Solcher Bilder im Alterthum werden noch mehrere erwähnt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 3/8 Thaler.

Sonnabend, **N° 10.** 1. Februar 1868.

Kirchensache.

1) Zur Geschichte des Placet. Von Dr. H. Papius in München. Mainz, Druck von Fr. Sausen, 1867.

Unter dem placet, placetum, exequatur, pareatis versteht man bekanntlich die Erlaubniß, welche die weltliche Staatsgewalt ertheilt, daß ein päpstlicher oder bischöflicher Befehl, ein Hirtenbrief ꝛc. öffentlich verkündet werde. Das Placet konnte natürlicherweise erst in einer Zeit in Gebrauch kommen, in welcher die weltliche Staatsgewalt in einen schroffen Gegensatz gegen die Kirche trat und stark genug war, um allenfalls eine Verordnung der Kirche verbieten zu können. In einzelnen Fällen geht diese Art von Gewaltmaßregeln gegen die Kirche bis ins 5. Jahrhundert zurück.

„In England wurde nämlich das Placet schon von König Wilhelm I., dem Eroberer (1066—1087) angewendet und bezog es sich sowohl auf die päpstlichen Bullen, als auch auf die Synodalbeschlüsse der englischen Bischöfe. Sodann wurde es von dem Könige Heinrich I. (1100—1135) geltend gemacht, worüber sich Papst Paschal II. beschwerte. Der Grund hievon lag wohl in den heftigen Streitigkeiten, welche der König mit der Kirche theils über die von ihm beanspruchte Investitur der Bischöfe und Aebte, theils namentlich über die Zulassung der päpstlichen Legaten lange Zeit hatte. Später wurde das Placet von Heinrich II. (1154—1189) mit Strenge ausgeübt, als der Erzbischof Thomas Becket von Canterbury, der sich dem Willen des Königs nicht fügen konnte, nach Frankreich sich geflüchtet hatte und der Papst dem Könige mit Interdict und Excommunication drohte. Sowohl unter Wilhelm I. als unter Heinrich II. wurde auch verordnet, daß die Bischöfe einen normännischen Baron ohne Geheiß des Königs nicht excommuniciren sollen. Aehnliche Verordnungen finden sich auch später von Eduard II. (im Jahre 1307) und Eduard III. (1343). Auch in Portugal begegnen wir einzelnen Spuren der Ausübung eines Placets. Es beklagte sich darüber im Jahr 1427 Papst Martin V. in einem Schreiben an die Erzbischöfe von Portugal. Zugleich forderte er die Erzbischöfe auf, in Verbindung mit dem ganzen Klerus ihres Landes eine Klage gegen den König in Rom zu erheben, weil derselbe die Kirche bedrücke. Doch wird nicht berichtet, daß dieses Schreiben einen besondern Erfolg gehabt hätte. Später, unter der Regierung des Königs Johann II. beschwerte sich der Papst Innocenz VIII. aufs neue über den Druck, unter welchem die Kirche in Portugal seufze, indem er auf die von seinem Vorgänger Sixtus IV. bereits erhobenen Klagen hinwies und die Aufhebung des Placets energisch forderte; das Schreiben von Innocenz ist vom Jahre 1486. In der That verzichtete der König Johann II. auf das Placet im Jahre 1486; jedoch — wie Van Espen berichtet — unter dem Proteste der Großen des Reichs, welche erklärten, daß ein solcher Verzicht ohne die Genehmigung der Stände ungültig sey. Ueber den weitern Verlauf dieses Streites ist nichts bekannt. Aehnliche Spuren des Placets finden sich in Italien. Von Neapel berichtet namentlich der spanische Schriftsteller Salgado in seinem Tractatus de Supplicatione ad Sanctiss. p. 25 ff., daß daselbst das Placet mit Strenge geltend gemacht werde. Uebrigens hatte dort der König wegen der eigenthümlichen Privilegien der ‚sikulischen Monarchie,‘ welche sich auf eine Verleihung des Papstes Urban II. an den Normannengrafen Roger gründeten, selbst eine kirchliche Stellung, indem er als päpstlicher Legat (legatus natus) betrachtet wurde und als solcher manche Vorrechte in Anspruch nahm. Die Privilegien

gaben die Veranlassung zu langem Streite zwischen den sicilianischen Königen und den Päpsten, welcher von Papst Benedict XIII. im Jahre 1728 dadurch beendigt wurde, daß er die Privilegien der Monarchia Sicula, innerhalb gewisser Grenzen eingeschränkt, anerkannte. Daß unter diesen Umständen das Placet von den Königen nicht aufgegeben wurde, ist sehr erklärlich. Ein Beispiel davon liefert ein Brief des spanischen Königs Ferdinand des Katholischen, des Beherrschers von Neapel, an seinen Statthalter daselbst vom Jahre 1508 (abgedruckt bei Van Espen a. a. O. Append. monument. (A): worin er, nachdem er den Statthalter getadelt, daß er den Boten, welcher das päpstliche Schreiben überbrachte, nicht habe aufhängen lassen, die Geltendmachung des Placets besonders einschärft. In ‚Frankreich' erschien das Placet als ein wirksames Mittel zur Aufrechthaltung der sog. ‚gallicanischen Freiheiten' oder, wie Fleury und Fenelon sie nannten, der ‚véritables servitudes,' welche man besonders seit dem 15. Jahrhundert dem päpstlichen Stuhle gegenüber aufstellte und welche Ludwig XIV. im Jahr 1682 Allen zur Nachachtung vorschrieb. Schon früh kannte man gegenüber dem Papste in Frankreich eine appellatio ad S. Sedem et ad futurum Concilium. Schon König Philipp der Schöne von Frankreich (1285) appellirte während seines Streites mit Papst Bonifaz VIII. ‚ad Concilium de proximo congregandum et ad futurum verum et legitimum Pontificem.' Die Appellationen an ein künftiges Concil kamen allmälig (insensiblement) außer Uebung. Dagegen behielt man die ‚protestatio in forma violatae Pragmaticae aut infractionis Canonum' fortwährend bei, in Folge deren die k. Behörden den Vollzug der päpstlichen Bullen sistirten. Dies bildete den Uebergang zu dem Placet in Frankreich, welches wohl schon früher in einzelnen Fällen angewendet wurde, aber namentlich seit dem Aufhören der Appellationen an ein künftiges Concil recht allgemein in Gebrauch kam, indem es theilweise diese Appellationen ersetzen sollte. Den Beginn der allgemeineren Anwendung desselben setzt Feuret in das Jahr 1456; denn damals erließ das Parlament von Toulouse einen ‚Arrest' an den Erzbischof von Toulouse 2c.“

Es lag in der Natur der Dinge, daß die französischen Könige mit Hülfe ihrer Juristen und Parlamente und der von ihnen begünstigten Universität von Paris einerseits den römischen Stuhl benutzte, um das deutsche Kaiserthum zu schwächen und zu zerrütten, andrerseits aber auch dem Papst selbst große Concessionen abdrang und ihre weltliche Staatsgewalt von der Kirchengewalt so unabhängig als möglich machte.

Aber auch das Haus Habsburg drückte die Kirche zu seinem Werkzeug herab. Vor allem war Philipp II. von Spanien ein eben so ausschließlicher Absolutist und weltlicher Despot, wie Ludwig XIV., und keineswegs bigott und ein Pfaffenknecht, sondern er brauchte die Pfaffen nur zu seinen Schergen. Er war ihr Herr, und sowie der Papst die Miene verzog und ihm nicht mehr unbedingt gehorchen wollte, genirte er sich nicht im mindesten, Rom anzugreifen. Wie schon Karl V. ein Heer zur Eroberung Roms und Gefangennehmung Clemens VII. abgeschickt hatte, so that dasselbe wieder Philipp II., und der berüchtigte Herzog von Alba war es, der im Namen der königlichen Allmacht eben so trotzig gegen den Stuhl Petri zu Felde zog, wie gegen die Ketzer in den Niederlanden.

Das wird in unsern Schulen niemals gesagt. Man redet der lieben Jugend und in geschichtlichen Lehrbüchern dem größern Publikum gewöhnlich ein, Philipp sey ein Pfaffenknecht, die Inquisition sey kein Staatsinstitut, sondern nur ein kirchliches, Alba ein fanatisches Ungeheuer gewesen 2c. Das ist alles erlogen, Alba war der geschmeidigste Staatsdiener wie Cialdini. Aber es lag im Interesse derer, die Universitäten und Gymnasien stiften und die Lehrer besolden, daß nur getadelt wurde, was die Kirche thut, nie was der Staat thut, und daß man mit einer kleinen Taschenspielerei der Begriffe der Kirche aufwälzte, was allein die Staatsgewalt gesündigt hatte.

Vergebens empörten sich die Päpste gegen das drückende Placet Philipps II., gegen die schamlose Willkühr, mit der er das Recht der Kirche unterdrückte. „Pius IV., welcher kurz vor seinem Tode (1565) gegen den spanischen Gesandten Pacheco äußerte, daß man in Spanien den König an die Stelle des Papstes setzen wolle, hatte überhaupt gegen viele kirchliche Mißstände in Spanien unter Philipp II. protestirt und beklagt, daß die päpstlichen Rescripte der Prüfung der Fiscale und des königl. Rathes unterstellt wurden. Ebenso protestirte Pius V. Der Nuntius Aquaviva zu Madrid beschwerte sich in einer dem Könige übergebenen Denkschrift vom 2. März 1568 über die ‚tagtäglich in den königl. Rathscollegien und Canzleien vorkommende Prüfung apostolischer Bullen;' unter Gregor XIII. wurde in der Instruction für den zum Nuntius nach Madrid bestimmten Bischof von Lodi (1581) hervorgehoben, daß die den römischen Decreten bereiteten Hindernisse besonders lästig seyen, und Alexander VII. beklagte sich in einem Brief an den König von Spanien vom Jahr 1658 aufs Neue über das Placet. Ungeachtet so vieler und energischer Beschwerden des römischen Hofes wurde

das Placet in Spanien nicht nur aufrecht erhalten, sondern im Laufe der Zeit noch verschärft."

Während die katholischen Großstaaten auf diese Weise ihr weltliches Interesse über das kirchliche setzten, hatten die protestantischen Fürsten vollends gar nichts mehr mit dem Papste zu thun. Lange Zeit hielt man den ruchlosen Grundsatz fest cujus regio, ejus religio, der den Kirchenglauben von der persönlichen Laune jedes Fürsten abhängig machte, so daß kein Unterthan einen andern Glauben haben durfte, als der Fürst. Als aber die Territorien wechselten und katholische Länder unter protestantische Herren kamen, nahmen auch diese letztern das System des Placets an. So der große Preußenkönig, als er das größtentheils katholische Schlesien erobert hatte.

Bisher war das Placet eine Sache der einfachsten Convenienz und Nützlichkeit, ein Druck von Seiten der Staatsgewalt gewesen, so oft diese ihn auszuüben für nützlich fand. Es hatte de facto, aber nicht de jure bestanden. Erst die neuere Zeit hat es in die Sphäre der Gesetz- und Verfassungsmäßigkeit zu erheben gesucht, in dem Maaß, wie in protestantischen Ländern die Rechte der Staatsgewalt circa sacra sich erweiterten und regelten, oder sie auch umgekehrt der Kirche wieder kleine Concessionen machte.

Die josephinische und napoleonische Zeit waren der Kirche am nachtheiligsten. Der Papst wurde zwar 1814 wieder nach Rom zurückgeführt, aber die Großstaaten behielten durchgängig ihre vormundschaftliche Gewalt über die Kirche, denn die s. g. heilige Allianz, die vorgab, die Völker künftig nach Gottes Glauben regieren zu wollen, war eine frevelhafte Lüge und bloße Maske der gottlosesten weltlichen Polizeiwillkühr.

In Rußland war schon seit 1782 die Veröffentlichung jedes päpstlichen Befehls ohne Erlaubniß der Regierung verboten; 1804 wurde allen katholischen Unterthanen der Verkehr mit Rom untersagt; wie vollends jetzt die katholische Kirche in Polen dem Untergang entgegengeht, ist bekannt. In Oesterreich dauerten die josephinischen Verordnungen fort und 1807 wurde sogar befohlen, daß kein päpstlicher Befehl nach Oesterreich gelange, wenn er nicht vorher in Rom selbst durch den k. k. Agenten genehmigt worden sey. In Bayern wurde der Verkehr mit Rom im Concordat von 1817 freigegeben, aber in der neuen Verfassung das Placet dennoch wieder festgehalten. Die oberrheinische Kirchenprovinz war noch viel schlimmer daran, sie befand sich unter dem ungerechtesten und schmählichsten Druck übermüthiger Bureaukraten aus der Rheinbundzeit. Es verdient wohl beachtet zu werden, daß die protestantische Regierung in Preußen die erste war die den Bischöfen den freien Verkehr mit Rom gestattete, schon im Jahr 1841, ehe noch Bayern diesem Beispiel folgte, und sieben Jahre vor dem denkwürdigen Beschluß des Frankfurter Parlaments, welcher das Freiheitsprinzip auch auf die Kirchen angewendet wissen wollte.

Der Verfasser hebt hervor, wie bedeutungsvoll und einflußreich dieser Beschluß gewesen ist, obgleich er von einer liberalen Mehrheit ausging, welche damals nicht wußte, was sie that, und die Tragweite des Entschlusses nicht erwog. Es war eine Ironie des Schicksals, daß grade die Liberalen, welche der Kirche immer die wenigste Toleranz gewährt hatten, blos durch die logische Consequenz des Freiheitprinzipes dahin getrieben wurden, auch die Freiheit der Kirche zu respectiren.

Die katholischen Bischöfe machten sogleich Gebrauch davon und versammelten sich noch in demselben Jahre zu Würzburg, um gemeinschaftliche Verabredungen zum Schutz der Kirche zu treffen. Auch Preußen that jetzt noch einen Schritt weiter zum Besten der Kirche. „Kaum war der Beschluß des Parlamentes vom 12. September 1848 bekannt geworden, als auch in Preußen die vom Könige octroyirte Verfassung vom 5. December 1848 der Kirche eine freiere Bewegung gestattete, deren wahrhaft liberale Grundsätze sodann in die sog. revidirte preußische Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 aufgenommen wurden, welche in Art. 16 das Placet ausdrücklich aufhob. ('Der Verkehr der Religionsgesellschaften mit ihren Obern ist ungehindert. Die Bekanntmachung kirchlicher Anordnungen ist nur denjenigen Beschränkungen unterworfen, welchen alle übrigen Veröffentlichungen unterliegen).' Etwas später folgte auf diesem Wege Oesterreich. Dort waren die oben angeführten meistens Josefinischen gesetzlichen Bestimmungen über das Placet im Wesentlichen sowohl unter Kaiser Franz als unter Kaiser Ferdinand stehen geblieben. Erst nach den Erschütterungen der österreichischen Monarchie in den Jahren 1848 und 1849, nach wiederholten Kundgebungen des österreichen Episcopates, wurde die Kirche in Oesterreich durch den hochherzigen Kaiser Franz Joseph I. von den Fesseln befreit, welche ihr der Josefinismus angelegt hatte. Nachdem schon die Verordnungen vom 18. und 23. April 1850 der katholischen Kirche eine freiere Stellung gewährt hatten, folgte der Abschluß des Concordates. Schon die Verordnung vom 18. April 1850 §. 1, 2 hatte das Placet abgeschafft. Das Concordat (vom 18. August 1855) enthielt (in Art. 2) die Bestimmung, daß der Verkehr sowohl des Klerus und des Volkes mit dem Papste in

geistlichen Dingen als auch der Bischöfe mit ihren Diöcesanen dem Placet nicht unterliegen soll (nulli placitum regium obtinendi necessitati). Dieses Vorgehen der beiden größten deutschen Staaten ist auf das übrige Deutschland nicht ohne Rückwirkung geblieben." Sogar die oberrheinische Kirchenprovinz wurde von dem schrecklichen Alp, der sie bisher gedrückt hatte, durch zwei neue Concordate erlöst; doch folgte die Bureaukratie dabei nur einer vorübergehenden Rücksicht auf Oesterreich und als Oesterreich im lombardischen Kriege unterlag, wurden auch jene Concordate schon wieder beseitigt. Man kann nur sagen zur gerechten Strafe für die, welche sich einerseits über die Fortsetzung der aus der Rheinbundpolitik hervorgegangenen Kirchenquälerei beschweren und doch in den ultramontanen Blättern der nämlichen Politik gegen die kirchenfreundliche preußische Regierung dienen und die Einheitsbestrebungen der deutschen Nation hindern möchten, die doch so natürlich, so berechtigt und so stark sind, daß sie nichts mehr hindern kann. Sich mit diesen Einheitsbestrebungen aufrichtig und innig zu alliiren, ist die einzig richtige Politik der katholischen Deutschen.

Der Verfasser setzt auseinander, wie sehr die Staatsgewalt ihr eigenes Interesse verkennt, wenn sie der kirchlichen Autorität spottet. „So hat z. B., um nur einige, gewiß unverdächtige Zeugen zu nennen, Louis Blanc hervorgehoben, daß da, wo der Staat die Rechte der Kirche annexirte, die Massen es waren, welche den leeren Raum einnahmen, den die Kirche vor der Gewalt räumen mußte, und Proudhon sagt in seinen Confessions d'un révolutionaire gradezu: ,Der Staat war bestrebt, sich von der Kirche unabhängig zu machen. Das Zeitliche hatte sich vom Geistlichen losgerissen. Die Könige als die ersten Revolutionäre kamen dahin, den Papst mit ihrem Eisenhandschuh zu ohrfeigen. Durch die Empörung des Königthums gegen den Papst betrat es den Weg zu seinem Untergang. Indem die Kirche gedemüthigt war, fand sich das Prinzip der Autorität an der Wurzel angegriffen, die Gewalt war nur noch ein Schatten. Jeder Bürger konnte die Regierung fragen, wer bist Du, daß ich Dir gehorchen soll? Der Socialismus verfehlte nicht, diese Consequenzen zu ziehen.'"

Endlich charakterisirt der Verfasser die enormen Widersprüche, in welche der moderne Liberalismus fällt, indem er alles frei machen und die Kirche allein knechten will. So hat sich denn Laurent auf Philipp II. berufen, sogar dieser König habe das Placet gehandhabt und den Papst unter dem Daumen gehalten. Als ob dieser Tyrann irgend den Liberalen unserer Tage zum Muster dienen könnte! Ueberall ist die Presse frei, nur an der Kirche übt man noch Censur. „Jedermann kann die Kirche in der Presse verspotten, verhöhnen, beschimpfen in jeder Beziehung, ohne sich dazu vorher die Erlaubniß (das Placet), einer Behörde verschaffen zu müssen. Er riskirt — insofern er hiebei die Bestimmungen des Strafgesetzes verletzt — im schlimmsten Falle eine nachfolgende Verurtheilung. Gelingt es ihm, vor Geschworne gestellt zu werden, so soll es mitunter nicht so gefährlich seyn. Wenn sich aber die geistlichen Obern in einem an die Gläubigen gerichteten Erlasse gegen diese Angriffe vertheidigen wollen, so bedürfen sie hiezu einer besondern Erlaubniß des Staatsoberhauptes, die auch verweigert werden kann."

2) Das Verhältniß des preußischen Staats zur katholischen Kirche. Von Hermann Gerlach. Zweite Auflage. Paderborn, Schöningh, 1867.

Hier wird gründlich nachgewiesen, daß Art. 15 der preußischen Verfassung der katholischen Kirche hinreichend Schutz gewähre und daß es noch eines „besondern Ausführungsgesetzes" wie Friedberg verlangt, nicht bedürfe. „Soll ein besonderes Staatsgesetz für die einzelnen Fälle die besondern Normen festsetzen, so wird alles casuistisch ausgebildet; dann werden für die casus, die nicht berücksichtigt sind, neue Gesetze nothwendig und die Einmischung des Staates in die eigentlich kirchlichen Angelegenheiten wird kein Ende nehmen. Möge also die sichere Grundlage, welche man nach mehrhundertjährigen Rechtsstreitigkeiten zwischen Kirche und Staat mit dem Verfassungsartikel 15 gewonnen hat, nicht erschüttert werden! Möge diese reife Frucht von den Verhandlungen des deutschen Parlaments zu Frankfurt, von den Arbeiten der preußischen Nationalversammlung zu Berlin, von den Bemühungen der Staatsregierung, von den Debatten der zur Revision der octroyirten Verfassung berufenen Kammern, dieses beste Produkt von den in unserem Zeitalter zur Herrschaft gelangten Ideen stets unangetastet bleiben! Eine Reaction auf diesem Gebiet würde der Kirche und dem Staate zum Schaden gereichen."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 $^{3}/_{8}$ Thaler.

Mittwoch, **N° 11.** 5. Februar 1868.

Kunstgeschichte.

Allerlei aus dem Kunstgebiete. Von Dr. August Reichensperger. Brixen, A. Weger, 1867.

Der unermüdliche Kämpfer für die deutsche Kunst hat hier eine Anzahl Berichte aus dem Kunstgebiet zusammengestellt. Zuerst begegnen uns Glossen zu einer Festrede am Geburtstage Schinkels, worin der Verfasser die moderne Bauweise, die gern Schinkels Namen mißbraucht, auf das schärfste und mit Recht geißelt. „Es steht da ein modernes Haus durchweg genau so wie das andere aus, von ‚Eurythmie' keine Spur, alles vielmehr rein mechanisch aneinander gereiht, wie bei einem Aufbaue aus Domino-Steinen, kaum die nothwendige Rücksicht auf die trockenste Zweckmäßigkeit, geschweige denn eine ‚Darstellung des Ideales der Zweckmäßigkeit.' Statt des ‚besten Materiales in der besten Vorarbeitung' überall Gußeisen, Zink und Gyps, durch irgend eine Bronzirung oder Oelfarbe möglichst unkenntlich gemacht, florentinisirende Felsburgen en miniature, mit Mörtelquadern prunkend, überhaupt Façaden, an welche schließlich der Cementzieher den Styl anputzt, während der Tüncher den malerischen Reiz hinzuthut, antikisirende Gesimse aus Tannenbrettern, darüber etwa noch Vasen mit Blech-Aloes, stets Proben des letzten Regens bereit haltend, und was dergleichen mehr ist. Wenn sie ihre Erker auf maskirten Eisenstangen hervortreten lassen, so rührt dies einfach daher, weil sie die, allerdings schwierige Kunst des Vorkragens und des Fugenschnittes nicht verstehen; das Gußeisen wenden sie anderwärts an, weil sie nicht im Stande sind, Kunstschmiede heranzubilden oder denselben die erforderlichen Anleitungen und Zeichnungen zu geben; aus ähnlichem Grunde nimmt man zum Zink, Gyps und Cement seine Zuflucht, geht man den komplizirten Steinwölbungen aus dem Wege und macht man geradlinigte, aus Brettern zusammengenagelte Gesimse."

Die ungeheure Gemeinheit und Geschmacklosigkeit ist nun noch dazu hochnasig, stolzirt in den Kunstlehrbüchern wie ein Pfau daher, setzt sich auf das höchste akademische Roß, welches freilich nur ein Kameel ist, und prahlt mit Philosophie. „Wenn den Leuten die Häuser über den Köpfen einstürzen, wird keine philosophische Phrase über ‚Zweckgebundenheit und Selbstzweck, geistige Baukraft, Momente der Zeit und des Raumes, idealen Aufschwung' u. s. w. sie dazu bringen, den Mann, welcher den Plan gemacht hat, ferner für einen ‚Meister der Kunst' zu halten; alle die farbenschimmernden Seifenblasen sind für sie mit einem Male an der brutalen Thatsache geplatzt. Allein auch ohne ein so drastisches Mittel wie der Einsturz ist, müssen dem Publikum allmälig die Augen darüber aufgehen, was es mit der ‚gestrichenen Baukunst' mit den Säulenschäften aus Backstein und Mörtel, den Balkonen und Erkern aus Eisenstangen, Zink und Cement, den flachen Verdachungen aus Asphalt oder Steinpappe, den gebackenen Medaillonen und Balustraden, den hölzernen Gesimsen, den nur durch Verankerungen sich aufrecht haltenden Gewölben, dem Farbenreize der Tünche, und was dergleichen kosmetische Mittel mehr sind, im Grunde für eine Bewandtniß hat. Mag man das alles auch noch so sehr mit volltönenden Redensarten ‚verputzen', mögen die Tünchergerüste auch unausgesetzt von einem Baue zum andern wandern, die Misère des Kernes bricht endlich doch durch die gleißende Schale, für jedermann erkennbar, hindurch." *)

*) Es ist bemerkenswerth, daß die in Berlin sehr verbreitete, übrigens dem flachsten Nationalismus huldigende Vossische Zeitung unter den Rubriken ‚Berlin als Weltstadt' und ‚Rück- und Vorschau auf Berlin im Jahre 1865' bereits

Es folgt ein Bericht über den Londoner Verein für kirchliche Kunst, ein Verein, der die deutsche Baukunst festhält. Bekanntlich ist auch das neue Parlamentshaus in London im gothischen d. h. deutschen Style gebaut worden. Weiter folgen kurze Berichte über die mittelalterlichen Kunstdenkmale der Stadt Krakau von Essenwein, über das monumentale Rheinland von Franz Bock und über Proudhons Buch Du principe de l'art et de sa destination sociale.

Dann Aphorismen über die Kunst, größtentheils aus dem Kölner Domblatt abgedruckt. Wir theilen einige der vortrefflichsten mit. „Man sieht oft Zopf-Architekturen von überraschend schönen Verhältnissen und bewundernswerther Technik. Es ist das noch ein Nachklang der mittelalterlichen Kunstharmonie, welche vormals alle Lebenselemente durchdrang, wie solches in jeder wahrhaft schöpferischen Periode der Fall war und seyn wird. Der unbedingte Bruch mit dem Mittelalter zum Zwecke der Wiederbelebung der Antike — ohne deren Seele, die Religion, und ohne deren Mark, das Nationalgefühl der Alten — hat endlich alles auseinandergeworfen und nur Scheingebilde ins Daseyn gerufen, die weder hellenisch oder altrömisch, noch auch deutsch oder christlich sind, sondern eben weiter nichts, als modern-akademisch.

Zufolge der bureaukratischen Kunstpflege spiegelt sich in den Architekturen der Charakter der verschiedenen Landes-Regierungen (nicht der Volksstämme, mit deren Eigenthümlichkeiten bekanntlich die Bureaukratie sich wenig zu schaffen macht, da sie für alles eine fertige Schablone besitzt) so ziemlich getreu ab. Es gibt einen königlich preußischen, bayrischen, württembergischen, einen großherzoglich badischen, einen herzoglich nassauischen u. s. w. Baustyl, auf welchen die Bau-Eleven sich einexerciren lassen müssen, falls sie in ihren respectiven Staaten ‚Etwas werden' wollen. Diese Commiß-Style schlagen auch wohl einmal mit den Ministerien, jedenfalls immer dann um, wenn aus irgend einem deutschen Auslande eine Capacität als Ober-Baudirector berufen

die Berliner Bauweise ganz in derselben Art, mitunter sogar mit den nämlichen Ausdrücken, charakterisirt hat, wie Schreiber dieses früher in seiner Schrift: Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart. Nicht blos in negativer Weise, sondern mit entschiedener Positivität tritt das, gleichfalls in Berlin erscheinende ‚Deutsche Kunstblatt, die Dioskuren' für unsern nationalen Baustyl, den gothischen, ein, unbekümmert um die Anfeindungen, welche es um deswillen von den Verehrern des modernen Kunstgallmathias zu erleiden hat.

wird, da derselbe natürlich den Styl seines Mutterlandes ganz fertig mitbringt und seinen Untergebenen aufnöthigt.

Das Landvolk hat noch am meisten den guten Geschmack überwintert, indem es sich seine Lust an der Farbe, seinen Sinn für das Malerische und Natürliche nicht nehmen ließ. Als schon in allen Städten und Palästen das Roccoco grassirte, fuhren die bäuerlichen Zimmermeister ruhig fort, in althergebrachter Weise ihre Holzbauten abzuzirkeln und aufzuschlagen. Eben so wenig wollten es sich unsere Bauern einreden lassen, daß die akademischen Modell-Kirchen, trotz der so vornehm und gelehrt klingenden Bezeichnung ‚Basilika', einen höhern ästhetischen Rang einnähmen, als die Scheunen und die Spritzenhäuser, wie sie denn auch erfahrungsmäßig, zum größten Leidwesen der Regierungs- und Communal-Baumeister, sofort wieder nach der Gothik nebst allem Zubehör griffen, als die ersten Lebensäußerungen der wieder auflebenden christlichen Kunst in ihren Gesichtskreis kamen. Die Leute sind eben gesund geblieben während der Periode der Zöpfe und Tröpfe.

Die Lobredner der modernen Kunstentwicklung und die Propheten der daraus erwachsenden Zukunfts-Kunst weisen uns vor allem auf die Errungenschaften zufolge des so gewaltigen Fortschrittes der sogenannten exakten Wissenschaften und des Positivismus hin, wodurch wir reichlich für die etwaigen Verluste auf dem idealen Gebiete entschädigt seyen; die Natur, von der die Alten so wenig verstanden, sey unsere Domäne geworden. Demnach sollte man glauben, daß wenigstens das Fach der Porträtmalerei sich zur Zeit der höchsten Blüthe erfreue und neben ihm etwa noch die Darstellung des gewöhnlichen Lebens, das sogenannte Genre. Aber vergebens sieht man sich allerwärts nach Künstlern um, die in diesen Fächern den großen Malern der Vorzeit, den van Eyck, Dürer, Cranach, Holbein, Tizian, Velasquez, van Dyk, Rubens, Rembrandt, van der Helst, Dow, Mieris, Teniers, van Steen und wie sie alle heißen, auch nur bis zu den Schultern reichen. Ja selbst das Pigment dieser Meister, ihre prachtvollen, unverwüstlichen Farben, wissen unsere Akademiker, trotz aller Fortschritte der Chemie, nicht mehr zu präpariren.

Der gefährlichste Feind der echten Gothik ist nicht etwa die Antike oder die Renaissance, sondern die Pfuschgothik, der Affe der echten. Da ein rite durcheraminirter Architekt für alles patentisirt und sonach von Rechtswegen befähigt ist, so baut er auf Bestellung natürlich auch gothisch, und treten alsdann die Ungeheuerlichkeiten ans Licht, bei deren Anblick die mittelalterlichen Meister, trotz ihrer robusten Constitutionen,

Krämpfe bekommen haben würden: Fialen, d. h. Pfeilerauslaufungen, ohne daß ein Pfeiler, Wimberge, d. h. Bogenbekrönungen, ohne daß ein Bogen vorhanden ist, Fenster-Pfosten und -Gliederungen an Thüren und Stühlen, Brustwehren, die nur bis an die Waden reichen, Zinnen, die zurück- statt heraustreten, Spitzbogen ohne correspondirende Wölbungen, wurstartige Pfeiler, in Betreff welcher niemand errathen kann, was sie eigentlich wollen und sollen, auf eisernen, mit Thonbäckereien maskirten Stangen vorspringende Erker und was dergleichen Absurditäten mehr sind, die sofort darthun, daß ihr Schöpfer weder von dem Organismus, noch von der Technik des gothischen Baustyles auch nur eine Idee hat. Da die hohen mittelalterlichen Dächer nebst ihrem Zubehör, so wie deren Verhältniß zum Bauwerk besondere Schwierigkeiten darbieten, so greifen jene Neugothiker durchweg zu dem allerdings höchst einfachen Mittel, sie ganz und gar wegzulassen, so daß die Häuser aussehen, als wären sie eben durch eine Feuersbrunst passirt. Man beliebt dann diese Verstümmelung durch die Bezeichnung: englische Gothik, dem Publikum annehmbar zu machen, unbekümmert darum, daß die englischen Gothiker auf das Energischste gegen das Erfindungspatent protestiren, welches man ihnen solchergestalt aufdringen möchte. In besonders eklatanter Weise tritt die Pfuscherei hervor, wenn es sich um Vorkragungen und um Uebergänge aus einer Grundform in eine andere, sowie um das Verhältniß der Glieder zu den Massen handelt. Den Bildungen gegenüber, welche sich da zu ergeben pflegen, sehnt man sich nach den normalen Casernenbauten zurück, welche nichts weiter darbieten, als eine angestrichene Wand mit so und so viel viereckigen Löchern darin. Möchten unsere akademischen Classicisten lieber fortfahren, mit solchen ‚einfach-edeln' Fensterkasten die Welt zu beschenken und nach wie vor die gothische Bewegung vornehm zu ignoriren, als die Bildungen einer Zeit zu karikiren, welcher nichts mehr widerstreitet, als die prinziplose Geschmackmengerei.

Bei einer im Mai 1864 zur Entscheidung gekommenen Concurrenz für die Errichtung eines Universitäts-Gebäudes in Kiel haben, Zeitungsnachrichten zufolge, die Berliner Preisrichter (die Herren Strack und Hitzig) grundsätzlich aufgestellt, daß der deutsche Baustyl sich nicht für ein in Deutschland zu errichtendes Universitäts-Gebäude eigene, und wurden demgemäß vier im s. g. gothischen Style ausgeführte Entwürfe ohne weiteres bei Seite geschoben. Dieser Beschluß ist scharf getadelt worden, ob wohl mit Recht? Der Styl soll den Zweck des Bauwerkes reflectiren; demgemäß erscheint es ganz in der Ordnung, daß z. B. die englischen Universitäten, welche ihren nationalen Ursprung und Charakter nicht verleugnen wollen, in gothischen Prachtgebäuden residiren, in welchen deren Bewohner, nebenbei bemerkt ganz behaglich oder comfortable leben. Unsere Universitäten dahingegen befinden sich zwar geographisch in Deutschland, ihrem innersten Wesen aber und ihrem Wirken nach sind sie durchweg weniger deutsche, als kosmopolitisch-humanistische Anstalten, Repräsentantinnen der ‚reinen Wissenschaft', weshalb denn auch das Griechen- und Römerthum bei ihnen die Hauptrolle spielt und alle der Philologie Beflissenen schlechthin ‚Philosophen' zu deutsch: Weltweise, genannt werden. Bei solcher Sachlage ist es durchaus angemessen, wenn die den Zwecken unserer Universitäten dienenden Gebäude so aussehen, daß sie eben so gut am Cap der guten Hoffnung Platz nehmen könnten, als an den Ufern des Rheines, der Elbe oder der Donau, und höchstens nur Vorsorge für einige Reminiscenzen an die Bauweise der gedachten vorchristlichen Völkerschaften getroffen wird. Von diesem Gesichtspunkte aus die Sache betrachtet, eignen sich denn auch weiter zur künstlerischen Ausstattung solcher Bauwerke die, früher allein üblich gewesenen naturwüchsigen, störrischen Materialien, wie z. B. Haustein und Holz, nicht in dem Maaße, wie die modernen Surrogate, als da sind: Gyps, Cement, Zink, Gußeisen, Stein- und Asphalt-Pappe, da sich aus denselben auf das leichteste und mit den geringsten Geldmitteln die Formen aller Völker und Zeiten nachmachen lassen."

Wir fügen nur noch hinzu, daß die abscheuliche Entartung des deutschen Geschmacks eine nothwendige und unvermeidliche Folge des großen Abfalls vom germanischen und christlichen Prinzip gewesen ist, durch die Art, wie die Fürsten das französische Beispiel nachahmten. Natürlich mußte auch der Geschmack in den schönen Künsten dieser Richtung folgen und es gab keine deutsche Kunst mehr. Unsere ehrwürdigen Dome blieben unvollendet stehen. Desto mehr entstanden weltliche Paläste und Lustschlösser im Renaissancestyl, angefüllt mit Statuen und Gemälden, die den nackten Bildern des heidnischen Alterthums geschmacklos nachgestümpert waren und deren einziger Zweck war, die Sinne zu kitzeln und zu prahlen. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, die sclavische Nachahmung zu verlassen, und impotente Versuche gemacht, originell seyn zu wollen. Da man aber zu dumm und eingebildet war, um zum nationalen deutschen Style zurückkehren zu wollen, faselte man und faselt jetzt noch in allerlei fremden Stylen herum oder sucht mehrere zu combiniren und fällt damit in dieselbe Unnatur, wie wir sie in allen andern schnell vorübergehenden Moden wiederfinden.

Vom Kunstgebiet aus läßt sich da schwerlich helfen. Erst wenn das Nationalbewußtseyn und der Nationalstolz, die uns so lange abhanden gekommen sind, die ganze deutsche Nation wieder durchdringen werden, erst wenn wir die Renaissance im politischen Gebiet werden überwunden haben, erst dann wird ihre Verpestung auch aus unserer Kunst weichen. Nur große Regenten, Staatsmänner und Feldherrn können uns alle Rechte unserer Nationalität zurückerobern. Die Künstler können nur nachfolgen. Gleichwohl bleibt jedem Ehrenmann, welcher nachweist, daß auch unser Kunstbedürfniß nur ein nationales ist, sein Verdienst ungeschmälert und die Nation wird es ihm einst danken.

Philosophie der Geschichte.

Die großen Culturepochen der Menschheit. Ein Beitrag zur Culturgeschichte und Lösung der brennenden Zeitfragen von Otto Fleischmann, protest. Gefängnißprediger, Kaiserslautern, Verlag von J. J. Tascher, 1868.

Der Verfasser will „jener Geschichtschreibung entgegentreten, welche über den Ausgangspunkt, die treibende Kraft und das Endziel des Lebens der Menschheit gar keine Ansicht hat, sondern überall nur ein Spiel des Zufalls und ein blindes Zusammenwirken blinder Mächte erblickt. — Ein solcher Geschichtschreiber gleicht einem Manne, der, am Ufer eines majestätischen Stromes stehend, sieht, wie die Wogen sich drängen und vorwärts treiben, ohne daß er fragt, von wannen sie kommen und wohin sie wollen.“ Wir vermissen indessen in dem kleinen Buche grade das, was die von ihm hier bezeichneten Lücken der Weltgeschichte ausfüllen könnte. Der Verfasser stellt sich ungefähr auf den Standpunkt des berühmten Lammenais, wenn er gleich Protestant und jener ein Katholik ist. Er stellt nämlich dem Christenthum ein demokratisches Ziel.

Hören wir ihn selbst. „Das Papstthum — in schlimmer Verblendung — zog die materielle Macht der moralischen vor und entfremdete sich dem Laienstand immer mehr, der sich gemißbraucht und von aller Mitthätigkeit am Regimente ausgeschlossen sah. Da sprach Gott selbst das christliche Volk mündig in der Reformation. Jetzt wird die Individualität in alle jene ewigen Rechte eingesetzt, welche dem vernünftigen und freien Menschen in Glaubenssachen zustehen. Soll das Ideal eines allgemeinen Priesterthums, welches uns allen vorschwebt, allmälig erreicht werden, so mußten zuerst jene starren Schranken zwischen Klerus und Laienstand fallen. — Die Reformation muthet jedem einzelnen Christen zu: Du mußt glauben, ringen, kämpfen, forschen und prüfen, und nur dein Glaube macht dich selig, denn Glaube ist ja innigster geistiger Zusammenschluß der menschlichen Persönlichkeit mit der des Erlösers. Indem der Protestantismus so das Individuum von allem Gewissenszwang und den unwürdigen Schranken der Vormundschaft einer entarteten Hierarchie befreit, macht er dasselbe doch nicht schrankenlos. Der Protestant bleibt immerdar an das Evangelium gebunden und weiß, daß er nur dann ein Christ ist, wenn in seinen Adern dasselbe Leben pulsirt, was durch den heil. Geist in den ersten Christengemeinden herrschte und die Neugeburt der Menschheit herbeiführte. — Welche gewaltige neue Kraft wurde der Kirche zugeführt, wenn man jedes Individuum nach Maßgabe seiner Fähigkeiten zu einer frischen, überzeugungsvollen Mitthätigkeit am Baue des Reiches Gottes herbeizog! Damit erst ging das Christenthum bei den Völkern in Fleisch und Blut über und die wirkliche Christianisirung Europas ihrer Vollendung entgegen. Je mehr Mitglieder aus innerster Begeisterung und eigenster Selbstbestimmung einer Gemeinschaft angehören, um so stärker ist dieselbe. Die Schwäche der katholischen Kirche war die Masse todter, erstorbener, gezwungener Mitglieder, die kein Interesse, keine Freude an dem Fortbestehen dieser Anstalt hatten. Ist nun eine solche Gemeinde selbständiger Christen vorhanden, eine Gemeinschaft von Gläubigen, so steht derselben natürlich die Ordnung ihrer religiösen Angelegenheiten selbst zu. Der Schwerpunkt der Kirche liegt in der lebendigen christlichen Gemeinde. Diese erbaut sich nun von unten nach oben, und da das Christenthum ja an keine besondere Verfassung gebunden ist, so gibt sich die Gemeinde, geleitet durch den in ihr herrschenden heil. Geist, jene Gestaltung, welche den Zeitumständen gemäß ihrer Entwicklung am vortheilhaftesten erscheint. Dies involvirt keinen ‚Umsturz der Autorität.‘ Denn grade jene Autorität ist am festesten gegründet, welche der vernünftige Mensch in vollem Bewußtseyn um deren Nothwendigkeit und Nützlichkeit aufrichtet.“

Das läuft auf die Bunsensche Zukunftskirche hinaus, in der jede Gemeinde in jedem Augenblick durch Mehrheitsbeschluß Dogma und Ritus bestimmen und ändern kann. Daß sie noch ans Evangelium gebunden seyn soll, hilft nichts, weil jeder das Evangelium anders auslegt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, **N° 12.** 8. Februar 1868.

Biographie.

Diether von Isenburg, Erzbischof von Mainz 1459—1463. Ein Beitrag zur Geschichte der staatlichen und kirchlichen Reformbestrebungen des 15. Jahrhunderts. Größtentheils nach ungedruckten Quellen. Von Dr. Karl Menzel, Secretär am Großh. Sächs. Geh. Staatsarchiv zu Weimar. Erlangen, Besold, 1868.

Seit Gott in seinem Zorn den Fürsten gestattet hat, die heilige Krone des deutschen Reichs in Stücke zu brechen, das große deutsche Volk zu zertheilen und wie verkauftes Vieh in ihre verschiedenen kleinen und großen Pferche einzusperren, blieb der Nation keine andere Hoffnung mehr, als daß die ungeheure Unnatur, in welche sie unter dieser vielköpfigen Mißregierung versank, doch nicht ewig dauern konnte. Die Natur rächte sich in der Unfähigkeit und Uneinigkeit der Fürsten selbst. Im 15. Jahrhundert, von dem hier die Rede ist, wäre es einer Verschwörung der Fürsten gegen die Einheit des Reichs und der Kirche, indem sie die geknebelte deutsche Nation bereits unter ihre Füße getreten hatten, beinahe gelungen, ihre oligarchische Kakokratie zum Gesetz zu erheben und rechtsgültig an die Stelle der Reichs- und Kircheneinheit zu setzen. Aber in ihrer Dummheit und Bosheit beneideten sie einander und gelangten trotz ihrer damaligen Uebermacht nicht zum Ziele.

Das ist der wesentliche Inhalt des Lebens und Wirkens, welches in dem vorliegenden Buche charakterisirt ist.

Der Verfasser wirft die Hauptschuld auf die Päpste, die allerdings damals ganz unverantwortlich mit Deutschland verfuhren. Allein es waren Päpste, welche selber nur den dynastischen Zwecken der europäischen Großmächte, oder dem Familieninteresse einer kleinen italienischen Dynastie, aus welcher stammend sie durch Intriguen zum Besitz der Tiare gelangt waren, dienten. Man muß daher sagen, nicht die Kirche hat gesündigt, sondern es ist an der Kirche gesündigt worden. Man schreit immer über den Unfug der Päpste, über die Verderbniß der Kirche rc., als ob das kirchliche Institut schuld gewesen sey. Nein, nur die Fürstenpolitik, die ihre egoistischen und weltlichen Interessen in die Kirche hineintrug, liederliche Prinzen auf die erzbischöflichen Stühle und sogar auf den apostolischen Stuhl in Rom setzte, nur sie trug die Schuld. Wenn Räuber ihre Wohnung in der Kirche aufschlagen, ist der Erbauer, der Stifter der Kirche nicht daran Schuld. Man treibe die Räuber hinaus, man reinige die Kirche, aber man werfe nicht der Kirche vor, was die sündigen, die sie entweihen.

Der Verfasser sagt von den Päpsten jener Zeit: „Sie fuhren fort, die Kirchenämter mit Verletzung des canonischen Wahlrechts der Kapitel an ihre Nepoten und Günstlinge, oftmals für Geld, zu vergeben, sie forderten, statt die Taxen der Annaten zu regeln, für die Pallien ganz willkührliche Summen, und bezogen für Indulgenzien und Exspectanzen ungeheures Geld von Laien und Geistlichen. Die Franzosen hatten sich durch die pragmatische Sanction vom Jahre 1438 gegen derartige Maßnahmen sicher gestellt, die Deutschen aber waren seit dem Wiener Concordate (1448), das hauptsächlich durch die Haltung ihres zu dem Papste hinneigenden Königs Friedrich zu Stande kam, in drückendster Weise der curialen Willkühr ausgesetzt. Deshalb nahm bei ihnen die tiefe Mißstimmung gegen das Papstthum niemals ab, wurden unausgesetzt neue Concilien und eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern gefordert. Die hohen Prälaten waren es vor allen, welche die Erinnerung an die Concilien stets wach erhielten; Jacob von Trier und nach seinem Tode

Dietrich von Mainz, drückten bei den Reichstagen und den kurfürstlichen Versammlungen, die in den Jahren 1454—1457 stattfanden, laut ihre Mißstimmung gegen das päpstliche Regiment aus und beriethen sich mit den weltlichen Kurfürsten, wie zu den Zeiten der Concilien, über Errichtung einer Sanction, über Appellationen und andere Maßregeln gegen die Bedrückungen der deutschen Kirchen. Die Kurfürsten des Reiches, welche von den Päpsten seit der Mitte des 13. Jahrhunderts auf jede Weise begünstigt und von den Kaisern, namentlich von Karl IV. mit den wichtigsten Vorrechten und Privilegien ausgestattet worden, werden nun die gefährlichsten Gegner ihrer frühern Wohlthäter."

Doch denke man ja nicht, daß dem Bunde der Oligarchie gegen Kaiser und Papst irgend ein großer Gedanke oder eine pflichtmäßige Sorge für die Nation zu Grunde lag. Die Uebergriffe des Papstthums waren den deutschen Fürsten außerordentlich erwünscht gewesen und sie hatten ihm dabei die besten Dienste geleistet, indem sie ihm das kaiserliche Ansehen zerstören halfen. Als aber die kaiserliche Gewalt hinlänglich geschwächt und die Willkührherrschaft der Fürsten hinlänglich gesichert war, duldeten sie nicht, daß der Papst ihnen weitere Opfer zumuthe, wollten das Geld, das nach Rom fließen sollte, lieber im Lande behalten und schämten sich sogar nicht, nachdem sie hundertmal im Dienst übermüthiger Päpste Kaiser und Reich verrathen hatten, auf einmal die Patrioten zu spielen, als verträten sie die deutsche Nation. Wie mögen sie den guten Gregor von Heimburg heimlich ausgelacht haben, der sich einbildete, sie meinten es ernst mit dem Recht und der Ehre deutscher Nation, und in ihrem Dienst und Interesse gegen Rom donnerte. Das ganze damalige Geschrei gegen Rom hatte nur den Zweck, dem Papst einzig zum Vortheil der Fürsten eben solche Schranken zu ziehen, wie sie bisher schon dem Kaiser gezogen worden waren. Der s. g. Kurverein, bestehend aus den Kurfürsten, denen sich aber auch andere Fürsten des Reichs anschlossen, wollte dem Kaiser die Reichsgewalt entreißen und an sich ziehen und war auch wirklich schon weit damit gediehen. Der Erzbischof von Mainz maßte sich an als Reichskanzler eigenmächtig Reichstage, oder wenigstens Kurvereinstage und Fürstenversammlungen einzuberufen und über allgemeine Angelegenheiten des Reichs und der Kirche zu verhandeln, ohne den Kaiser zu fragen. Sein Plan war, in Verbindung mit den andern geistlichen Fürsten Deutschlands sich eben so unabhängig vom Papst zu machen, wie der Kurverein es schon vom Kaiser war, und der Papst lieh ihm dazu durch seine welsche Habgier und Willkühr einen guten Vorwand. Der Papst hatte ihn nicht einmal in seiner geistlichen Würde bestätigt, obgleich er vom Domkapitel gesetzmäßig gewählt worden war. Der Papst forderte gegen alles Herkommen Geld und immer wieder Geld für jegliche Bewilligung. Der Oberhirt der Christenheit trieb Judenschacher mit den geistlichen Aemtern. Insofern hatte der deutsche Erzbischof völlig Recht, eine geistliche Steuerverweigerung eintreten zu lassen, wie es jede Ständeversammlung haben soll, wenn der verschwenderische und gewissenlose Regent die Steuerpflichtigen zu schwer überbürdet.

Der Papst berief sich zwar auf die Noth der Christenheit im Orient. Die Türken hatten soeben Constantinopel erobert und drohten noch weiter vorzudringen. Es wäre der gesammten Christenheit allerdings angemessen gewesen, den gemeinsamen Feind zurückzudrängen. Man hatte jedoch zu bittere Erfahrungen in den Kreuzzügen gemacht. Die germanischen und romanischen Völker hatten niemals fest zusammengehalten und vollends in Deutschland waren die dynastischen Interessen des kaiserlichen Hauses und der übrigen Fürstenhäuser einander diametral entgegengesetzt. In diesem weltlichen Getriebe und Gezänke war die religiöse Begeisterung längst erloschen. Man glaubte nicht einmal, daß es dem Papste mit einem neuen Kreuzzuge wahrer Ernst sey, denn die Türken hatten ihm den Gefallen gethan, den ältesten Feind des Papstthums, den byzantinischen Kaiser, für immer zu beseitigen. Auch drehten sich die Unterhandlungen zwischen dem Papst und dem deutschen Reichserzkanzler nicht nur um die heilige Religion, und um das Gesammtinteresse der Christenheit, sondern es war nur ein gegenseitiges Abmarkten in Machtbefugnissen. Diethers Gesandten in Rom verlangten, daß der Papst ihn anerkenne, der Papst aber machte seine Gegenforderungen. „Er verlangte nichts Geringeres, als die Zustimmung des Erwählten zur Erhebung des zehnten Pfennigs von allen geistlichen Einkünften im Reiche und das Versprechen, daß er niemals seine Mitkurfürsten ohne päpstliche Erlaubniß versammeln, niemals seine Suffraganbischöfe und die übrige Geistlichkeit seines Sprengels berufen, und niemals ein allgemeines Concilium fordern wolle. Es war seine Absicht, die großen Geldsummen, welche zu dem Kriege gegen die Ungläubigen erforderlich waren, durch Beiträge aller christlichen Völker zusammenzubringen. Da er aber wußte, wie hartnäckig sich die christlichen Nationen gegen jede Besteuerung zeigten, wollte er, damit sicher bei der deutschen Nation etwas erreicht werde, den Erzbischof von Mainz, den ersten Fürsten des Reiches, bei der Verleihung des Palliums

zu einer Gegenleistung, zur Bewilligung einer Besteuerung der deutschen Geistlichkeit nöthigen. Und weiter, während Pius in Deutschland als Secretär des Kaisers Friedrich und in Rom als Cardinal verweilte, hatte er die Versammlungen der Kurfürsten als höchst gefährliche Einrichtungen kennen gelernt und die Verlegenheiten, welche sie dem heiligen Stuhle bereiteten, zur Genüge erfahren. Sie sollten fortan — meinte Pius — nicht mehr stattfinden, denn die Bedingung, daß sie künftig nur mit päpstlicher Genehmigung berufen werden sollten, war gleichbedeutend mit ihrer vollständigen Beseitigung. Mit ihnen sollten die Concilien und die Zusammenkünfte der Suffraganbischöfe in Vergessenheit gerathen, mit einem Worte, der verhaßten Opposition alle Mittel, die seither mit Erfolg wider das Papstthum versucht hatte, mit Einem Male entzogen werden. Wir sehen, das ganze Programm des Papstes war in diesen Forderungen enthalten. Die Mainzischen Gesandten waren natürlich nicht in der Lage, dem Papste auf solche Zumuthungen eine gefällige Antwort zu ertheilen."

In der Zwischenzeit bekam Diether eine Fehde zu bestehen mit seinem Nachbar, dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, den das Volk den bösen Fritz nannte. Die blutige Fehde endete mit einem Siege des Pfälzers, ohne daß die Verhältnisse sich wesentlich änderten. Nachbarfürsten haderten beständig um angemaßte oder vorenthaltene Rechte und Besitzthümer, tagten vergeblich, kündigten einander Fehde an, verbrannten einander die Dörfer und bewährten das Sprichwort: Wenn sich Fürsten raufen, müssen die Bauern Haare lassen. Andere Nachbarfürsten mischten sich ein und stellten den Frieden auf einige Zeit wieder her. Das ging ein paar Jahrhunderte so fort im deutschen Reich. Die Geschichte bietet ein Labyrinth localer Fehden dar, die von nichtswürdigen Fürsten um nichtswürdiger Dinge willen begonnen und wieder beendet wurden, weil der Kaiser zu schwach war, sie in Zucht und Ordnung zu halten, wie Schulknaben sich herumbalgen, wenn der Lehrer nicht da ist.

Der damalige Kaiser war der Habsburger Friedrich III., den man das kaiserliche Faulthier genannt hat, weil er auf seinem Thron vor dem versammelten Reichstage einschlief. Der schlaue Böhme Georg von Podiebrad intriguirte mit den Fürsten, ihn abzusetzen, und hätte sich gern selbst zum Kaiser wählen lassen. Nun ging aber gleich wieder das gottlose Markten und Schachern an, das eigentliche Element jener alten Fürstenpolitik. Jeder betrog den andern, um ihn zu übervortheilen. Die Kurfürsten glaubten eine Zeitlang, dies sey die beste Gelegenheit, um das kaiserliche Ansehen vollends ganz in einen Schatten zusammenschwinden zu lassen. Jedenfalls würden sie, wenn sie je, wozu es nicht kam, den Böhmen gewählt hätten, demselben Bedingungen vorgeschrieben haben, unter denen die Kaiserkrone gänzlich werthlos wurde.

Nachdem Diether sich mit seinem ehemaligen Feinde, dem bösen Fritz, eng alliirt hatte, er auch auf andere Fürsten rechnen konnte, der träge Kaiser nur passiven Widerstand leistete und der Böhme sich mit seinen eigenen Intriguen die Hände zusammenschnürte, schien der Zeitpunkt gekommen zu seyn, in welchem das Programm des Kurvereins zum Abschluß kommen und eine Oligarchie im Reich sich constituiren sollte, sowohl vom Kaiser als Papst gänzlich unabhängig. Es war im Jahr 1461. „Diether von Isenburg war von hohen Plänen und Gedanken erfüllt, als er in Nürnberg eintritt. Hier hoffte er fortzusetzen und zu beenden, was in Bamberg begonnen war, wie er als oberster Kurfürst den Tag berufen, so wollte er an die Spitze der immer wachsenden Bewegung treten, um gemeinsam mit den Kurfürsten und Fürsten eine Reform des Reiches und der Kirche durchzuführen. Unbeirrt durch die kirchliche Censur, die er bereits erlitten, ohne Furcht vor dem heftigsten Zorne des Papstes und des Kaisers, stellte sich der Erzbischof muthvoll und entschlossen diese große Aufgabe. In voller Erregung und Erbitterung, in welche ihn die jüngsten Maßnahmen des Papstes versetzt hatten, dachte er an keine Vermittlung und Versöhnung, sondern sah nur Heil in rücksichtslosem und entschlossenem Vorgehen. So war eines seiner ersten Geschäfte, die er in Nürnberg vornahm, eine feindselige Handlung gegen Rom. Er bestellte den gebannten und von Pius II. mit dem bittersten Hasse verfolgten Gregor von Heimburg am 22. Februar zu seinem Rathe und Diener und bediente sich bei den Verhandlungen des Tages der Erfahrungen und Kenntnisse des gewandten Mannes. Wohl aus Gregors Feder wird die Appellation geflossen seyn, die Diether in Sachen der Annaten zu Nürnberg erließ. Er erzählt darin die Schicksale der beiden Gesandtschaften, die er wegen der Bestätigung seiner Wahl nach Mantua gesendet hatte, die Anmuthungen des Papstes und die Ueberschreitung der herkömmlichen Taxe der Annaten; er bot abermals an, dieselbe Summe zu bezahlen, welche sein Vorgänger für das Pallium erlegt habe. Wenn der Papst und die Cardinäle, schließt er, auf ihrer hohen Forderung beständen, brächten sie ihn und seine Kirche in großen Schaden, er appellire deshalb an ein allgemeines Concil, wie es zu Constanz eingesetzt und zu Basel be-

stätigt worden, dessen Ausspruch er sich mit allen seinen Anhängern bereitwillig unterworfen werde."

Indessen war es nicht möglich, eine volle Einigkeit unter den einander selbst mißtrauenden Fürsten zu erzielen. Jeder wollte den reichsten Antheil an der Beute haben, wenn Rechte und Besitzstand des Papsts und Kaisers geschmälert würden. Die Wittelsbacher verlangten in geheimen Verträgen mit Böhmen zuviel, was dann die Brandenburger stutzig machte. „Sie brachten die Verträge zum Vorschein, welche Mair (der böhmische Hauptagent) mit Mainz und Pfalz wegen der Wahl Georgs abgeschlossen, und entdeckten dem erstaunten Markgrafen, welch' umfassende Bedingungen die bayrischen Fürsten gestellt, wie sie durch die Besetzung aller wichtigen Reichsämter es auf eine vollständige Verdrängung von Sachsen und Brandenburg abgesehen hatten. Und hier beginnt die Verstimmung der Brüder, sie mußten an der Aufrichtigkeit der neuen Bundesgenossen irre werden und befürchten, daß diese sich trotz ihrer öffentlichen Erklärung schließlich doch auf der Grundlage jener Verträge mit dem Böhmen vereinigen möchten." Der Markgraf Albrecht von Brandenburg ertheilte dem Papst und Kaiser entsprechende Rathschläge und nun trafen diese ihre Maßregeln, um die Uneinigkeit der Fürsten zu benutzen, wodurch es ihnen gelang, den armen Diether zu isoliren. Ja es kam so weit, daß Papst Pius II. den trotzigen Erzbischof absetzte und an seine Stelle den Grafen Adolf von Nassau zum Erzbischof ernannte. Das war ein Nachbar von Mainz und von den Grafen von Isenburg, und da die Nachbarfürsten hier wie überall im Reich einander stets beneideten, so würde ein einigermaßen geistig begabterer Kaiser, als es Friedrich III. war, im Bunde mit dem schlauen Papste, schon viel früher den Bund der Fürsten haben sprengen können, indem er ihre gegenseitigen Antipathien gehörig ausgebeutet hätte. Es war jedenfalls ein Vortheil für ihn, daß die deutschen Fürsten, anstatt sich gegen ihn zu verbinden, infolge des wohlberechneten päpstlichen Vorgehens übereinander selber herfielen. Die Stadt Mainz hielt zu Diether und wollte den neuen Bischof nicht einlassen. Auch stand ihm der böse Fritz gegen den Nassauer bei. Den letztern unterstützten nun Graf Ulrich von Württemberg, Markgraf Karl von Baden und der Bischof von Metz, aber diese Herrn ließen sich in der Schlacht bei Seckenheim schlagen und gefangen nehmen. Diese Schlacht ist bekannter geworden, als viele andere in den elenden Fehdezeiten, weil hier endlich einmal an jenen nichtswürdigen Herrn, die auf Kosten des armen Volkes ihrem kleinen Familieninteresse nachjagten, ein Exempel statuirt wurde. Jene Herrn hatten nämlich die Felder in der Pfalz so schonungslos verheert, daß ihnen der böse Fritz, als er sie gefangen hatte, zwar andere Speisen geben ließ, aber kein Brod, weil sie keins mehr wachsen ließen. Indessen gelang es der kaiserlichen und päpstlichen Diplomatie, indem sie dem bösen Fritz Concessionen machte, denselben von Diether wieder zu trennen, so daß der letztere Mainz nicht mehr behaupten konnte. Adolf von Nassau bemächtigte sich der Stadt und Diether ließ sich bewegen, eine Sühne anzunehmen, wodurch ihm ein ansehnlicher Landbesitz gesichert blieb. Damit wurde nun Diethers großer Reformplan für immer vereitelt, die Fürsten aber, die gegen Diether gekämpft hatten, wurden vom Kaiser belohnt. Hatten die Bauern durch den Uebermuth dieser Fürsten Noth genug gelitten und war nichts mehr bei ihnen zu holen, so mußten jetzt die Juden dran, die sich auf Kosten desselben Volks durch ihren Schacher und Wucher bereichert hatten. „Den Reichshauptleuten Albrecht von Brandenburg und Karl von Baden bewilligte Friedrich III. eine Judensteuer zu erheben, dem Ulrich von Württemberg ertheilte er das Schirmrecht und den Gerichtszwang über die Juden in den Bisthümern Mainz, Trier, Salzburg und Besançon. Der Markgraf von Baden soll aus dieser Steuer 200,000 Gulden gezogen haben. Sein Bruder, der Bischof von Metz, durfte mit päpstlicher Erlaubniß der Geistlichkeit in seinem Bisthume eine außerordentliche Schatzung auflegen, damit er Ersatz für seinen und seines Stiftes Schaden erlange." Diether hielt sich fortan ruhig, kam aber nach Adolfs Tode ohne Anstand wieder nach Mainz zurück.

Gewiß eine interessante Episode der deutschen Geschichte, wenn auch im höchsten Grade unerfreulich. Reich und Kirche bedurften freilich einer Reform, niemand aber taugte weniger dazu, eine solche zu Stande zu bringen, als grade die Fürsten, von denen alles Unrecht ausgegangen war, die allein im Bunde mit dem Papste das kaiserliche Ansehen geschwächt, das Reich in viele kleine Souveränetäten zerstückelt, das Volk geknechtet, die große deutsche Nation wie um ihre Einheit, so um ihre Freiheit gebracht hatten.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, № 13. 12. Februar 1868.

Ueber den Adel.

Reform des Adels, überhaupt des Erbgangs im ländlichen Grundbesitz, skizzirt durch Leo Amadeus Graf Henkel Donnersmarck. Der Erlös ist bestimmt zum Vortheil der Victoria-Invaliden-Stiftung. Berlin, Stilke und van Muyden, 1868.

Wir empfehlen dieses vernünftige Buch allen unsern Lesern angelegentlich. Es erörtert die Frage des Grundbesitzes und seines Verhältnisses zum Staate gründlicher, als es bisher geschehen ist. Seine Beweisführung und seine Beispiele aus dem Leben sind so handgreiflich, daß es diesem Buch doch gelingen sollte, die Vorurtheile der Bureaukratie und des Kammerliberalismus in einer so wichtigen Frage zu besiegen. Man ist nämlich, wie auch unsere Blätter wiederholt und oft geklagt haben, im vollen Zuge, durch das moderne Verfassungswesen und Gesetzgeben die Grundbesitzer und zwar nicht blos den Adel, sondern auch die Bauern aus der natürlichen Stellung zu verdrängen, die ihnen zukommt, und von der allein auch der Staat den größten Vortheil hat. Das moderne Nivellirungssystem ruinirt den Bauernstand als solchen, denn es macht jeden Bauern zum Bürger und den unbeweglichen Besitz beweglich. Ein ungeheurer socialer Umschwung, der weder den betreffenden Grundbesitzern, noch dem Staate zum Vortheil gereicht.

Der edle Verfasser ist weit entfernt, reactionär zu seyn. Er sagt: „Nicht in dem sehnsüchtigen Blicke nach rückwärts, nicht in der Klage über vergangene zweifelhaft schöne Tage, nicht in dem Wunsche Unhaltbares gegen die Mächte der Zeit zu vertheidigen, nicht darin besteht der Conservatismus. Der wahre Conservatismus muß sich aufwerfen zum Hüter der obrigkeitlichen Gewalt und des monarchischen Prinzips gegen die ewig beweglichen Geistesflammen der Negation und der Nivellirung, und indem er nicht den Stillstand vertritt, muß er bedächtig und zähe den Weg der staatlichen Entwicklung zur größern Freiheit des Einzelnen betreten, indem er etwaige Uebergriffe von Oben gegen die Rechte des Volkes, dem er angehört, abwehrt und begegnet.“

Wenn der Verfasser den Fortbestand des Adels anerkannt wissen will, so will er nicht Abgestorbenes verewigen, sondern nur das Lebensfähige erhalten und zum Wohl des Ganzen benutzen. „Man hat sich so oft gefragt, ist ein Adel für die menschliche, politische Gesellschaft überhaupt nothwendig? und man ist immer durch die Negative zur Beantwortung gekommen, daß er nützlich sey, wenn er seine Vorzüge richtig zu gebrauchen verstehe. Diese Vorzüge bestehen in der höhern Bildung, die er sich vermöge größerer Glücksgüter aneignen kann, in dem wohlthätigen Gebrauch seiner Unabhängigkeit, die er durch seine Glücksgüter gewinnt, und hauptsächlich darin, daß er Beides durch einflußreiche Stellungen, die er häufig bei Hof oder im Staat durch die Bedeutung seiner Liegenschaften erlangt, zum allgemeinen Wohl des Volkes verwerthet. Aus solchen Anschauungen heraus hielt man den Adel durchaus nothwendig für die Monarchie und Montesquieu's berühmte Worte: ‚point de Monarche, point de Noblesse, point de Noblesse, point de Monarche‘ galten für unumstößlich, bis die Prinzipien der französischen Revolution alles auf den Kopf stellten. Unzweifelhaft liegt es in der Idee des Staates, nur die lebensfähigen Elemente im Adel anzuerkennen. Bereits ist der hohe Adel in Preußen ein solches Element geworden, die Praxis, aber nicht das Gesetz zählt hierunter: die Standesherren, Fürsten und sehr reiche Grafen. Der König Friedrich Wilhelm III., indem er 1837 das rheinische Adelsstatut (Autonomie) anerkannte, erwarb sich ein großes Verdienst um den Adel. Sein reichbegabter

königlicher Nachfolger reichte, weitsichtig im constitutionellen Staatsbegriffe, den Reichsten unter dem niedern Adel seines Volkes die rettende Hand, indem er mit Verleihung der Grafenwürde, die Vererbung an das Recht der männlichen Erstgeburt mit einem entsprechenden Fideicommißstand band. Nur ein kleiner Theil würdigte dieses königliche Wohlwollen, so sah der König sein Bemühen für den Ausbau einer preußischen Aristokratie nicht belohnt. Aber sein Eifer war nicht umsonst gewesen, sein Wort ist nicht verhallt. War das Jahr 1848 förderlich und dienstlich den Einrichtungen conservativer Elemente — denn die Gegensätze berühren sich immer — so scheint endlich das Bewußtseyn innerhalb der besitzenden Adelsfamilien zu erwachen, daß ihre Bedeutung im Staat mit dem Grundbesitz steht und fällt.“ Der Verfasser will einen gesunden, einen natürlichen, einen in der Nation und ihrem Interesse wurzelnden Adel haben. „Freilich tritt uns hier die Erscheinung schon wieder entgegen, daß ohne entsprechenden Reichthum, sey er auch nur so groß, ihn von den Wechselfällen seiner Wirthschaft unabhängig zu machen, der Adel nicht standesgemäß existiren kann. Die Sitte in England hilft diesem Uebelstand ab und sie kann nicht genug zur Nachahmung empfohlen werden. Den nachgebornen Söhnen des Adels ist dort im standesgemäßen Bewußtseyn einer Aristokratie, der Uebertritt in den Bürgerstand nicht nur nicht durch Vorurtheile erschwert, sondern durch Gewohnheit erleichtert. Wie viele Bahnen des Lebens sind bei uns dem Adligen verschlossen und aus Vorurtheil und Gewohnheit, wie oft sieht sich das Talent auf kärgliche Pfade gedrängt und darin erhalten. Vorurtheile besiegt die Zeit, Gewohnheit beseitigen die Verhältnisse, eine viel schlimmere Pflanze wächst dicht dabei, es ist der Hochmuth, den der wahre Aristokrat nicht kennt und der den Adligen zum ‚parvenu‘ stempelt. Adel und Bauern, oder sagen wir lieber der Großgrundbesitz und der kleine, sie sind die Fundamente, auf denen der Staat begründet ist, und ohne deren Befestigung und Sicherung das ganze Gebäude bei jedem Anstoß schwankt. Vielleicht ist eine alles selig machende Bureaukratie anderer Ansicht, aber wir können nicht ohne Eifersucht auf ein begründetes Selfgovernment blicken. Weise Sparsamkeit, Ordnung im Haus, Hof und Feld, Anerkennung einer einheitlichen Oberleitung, streng gegen sich und streng im Nachdruck für Befehle, immer bemüht, wenn Kinder vorhanden sind, ihnen jene Bildung angedeihen zu lassen, welche sich später nicht allein durch wissenschaftliches Bestreben, sondern auch durch standesgemäßes Benehmen kennzeichnet, Gehorsam fordernd und durch Beispiel belebend, den Conjuncturen der Zeit und daher auch der Politik unterworfen, täglich gegen die Elemente kämpfend und hierin Geduld und Gottvertrauen übend, zur Wohlthätigkeit gestimmt und kirchlich gesinnt — dies sind die Prinzipien, nach denen wir den Maßstab an den Wirthschaftsbetrieb eines Landgutes und seinen Nutznießer anlegen müssen.“

Weiter zeigt der Verfasser, daß der Grundbesitz, der gesicherte, in den Familien forterbende, den Adel wie die Bauerschaft charakterisiren müsse. Das kennzeichnet den allein natürlichen Adel zum Unterschied von dem jedenfalls nur titulirten Hof-, Dienst- und Rentieradel.

Die unerläßliche Bedingung eines bleibenden Besitzes nicht nur beim Adel, sondern auch beim Bauern, ist die Primogenitur. Deswegen hängen unsere Bauern trotz der unnatürlichen Gesetzgebung, welche gleiche Theilung ihres Erbes unter die Kinder verlangt, noch immer zähe an der Primogenitur, denn sie wissen wohl, daß nur durch sie ihr Erbe bei der Familie bleiben kann. „Es gilt als eine sich wiederholende Regel, daß der Vater einem der Söhne den Bauernhof und gewöhnlich schon zu Lebzeiten cedirt und sich mit seiner Ehehälfte auf den Alttheil setzt. Die nachgeborenen Kinder erhalten nach dem Tode der Eltern den ausgesetzten Antheil an der Habe in baarem Gelde. Dies setzt freilich ein langes sparsames Leben der Eltern voraus, aber Gott hilft, indem er den Gebrauch leiblicher Kräfte durch alte Jahre belohnt. Wo dies aber nicht ist, wo das Gericht in Vormundschaft bei Minorennen eintritt, da ist Verkauf zu Gunsten der Masse und im ersteren Falle gleiche Erbtheilung nach gerichtlicher Taxe unvermeidlich. Verarmung, Hader und Streit sind die gewöhnlichen Folgen und oft Prozeßsucht Schuld an dem Ruin.“ Daher das Sprichwort: „Ein Jude kommt über zehn Christen und wo viele Juden Angesessene innerhalb der Dorfschaft werden, da geht es in zehn Fällen neunmal der Gemeinde schlecht. Zu denen die das väterliche Erbgut zersetzen, kommen noch jene Händler, welche bereits mit dem Titel ‚Güterausschlächter‘ bezeichnet werden.“

Der Verfasser zieht alles in Erwägung, was gegen die Primogenitur eingewendet worden ist, und widerlegt es mit schlagenden Gründen. Alle größern deutschen Dynastien, die nicht noch rechtzeitig in ihrer Familie die Primogenitur einführten, wurden durch Theilungen geschwächt und zuweilen sogar ganz ruinirt. Bei diesem Anlaß bemerkt der Verfasser, daß das Haus Hohenzollern allen andern in Deutschland mit Einführung der Primogenitur im Jahr 1473 vorangegangen sey. Die Erstgebornen, die den ganzen Ländercomplex

erbten, waren nicht nur im Stande, der Familie den großen Besitz zu erhalten und denselben noch zu mehren, sondern sie konnten auch alle nachgebornen Kinder gut versorgen. Dasselbe findet sich noch heute auf allen größern Bauerhöfen. Der Erstgeborene sorgt in der Regel für die Nachgebornen, die sich dabei besser befinden, als wenn sie mit dem ältern Bruder getheilt hätten und dann ihre kleine Portion wieder an ihre eigenen Kinder gleich vertheilen müßten. Auch das angesehenste Vermögen muß durch Vertheilung unter die Kinder und Enkel in immer gleiche Theile in wenigen Generationen verloren gehen und die Enkel dürfen dann in der Welt umherirren und sich ihr Brod suchen. Ist dagegen noch der alte Stammsitz und ein Majoratsherr vorhanden, so wird hier der vom Schicksal bedrängte Vetter immer ein Asyl, Unterstützung und Empfehlung finden.

England ist in dieser Beziehung mustergiltig. Die Primogenitur ist in England nicht gesetzlich, aber ein geheiligtes Herkommen, an welchem die Aristokratie mit einer wahrhaft religiösen Pietät festhält, weil sie längst begriffen hat, daß ihr fester Bau aufgelockert und zerrieben werden müsse, wenn die Primogenitur nicht den großen Güterbesitz untheilbar machte. Die nachgebornen Söhne der englischen Aristokratie sehen es für kein Unglück an, im Erbe hinter dem erstgebornen zurückstehen zu müssen. Sie theilen nicht die Güter und Titel des Bruders, sie sind Bürgerliche und können bürgerliche Gewerbe treiben, aber sie behalten den edlen Familiennamen und die Protection ihrer mächtigen Verwandten. Sie lernen viel. Bringt sie die Geburt nicht ins Oberhaus, so bringt sie Protection und Wahl ins Unterhaus und in die ersten Aemter des Reichs, oder sie widmen sich dem Handel, immer steht hinter ihnen ein Majoratsherr mit reichem Güterbesitz, dessen Unterstützung ihnen nicht fehlt.

Wenn in Deutschland die Primogenitur eingeführt werden wollte, so würde, wie der Verfasser S. 65 erörtert, durch genossenschaftliches Zusammenwirken für die nachgebornen und im Erbe verkürzten Kinder gesorgt werden können. Der Verfasser will das namentlich auch auf die Bauern angewendet wissen. Nächst der Primogenitur legt er den größten Werth auf das Genossenschaftswesen im Gegensatz gegen die atomistische Auflösung der Nation, die jetzt noch von der Gesetzgebung, nach der Unnatur liberaler Theorien, so sehr begünstigt wird.

Der edle Verfasser verfolgt seinen Grundgedanken mit eben so viel Energie als praktischer Vorurtheilslosigkeit, indem er nur das Nützliche und das Mögliche im Auge behält. Dennoch bleibt der Erfolg seiner würdigen Vorschläge in Frage gestellt, da das Nivelliren und Nordamerikanisiren in unserer Zeit schon zu große Dimensionen angenommen hat. Schon seit beinahe hundert Jahren wetteiferten zuerst der liberale Despotismus, dann der despotische Liberalismus, früher der Cabinete, später der Kammern, die Gesellschaft zu desorganisiren, die Corporationen aufzulösen, die Standesunterschiede zu verwischen, die Gesellschaft in Atome aufzulösen und den Grund zu einer künftigen Demokratie zu legen, auch da wo die Throne noch sichtbar aufrecht standen. Die Regierungen selbst haben dazu das meiste beigetragen, indem sie die Kirche zur Magd des Staates erniedrigten und durch die Schule discreditirten, indem sie den Adel zum Dienst- und Hofadel erniedrigten und dessen selbständige Bestandtheile erschütterten und zerbröckelten und indem sie endlich auch den conservativen Bauern- und Bürgerstand durch moderne Gesetze aus den alten Angeln hoben und beide der unbeschränkten Concurrenz, der betrügerischen Speculation und der unvermeidlichen Corruption wehrlos preisgaben. Der Liberalismus fand überall die Breche schon offen gelegt durch den Josephinismus. Die Staatsgewalt hatte im vorigen Jahrhundert am Liberalismus noch keinen Rivalen, aber die Cabinetswillkür in ihrer unbeschränktesten Freiheit arbeitete bereits dem Liberalismus vor, indem sie sich von allen Pflichten gegen die Nation, wie gegen das geheiligte Herkommen lossagte und durch alle Rechte hindurch fuhr.

Es erfolgte eine totale Umgestaltung aller socialen und politischen Verhältnisse. Man hatte ehemals eine Kirche, welche heiliges Ansehen genoß. Als die Eingriffe der miteinander rivalisirenden politischen Gewalten im Gebiet der Kirche dieses früher respectirte Gebiet zerrissen und neue Staatskirchen daraus hervorgingen, entbehrten diese schon des alten Ansehens, aber die Staatsgewalt war noch nicht damit zufrieden, sondern bemühte sich unausgesetzt, das Ansehen der Kirche noch mehr zu verringern durch die Schule, durch die heidnisch-classische Bildung und durch eine des Kirchenglaubens spottende Philosophie. — Man war ehemals eine Nation, man ehrte sich selbst in seiner Nationalität. Unser einiges Reich aber wurde zerrissen in Landeshoheiten, deren Interesse es war, das große nationale Interesse vergessen zu machen, theils durch die gänzlich undeutsche Bildung auf Universitäten und Schulen, theils durch die französische Mode. Vormals kleideten sich alle Deutsche auf verschiedene Art nach Ständen; das war ihre eigene, eine einfache, wohlfeile und

doch schöne Tracht. Das hat aufgehört, alles in Deutschland kleidet sich schon seit mehr als hundert Jahren französisch und treibt damit in neuerer Zeit, selbst in den niedrigsten Ständen, schwindelnden Luxus.

Es gab eine Zeit, eine lange schöne Zeit, wo die Pflicht als das erste galt, denn Gottesfurcht erfüllte noch die Herzen einer großen christlichen Nation und Ehrgefühl ging noch in allen Ständen von Vater auf Sohn über. Jetzt will man nichts mehr von Pflichten wissen, jetzt schreit alles nur nach Rechten, und unermüdlich Jahr aus Jahr ein heckt man in den Kammern neue und immer wieder neue Rechte aus, die einander wie Seifenblasen drängen, daher auch meist unterwegs wieder zerplatzen. — Es gab eine Zeit, wo Ehrbarkeit und honettes Wesen die Regel waren. Jetzt herrscht eine fürchterliche Gemeinheit vor. Mit kolossaler Frechheit verhöhnt man die Religion und beleidigt das sittliche Gefühl. Die Gesetze sind nur intolerant gegen die kirchlich Gesinnten, schützen aber jede Frivolität der Presse. Wer Geld in der Tasche hat, setzt sich über jedes sittliche Gebot hinweg und rühmt sich wohl gar seiner rohen Gesinnung. Wer kein Geld hat, läßt sich leicht verführen, mit seinem Nothstande die frevelhaftesten Gedanken zu entschuldigen. — Ehemals stand den Menschen ein gewisser Ernst zur Seite. Das Heilige war ihnen heilig, das Wichtige wichtig; es fiel niemand ein zu zweifeln, daß eine strenge Methode in den Legislaturen und Gerichtssälen gegen die Verbrechen eben so nothwendig und natürlich sey, als an Krankenbetten nach der alten Regel des Hippokrates. Aber jetzt will man davon nichts mehr wissen. Man lacht über das Heilige, man nimmt das Wichtigste leicht. Man will keinen Ernst mehr, man ist schrecklich verweichlicht. Es soll kein böser Bube mehr geprügelt, kein haarsträubendes Verbrechen mehr mit dem Tode gestraft werden.

Es gab eine Zeit, in welcher die Familie geheiligt war und man das Glück in der Ehe und im häuslichen Kreise suchte. Jetzt hat das Wirthshausleben überhand genommen und die Sitten werden um so mehr gelockert, als insbesondere die niedern Classen immer mehr um den Frieden und den Segen des Familienlebens gebracht werden, wenn Mann, Frau und Kinder jedes in einer andern Fabrik arbeiten müssen. Früher hatte der Mensch einen Heimathboden und es war noch der Mühe werth, das Heimweh zu bekommen. Jetzt bleibt selten ein Gut oder Haus bis zur dritten Generation in derselben Familie und bald wird der größte Theil der Bevölkerung nur noch aus Nomaden bestehen, die beständig ihren Wohnsitz ändern. Der Boden unter den Füßen wird den Menschen weggezogen, denn aller unbewegliche Besitz ist beweglich geworden. Deshalb häufen sich die Menschen in den Städten an und kommt der zurückgelassene ländliche Besitz in die Hände städtischer Speculanten. In den Städten selbst nimmt der Kasernenbau auch für Privatwohnungen überhand. Eigen Haus, Hof und Garten gehört für viele tausend Kinder schon in die Fabelwelt. Sie wachsen in kleinen Stuben großer Häuser auf, dicht zusammengedrängt, ohne freie Luft, ohne Grün, ohne Poesie. In sittenloser Umgebung verdirbt ihre junge Seele.

Es gab eine Zeit, wo der Gemeinsinn sich von selbst verstand, weil es fast niemand gab, der nicht Mitglied einer geschlossenen Gemeinschaft und Genossenschaft war. Man hatte ein Interesse, die Gemeinschaft aufrecht zu erhalten, weil man durch sie die eigene Existenz sicherte. Jede Genossenschaft verbürgte ihren Mitgliedern die Mittel der Existenz, das Recht der Arbeit und deren Verdienst. Das alles ist durch die moderne Gesetzgebung anders geworden. Jeder steht nur noch auf seinen eigenen Füßen und die ehemaligen Genossen sind seine Concurrenten, seine Feinde geworden. Jeder sucht den andern vom Markte wegzudrücken und nur wer Geld hat, vermag es. Daher die Gier nach Geld und die Gewissenlosigkeit in der Wahl der Mittel, sich dasselbe zu verschaffen, zum großen Theil durch Nothwehr erklärt und beziehungsweise entschuldigt wird. Seitdem das Geld eine so große Macht erlangt hat, häuft es sich nicht mehr in den Händen derer, die wirklich arbeiten und Werthe produciren, sondern in den Säcken der Speculanten, die nichts arbeiten, die blos schlau berechnen und durch Mittel, die das Gesetz duldet, obgleich sie einfacher Betrug und Beraubung sind, die wirklichen Arbeiter um ihren verdienten Lohn bringen.

Das steht nun alles bei uns schon ganz nordamerikanisch aus. Was fehlt uns eigentlich noch zum Yankee, es müßte denn das seyn, was der Yankee noch nicht so ganz verloren hat wie wir, die Achtung vor der Religion!

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 14. 15. Februar 1868.

Badeliteratur.

Fremdenführer für Cannstatt, Berg und Umgebung. Mit Ansichten und einer topographischen Karte der Umgegend. Cannstatt, Bosheuyer (Hugo Graf).

Das berühmte, alte und bis in die neueste Zeit stets frequent gebliebene Bad Cannstatt am Neckar, nur eine Stunde von der Hauptstadt Stuttgart entfernt, wird zwar nicht zum erstenmal beschrieben, entbehrte aber doch bisher eines so ausführlichen Wegweisers, wie es der vorliegende ist, welcher um so nöthiger erscheint, als sich Cannstatt in der jüngsten Zeit bedeutend vergrößert und verändert hat.

Das Bad ist uralt und wurde schon von den Römern benutzt. Der Name selbst scheint auf das alte Wort Kanne zurückgeführt werden zu müssen. Kaum gibt es ein Mineralwasser von solcher Mächtigkeit, wie das in und bei Cannstatt, indem es in einem unerschöpflichen Reichthum aus neu gebohrten, wie aus alten Quellen, diesseits und jenseits des Neckars, in Cannstatt und in Berg, ja im Bette des Neckars selbst unter dem fließenden Wasser hervorquillt. Das Mineralwasser in allen diesen Quellen ist überall das nämliche mit wenigen Abweichungen. „Alle sind eisenhaltige, salinische Säuerlinge mit einer das ganze Jahr sich gleichbleibenden Temperatur von + 14—16° Réaumur. Nur der Zais'sche und der Keller'sche Brunnen haben etwas weniger Wärme, nämlich 13,4° und der Aubrunnen gar nur 12,4°; dagegen aber zeigt einer der mechanischen Spinnereibrunnen, der südwestlichst gelegene, 17° Réaumur und nähert sich also den s. g. warmen Quellen oder, kürzer gesagt, den Thermen.“

Wohl nur dem außerordentlichen Reichthum des unterirdischen Wassergehalts ist es zu danken, daß die unvernünftige Habgier der Menschen nicht gestört und verderbt hat, was der freiwillige Segen der Natur gewährte. Wer erinnert sich nicht des wundervollen Springbrunnens von Nauheim, der von selbst hoch aus der Erde hervorbrach, aber wieder sank und nie mehr so hoch sprang, als die gierigen Menschen noch mehr haben wollten und in der Nachbarschaft wühlten und bohrten. Aus der Heidenzeit hat sich noch ein schöner alter Volksglaube erhalten, in der Heilquelle wohne ein guter Geist, der alles gewähre, wenn man ihn ehre und achte, der aber für immer mit seinem Segen entfliehe, wenn der Mensch aus Muthwillen die Quelle verunreinige, aus Neid sie abgrabe und aus Habgier anderswo graben wolle. Auch die Hauptquelle in Cannstatt kam einmal durch solche Habgier in Gefahr. „Im Jahr 1849 nämlich wünschten die Besitzer einer Sägmühle in der Nähe der Sulzerrainquelle ihre Wasserkraft zu steigern und bohrten deshalb insgeheim auf eine in der That sehr kunstreiche Weise einen artesischen Brunnen. Zu bemerken ist noch, daß ihr Bohrloch zehn Zoll Weite hatte, während die übrigen artesischen Brunnen nur Oeffnungen von 3 bis 5 Zoll haben, und so fanden sie denn in der Tiefe von 136 Fuß einen so reichlichen Wasserstrahl, daß sie in der Minute ungefähr 670 Maas Wasser bekamen. Nun zeigte sich aber augenblicklich die Rückwirkung auf den Sulzerrainbrunnen, denn mit dem Tage, an welchem der neue Brunnen anbrach, also mit dem 20. Juli 1849, verlor der erstere ein gut Theil seines Wassers. Auch zeigte er eine ganz ungewöhnliche Unruhe und das Wasser stieg und fiel in der auffallendsten Weise, indem sich zugleich große Blasen von Kohlensäure entwickelten. Kein Mensch konnte sich die Sache erklären, da bis jetzt von dem heimlich erbohrten Brunnen noch

keine Nachricht ins Publikum gedrungen war; doch nach wenigen Stunden schon kam die volle Wahrheit ans Tageslicht. Sogleich nahm man nun eine Messung vor und es zeigte sich, daß der Meßgehalt der Sulzerrainquelle innerhalb 24 Stunden von 250 Maas per Minute auf 196 Maas gefallen war. Versuchsweise wurde sofort die neu erbohrte Quelle den 23. Juli verschlossen und alsbald nahm die Sulzerrainquelle wieder um 22 Maas zu; sobald man aber am 25. Juli den Verschluß wieder aufhob, sank sie wieder um 34 Maas. Ja im Verlauf der folgenden Monate sank sie noch mehr und gab zuletzt nur noch 120 Maas in der Minute. Jetzt endlich, im Januar 1850, befahl die Regierung, das neue Bohrloch gründlich mit einem wasserdichten Material zu verstopfen, und siehe da, an demselben Tage, an welchem dies geschah, nahm der Sulzerrainbrunnen um 50 Maas zu und schon nach kaum 3 Wochen zeigte er wieder 250 Maas die Minute."

Mit Recht hat der vorliegende Fremdenführer, indem er allerdings die Heilquellen, die chemische Analyse des Wassers, die Wirkungen desselben in Krankheiten, die verschiedenen Trink- und Badeanstalten und alles was Kurgästen zunächst zu wissen noth thut, Wohnungen, Gasthäuser 2c. als Hauptsache behandelt, die Leser auch auf die reizenden Umgebungen Cannstatts aufmerksam gemacht. Der grüne Neckar fließt hier zwischen Weinbergen, in einem ziemlich breiten Thale zwischen wohlhabenden Dörfern und reichen Obstgärten hindurch. Das ganze Neckarthal ist ein ununterbrochener reizender Garten. Als die hochselige Kaiserin von Rußland noch wenige Jahre vor ihrem Tode bei ihrer Tochter, der Königin Olga von Württemberg Majestät, auf der schönen königlichen Villa bei Berg verweilte, soll sie nach St. Petersburg geschrieben haben: „Meine Olga wohnt in einem Paradiese!" Ein eben so schönes als wahres Wort. — Der Fremdenführer macht nun auf alle Orte und Punkte in der Umgegend Cannstatts aufmerksam, die durch ihren landschaftlichen Reiz oder durch historische Erinnerungen das Interesse der Badegäste fesseln können.

Endlich gibt er auch ausführliche Nachricht von den mannigfachen, zum Theil längst berühmten Heilinstituten, z. B. der berühmten Flechtenheilanstalt des Hofrath Dr. von Veiel, der orthopädischen Anstalten von Ebner und Tritschler, der für Gemüthskranke von Rühle, für homöopathische Klinik von Tritschler. Desgleichen von den verschiedenen Lehranstalten für Knaben von Dr. Kloße, für englische Knaben von Hirsch, für Mädchen von Professor Kleemann, von den Fräulein Abele und Dietter 2c. Vieles, was der Kurgast in Cannstatt vielleicht vermißt, wird er im nahen Stuttgart finden, weshalb der Fremdenführer auch auf die Sehenswürdigkeiten dieser Hauptstadt hinweist.

Biographie.

P. Cornelius Scipio Africanus der Aeltere und seine Zeit. Anhang Rom und Capua, historische Parallele. Von Fr. Dor. Gerlach. Basel, H. Georg, 1868.

Der um römische Geschichte schon vielfach verdiente Verfasser hat hier das Leben des großen Scipio erörtert. Der Ueberwinder Hannibals und Karthagos gehört zu den edelsten Gestalten der alten Römerwelt, als eine durch und durch vornehme Natur, fast wie Alexander der Große, ein großer Feldherr und Staatsmann schon in blühender Jugend und zugleich hochgebildet. Wir übergehen hier seine Kriegsthaten, die ja in allen Schulen wie die römische Geschichte überhaupt den beliebtesten Lehrstoff abgeben. Nur aus Scipios späterer Zeit heben wir Einiges hervor, was Herr Gerlach besonders betont hat.

Nachdem sich Scipio das größte Verdienst um die römische Republik erworben hatte durch Vernichtung der Republik Karthago, welche bisher in ihrer Verbindung mit den Kelten Spaniens und Galliens Roms gefährlichste Nebenbuhlerin gewesen war, ruhte der edle Held von seinen Anstrengungen aus. „Er wurde als das Haupt des römischen Staates angesehen, sein Wille gelte im Senat wie in der Gemeinde als Gesetz; Krieg und Frieden liege in seiner Hand, und, wenn er auch kein Amt bekleide, so herrsche doch sein Einfluß unbedingt. Als sieggekrönter Held auf diese schwindelnde Höhe in einem Alter von kaum fünf und dreißig Jahren hingestellt, mochte er beneidenswerth erscheinen, aber auch mit Besorgniß in die Zukunft blicken. Was konnte das reife Mannesalter dem gewähren, der als Jüngling das Höchste errungen hatte? Nicht blos das Glück ist wandelbar, sondern auch der Ruhm; in einem Freistaate mehr als irgendwo. Die überragende Großheit eines Einzigen ist ein Gegenstand der Bewunderung, aber auch der Eifersucht. Abschwächend auf Scipios Stellung im Staate wirkten besonders die Zeitverhältnisse ein. Die Rache gegen den Erbfeind war befrie-

bigt: im Westen war der Kampf beendigt; jetzt trat der Osten in den Vordergrund. Die makedonische Macht, die griechische Freiheit, die Reichthümer und Genüsse Asiens wurden Gegenstände öffentlicher Aufmerksamkeit; daran knüpften sich neue Wünsche, Hoffnungen, Pläne, Aussichten. Schon darum wurden die Blicke von den vollendeten Thatsachen abgewendet und der Zukunft zugeführt. Es war nicht mehr der Geist des alten Roms, dessen einfache Gedanken die Grundlage seiner Größe waren. Das Leben war vielseitiger, mannigfaltiger, genußreicher geworden; die höhern Lebenskreise hatten auch geistige Bestrebungen aufgenommen, und der Gedanke einer weitern Entwicklung des Römerthums durch griechische Kunst und Wissenschaft trat in das Bewußtseyn ein; die Härte und Schroffheit alter Bürgertugend sollte sich mit dem Schimmer feiner Sitte schmücken, um zur Anerkennung zu gelangen, und unbedingte Hingebung an die neue Geistesrichtung schien ein Verdienst. Scipio, wenn auch ein entschiedener Bewunderer griechischer Bildung, würde nie auf Kosten geistiger Selbständigkeit dieselbe haben fördern wollen."

Die Theilnahme des Scipio an dem Kriege gegen König Antiochus konnte seinen Ruhm nicht mehren, weil er durch Krankheit verhindert war, der Hauptschlacht anzuwohnen. Nun mäckelte man an ihm. „Schon lange hatte im Senat sich eine Partei gebildet, welche den Scipionen und ihrem Anhange auf alle Weise entgegenarbeitete. Früher hatte Quintus Fabius Maximus das volle Gewicht seines Ansehens gegen den jugendlichen Helden gerichtet, später trat Marcus Porcius Cato an dessen Stelle, der klarste Ausdruck des alten Römerthums in seiner herbsten und schroffsten Gestalt. Der Gegensatz zu der neuen Bildung ward dadurch geschärft, daß durch den langen Aufenthalt römischer Heere in Griechenland und Asien und durch den wachsenden Verkehr mit den Griechen überhaupt Lüderlichkeit, Habsucht und Ueppigkeit in Rom mehr und mehr verbreitet wurden. Auch Veruntreuungen von Staatsbeamten waren bereits vorgekommen und Cato selber hatte in dieser Beziehung öffentlich Zeugniß abgelegt. In der schonungslosen Verfolgung dieser neuen Laster hatte sich der Haß auch gegen die Scipionen gerichtet, welche als Freunde der neuen Zeitrichtung angesehen wurden."

Publius trat den kleinlichen Gegnern mit einer souveränen Verachtung entgegen. Man glaubt den Apollo von Belvedere zu sehen, der über das Gesindel hinwegblickt, das nicht einmal seines Zornes werth ist, nur seiner Verachtung. „Der eigentliche Angriff begann damit, daß auf Anstiften des Marcus Cato zwei Volkstribunen, die Petiller, im Senat heftig darauf drangen, daß über vier Millionen Sesterzien (nach Andern 3000 Talente), welche Antiochus, der König von Syrien, vor Abschluß des Friedens zur Besoldung des Heeres hatte zahlen müssen, Rechenschaft abgelegt würde. Da erhob sich Publius Scipio und forderte seinen Bruder Lucius auf, die Rechnungen zu bringen. ‚In dieser Schrift,' sprach er, ‚ist über alle gezahlten Gelder und über die ganze Beute Rechenschaft abgelegt.' Da gefordert wurde, daß er die Rechnung vorlesen und in den Staatsschatz niederlegen sollte, erwiderte er: ‚das werde ich gewiß nicht thun und mich auf diese Weise selbst beschimpfen. Ich werde doch nicht auf Geheiß eines andern dem Schatze über vier Millionen Rechenschaft ablegen müssen, den ich als Oberfeldherr um 200 Millionen bereichert habe. Die Niederträchtigkeit wird hoffentlich nicht so weit gehen, daß an meiner Redlichkeit gezweifelt wird.' Mit diesen Worten zerriß er das Rechnungsbuch und warf ihnen die Stücke vor die Füße."

Hierauf wurde der Gegenstand im Senat nicht weiter verfolgt, aber die Petiller verklagten den Publius jetzt vor dem Volke. Da erschien er vor dem Volksgericht, aber nicht um sich zu vertheidigen und die Anklage nur eines Wortes zu würdigen, sondern um dem Volke in glänzender Rede die Schlacht von Zama in Erinnerung zu rufen, deren Jahrestag es grade war. „Darauf begab er sich von dem Forum nach dem Capitol und die ganze Versammlung folgte ihm und ließ die Ankläger mit dem Gerichtsdiener allein zurück. Nach dieser Zeit zog sich Scipio auf sein Landgut am Meere nach Literuum zurück."

Nichts thut wohler, als eine so edle Natur dem Pöbel und seinen Leithämmeln trotzen zu sehen. Wie früher in Athen der demokratische Pöbel unter dem Gerber Kleon und andern nichtswürdigen Führern die sogenannte Volkssouveränetät ansprach, aber nur wie eine Heerde von Brüllaffen die edelsten Männer der Republik umheulte, bis der Makedonier Philipp mit der Säbelherrschaft dem Mißbrauch der Freiheit ein Ende machte, so begann auch in Rom die demokratische Hundekomödie, der auch dort die Säbelherrschaft ihr natürliches Ende bereitete. In der französischen Revolution wiederholte sich dasselbe Schauspiel mit demselben Ausgang. Es ist ein schreckliches Naturgesetz, daß die Freiheit immer mißbraucht wird und daß die schofelste Gemeinheit überall, wenigstens eine Zeitlang zur Herrschaft kommt, wo eine Wahlurne und eine Tribüne steht.

Schließlich contrastirt Herr Gerlach die Städte Rom

und Capua und sucht vorzuthun, Rom habe keine glückliche, sondern eine ungesunde, sowohl zum Bewohnen als zur Vertheidigung ungünstige Lage, aber grade die Schwierigkeit, hier die Naturhindernisse zu überwinden, habe die Römer gestählt, während die Bewohner Capuas in ihrer üppigen Landschaft verweichlicht seyen.

Ueber den Adel.

Reform des Adels, überhaupt des Erbgangs im ländlichen Grundbesitz, skizzirt durch Leo Amadeus Graf Henkel Donnersmarck. Der Erlös ist bestimmt zum Vortheil der Victoria-Invaliden-Stiftung. Berlin, Stilke und van Muyden, 1868.

(Schluß.)

Europa schien allerdings zu einer größern und edlern Rolle bestimmt zu seyn, als hier vom demokratischen Yankeethum überfluthet und dort vom despotischen Rußland bedroht zu werden. Durch seine inhaltreiche Vergangenheit schien es berufen zu seyn, dauerhaftere Formen des socialen, politischen und kirchlichen Lebens auszubilden. Es nahm den Anlauf zu höhern organischen Bildungen, die etwas unendlich Vollkommeneres sind, als die anorganischen Gebilde des massenhaft erstarrten Russenthums und des durch Freiheit und Gleichheit Aller in Sandkörner aufgelösten Yankeethums. Allein es ist sehr die Frage, ob im alten Europa noch soviel organische Reproduktionskraft übrig ist, als nöthig wäre, um uns gleich sehr vor dem Yankeethum wie vor dem Russenthum schützen zu können.

Blickt man auf den heutigen Zustand der europäischen Presse und alles dessen, was sich als vorherrschende öffentliche Meinung auch in den parlamentarischen Wahlen kundgibt, so vermißt man darin fast jegliches Verständniß der großen welthistorischen Aufgabe Europas und der bedenklichen Krisis, in welcher sich dieser Welttheil gegenwärtig befindet. Die wenigen Wahrheitsstimmen werden in der Regel überhört. Vor allen Dingen will man nicht conservativ heißen, selbst wenn man es ist. Der oberflächliche Liberalismus übt eine ungeheure Tyrannei. Doch bleibt immer noch einige Hoffnung, daß ein richtigeres Verständniß zunächst deutscher, dann auch europäischer Dinge, der verblendeten Menge wieder aufdämmern könne.

Wie in so vielen andern Dingen, so wird auch hier auf die Neugestaltung Mitteleuropas, d. h. Deutschlands, das Meiste ankommen. Ueberaus viel wird sich in den Meinungen, wie in den Verhältnissen selbst ändern, wenn die Einheitsbestrebungen der deutschen Nation ferneren Erfolg haben. Denn die Verblendung ist nicht älter als die Kleinstaaterei, sie hängt auf das engste mit ihr zusammen. Der Partikularismus ließ keine großartige Auffassung, kein richtiges Verständniß der größten socialen, nationalen und kirchlichen Fragen mehr aufkommen. Ueberall schob er kleine Interessen vor die großen, täuschte durch läppische Vielwisserei über den Mangel an gesunder Vernunft und spiegelte auf Schulen und Universitäten der unwiderstehlich erwachenden Sehnsucht nach größern Dingen nur falsche Ideale vor, die von da abführten, wohin man hätte sehen und trachten sollen. Wird nun noch und noch der partikularistische Eifer gegenstandlos, indem die Kleinstaaterei aufhört, so muß sich der Horizont der Menschen auch wieder erweitern, und es wäre insofern nicht unmöglich, daß die großen conservativen Interessen der Nation in dem Maaße wieder zur Geltung kommen könnten, in welchem die liberale Afterweisheit, die hauptsächlich von der Kleinstaaterei genährt wurde, in ihrer Unnatürlichkeit und in ihrem ganzen Unwerth erkannt wird.

Was insbesondere den Adel betrifft, so hängt die Möglichkeit einer wiederhergestellten Gliederung der Stände in einem neuen deutschen Reiche vornehmlich davon ab, daß die unnatürliche Eintheilung in Mittel- und Kleinstaaten aufhört. Der organischen Gliederung lebendiger Glieder des Reichs, wie es die Stände und Corporationen nach Berufsarten sind, steht nichts so feindselig entgegen, als das blos mechanische Conglomerat von anmaßlich selbständigen Staaten, die nicht natürlich gewachsen, sondern nur aus dem Verfall des Reichs wie abgefaulte Theile eines Leichnams zufällig abgefallen sind, die auch schon ihrer Kleinheit wegen gar nicht selbständig seyn können, deren eifersüchtiges Aneinanderstoßen und Aneinanderreiben aber grade das Gegentheil von innigem Zusammenleben und Zusammenstreben nach einem Zweck ist. Kämen wir Deutsche auf die organische Gliederung in diesem Sinne zurück, so würde auch der güterbesitzende Adel noch dem Programm der vorliegenden Schrift seine natürliche Stellung wieder finden können.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, № 15. 19. Februar 1868.

Biographie.

Justus Menius, der Reformator Thüringens. Nach archivalischen ꝛc. Quellen von Dr. L. Schmidt. Erster Band. Gotha, Fr. A. Perthes, 1867.

Ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Reformation. Nämlich ein urkundlicher. Auf die Auffassung kommt es weniger an, als auf die beglaubigten Thatsachen. Wir sind längst gewohnt, daß protestantische Geschichtschreiber die Reformatoren sammt und sonders immer nur in einem goldenen Heiligenschein erblicken, auch da, wo sie sehr tadelnswerth sind. Es liegt das im Entwicklungsgange der deutschen Dinge, und indem wir nicht ändern können, daß noch so viele Vorurtheile herrschen, haben wir uns längst die Freiheit genommen, wenigstens uns von allen diesen Vorurtheiten loszusagen.

Menius hieß mit einem guten deutschen Namen Menig und war 1499 in Fulda geboren. Er ahmte aber den Schulnarren seiner Zeit nach und hing sich an seinen deutschen Namen einen lateinischen Zopf. Es wirft von vorn herein ein fahles, kränkliches, häßliches Licht auf die Gelehrten jener Zeit, daß sie ihren deutschen Ursprung verleugneten und sich lateinische oder griechische Namen gaben. Wo man bisher nur deutsch gedacht und geredet und deutsch geheißen hatte, kam ein ganz neues undeutsches Geschlecht auf, das Volk der Menius, Crotus, Mutianus, Albinus, Cobanus, Mycillus, Myconius, Lotichius, Melissus, Lonicerus, Chyträus, Agricola, Neander, Bellander, Rivander, Evander, Xylander, Osiander, Melanchthon, Alberus, Masenius, Oräus, Olearius, Fabricius, Pistorius, Prätorius, Textor, Lemnius, Delius, Fincelius, Erythräus ꝛc. Gespenstische Namen, widrige Mißgeburten, Mondkälber der Germania, im Schlaf vom Mond der classischen Nacht empfangen, aus der doch niemals wieder Tag werden konnte, wie sehr auch die Humanisten sich anstrengten, das Rad der Zeit rückwärts zu drehen und die Todten auferstehen zu machen.

Menius studirte in Erfurt. „Als er dahin kam, herrschte dort das regste geistige Leben. Die classischen Studien hatten rasch Eingang gefunden, griechische und römische Autoren wurden eifrig studirt, die Jugend kehrte der herkömmlichen Schulgelehrsamkeit den Rücken und wandte sich begeistert der neuen Richtung zu. Männer wie Maternus und Marschalk hatten die neuen Ideen in Erfurt eingeführt, die Namen Mutian und Eoban sind die Repräsentanten ihrer Herrschaft.“ Sie stifteten einen großen Humanistenbund, bei dem außer ihnen vorzüglich Crotus thätig war und zu denen nun auch Menius überging.

Der Verfasser des vorliegenden Werks findet an dem unnatürlichen und unsittlichen Treiben der Humanisten nicht das mindeste zu tadeln. Die classischen Studien scheinen ihm selbstverständlich das Höchste zu seyn, wonach der deutsche Geist zu streben hatte. Nur ihre Irreligiosität glaubt er einigermaßen tadeln zu sollen, entschuldigt sie aber. „Mit dieser Richtung war in jener Zeit nothwendig die Opposition gegen die herkömmliche Theologie verbunden. Schon als Schüler Johanns von Wesel war Mutian in freiere Bahnen geleitet worden. Der persönliche Charakter seiner Amtsbrüder gab ihm oft Veranlassung zu bittern und satirischen Ausfällen gegen die Geistlichen. In gereizter Stimmung kamen dann verwegene Angriffe auf die Kirche und deren Lehre.“

Der Herr Verfasser hätte sich ganz anders und viel stärker ausdrücken sollen. Er verschweigt, daß Mutianus und Eobanus Hessus durchaus unreine Geister gewesen sind. Warum theilt er uns denn, indem er sie so sehr lobt und erhebt, nichts von ihren Schriften mit, welche heute noch Zeugniß gegen sie ablegen? Mutianus

war so frivol, seinen Schülern zu lehren, die höchste Gottheit sey ein Mannweib, die derselben untergeordneten kleinen Götter aber seyen Jupiter, Sal, Christus, Ceres, Tellus, Maria ꝛc. Eobanus schrieb Heroiden, worin er den Ovid nachahmte, elende Verhöhnungen dessen, was den Christen am heiligsten ist, ungefähr mit der nobeln Gesinnung des modernen kleinen Juden Heine, wenn er vor einem schönen Madonnabilde steht, die Hand in den Hosen. Eobanus legt Gott dem Vater verliebte Briefe an die Jungfrau Maria in den Mund und dieser kokette Antworten, dito der h. Magdalena höchst verliebte Briefe an den Heiland, der Lydia an den Paulus, der Anna an Joachim und so fort. Wie Ovid alle heidnischen Götter durch einander buhlen läßt, so Eobanus alle christlichen Heiligen. Es ist bekannt und in den Werken der Erfurter Humanisten wiederholt erwähnt, daß nicht Christus, sondern Epikur ihre Richtschnur war. Wohlleben im Fleisch war ihr Höchstes und deshalb schmeichelten sie auch den Fürsten so sehr, die allein noch Anstellungen zu vergeben hatten, als die geistliche Macht vernichtet war.

Ihr unsauberes Treiben wurde von den bessern unter den Humanisten selbst erkannt. Erasmus, der größte damalige Humanist, mied sie; Crotus, einer der geistreichsten, verließ sie, um in der alten Kirche den Frieden der Seele wiederzufinden. Mutianus starb in Verzweiflung, weil er seine Erwartungen einer hochbesoldeten Anstellung nicht erfüllt sah. Herr Schmidt gleitet ein wenig eilig über das Verwerfliche im Treiben der Erfurter Humanisten hinweg. „Die (nach dem Tode des Mutianus und dem Abfall des Crotus) Zurückbleibenden schaarten sich um Eoban, den Dichter der christlichen Heroiden, dem Alle unbestritten den ersten Rang einräumten. Nach Reuchlins Vorgang wurde ihm allgemein der Titel ‚König' beigelegt. Als solcher herrschte er in einem neuen Humanistenbunde. Friedlich und harmlos gab man sich den classischen Studien hin. Ohne diese gab es keine Gelehrsamkeit, keine Weisheit; sie waren der einzige Weg zu Tugend und Weisheit, zu Frömmigkeit und Religiosität, zu Humanität und Ehre auf Erden. Daher wollte Einer immer gelehrter erscheinen als der Andere; in diesem Wettstreite fehlten zuweilen selbst Neid und Streitigkeiten nicht. Erasmus war das Vorbild, dem man nachstrebte; ihm huldigte man oft in überschwenglicher Weise. Ihn würdig zu verehren war der einzige Ehrgeiz Aller. Daneben verschmähte man die Freuden der Tafel und des Weines nicht, wobei Eoban ebenfalls nach altgriechischer Sitte sein königliches Scepter schwang. In diesen höchst anregenden Kreis ging auch Menius mit über. Mit dem Könige desselben, mit Eoban, stand er in besonderer Freundschaft."

Menius schrieb gegen den abgefallenen Crotus. Herr Schmidt sucht nachzuweisen, daß diese dem Jonas zugeschriebene Schrift nur von Menius verfaßt seyn könne. Nachdem Erfurt reformirt war, wurde Menius daselbst Pfarrer, gerieth aber in heftigen Zank mit einem andern Pfarrer Namens Kling und wechselte Streitschriften mit ihm. Es war natürlich, daß nach dem Abfall von der alten Kirche der neue Glaube nicht leicht festgestellt werden konnte. Jeder meinte in seiner Weisheit oder Dummheit etwas anderes, die gelehrten Prediger auf den Kanzeln, die Schwärmer im gemeinen Volk, wie die Wiedertäufer, die Anhänger des Thomas Münzer in Thüringen in Meetings. Luther selbst mit aller seiner Energie konnte das allwärts und allwärts anders in einem diabolischen Durcheinander predigende Gesindel nicht übermeistern, er mußte den weltlichen Arm zu Hülfe nehmen und so fiel er selber in die Gewalt der Laienfürsten und wurde, ohne es zu wollen, das Werkzeug ihrer dynastischen Politik.

Die Consistorien entstanden aus den zuerst vom Kurfürsten von Sachsen, dann auch von den andern protestantischen Fürsten bestellten Visitatoren, die (halb Geistliche, halb Verwaltungs- und Finanzbeamte) die geistlichen Güter einziehen, die Klöster aufheben, den gesammten katholischen Klerus absetzen und entfernen und neue lutherische Pfarrer einsetzen, den neuen Ritus einführen mußten. Das Collegium der Visitatoren überwachte die Befolgung ihrer Vorschriften und wurde eine ständige Behörde, das Consistorium. Auch Menius kam in diese Behörde und wurde zum öftern gebraucht, um in ganzen Städten und Bezirken die Reformation einzuführen. Damals schrieb er auch eine Schrift zu Gunsten der Priesterehe, anderes gegen die Wiedertäufer und scheint überhaupt sehr thätig gewesen zu seyn.

Da man vom Cölibat absah und den Priestern sogar vorschrieb, zu heirathen, kam das einer starken Concession an das Fleisch gleich, und es konnte kaum fehlen, daß die Fleischlichgesinnten noch mehr verlangten. Stand doch im alten Testament, bei den Patriarchen sey die Vielweiberei eine erlaubte und ganz ehrbare Sitte gewesen. Daher Philipp, der s. g. Großmüthige, der diesen Namen aber niemals verdient hat, Landgraf von Hessen, sich wirklich ein zweites Weib antrauen und diese, eines christlich-germanischen Fürsten so unwürdige That durch die protestantischen Theologen öffentlich rechtfertigen ließ.

Herr Schmidt drückt sich über diese partie honteuse der Reformationsgeschichte sehr vorsichtig aus und meint

von vorn herein, an der Fleischlichkeit des Landgrafen sey blos die alte Kirche mit ihrer laxen Observanz Schuld gewesen. Das ist ungerecht. So lange noch die alte Kirche ihre Autorität behauptete, herrschte an den deutschen Fürstenhöfen auch noch einfachere und reinere Sitte. Erst als die Fürsten eine kirchliche Censur nicht mehr zu fürchten brauchten, ergaben sie sich der wüstesten Trunksucht, Spiel- und Jagdlust, Maitressenwirthschaft 2c., und von den Höfen ging diese Unzucht auch auf die Universitäten über in die berühmte „akademische Schweinerei“ des 16. und 17. bis 18. Jahrhunderts. Eben so roh wurde die Sprache. Das Mittelalter hatte viel bessere, anständigere Sitten, eine viel feinere Sprache gehabt.

Nun hören wir Herrn Schmidt. Nachdem er erzählt, in welche Unkeuschheit der Klerus verfallen sey, fährt er fort: „Die fürstlichen Höfe blieben natürlich nicht zurück. Auch Landgraf Philipp hatte von Jugend auf dem Laster der Unkeuschheit gefröhnt; seine Verheirathung mit Christina und sein Uebertritt zur evangelischen Lehre hatten darin nichts geändert. Seine Körperconstitution und seine Lebensweise schienen es zu verlangen. Die Folgen seines ausschweifenden Lebens brachten ihn auf andere Gedanken. Es war ihm zu gefährlich, der Venus vulgivaga zu dienen, dazu fühlte er Gewissensbisse, wenn er zum heiligen Abendmahl gehen oder Hurer und Ehebrecher strafen sollte. Darum hatte er schon länger darauf gedacht, nicht sein Leben aufrichtig zu bessern, sondern ein Mittel aufzufinden, wie er unter einem leidlichen Scheine des Rechts seine Lust befriedigen könne. Bereits 1526 hatte er bei Luther wegen Eingehung einer Doppelehe angefragt; dieser aber hatte ihm abgerathen. Die Bekanntschaft mit Margaretha von der Saale, welche er an dem Hofe seiner Schwester, der Herzogin von Rochlitz, machte, weckte den Gedanken von Neuem in ihm. Ihre ehrgeizige Mutter war bereit, die Reize ihrer Tochter zu verkaufen, jedoch unter der Bedingung, daß die Ehe eine öffentlich anerkannte werde. Philipp suchte zu diesem Zwecke um die Einwilligung seiner Gemahlin und der Theologen nach.

Die erstere ertheilte dieselbe in einer vom 11. December 1539 aus Spangenberg datirten Urkunde. Die hessischen Theologen kamen in ihrem Gutachten zu dem Resultate: ‚Weil es die Schrift frei läßt, so kann man's ihm nicht wehren; er thue es im Namen des Herrn.‘

Der Landgraf hätte sich füglich damit begnügen können; aber es scheint ihm allen Ernstes daran gelegen gewesen zu seyn, auch die Zustimmung aller bedeutenden und angesehenen Theologen zu erlangen. Als Mittelsperson brauchte er wieder seinen Kaplan Bucer, der ihm ja schon so viele Dienste geleistet hatte. Leider kann man kaum annehmen, daß das Gutachten, welches er abgab, und die weitern Bemühungen, denen er sich unterzog, ebenso aus seinem innersten Herzen und aus seiner festesten Ueberzeugung hervorgingen, wie seine Thätigkeit für eine Vereinigung der Lutheraner und Reformirten. Sein Gutachten gipfelt in folgenden Worten: ‚So mag es in dieser Zeit nicht anders geschlossen werden, denn daß der ihm je meinet, ein Zuweib solle ihm zur Heiligkeit dienen und vor Unzucht weiter verhüten, solches Weib recht heimlich vor wenigen vertrauten Personen zur Ehe nehme, dieselbige Ehe unter allen andern Umständen und dann mit dem Gedinge besonders eingehe, daß das Weib die weltliche Schmach des Concubinats um des Herrn willen mit Geduld trage, und sie beide, Mann und Weib, so sie von jemand ihrer Beiwohnung gerechtfertigt werden, einfältiglich sprechen: Ich hoffe, ich habe einen gnädigen Gott und wollt' ungern in einem Wesen stehen und verharren, darin ich nicht trauete auch auf Gottes Gnade und das Verdienst Christi zu sterben. Bitte Dich, urtheil mich nicht weiter, denn Dich das Wort des Herrn weiset. Wo dann mit solcher Rede das ganze Leben eine wahre Gottesfurcht und Gottseligkeit zeigen würde, würde die Aergerniß ohne weitere öffentliche Bekenntniß so viel abgetrieben werden, so weit einem solchen Menschen, der sich in oftgedachter Blödigkeit und Nothdurft befindet, diese Aergerniß und Anstoß abzutreiben gebührt und zusteht.‘

Bucer erhielt nun den Auftrag, auch Luther und Melanchthon für eine Dispensation zu gewinnen und den Kurfürsten von Sachsen mit seinem Vorhaben bekannt zu machen. Der Kurfürst war im höchsten Grade erstaunt und empört über das Vorhaben des Landgrafen, drang im Fall, daß derselbe durchaus nicht davon ablassen wollte, auf das nachdrücklichste darauf, daß solche ‚Buhlschaft‘ ganz geheim gehalten werde, und wies das Begehren, den Landgrafen, falls er wegen dieses Schrittes angefochten werden sollte, in Schutz zu nehmen, entschieden ab. Das alles war nicht im Stande, Philipp von dem verhängnißvollen Schritte zurückzuhalten. Am 4. März 1540 ließ er sich zu Rotenburg durch Dionysius Melander Margaretha von der Saale zur linken Hand antrauen. Außer Bucer, Eberhard von der Thann und mehreren Andern war auch Melanchthon zugegen, der zu diesem Zwecke von Schmalkalden herbeigerufen worden war. Nach der Trauung legte Dieser dem Landgrafen eindringlich ans Herz, ‚weil der Ehestand nach Paulus ein großes Sakrament

der Liebe Christi gegen die Kirche sey, sich dieser Kirche, wie auch der Pfarrer und Schuldiener, desto besser anzunehmen; von nun an das Laster der Hurerei und des Ehebruchs gänzlich zu meiden und die Strafe Davids vor Augen zu haben; diese Sache nicht allein heimlich zu halten, sondern auch die ihm bewilligte Ausnahme vom Gesetz zu keiner öffentlichen Einführung zu mißbrauchen, noch über diesen Gegenstand disputiren zu lassen.'

Allein wie konnte die Sache verschwiegen bleiben? Von dem ersten vertraulichen Berichte eines Schweizer Studenten in seine Heimath bis zum öffentlichen Geheimniß in ganz Deutschland verfloß eine kurze Zeit. Je lauter man davon sprach, desto unangenehmer und peinlicher wurde die Lage für Luther und Melanchthon. Der Erstere steifte sich darauf, daß er dem Landgrafen nur heimlich und privatim einen Beichtrath gegeben habe und half sich außerdem mit schlechten Witzen und lutherischer Grobheit. ‚Denn dies werden E. F. G. nicht erhalten können', schreibt er an den Landgrafen, ‚daß die Welt solche E. F. G. heimliche Ehe sollte für eine öffentliche Ehe annehmen, wenn sie gleich hundert Luther und Philippse, auch Andere vortragen; sie werden doch sagen, Luther und Philipp haben nicht Macht, wider öffentlich und löblich Recht anders zu setzen, ob sie gleich heimlich zur Noth des Gewissens schuldig sind anders zu rathen. — Hieraus folgt, wo E. F. G. auf der Offenbarung des Rathschlags stehen will, daß E. F. G. die Metze wieder muß von sich thun als eine Hure, oder doch wiederum in diesen heimlichen Rathschlag kriechen, so wäre es eben so mehr jetzt mit Ehren, als hernach mit Schanden. — Daß E. F. G. mit mir scherzet, wie wir Theologen nehmen, wo es uns gefällt, habe ich fröhlich gelesen, aber damit ist nicht unsere Schuld, daß Ihr Fürsten nehmet, was Euch gefällt. Warum thut ihr nicht anders! So hoffe ich auch, E. F. G. sollen selbst auch an der lieben Metze erfahren, wo nicht mehr an einer schönen Frau zu bekommen ist, denn das Pfui dich an, wie man spricht, kurze Freude, lange Unlust, so wäre es nicht möglich, eine Ehe lange zu bleiben oder neue anzufahen.'

Melanchthon, der überdies noch ein zurathendes Schreiben an den Landgrafen gerichtet hatte, wurde, als der Letztere darauf drang, daß das Gutachten der Theologen veröffentlicht werde, so von Gewissensbissen gequält, daß er auf der Reise zum Hagenauer Convent in Weimar ernstlich und gefährlich erkrankte.

Das Geheimniß wurde aber nicht beobachtet. Der Landgraf wünschte zu sehr, daß die Bigamie, resp. Polygamie durch Druckschriften vertheidigt werde. Johannes Leningus, Pfarrer zu Melsungen, schrieb daher in seinem Auftrage unter dem fingirten Namen Hulbericus Neobulus einen ‚Dialogus, das ist ein freundtlich Gesprech Zweyer personen, davon, ob es Göttlichem, Natürlichem, Keyserlichem vnd Geistlichem Rechte gemesse oder entgegen sei, mehr denn eyn Eeweib zu haben. Vnnd wo yemant zu dieser Zeit solchs fürnehme, ob er als ein vnchrist zu verwerffen vnd zu uerdammen sei oder nit'. Bucer galt allgemein für den Verfasser, und zwar glaubte man, daß er vom Landgrafen dafür bezahlt worden sey. Er hat schwer darunter leiden müssen. Er ist auch wirklich nicht frei von aller Schuld. Der Landgraf legte das Manuscript Bucer und Melanchthon vor. Beide riethen, das Buch nicht drucken zu lassen; das Aergerniß würde nur um so größer werden, wenn man es versuche, die Polygamie prinzipiell zu rechtfertigen. Da aber der Landgraf versprach, dasselbe nur vertrauten Freunden zuzusenden, um seine angegriffene Ehre wieder herzustellen, verstand sich Bucer dazu, das Manuscript einer Durchsicht zu unterwerfen und an einzelnen Stellen zu verbessern. Trotz dieses Versprechens ließ es hernach der Landgraf durch den Buchhandel verbreiten und schickte es auch an Luther und Melanchthon. Luther war im höchsten Grade darüber aufgebracht und hatte bereits eine Gegenschrift begonnen, stand aber auf die Vorstellungen des Kurfürsten und Melanchthons davon ab."

Im zweiten Bande lernen wir zuerst das friedliche Wirken des Menius als Superintendent in Gotha kennen. Dasselbe wurde erst durch den schmalkaldischen Krieg gestört. In diesem Kriege unterlag die protestantische Partei, geriethen der Kurfürst von Sachsen und Landgraf von Hessen in Gefangenschaft und mußte der erstere das Kurfürstenthum Sachsen an seinen Vetter Moritz abtreten, selbst aber mit dessen frühern kleinen Besitzungen in Thüringen sich abspeisen lassen. Nach seinem Tode regierten seine drei Söhne dieses kleine Besitzthum gemeinschaftlich und behielten auch nach der Theilung ein möglichst gemeinschaftliches Verfahren bei. Diese jungen Herrn hatten aber schon die evangelische Freiheit gekostet, wie dieses schöne Wort nämlich damals von den Fürsten aufgefaßt zu werden pflegte.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, | № 16. | 22. Februar 1868.

Biographie.

Justus Menius, der Reformator Thüringens. Nach archivalischen rc. Quellen von Dr. L. Schmidt. Erster Band. Gotha, Fr. A. Perthes, 1867.

(Schluß.)

Da kein Priester mehr das Recht hatte, ihnen ins Gewissen zu reden; da sie alles Kirchengut zu ihrem eigenen Nutzen und Vergnügen geraubt und den armen lutherischen Predigern nur einen ärmlichen Rest übrig gelassen hatten, ergaben sie sich in ihrer Mehrheit einer zügellosen Liederlichkeit. Der Landgraf von Hessen nahm, wie oben gezeigt worden, zwei Weiber. Die sächsischen Kurfürsten kamen, drei Generationen hinter einander, fast nie mehr aus der Besoffenheit heraus, die fränkischen Markgrafen wetteiferten in Greueln, wie auch die badischen. Vom Kurfürsten Joachim I. hieß es, es durfte sich keine schöne Frau in der Stadt sehen lassen, er ließ sie denn zu sich fordern. Die größte Liederlichkeit zerrüttete das askanische Fürstenhaus. Auch die damals noch existirenden schlesischen Herzöge waren greuliche Menschen, so daß der Sohn den Vater wegen Säuferwahnsinn gefangen legen ließ, und aus gleicher Ursache selber wieder vom eigenen Sohn gefangen gesetzt wurde. Kurz mit nur sehr wenigen Ausnahmen sahen die Fürsten in der Reformation nur einen Freibrief für ihre noblen Passionen, wie auch Heinrich VIII. von England.

Der Herausgeber, wie schonend er auch immer die Fürsten der Reformation behandelt, gesteht doch II. 30 ein, daß die drei jungen Fürsten in Thüringen wenig getaugt hätten. „Wenn es aber am Hofe so aussah, konnte man auch im Volke nicht mit Nachdruck auftreten. Daher drohte Menius von Gotha wegzugehn, wenn man ‚nicht Buße thue, die öffentlichen Laster, als großes Lästern, Ehebruch, Wucher, Geiz und dergleichen Laster, abschaffe oder dasselbe ernstlich strafe'. Außerdem fühlte er sich dadurch gekränkt, daß sein Antrag, den alten und schwach gewordenen Rector Pankratius Sussenbach zu pensioniren und seinen Schwiegersohn M. Lindemann an seine Stelle zu setzen, nicht angenommen wurde." Diese Zusammenstellung ist sehr charakteristisch. Beim besten Willen, Gottesfurcht und Sitte zu erhalten, mußte Menius doch unterthänigst auf den Hof Rücksicht nehmen und hatte dabei noch Noth, die Seinigen zu versorgen, denn seine Besoldung belief sich nur auf 80 Gulden. Indem man die Geistlichen heirathen ließ und sie so schlecht als möglich besoldete, konnten die fürstlichen Beamten, Kanzler und Juristen, sie nach Herzenslust schuppen und puffen. Macht es ja heute der herrschenden Juristenkaste noch immer Vergnügen, die Schwarzröcke zu chikaniren und sich über sie lustig zu machen.

Das berüchtigte Interim wurde kraft eines Compromisses rein politischer Natur sämmtlichen Lutheranern vorgeschrieben und die Annahme von keiner reingeistlichen Autorität verlangt. Es gab gar keine solche mehr. Die Consistorien und Synoden hingen ganz und gar von den Fürsten und ihren rechtsgelehrten Kanzlern ab. Man trieb die Geistlichen zusammen und befahl ihnen, häufig unter dem Vorsitz des Fürsten selbst, ein Gutachten abzugeben, wie es der Fürst verlangte. Protestiren konnte jeder, wenn er Muth genug hatte. Den hatten aber die Wenigsten und immer entschied die fürstliche Kanzlei. In allen wichtigen Fragen auch des Dogma, gab lediglich die weltliche Fürstenpolitik den Ausschlag. Luther mußte thun, was sein Kurfürst wollte, und unterlassen, was derselbe nicht wollte. Der Landgraf wollte zwei Weiber haben; es geht nicht, sagten die Reformatoren, aber es ging doch. Sie mußten

sich eben fügen. Nach Luthers Tode blieb die reformirte Welt in verschiedene lutherische, calvinische, anglikanische &c. Kirchen getrennt, einzig nach dem Bedürfniß der Fürsten, die sich den herrlichen Grundsatz zurecht gemacht hatten: cujus regio, ejus religio! Innerhalb der lutherischen Kirche selbst gab es wieder dogmatische Gegensätze, die, wenn sie auch nicht von den Fürsten ersonnen waren, doch von ihnen für ihre Sonderpolitik ausgebeutet wurden. Wie der Pfälzer Kurfürst aus Eifersucht gegen den sächsischen in seinem Lande das Lutherthum nicht duldete, sondern den Calvinismus einführte, so fanden es auch die drei thüringischen Fürsten ihrer Sonderpolitik angemessen, ihr thüringisches Dogma von dem kursächsischen zu unterscheiden, denn als zurückgesetzte Nachkommen des frühern Kurfürsten, hegten sie gegen den neuen einen tödtlichen Haß. Daher der theologische Eifer der streng lutherischen Professoren in Jena gegen die milder gesinnten Melanchthonianer in Leipzig.

Menius neigte seiner Natur nach mehr den letztern zu, war aber vorsichtig und erfreute sich noch eine Zeitlang der Gnade des Fürsten, von dem er unmittelbar abhing, des Herzog Johann Friedrich des Mittlern. Als er einmal über einen andern Geistlichen, Merula, sehr aufgebracht war, weil dieser den Exorcismus bei der Taufe für unzuläßig hielt, verklagte er ihn gleich beim Herzog. Das war überhaupt ganz allgemein, daß die s. g. Männer Gottes, wenn sie über die wichtigsten Mysterien des Glaubens nicht einig waren, einander beim weltlichen Fürsten verklagten, wie unartige Knaben zum Schulmeister gehen und ihm vorjammern: Der hat mich geschlagen — der hat mir eine Fratze geschnitten — der hat das und das gethan, Sie müssen ihn strafen! Nun denke man sich kleine, ganz unfähige, zuweilen bösartige Fürsten, die als höchste Instanz in Glaubenssachen angerufen werden. Also verklagte Menius den Merula und bat, der Herzog wolle doch gnädiglich befehlen, daß dem Magister mit Predigen und Taufen innezuhalten geboten werden möchte. Es ging ihm aber schlecht, denn es wurde ihm das Widerspiel gespielt, andere verklagten auch ihn und da er mehr dem Melanchthon anhing, als dem Amsdorf und später dem Flacius, fing er an, dem Herzog zu mißfallen. Zu welcher niederträchtigen Klatscherei und Ohrenbläserei die damaligen Männer Gottes an den kleinen deutschen Höfen sich hergaben, mag man erkennen, wenn man hier II. 187 liest. „Die Fürsten wurden glaubwürdig berichtet, daß Menius seit der Zeit etliche viel Tagereisen über Feld, als zu etlichen Wirthschaften nach Nordhausen u. s. w. bei kaltem Wetter gezogen und daselbst nach Ortsgebrauch bei Licht über Tisch und sonst wohl weit in die Nacht hinein hätte sitzen können. Dazu hätten fromme und gutherzige Pfarrer und Seelsorger aus der Superintendentur Gotha gegen vertraute Personen mitleidig geklagt, als hätten sie von Menius eigenthümliche Reden vernommen, derhalben zu besorgen, daß aus Verhängniß des Allmächtigen und Anstiften des Satans in künftiger Zeit allerlei Mißverstand und gefährliche Opinion in der wahren christlichen Kirche und der Augsburgischen Confession zuwider, da hierin nicht zeitig Rath geschafft würde, erwachsen und entstehen möchte. — Daher seyen seine Gründe wohl nur vorgeschobene und erdachte, um sich der Visitation zu entziehen. Da nun den Fürsten nicht allein von Gott dem Allmächtigen das weltliche Schwert zu führen gnädiglich verliehen, sondern auch getreue Aufseher und Wächter der göttlichen Kirche zu seyn befohlen würde, so fanden sie sich veranlaßt, bei Zeiten für die Reinhaltung des Glaubens zu sorgen und trugen Schnepf auf, zu berichten, was er über diese Angelegenheit in Erfahrung gebracht habe oder bringen könnte, und sein Gutachten abzugeben, wie man in dieser Beziehung mit Menius zu verfahren habe."

Der arme Menius mußte nun vor seinem Herzog ein förmliches Verhör bestehen, in Gegenwart seiner grimmigsten Feinde. Wie es dabei herging, wird hier II, S. 207 erzählt: „Hier fiel ihm Amsdorf wie ein ‚grober Trunkenbold' ins Wort und sagte: ‚Da meinst Du mich mit, es ist erlogen, Du loser, schändlicher, verlogener Mann, Du lügst auf die zu Magdeburg, sie haben nicht so geschrieben' u. s. w. Menius entgegnete: ‚Gnädiger Herr, ich lüge nicht, ich rede die Wahrheit und kann es fürlegen, das Buch ist zu Magdeburg gedruckt.' In seiner Wuth rief Amsdorf: ‚Wenn's wahr ist, so will ich mir den Kopf lassen abhauen: es ist erlogen.' Trotzdem daß ihm der Herzog mit der Hand zuwinkte, beruhigte sich Amsdorf doch nicht, so daß Menius sagte: ‚Gnädiger Fürst und Herr, ich bin zu einer christlichen und freundlichen Unterredung beschieden. Da ich nun nicht soll gehört werden, so bitte ich unterthänig um Beurlaubung.' Aber der Herzog befahl ihm fortzufahren."

Man warf dem Menius hauptsächlich vor, daß er die guten Werke nicht verdammen wollte. Er hielt es für unvernünftig, gute Handlungen zu verdammen, und unterschied sehr richtig zwischen einer verwerflichen äußern Werkheiligkeit und den sehr löblichen Werken der Liebe, die uns ja in Gottes Geboten selber vorgeschrieben seyen. Er sagte in seiner Vertheidigungsrede: „Was die Proposition, gute Werke sind nöthig zur Seligkeit,

in doctrina legis belanget, halte ich noch, wie die Prediger der Kirchen zu Lüneburg, Hamburg, Lübeck und Magdeburg davon geschrieben, man müsse und könne sie nicht als ketzerisch verdammen, sondern müsse sie lassen recht und wahr seyn. Denn wenn nach des Gesetzes Lehre dem Menschen zur Seligkeit nicht nöthig wäre, Gottes Gebote zu halten, sondern stünde ihm ohne Gefahr der Seligkeit frei, dieselben zu übertreten, so könnte auch niemand um der Uebertretung willen vom Gesetz weder angeklagt noch verdammt werden. Wo uns aber das Gesetz um der Uebertretung willen nicht verklagt noch verdammt, da bedürfen wir auch nicht des Mittlers, der uns versöhnet und selig macht. Wie Luther in secunda disputatione de lege wider die Antinomer zeugt. Darum kann noch weiß ich diesen Verstand keineswegs als ketzerisch zu strafen noch zu verdammen." Aber Menius behielt Unrecht. Wenn er sich's recht überlegt hätte, daß die Schreier in Jena nur deshalb vom Herzog begünstigt wurden, weil ihr Geschrei ihm als politisches Agitationsmittel gegen den Kurfürsten dienen sollte, so würde er die Sache nicht so ernst genommen und wohl lieber geschwiegen haben, denn wenn die Leidenschaft keine Vernunftgründe anhört, so noch viel weniger eine interessirte, im Fürstendienst forcirte Leidenschaft. Amsdorf ging soweit, in seinem Amtseifer, daß er sogar eine Schrift herausgab, worin er ausdrücklich zu beweisen suchte: „Gute Werke sind zur Seligkeit schädlich."

Unter diesen Umständen mußte der arme geplagte Menius, um nicht am Ende in schweres Gefängniß geworfen zu werden, Gotha verlassen. „Es zeugt nicht eben von hochherziger Gesinnung, daß der Rath zu Gotha angewiesen wurde, darob zu seyn, daß Menius aus der Pfarrei nichts hinwegführe oder verkaufe, das ihm nicht eigenthümlich zustünde und gebühre. Menius hatte etwas Besseres um seine Landesherren verdient." Menius wurde als Prediger an der Thomaskirche in Leipzig angestellt und nun fielen Flacius und sein Anhang wüthend über ihn her. In welcher Sprache die Männer Gottes ihre Meinungen austauschten, mag man aus folgender Stelle einer Schrift des Menius ersehen, der immerhin noch weniger grob war, als Flacius. „Es wühlet und grüblet der Lästerer Illyricus sammt seiner Rotte in diesem Buch (Loci communes) hin und wieder, stänkert umher durch alle Artikel, und wollte gern etwas Stinkendes finden, darin er mit seinem unflätigen Saurüssel wohl umstören möchte, daß der Gestank durch die ganze Welt röche und jedermann die Nase dagegen zuhalten müßte. Weil aber die unflätigen dreckhungerigen Säue nichts finden können, pferchen und schmeißen sie selbst ihren eigenen Mist hinein u. s. w. Darum will ich alle gutherzige fromme Christen hiemit getreulich vermahnt haben, die wollen Gott den Herrn herzlich bitten, daß er solche unflätige Säue, die sein Heiligthum also schändlich verunreinigen, aus seinem Tempel etwa in einen Koben oder Kloaka, dahin sie gehören, austreiben wolle." II. S. 259.

Bald darauf ist Menius in ziemlicher Armuth gestorben.

Kirchliche Lyrik.

Lateinische Hymnen des Mittelalters, größtentheils aus Handschriften schweizerischer Klöster. Als Nachtrag zu den Hymnensammlungen von Mone, Daniel und Andern, herausgeg. von P. Gall Morel, Rector und Bibliothekar in Einsiedeln. Einsiedeln, New-York und Cincinnati, Benziger, 1868.

Wir haben die erste Hälfte dieser vortrefflichen Sammlung in unsern Blättern angezeigt und empfehlen auch die vorliegende Fortsetzung. Die lateinischen Hymnen, welche hier abgedruckt sind, stammen aus den Schweizer Klöstern Einsiedeln, Rheinau, Engelberg und befinden sich noch handschriftlich in St. Gallen. Sie zeugen von einer außerordentlichen christlichen Begeisterung und poetischen Begabung jener alten Mönche in der Schweiz. Nur bei den wenigsten Hymnen sind ihre Verfasser genannt. Darunter kommen die bekannten S. Bernhard, Prudentius, Notker, Rhabanus Maurus, Venantius Fortunatus rc. ferner Aldhelm, Ekkehard d. Aeltere, Franz von Salsberg, Konrad von Gaming, Rudolf von Radbeg rc. vor.

Im vorliegenden Heft nehmen die Hymnen, die an Heilige gerichtet sind, den ganzen Raum ein. Man erkennt daraus, mit welcher feurigen Begeisterung der Heilige jedes Tages gefeiert wurde. Auffallend erscheint die Liebe, mit der man insbesondere die h. Katharina von Alexandrien verehrte, da ihr hier nicht weniger als 17 Hymnen gewidmet sind (Nr. 445—461). Da die Heilige berühmt ist, als die alle heidnischen Philosophen im Disputiren mit der christlichen Wahrheit überwunden habe, eignete sie sich vorzüglich für die geistreichen und gelehrten Mönche des frühern Mittelalters, als die Personification der einfachen Heiligkeit und

Unschuld, welche die christliche Wahrheit von den Prahlereien menschlicher Weltweisheit immer unterschieden hat und heute noch unterscheidet. Die große Geltung, die sie in den gelehrten Klöstern unserer Alpen fand, ist ein sehr rühmliches Zeugniß für die Mönche. Wir geben aus den schönen Katharinenliedern hier nur eine kleine Probe.

Angelo consilii
haec imbuta, lilii
servavit florem.
Sol est verus emicans,
dum doctrinae rutilans
fert splendorem.

Sicut sidus radium
profert verba seminum
pari forma,
neque sidus radio,
nec virgo martyrio
fit corrupta.

Cedrus alta constitit,
dum regi sic restitit
praedicando.
Verbum ens dum praedicat,
magistros mox superat
disputando.

Ysaias cecinit,
quod prophetas occidit
Synagoga, sederit
semper caeca.
Si non suis vatibus
credat, jam rhetoribus
superatis omnibus
a puella.

Bekanntlich ist der Heiligen Attribut das Rad, womit sie gerädert werden sollte, und das Bild ist hier sehr glücklich angewendet. Feuer vom Himmel verzehrte das Rad und als sie dennoch zu Tode gemartert war, trugen Engel ihre Leiche durch die Luft zum Berge Karmel.

Cujus caput cum truncatur,
lac fudit pro sanguine
et in monte deportatur
Synai ab angelis.

Noch merkwürdiger ist der Cultus, den jene Mönche Karl dem Großen, als dem von der Kirche heilig gesprochenen, widmeten. Die ihm geltenden Antiphonien sind, wenn auch lateinisch, doch in dem erhabenen Styl des deutschen Heliand gedichtet. Der ritterliche Charakter des deutschen Volks tritt darin in christlicher Verklärung hervor. Der große Kaiser als Führer der bewaffneten Christenheit ist nur das Abbild jenes Cheliſtus, der das Schwert führt. Jahrhundertelang wurden die Hymnen auf den h. Karl in den Klöstern gesungen, als noch Rittersinn und christliche Begeisterung das ganze weltbeherrschende deutsche Volk durchdrang. Wahrlich sie beschämen uns weichliche Abtrünnige, die wir uns durch eine verkehrte Schule in neuerer Zeit die Nationalehre wie das Christenthum abschwatzen lassen.

Die Literarhistoriker mögen bemerken, welches wahre Verdienst sich Herr Pater Moeel um die Kunde der ältern deutschen Dichtung erworben hat, indem er diese schönen Hymnen herausgab. Unsere Literarhistoriker haben theils aus Faulheit, theils, indem immer einer dem andern in der Bernirtheit nachtappte, die Geschichte der deutschen Poesie umfassend darstellen zu können geglaubt, indem sie nur das berücksichtigten, was in deutscher Sprache geschrieben war. Als ob es nur auf die Sprache, auf das äußere Kleid und nicht auf den innern Geist ankäme. Die lateinischen Dichtungen deutscher Bischöfe und Mönche im frühern Mittelalter, entfalten auch in der fremden Sprache einen echt deutschen Geist, der sie von den lateinischen Dichtungen anderer Nationen unterscheidet. Es sind deutsche Dichter und die deutsche Literaturgeschichte soll ihrer nicht vergessen. Ganz dasselbe gilt von den deutschen Jesuiten, wie von den protestantischen Professoren, die im 16. und noch im 17. Jahrhundert in lateinischer Sprache dichteten. Es waren ihrer ein halbes Tausend, ja zwischen Hans Sachs und Opitz gab es fast keinen Dichter mehr in Deutschland, der nicht lateinisch gedichtet hätte. Auch bei ihnen tritt trotz der classischen Schablone, der eigenthümlich deutsche Geist hervor. Es sind deutsche Dichter, die in die Geschichte unserer Literatur nothwendig hineingehören, doch hat sie bisher jeder Literarhistoriker ausgeschlossen und ich mußte der erste seyn, der sie in das Gesammtgebiet unserer deutschen Poesie einschloß (Deutsche Dichtung 1858).

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 17. 26. Februar 1868.

Neueste Geschichte.

Authentische Enthüllungen über die letzten Ereignisse in Mexiko. Von Wilhelm v. Montlong, f. merik. Generalstabs-Major 2c. Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung.

Der Verfasser war Cabinetsoffizier des verewigten Kaisers Maximilian und wurde laut den hier beigedruckten Acten vom Kaiser selbst beauftragt, „von der Haltung der französischen Truppen in Mexiko eine genaue Schilderung zu entwerfen," wozu ihm auch die nöthigen Actenstücke geliefert wurden. Wir erwarteten daher, in dem vorliegenden Werke eine vollständige Parallele zu dem bekannten Werke von Kératry zu finden und zwar die Schattenseiten des Verhaltens der Franzosen in Mexiko kennen zu lernen, nachdem Kératry uns die Lichtseiten gezeigt hat. Allein das vorliegende Werk ist grade in Bezug auf das Verhalten der Franzosen nicht so vollständig, als wir erwartet hatten. Es werden darin dem Marschall Bazaine die schwersten Vorwürfe gemacht, Vorwürfe des Verraths nicht nur an Kaiser Maximilian, sondern auch an Frankreich selbst; allein es werden doch zu wenig Beweise dafür geliefert. Die Beschuldigung, Bazaine habe sich selbst zum Herrn von Mexiko machen wollen, steht zu sehr in der Luft und zu wenig auf dem festen Boden der Beweisführung. Wir lesen hier S. 15: „Längst schon war dieser Marschall, der nach seiner Verheirathung mit der Tochter eines der liberalen Häupter und Verwandtin des Lopez nur noch den Zweck verfolgte, den Kaiser zur Abdankung zu zwingen, um sich sodann selbst des Präsidentenstuhls zu bemächtigen, ein Verräther am Kaiserreich, wie nicht minder an der französischen Waffenehre." Nun wird aber weiter nichts angeführt, als die Willkühr, welche der Marschall einigen Generalen und Obersten gestattet habe, um sich einen persönlichen Anhang unter ihnen zu erwerben. Es wird ferner bemerkt, der famose Befehl vom 3. October 1865 sey dem Kaiser durch Bazaine abgedrungen und durch den letztern eigenmächtig verschärft worden. Darin können wir aber keine Beweise finden, daß Bazaine dem Kaiser Maximilian die Herrschaft über Mexiko habe entreißen und sich selber aneignen wollen. Jener grausame Octoberbefehl, nach welchem alle gefangenen Juaristen erschossen und zwar von den Franzosen erschossen wurden, war nicht das Mittel, um den französischen Marschall in Mexiko so populär zu machen, als er es hätte seyn müssen, um Maximilian verdrängen und sich selbst zur Präsidentenwahl empfehlen zu können. Ueberdies war es im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß die französischen Truppen, die überhaupt ungern in Mexiko dienten, sich durch den Marschall würden haben hinreißen lassen, dessen Felonie zu unterstützen, sich von Napoleon III. und Frankreich für immer loszusagen und mit Bazaine in Mexiko zu bleiben. Wäre er trotz allen diesen Unwahrscheinlichkeiten dennoch den gefährlichen Weg des Verräthers gewandelt, so würde er von seinen eigenen Truppen zurückgehalten und gefangen worden seyn. Er hat aber die französischen Truppen herausgeführt, wie er sie hineingeführt hat, blieb ungekränkt und ist heute noch Marschall von Frankreich.

Auch die Beschuldigung, welche hier S. 24 ausgesprochen wird, „daß Napoleon III. durch die falschen und egoistischen Berichte Bazaines getäuscht worden sey," weshalb die Kaiserin Charlotte nach Paris gereist sey, um den Kaiser aufzuklären, auch diese Beschuldigung steht zu sehr in der Luft. Man darf nicht vergessen, daß Napoleon III. selbst schon in dem Zeitpunkt, in welchem der Sieg der amerikanischen Nordstaaten über die Südstaaten zweifellos geworden war,

nicht mehr an Siege in Mexiko, sondern nur noch an einen möglichst anständigen Rückzug denken konnte und daß es mithin in seinem Interesse lag, auch seinen Schützling Maximilian zum freiwilligen Rückzuge zu bewegen. Das Cabinet von Washington baute den Franzosen die goldene Brücke des ungestörten Rückzugs, daß auch Maximilian mit abziehen, oder daß ihn Frankreich vollständig preisgeben müsse, wenn er noch bleiben wolle. Unter diesen Umständen finden wir zwischen dem, was Marschall Bazaine in Mexiko gethan hat, und dem, was ihm Napoleon III. unter den obwaltenden Umständen nothwendiger Weise auftragen und vorschreiben mußte, lediglich keinen Widerspruch.

Im Uebrigen gibt es andere Gründe genug, aus denen sich, ohne daß man den Marschall Bazaine des Verraths beschuldigen braucht, dessen unfreundliches Benehmen gegen Maximilian hinlänglich erklären läßt. Welcher Herodes hätte je mit Pilatus, welcher Pilatus je mit Herodes zufrieden seyn können? Maximilian hatte den Titel, Bazaine hatte die Macht. Wie konnte da Eifersucht ausbleiben? Das Hauptübel war, daß von dem Zeitpunkt an, an dem nach der Niederlage der Südstaaten das Cabinet der Tuilerien den großartigen mexikanischen Plan fallen zu lassen sich genöthigt sah, auch die Unterstützungsgelder nicht mehr flossen. Bazaine mußte um seine eigenen Truppen zu erhalten und um dem unglücklichen Kaiser Maximilian die Herstellung einer eigenen Armee unmöglich zu machen und ihm überhaupt das Verbleiben in Mexiko zu verleiden, die mexikanischen Zölle mit Beschlag belegen und verkaufbares Material wegnehmen. Darüber hat man bitter geklagt und ein großes Geschrei erhoben, als ob Bazaine ungeheure Frevel begangen hätte, da er doch nur im Interesse der Verabredungen handelte, welche zwischen Paris und Washington gepflogen worden waren und ohne Zweifel nur den Instructionen seiner Regierung folgte.

Im Allgemeinen hat das vorliegende Werk die Tendenz nachzuweisen, wie der unglückliche Erzherzog Maximilian von Anfang an belogen und betrogen worden ist. Er wollte die Krone nicht eher annehmen, bis die Mehrheit der Nation ihn rufen würde. Wie aber kam die Abstimmung zu Stande? „General Jeanningros ließ die Angesehensten von Monterey zu sich rufen und die Befragten, eingeschüchtert durch die hinter dem General postirten Soldaten, stimmten mit ‚ja!‘ Als aber in San Luis Potosi die ersten Bürger eine derartige Abstimmung verweigerten, ließ besagter General sie unverzüglich ins Gefängniß werfen. Konnte der Erzherzog damals wohl einen solchen Wahlmodus ahnen? Mit Verrath begann das Kaiserreich, Verrath bereitete ihm sein Ende.“

Herr v. Montlong verkennt übrigens keineswegs, daß das neue Kaiserthum in Mexiko Chancen gehabt habe. Es schien wahrscheinlich, daß die amerikanischen Südstaaten im Bürgerkriege Sieger bleiben würden, wodurch jede Gefahr des Kaiserthums von Norden her beseitigt worden wäre. Sodann wäre Centralamerika geeignet und geneigt gewesen, sich an Maximilian anzuschließen. „Die Sympathien all' dieser Republiken ruhten in der liberalen Partei und in der Menge der Ausländer aller Nationen, welche, mit sehnsüchtigem Blicke nach Mexiko, von dort aus eine Besserung der traurigen Zustände erwarteten. Bei fortschreitender Consolidirung Mexikos mußten zweifelsohne alle diese Staaten dem Kaiserreich naturgemäß zufallen. Welche kraftvolle Stütze Europa an einem solch' mächtigen — Nordamerikas Einfluß auf Politik und Handel paralysirenden Kaiserreich alsdann gehabt hätte, ist leicht zu begreifen. Alsdann wäre durch die Durchstechung des Isthmus von Tehuantepec der directe Handelsverkehr mit Asien und der unerschöpfliche Reichthum Mexikos, Centralamerikas und der Antillen Europa zu Gute gekommen, während er jetzt, durch den Sturz des Kaiserreichs, in amerikanische Gewalt fällt.“ Allein die Niederlage der amerikanischen Südstaaten, „die Machinanationen Bazaines und der Verrath der Mexikaner mußten die Bemühungen des armen Kaisers scheitern machen.“

Wir hätten gewünscht, etwas mehr über das Verhältniß des Kaisers zur klerikalen Partei in Mexiko zu erfahren. Der Verfasser geht zu kurz darüber hinweg und beginnt seine zusammenhängende Erzählung erst mit den letzten Ereignissen. Es ist eine traurige Geschichte. Ueberall vereitelt Verrätherei die besten Absichten, aber die Confusion, der Abfall und der Verrath in Mexiko selbst lassen sich nicht blos aus den dortigen Persönlichkeiten erklären, sie waren vielmehr die unumgänglichen Folgen der oben schon charakterisirten französischen Rückzugspolitik. Eine von vorn herein aufgegebene Sache konnte unter so vielem ehrlosen Gesindel, von dem Mexiko wimmelte, treue und begeisterte Anhänger nur noch in schwacher Zahl finden.

Hier einige Thatsachen, die uns in den Abgrund von Immoralität in Mexiko hineinsehen lassen. „Der mexikanische General Olvera erhielt vom Obergeneral Don Thomas Mejia den Befehl, einen Waarentransport im Werthe von 1½ Millionen Piaster (1 Piaster à 5 Francs 80 Cent.) von Matamoros zu Land nach Monterey zu eskortiren. Die Colonne, bestehend aus

2000 Mann aller drei Waffengattungen, worunter 300 Oesterreicher mit einer halben Gebirgsbatterie, marschirte am 14. Juni 1866 von Matamoros ab. Ohne Unfall langte sie bis auf kurze Distanz von Camargo, am 16. selb. Mon. in Santa Gertrudis an, als plötzlich der Feind, der in doppelter Stärke, von amerikanischen Negerregimentern unterstützt, hier im Hinterhalt lag, von allen Seiten angriff. Der erste Stoß erfolgte im Rücken der Colonne auf ein Bataillon der Contraguerrilla; es war jedoch nur ein Scheinangriff der Banden des Canales. Die Oesterreicher schlugen den Angriff der ganzen feindlichen Cavallerie ab, und schon war es ihnen gelungen, die feindlichen Reihen in Unordnung zu bringen, als diese mit Verstärkung neuerdings anrückten und noch heftiger angriffen. Die in dem ebenen Terrain in ganzer Front unter Trevinno's Anführung angreifende Cavallerie wurde von den zwei gezogenen Geschützen der Oesterreicher mit Büchsenkartätschen und aufgesetzten Shrepnels wiederum zum Weichen gebracht (aus beiden Geschützen gaben sie auf Entfernungen von 30, 40, 50 Schritten über 40 Schüsse). Beim dritten Angriff endlich ertönte auch von den kaiserlichen Mexikanern plötzlich der Ruf ‚viva la libertad' und Freund wie Feind richteten nun in vollster Wuth ihre Waffen nur gegen die Oesterreicher. 6 bis 700 Tode blieben auf dem Kampfplatze; von den Oesterreichern, welche wie die Löwen kämpften, wurden 148 Mann zu Gefangenen gemacht und nach Camargo transportirt, ja! eine große Anzahl dieser Gefangenen wurde sogar noch nach dem Kampfe, während des Transports, niedergemetzelt. Auf Escobedo's Befehl wurden später noch mehrere erschossen. Die nächste Folge war, daß der brave General Mejia, der in Matamoros commandirte und durch 20 Monate diese wichtige Stadt dem Kaiserreich zu erhalten gewußt, sie nun nicht mehr behaupten konnte." Dazu kam noch, daß die Franzosen unter Oberst Toussis, welche den Convoi hätten retten können, wie es hier S. 13 heißt, absichtlich einen andern Weg einschlugen, um die tapfern Oesterreicher, wie in so manchen andern Gefechten, elend im Stich zu lassen.

„Nach dem Fall von Matamoros riß sich der liberale General Canales von Juarez los, regierte für sich und drangsalirte die Stadt aufs äußerste. Ein anderer General Ortega, wollte nicht leiden, daß Juarez Präsident der Republik bleibe, weil seine Wahlperiode abgelaufen sey. Auch der alte Santa Anna, der anfangs sich an Maximilian angeschlossen hatte, erhob sich jetzt gegen Maximilian und Juarez zugleich. Nun thaten die übrigen Bandenführer, was sie wollten. Wie diese Räuberbanden hausten, davon hier einige Beispiele. „Die Banden von Huauchinango, welches Dorf eben deshalb der französische General Clinchant niederbrennen ließ, plünderten in Apam Magazine, öffneten alle Gefängnißzellen, und verstärkten mit den daselbst eingekerkert gewesenen Raub- und Meuchelmördern ihre Banden, nahmen mehrere der reichsten Einwohner gefangen, und verlangten für deren Freilassung ungeheure Lösegelder. Diese ‚Vertheidiger der Freiheit', wie sie sich selbst zu nennen beliebten, drangen in die Häuser und raubten 10 junge Mädchen der angesehensten Familien, die sie auf das schändlichste mißhandelten. Einige Tage darauf bemächtigten sie sich auf der Bahnstrecke Mexiko-Apizaco zweier Lokomotiven, drohten mit deren Zerstörung, im Falle die Gesellschaft selbe nicht mit einigen tausend Piastern auslöse, entführten neuerdings 13 Mädchen, welche sie auf Pferden mit sich fortschleppten. Weder Bitten noch Thränen der Eltern, Brüder und Verwandten waren im Stande, diese Henker von diesem wiederholten Frevel abzubringen; die armen Mädchen beschworen sie, lieber sie zu tödten, als der Schande zu weihen — Nichts half, Antonio Perez blieb unerbittlich. Eines dieser Mädchen ließ sich unterwegs vom Pferde herabfallen und verwundete sich nicht unerheblich dabei; eine andere hatte sich unter eine Bank verkrochen und gab nicht den leisesten Schmerzenslaut von sich, als Einer dieser total betrunkenen Barbaren mit dem Säbel unter die Bank stach und sie verwundete."

Als Kaiser Maximilian die traurige Nachricht empfing, daß seine Gemahlin in Paris nichts ausgerichtet habe, um sein Schicksal zu verbessern, verließ er die Hauptstadt Mexiko, um selbst nach Europa zurückzukehren, ließ sich jedoch bewegen, zu bleiben und trotz des Abzugs der Franzosen, den kaiserlichen Thron zu behaupten. Herr v. Montlong erklärt das in folgender Weise. „Das Drängen der Liberalen wie Conservativen, tausende von Unterschriften des Ayuntamiento mit der Bitte, das Land im jetzigen kritischen Momente nicht zu verlassen, — die Ankunft der conservativen Generale D. Leonardo Marquez und D. Miguel Miramon aus Europa, wo Ersterer als kaiserlich mexikanischer Gesandter und Letzterer in Paris im Exil bisher lebten, — das Votum des von Seiner Majestät nach Orizava berufenen Staatsraths, — die Versicherung des Finanzministers, 10 Millionen zur Disposition zu haben, — die fortwährenden französischen Gerüchte und Wünsche einer Abdankung des Kaisers, — die Gerüchte der projectirten Theilung Mexikos, — nicht aber der Rath des Pater Fischer, wie tendenziöse

Blätter diesem treuen Diener des Kaisers zum Vorwurf machten, — bewogen den edeln Kaiser, noch einmal den Versuch einer Regeneration des unglücklichen Landes zu wagen, und auch diesen letzten Kelch noch zu leeren." Aus Mangel an Geld mußten die österreichischen und belgischen Truppenkörper aufgelöst werden, doch blieben viele dieser Truppen zurück, um den Kaiser nicht zu verlassen.

Maximilian kam wieder in die Hauptstadt Mexiko, welche nun Bazaine verließ. Von diesem Marschall wird hier erzählt: „Schon war auch Marschall Bazaine mit Einpacken seiner Unzen Goldes beschäftigt, und dies mag ihn wahrscheinlich an seinen Palast erinnert haben. Kaiser Maximilian hatte nämlich, als Marschall Bazaine die französische Waffenehre noch hoch hielt, diesem bei seiner Hochzeit mit Fräulein de la Penna einen Palast zum Geschenk gemacht. Die kaiserliche Regierung verpflichtete sich außerdem für den Fall, daß der Marschall eines Tages abberufen werden sollte, ihm den Palast sammt Mobiliar um 150,000 Piaster wieder abzukaufen. Nun mußte Bazaine abreisen und reclamirte — den Palast zur Disposition der Regierung stellend — jene Summe: er hatte sich ja — besonders in der letzten Zeit — der kaiserlichen Großmuth so würdig gezeigt und wußte, daß der mexikanische Schatz stets Gold in Fülle hatte. Der Kaiser ließ durch General Marquez so viel Geld als möglich auftreiben und — wenn auch nicht die ganze Summe — so doch den größern Theil derselben den Franzosen zustellen. Dies hinderte jedoch den Marschall nicht, Tag und Nacht die im Arsenal deponirten Pulvervorräthe verbrennen und die Materialien unbrauchbar machen zu lassen; ganze Tage und Nächte sah man Rauch- und Feuersäulen dort aufsteigen.

Dessenungeachtet können wir uns nicht überzeugen, daß es sich wirklich so verhalten, wie S. 58 hier gesagt ist: „Napoleons Instructionen wurden nicht beachtet, der Egoismus Einzelner spielte die Hauptrolle und vermaß sich, den Kaiser der Franzosen zur Drahtpuppe ihrer eigenen selbstsüchtigen Politik zu machen."

Nach dem Abzug der Franzosen aus dem Innern des Landes wurde es für den Kaiser Maximilian dringend nöthig, die Verbindung zwischen der Hauptstadt und dem Hafen von Veracruz offen zu halten. Deshalb schickte Maximilian den General Marquez ab, um Puebla zu besetzen, dieser aber ließ sich von den Juaristen schlagen, wobei die tapfern Oesterreicher und Belgier sich wieder nutzlos opferten. In Queretaro endlich, wohin Maximilian abging, während ihm der geschlagene Marquez die Hauptstadt schützen sollte, erfolgte die traurige Katastrophe durch den Verrath des General Lopez.

Ueber den Tod des Kaisers erfahren wir nichts Neues, wohl aber über den Unfug, der mit seiner Leiche getrieben wurde. „Bekannt ist, daß der Sarg, der die Leiche des Kaisers Maximilian enthielt, bei Dr. Lisso im Hause eines gewissen Munnoz Ledo sich befand. Ein Soldat stand Wache, — bereit, Jeden, der die Leiche sehen wollte, um wenige Realen hinein zu lassen. Das Zimmer hatte das Aussehen einer Rumpelkammer und war sehr dunkel und schmutzig. Der Sarg stand in der Mitte des Zimmers auf zwei roh behauenen hölzernen Bänken und war mit schwarzem Tuch und Goldlitzen verziert. Am Kopfende war eine Schiebplatte angebracht, unter der sich drei mit Glas verschlossene Oeffnungen befanden, welche einen Blick auf die Gesichtszüge des Kaisers gestatteten: ein Pennylicht wurde vom Soldaten gehalten. Des Kaisers Anzug besteht aus einem blauen Rock mit gelben Metallknöpfen, dunkelblauen Beinkleidern und Reiterstiefeln; seine Hände sind mit Handschuhen bedeckt. Mund und Augen waren theilweise offen, so daß man Zähne und Augen sehen konnte. Bekanntlich hatte der Kaiser blaue Augen: in Ermanglung solcher setzten ihm die Aerzte ein Paar schwarze ein, welche der in jenem Convent einbalsamirten heiligen Ursula entnommen wurden. Sein Bart fehlte ganz, sowie auch ein Theil seines Haupthaares, das von Dr. Lisso — kleine Locken pr. Stück zu 80 Piastern — verkauft wurde. Der Leichnam des Kaisers blieb in Lisso's Haus bis Mitte August. Für kleine Stücke der mit Blut befleckten Kleider, die Lisso zerschnitt, erhielt er große Summen. Es wurde sogar behauptet, daß dieser elende Leichenschänder ein Stück vom Schädel entfernt und dafür eine große Summe empfangen habe. Dr. Lisso führt zu seiner Entschuldigung an, daß die juaristische Regierung ihm seine Rechnung für die Einbalsamirung nicht bezahlt habe!"

Es folgen nun noch die geharnischte Anklage des Verräthers Lopez durch den Fürsten von Salm, der Brief Garibaldis an Juarez, worin derselbe das Leben Maximilians zu schonen empfahl, und eine Menge Correspondenzen, die sich auf die Regierung Maximilians und die Kriegführung beziehen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 3/4 Thaler.

Sonnabend, № 18. 29. Februar 1868.

Erd- und Völkerkunde.

Studien über Bosnien und die Herzegovina von Johann Roskiewicz, k. k. Major im Generalstabe. Mit eilf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Leipzig und Wien, Brockhaus, 1868.

Bosnien und die Herzegovina sind die uns Deutschen am nächsten liegenden Provinzen des türkischen Reichs. Wir haben von Stuttgart aus bis an die Grenze von Bosnien nicht weiter zu reisen als nach Breslau oder Hamburg. Man muß sich daher mit Recht wundern, warum Oesterreich diese türkischen Provinzen, welche Wien so nahe und von Constantinopel so weit entfernt liegen, ja die zwischen dem österreichischen Dalmatien und Ungarn gewissermaßen eingekeilt sind, nicht schon lange in Besitz genommen hat? Der große Prinz Eugenius hatte sie bereits für Oesterreich erobert, aber die jämmerliche Mißregierung der letzten Habsburger und die berüchtigten Hofkriegsrathsperrücken vereitelten die große Mission Oesterreichs im Orient und jene Provinzen blieben türkisch, während Rußland, der andere Nachbar der Türkei, ungleich rüstiger voranschritt und in weniger als hundert Jahren den Türken alle ihre nordöstlichen Grenzländer entriß, Bessarabien, die Krim, den Kaukasus und Transkaukasien. Oesterreich hat alles versäumt, Rußland war immer thätig.

Das vorliegende Werk zu lesen ist jedem zu empfehlen, der Bosnien und die Herzegovina kennen lernen will, denn kein Theil Europas ist so unbekannt, wie grade dieser, und doch muß er in wahrscheinlich nicht sehr langer Zeit zu großer Wichtigkeit gelangen, weil seine geographische Lage es Oesterreich und Italien und in zweiter Linie Deutschland, Frankreich und England zur gebieterischen Pflicht macht, nicht zu dulden, daß sich Rußland seiner bemächtige. Rußland will die Türkei erobern, das ist der unveränderliche Gedanke der Czaarenpolitik. Mittelst der panslavistischen Idee will es sich die zahlreichen Slaven in der Türkei annectiren und da sie fast durchaus der griechischen Kirche angehören, wirkt es durch die Popen auf sie ein. In Serbien und Montenegro ist ihm seine Agitation trefflich gelungen, weil hier die Türken und Muhamedaner schon alles Terrain verloren haben. In Bosnien und der Herzegovina dagegen herrschen noch die Türken und ist der slavische Adel nach der Eroberung zum Islam bekehrt worden. Der Grundbesitz und die politische Macht ist hier noch in den Händen einer energischen muhamedanischen Aristokratie, die mit Rußland nichts zu schaffen haben will. Ein Glück für Oesterreich. Es wäre jedoch viel wünschenswerther, wenn Oesterreich die Bahn des Prinzen Eugenius nicht verlassen, wenn es seit zwei Jahrhunderten mit Kraft und Geist sich der Christen in der Türkei angenommen und ihnen das Gepräge der abendländischen Bildung und der abendländischen Kirche aufgedrückt hätte. Es hatte Zeit und Mittel dazu, denn die Türkei kam immer mehr in Verfall. Was Rußland möglich war gegen die Türkei auszurichten, hätte auch Oesterreich vermocht, wenn man in Wien nicht so lange geschlafen hätte.

Der Verfasser schildert zuerst das Land. Im Norden wird Bosnien vom österreichischen Croatien und Slavonien durch die Glina, Unna und Save getrennt; westlich grenzt es an Serbien, östlich wird es durch Gebirge von Dalmatien getrennt; südlich liegt ihm die Herzegovina, die an Montenegro grenzt. Alles ist Gebirgsland. Die höchsten Berge erheben sich 6600 Fuß hoch in labyrinthischen Ketten, die westlich noch der Richtung des adriatischen Meeres folgen, im Innern

aber viel mehr durcheinander geworfen sind. Die Berge sind bedeckt mit Wäldern, worin zum Theil noch nie eine Art erklungen ist. Daher ist auch die Bevölkerung verhältnißmäßig schwach, denn sie beträgt nicht ganz 1,200,000 Seelen. Die Tiefthäler sind zum Theil versumpft; in den fruchtbareren Gegenden wohnen im Thal und in den Städten meist Muhamedaner, auf den Bergen dagegen die Christen. Griechische Christen zählt man über ½ Million, katholische 135,000, Muhamedaner gegen 400,000. Dazu kommen noch Juden und Zigeuner.

Das Land ist in der Cultur sehr zurückgeblieben. Nur auf der fahrbaren Straße im Bosnathale von Brood nach Serajevo, kann man sich eines Wagens bedienen und legt den Weg in fünf Tagen zurück. Neuerdings kann man auch von Alt-Gradiska nach Banjaluka in fünf Stunden fahren. Außerdem gibt es keine Fahrwege und man muß reiten oder zu Fuß gehen, was wegen der vielen Wälder und Berge sehr unliebsam ist. Bei Nacht reist niemand. Der Verfasser hat das ganze Land durchreist und gibt seinen Nachfolgern gute Lehren. „Als Reiseausrüstung sind die von Mannstein zu Wien verfertigten Packtaschen à la Caucase, wie sie von den im Kaukasus verwendeten russischen Offizieren im Gebrauch seyn sollen, empfehlenswerth. Diese Art Packtaschen leisteten mir vortreffliche Dienste. Sie werden aus fünffach gebogenem Holz in ovaler Form erzeugt, sind 1 Fuß hoch, 1½ Fuß lang, solid, dauerhaft und an den kurzen abgerundeten Seiten mit eisernen Ohren versehen, in welche beim Gebrauche der Taschen als Schlafstelle ein in Charnieren bewegliches mit einem Kreuz als Unterstützung versehenes Holzgestell eingelegt wird. Die langen Arme dieses Gestells sind durch festgespannten Zwillich in Art einer Hängematte verbunden, über welche außerdem eine zolldicke Matratze gelegt wird. Der Kopf ruht auf dem geöffneten Deckel der einen Packtasche, die Füße ruhen auf der geöffneten zweiten Tasche. In dieser Art bilden die Packtaschen eine wenn auch nicht sehr breite, doch reinliche Bettstelle, an Rast- oder Ruhetagen aber einen Divan, beide von großem Nutzen, wenn man lange Reisetouren zu machen hat. In Ermangelung derselben wäre man gezwungen, in den Hans (Wirthshäusern) auf dem am Boden ausgebreiteten, von allerlei Insekten wimmelnden Teppich oder der Wollmatratze das Nachtlager aufzuschlagen, ohne Hoffnung, sich eines erquickenden Schlafes erfreuen zu können. Die Taschen werden während der Reise an das hölzerne Sattelgerippe auf beiden Seiten des Pferdes angehängt. Das Gestell wird zusammengesetzt in die Hängematte, Decke, Leintücher, ferner in eine amerikanische Lederleinwand gerollt. Alle diese Gegenstände geben einen 3 Fuß langen, 1 Fuß Durchmesser haltenden Bund, welcher auf dem Rücken des Pferdes über den Taschen festgebunden wird. Jede der Taschen enthält acht Weinflaschen und noch den nothwendigen Raum für Kleider und Effecten. Leuchter, Kerzen, Eßbesteck, Gläser, Schnellsieder, einige der gebräuchlichsten Medicamente, Insektenpulver sind auf solchen Reisen von höchster Wichtigkeit. Wein, welcher in Bosnien nirgends zu haben ist und aus Brood oder Mostar bezogen wird, ist ebenso wie Rum unentbehrlich. Die ganze Ausrüstung wog 100—120 Pfd. und konnte nebst einer Vorrathsfourrageportion für fünf Pferde leicht sogar von einem schwächlichen Pferde getragen werden."

Es versteht sich von selbst, daß der müde Reisende auf bequeme Hotels verzichten muß. „An den Seitencommunicationen sind die Wirthshäuser seltener, in manchen Gegenden gar nicht anzutreffen. Man übernachtet in Scheunen oder im Freien und muß sich mit Reis, Lammfleisch, oft nur mit Eiern begnügen. An den Hauptrouten erhält man in jenen Wirthshäusern, welche gewöhnlich als Nachtlager gewählt und von der Bevölkerung als solche bezeichnet werden, gebratenes Lammfleisch, Pillaf (Reis), irgendeine Pitta (Mehlspeise) nebst saurer und süßer Milch, Kaimak (zur Consistenz gesottener Milchrahm), Honig, endlich ungesäuertes Brod und schließlich Kaffee."

Einmal begegnete dem Verfasser unterwegs, daß die Weiber aus etlichen einsamen Häusern vor ihm auf einen Hügel flohen und ein entsetzliches Hülfegeschrei erhoben, wie es kaum Wilde in Nordamerika oder auf den Südseeinseln gethan haben würden. Sein Weg führte ihn nicht selten durch sehr malerische Parthien. „Ich gestehe, daß mich unwillkürlich ein Schauer erfaßte, als ich von diesem plateauartigen Punkte von nur 2—3 Klaftern Flächenausdehnung zu den gegenüberstehenden, im vollsten Sinne des Worts senkrechten Felswänden, die sich 2—3000 Fuß über den Wasserspiegel erheben, emporsah, und sodann den Blick auf die unter meinen Füßen fließende Narenta senkte. Ich bin nicht im Stande, die Großartigkeit dieses Felsdurchbruchs zu schildern, der in seinen Dimensionen alle mir bekannten ähnlichen Punkte Bosniens und der Herzegovina übertrifft, und sich höchstens nur mit dem Sutinskapasse in der Volujak und der Sedlo-Planina vergleichen läßt."

Nur schwache Spuren von römischen Alterthümern fand der Verfasser, z. B. von einem Römerbad bei

Novibazar und von einer alten Kirche, die ehemals ein Heidentempel gewesen seyn soll (S. 157).

Die Hauptstadt von Bosnien ist Serajevo, die von der Herzegovina Mostar. Beides sind echt muhamedanische Städte voll von Moscheen und Minarets und so ganz türkisch, daß auch die vielen wilden Hunde auf den Straßen nicht fehlen, welche todte Thiere und Abfälle wegfressen und dadurch zur Reinigung der Stadt beitragen. Serajevo hat eine herrliche Lage. „Die Stadt liegt 1750 Fuß über dem Meeresspiegel (nach Ami Boué), auf beiden Ufern der Miljacka, welche hier aus einem schönen schluchtartigen Thale, das durch die Abfälle des Trebovic und der Boria-Planina gebildet wird, hervorbricht. Der Hum und die Merkvina-Planina im Norden, die Boria-Planina im Osten und der bei 5100 Fuß (absolut) hohe Trebovic im Süden, welcher sich besonders von der Westseite aus als schöner Kegel projectirt, umrahmen die Stadt, welche sich im Thale und an den Gebirgsabfällen ausbreitet und mit ihren weißgetünchten, in kleinen Gärten stehenden Häusern und mit fast 100 Minarets, von jeder Seite betrachtet, einen prachtvollen Anblick gewährt. Die Bewohner Bosniens nennen sie daher mit Stolz die schönste Stadt der Europäischen Türkei (nach Constantinopel)." Die Stadt ist früher öfter in Kriegen zerstört worden, im Jahr 1697 wurde sie von Prinz Eugen erobert, aber nicht behauptet. Auch die benachbarten Serben machten mehrmals vergebliche Versuche, Bosnien zu annectiren. Die Türken blieben Meister. „Serajevo als Hauptsitz des bosnischen Adels und einer großen Zahl einflußreicher Janitscharen hatte bis zum Jahre 1830 und theilweise selbst bis zum Jahre 1850 eine Art patriarchalischer und selbständiger Regierungsform. Der Chef war wählbar und konnte (gestützt auf zahlreiche Privilegien, welche die Stadt besaß), von dem jeweiligen Vezier Bosniens fast gar nicht beeinflußt werden. Der Gouverneur des Landes hatte seinen Sitz zu Travnik und durfte in Serajevo nur 24 Stunden lang verweilen. Zur Schlichtung der Streitigkeiten zwischen Muhamedanern und Christen wurde für diese Stadt ein Mollah von der türkischen Regierung ernannt, welcher alle drei Jahre gewechselt wurde. Die Regierung mußte sich zufrieden geben, wenn die gewöhnlichen Steuern ohne großen Widerstand gezahlt wurden. Erst Tschelaleddin, welcher 1817 vom Sultan Mahmud zum Vezier ernannt wurde, gelang es durch Strenge und Gewalt, den Adel zu beugen. Er war der erste, der auf längere Zeit seinen Sitz in Serajevo aufschlug." Ein Aufstandsversuch der Christen im Jahr 1850 wurde durch Omer Pascha gedämpft.

Schade, daß der Verfasser sein Buch nicht etwas kürzer abgefaßt hat, es würde dann wahrscheinlich viel mehr Verbreitung finden können. Man arbeitet sich mühsam durch das gar zu ausführliche Verzeichniß aller seiner Tagereisen durch. Dann begnügte er sich nicht, einfach auf die bekannten Lehren des Islam hinzuweisen, sondern liefert uns einen ausführlichen Commentar zum Koran. Desgleichen schildert er uns aufs Umständlichste die frühern Zustände der türkischen Armee noch in den Zeiten der Janitscharen. Das alles ist sehr lehrreich, führt den Leser aber zu weit über die Grenzen Bosniens heraus.

Die Sitten in Bosnien und in der Herzegovina sind wesentlich türkisch. Die alten Einwohner haben sich denselben längst gefügt. Der Adel ist muhamedanisch geworden, das Landvolk ist christlich geblieben, kleidet sich aber wie die Türken und theilt auch, wie der Verfasser bemerkt, deren blinden Fatalismus. So ertragen sie besser die türkische Gewaltherrschaft. Die Türken sind die Herrn, die Christen die Unterworfenen, jene die Grundbesitzer, diese nur die Arbeiter. Die letztern heißen Rajah. „Das Wort Rajah ist arabischen Ursprungs und bedeutet eigentlich Heerde. Schon der Sinn dieses Worts läßt das Abhängigkeitsverhältniß errathen, in welchem der Rajah als Pachter oder Taglöhner zum Muselman stand und theilweise noch immer steht. Abgesehen von den drückenden Steuern, die ihn belasten, und die er je nach dem Gefallen des Mudirs oder Bezirksleiters oft auch zweimal erlegen mußte (da er keine Quittung hierüber erhielt), fand derselbe z. B. als Kläger wegen unbilliger Anforderungen bei Behörden ehemals gar kein Gehör. Gradezu als entwürdigend muß die Forderung bezeichnet werden, welche gebietet, daß der Rajah jedem Muhamedaner, auch dem in Lumpen gehüllten, auf der Gasse auszuweichen, wenn er ihm zu Pferde begegnet, zu halten, von dem seinigen abzusteigen, und erst nachdem der Türke vorübergeritten ist, das Pferd wieder zu besteigen und seinen Weg fortzusetzen habe. Dieser Brauch wird zwar nicht in allen Gegenden Bosniens gleich streng gefordert und befolgt, hat jedoch noch lange nicht aufgehört. Man kann sich vorstellen, welche Unbequemlichkeiten und welchen Zeitverlust diese knechtische Ehrfurchtsbezeugung besonders bei großer Frequenz einer Straße herbeiführen muß."

Im Ganzen wird die Bevölkerung gelobt. „Der Muselman, bis auf wenige und seltene Ausnahmen, ist sittenstreng und nüchtern, da er wenig Bedürfnisse kennt, einfach in seiner Lebensweise, ferner gastfreundlich, aber mitunter roh und meistens sehr unwissend ist. Den äußern Anstand trachtet er immer zu wahren, auch

weiß er im Benehmen den Anforderungen einer höhern Stellung leicht zu genügen, sobald ihn Glück und günstige Umstände aus untergeordneten Sphären zu dieser emporhoben. Den christlichen Bosnier, besonders den Landmann, zeichnet Religiosität, Geduld, Enthaltsamkeit und Fügsamkeit im hohen Grade aus. Der auf ihn übergegangene Fatalismus der Muhamedaner tröstet auch ihn in allen seinen Lagen."

Vom schönen Geschlecht erfahren wir Folgendes. „Es ist einem Fremden nicht anzurathen, auf der Gasse ein Mädchen oder eine Frau, wenn der Bruder oder der Gemahl ihr das Geleite gibt, mit Aufmerksamkeit anzublicken, da man in einem solchen Falle sehr leicht vom Begleiter die barsche Frage: ‚Sto gledas?' (‚was blickst du?') zu hören bekommt, von einem fanatisch denkenden muhamedanischen Mädchen aber sogar mit dem Ausspeien beehrt werden kann, wie es manchem bei seiner Unkenntniß der Sitten widerfahren ist. Zur Landessitte oder zum Abet zählt nun auch der Brauch, daß türkischen Frauen am Freitag und Montag (jeder Tag hat seine Bestimmung; Einkäufe, Reisen rc. werden nur an gewissen Tagen unternommen), immer in größerer Anzahl und dann ausnahmsweise ohne männliche Begleitung Promenaden und Ausflüge in die nächste Umgebung des Orts machen, womöglich Aussicht gewährende Punkte besteigen, um daselbst, frei vom Zwange der Verhüllung, sich im Anblick der Natur zu zerstreuen und die Zeit durch Gesang abzukürzen. Sind die Mädchen nun in ihre Haremszellen zurückgekehrt, so ist es an diesen Tagen der größern Freiheit auch dem heirathslustigen Manne gestattet, sich der Dame seiner Wahl zu nähern und an das hinter dem vergitterten Fenster oder hinter dem geschlossenen Haus- oder Hofthore weilende Wesen seiner Verehrung von der Gasse aus das Wort zu richten, d. h. sich dem Damendienste zu weihen. Dieser Brauch, lebhaft an das in Oberösterreich und in Steiermark übliche Fensterln erinnernd, wird in Bosnien mit dem Namen Aschyklik bezeichnet, und bleibt für den jungen Muselman die einzige Gelegenheit und das einzige Mittel, der nach freier Wahl Auserkornen in der Folge die Ehestandsfesseln anzulegen."

Wie in allen Ländern des Islam, so herrscht auch hier der schändliche Gebrauch, von dem der Verfasser zu bemerken übersehen hat, daß er aus dem classischen Alterthum stammt und zwar von den obscönen Satyrmasken (S. 265).

Der ausführlichen Schilderung der türkischen Armee entnehmen wir nur den Schluß, der ihre jüngste Beschaffenheit charakterisirt. „Die Neubildung der türkischen Infanterie ist nach französischem Muster unternommen: Die Reglements sind eine beinahe wörtliche Uebersetzung der französischen (1831). Die Abrichtung beschränkt sich hauptsächlich auf die präcise Ausführung der Handgriffe und die Ausbildung der Offiziere ist sehr vernachlässigt. Aus diesem Grunde hat man, obwohl einzelne Abtheilungen sich sehr brav geschlagen haben, in dem letzten russischen Kriege Anstand genommen, die Infanterie in größern Massen in das Gefecht zu führen. Der Feld- und Vorpostendienst wird gar nicht geübt. Bei bezogenem Lager, selbst vor dem Feinde, werden auf 1000—2000 Schritt einige Lagerwachen in der Runde, gewöhnlich in aufgeworfenen schlechten Erdwerken, aufgestellt, und eine rein passive Bewachung durchgeführt. In der Vertheidigung von Befestigungen nnd Oertlichkeiten werden jedoch die Leistungen der türkischen Infanterie nicht leicht durch ein anderes Fußvolk übertroffen.

Die Cavallerie ist gleichfalls nach französischem Muster reorganisirt. Die Reglements sind, wie bei der Infanterie, Uebersetzungen aus dem Französischen. Die Detailabrichtung der Mannschaft ist mangelhaft, die Manövrirfähigkeit der Regimenter sehr gering; die Reiterei ist auch gegenwärtig, wie im Kriege 1853—1855, für den Sicherheitsdienst und in kleinen Abtheilungen recht brauchbar, dagegen die Liniencavallerie nicht gut zu verwenden.

Die Artillerie ist eine recht brauchbare, im Manövriren und Schießen gut ausgebildete Waffe; sie hat ihre Tüchtigkeit im Felde vielfach bewährt. Der wesentlichste Nachtheil bei derselben ist der zu leichte Pferdeschlag der Bespannungen. Im türkischen Charakter liegt viel Eignung (Kaltblütigkeit, Ausdauer) für den Dienst in der Artillerie; der größte Theil der erfolgreichen Neugestaltung dieser Waffe ist jedoch dem Eifer und der Ausdauer der fremden Offiziere zuzuschreiben, welche, seit 20 Jahren an diesem Werke arbeitend, gegen Eifersucht, Mißtrauen, Indolenz, Bestechlichkeit und fanatisches Vorurtheil zu kämpfen hatten."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 19. 4. März 1868.

Kirchensachen.

Offenes Sendschreiben an die Ultramontanen Bayerns und Süddeutschlands von einem süddeutschen Ultramontanen. München, Fritsch, 1868.

Der ungenannte Verfasser veröffentlichte vor einiger Zeit ein Sendschreiben an den Herrn Erzbischof von München, worin er den Katholiken Süddeutschlands dringend empfahl, sich an den norddeutschen Bund anzuschließen, weil in demselben besser für die katholischen Interessen gesorgt sey, als in Oesterreich und den ehemaligen Rheinbundstaaten. In der That ist, seit jene kleine Schrift erschien, die Bedrängniß der Kirche in Oesterreich immer bedenklicher geworden.

Wenn hier S. 96 der Finanzminister Bruck, der sich bekanntlich durch seine Betrügereien bis zum Selbstmord getrieben sah, als eigentlicher Anfänger der Judenwirthschaft in Wien, die den Staat an den Ruin gebracht hat, geschildert wird, so widerfährt dem Unseligen zu viel Ehre. Es waren der Todsünder in Oesterreich viel mehr und sie arbeiteten schon früher am Ruin des Reichs. Doch ist es lehrreich, was hier aus einer andern Quelle über Bruck mitgetheilt wird. „Er war der eigentliche Hazardspieler in Oesterreich, der den kolossalsten Geldschwindel nach Wien verpflanzte und großzog, die Finanzen des Staates durch seine Experimente vollends zerrüttete, die kleine Geschäftswelt an den Bettelstab brachte und den Fluch der Mit- und Nachwelt auf sein Haupt lud. Wir wollen nicht ungerecht seyn; Verfasser selbst glaubt nicht, daß Bruck sich persönlich großen Reichthum erworben hat, — er hatte bereits, als er in den Staatsdienst trat, sein Schäfchen im Trocknen, und war ein gewiegter, glücklicher Speculant — aber Hunderte seiner Helfershelfer und Anhänger bereicherte er durch seine schwindlerische Finanzgebahrung. Er schuf so recht eigentlich die Macht und das Ansehen der Geldjuden und gab dieser aller Gesinnung und Patriotismus baaren Kaste eine Bedeutung, an welche diese selbst nie gedacht hätte. Die Geldjuden, die Todescos, Springers, Wodianers, Epsteins, bis herab zu den kleinern, den Brandeis, Weickersheim u. s. w. gingen bei Bruck aus und ein, bald beherrschte er nicht mehr sie, sondern sie ihn. Die Juden, noch vor wenig Jahren fast mittelalterlich gedrückt, fühlten sich nun gehoben und wurden noch frecher und unverschämter als zuvor. Im Jahre 1859 hieß es allgemein, das Haus Brandeis-Weickersheim sey ‚wackelig' geworden. Bruck wendete die Gefahr ab, stützte das Geschäft und rettete Madame Auguste Brandeis ihre Burgtheaterloge, ihre Pferde und Equipage und ihre glänzenden (!) Salons, in welchen die Börsenjuden vom Schlage der Ponzen, Mannheimer und einige Burgtheatercomödianten als Hauptcourmacher figuriren. — Bruck fehlte bei keinem Wiegenfeste, bei keiner silbernen Hochzeit einer Geldjudenfamilie, er war der Intimus derselben und wurde von ‚Frau Regine' und ‚Frau Judith' in echt jüdischer Familiarität gewöhnlich nur ‚unser Bruck' genannt. Seit Bruck datirt sich die eigentliche Judenwirthschaft in Oesterreich, die Herrschaft der Börsen- und Geldmatadore, dieser Pest des Kaiserstaates. Bald wird es keinen Geldjuden in Oesterreich mehr geben, der nicht baronisirt oder decorirt ist. Wodianer ist Baron, Sina geheimer Rath und Großkreuz der höchsten Orden, Todesco, Ritter von, die meisten übrigen besitzen Groß- und Comthurkreuze. Selbst der rothhaarige, geizige Jude Wertheim, der Reclameheld für die feuerfesten Kassen, die jedoch längst durch Concurrenz in Schatten gestellt sind, wurde Ritter, (edles Ritterthum!) und Truchseß. Ein anderer Jude, der mit Leder handelt, avancirte zum kaiserlichen Rathe. Der vor den Schranken des öffentlichen Gerichtes

in seiner ganzen Erbärmlichkeit an den Pranger gestellte Börsenschwindler Eduard Warrens wurde k. k. Hofrath (!) und der Handelskammerjude Winterstein hat Aussicht, demnächst cisleithanischer Handelsminister und Excellenz zu werden. So stehen die Dinge in Oesterreich, in Folge des Bruck'schen Systems. Die Börse regiert und die Minister verwalten nur noch. Der Creditactienschwindel, die Promessenwirthschaft, die Bruck nach Oesterreich brachte, haben Tausende zu Betrügern, Bettlern, Schurken und Selbstmördern gemacht.'"

Die Umgebung des jung zur Regierung gekommenen Kaisers war von jener echten Wiener Frivolität, die nichts Heiliges mehr achtet noch kennt, die aber auch nichts Neues, sondern schon bis auf Blumauers und Trollners Tage zurückzuführen ist. „Während der Kaiser eklatante Beweise der Frömmigkeit gab, wie z. B. die Pilgerfahrt nach Maria Zell aus Anlaß der 800jährigen Jubelfeier des Gnadenortes, die Anwohnung der Jesuitenmission in Ischl, die feierliche Theilnahme an dem großen Feste in Wien bei Promulgirung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß Mariens u. s. w. wurde von seiner Umgebung nichts versäumt, um die Religion und ihre Diener in den Augen des Volkes herabzusetzen und die Menge glauben zu machen, man spiele Oben nur Comödie, um den mächtigen einflußreichen Klerus für sich zu gewinnen. Graf Grünne, dessen ganzes Hauptbestreben die Pflege des k. k. Hofpferdestalles war, entblödete sich nicht vor seinen Creaturen im Hofe des k. k. Marstallgebäudes in seiner gewohnten rohen Manier freche Witze über kirchliche Einrichtungen und Gebräuche zu reißen. Seinem Stallpersonal gestattete er nicht einmal an Sonn- und Festtagen den Besuch der heiligen Messe. ‚Herrendienst geht über Gottesdienst!' fuhr er einen Reitknecht in seiner näselnden Sprechweise an, der sich beschwerte, daß er seit Monaten in keiner Kirche war. ‚Man kann auch im Pferdestall beten! war eine seiner häufigen Aeußerungen. Als ein Reitknecht einst zwei von dem englischen Bereiter Holmes nach Wien gebrachte englische Lotterbuben verdientermaßen durchprügelte, weil diese frechen Bengel sich über die katholische Kirche lustig gemacht und die Gebräuche der heiligen Messe verspottet hatten, ohrfeigte der edle Graf höchsteigenhändig den braven Reitknecht, schimpfte ihn einen lumpigen ‚Pfaffenknecht' und ließ ihn 48 Stunden krummschließen und bei Wasser und Brod fasten, damit ihm die Frömmigkeit ferner vergehe.' Feiertage gab es für Grünne überhaupt nicht. Er besuchte am Charfreitage eben so gewiß die Ställe, wie am heiligen Weihnachtstag. ‚I kenn kane Feiertage — äußerte er oftmals — meine (!) Pferd' woll'n heute ebenso fressen, wie an jedem Tage.' Solche Grundsätze trug der Mann zur Schau, der zehn volle Jahre als Hauptgünstling des Kaisers mehrere Hofämter in seiner Person vereinigte und im Ministerrathe fast die gewichtigste Stimme führte, vor dem sich Fürsten und Herzoge, ja selbst Mitglieder der kaiserlichen Familie beugten, welchen er mehr als einmal seine ‚Macht' ‚fühlen' ließ. Graf Grünne beging sogar die Frivolität, nach Vollendung des Neubaues der Pferdeställe und Reitschule vor dem Burgthore die k. k. Hofpfarrgeistlichkeit zu bewegen, eine feierliche Einsegnung der Reitschule vorzunehmen. Die Sache klingt unglaublich, ist aber leider Thatsache. Ich selbst war Zeuge, wie der damalige k. k. Hofburgpfarrer Dr. Kutschker in pontificalibus als infulirter Abt unter zahlreicher Assistenz die Benediction der Reitschule vornahm, in welcher am folgenden Tage die Pferde ‚eingeritten' wurden, die Scholaren der spanischen Schule sich herumtummelten und nicht selten von dem edlen feingebildeten Grafen ‚durchkarbatscht' wurden. Dieser Act der Benediction war eine offenkundige Profanation einer kirchlichen Handlung, die nur ein Grünne anbefehlen konnte, und es war eine unbegreifliche Schwäche, daß der sonst so hochverehrungswürdige, hochgebildete und charakterfeste Burgpfarrer diesen gräßlichen Uebermuth nicht entrüstet zurückgewiesen hat. Graf Grünne machte sich übrigens nachher seinen Creaturen dem Stallbediensteten Kuhnen, General Ritter und dem Hofarzt Jungh gegenüber nicht wenig lustig, daß die Pfaffen so sehr die Backen vollgenommen haben, als sie die Psalmen sangen, und die Manège eingeweiht hatten. Er habe auch nicht versäumt, fügte er hinzu, seinen ‚Pferdeln' von den erhabenen Ceremonien zu erzählen, die eine große Freude über den erhaltenen Segen gehabt hätten."

Unter der Bureaukratie, der alten Feindin der Kirche, und selbst unter dem höhern Militär sey der Ton nicht besser gewesen. „So gab bekanntlich Benedek keine Zeit zur Osterbeichte — als der päpstliche Segen angeboten wurde, sagte er: ‚Sorget nur, daß Gott neutral sey, für das Uebrige werde Ich sorgen!' Vor der Schlacht wurde sonst die Benediction ertheilt, diesmal zum erstenmale nicht, weil es hieß: ‚Das demoralisirt das Selbstgefühl des Soldaten!' Jetzt erfährt man vom Graf Gondrecourt, der im dänisch-deutschen Kriege Commandant der eisernen Brigade, dann eine Zeitlang Erzieher des Kronprinzen Rudolph, zuletzt Vicecommandant des Armeecorps des Clam-Gallas war, Folgendes: Der Herr Graf hatte im letzten Feldzuge einen Trainknecht, der ihm nicht schnell genug aus dem Wege fuhr,

vom Pferde gehauen, und als ein dazu kommender k. k. Feldkaplan ihn abhalten wollte, den schon Halbtodten noch ferner zu mißhandeln, sich mit dem Rufe: ‚Du verfluchter Pfaffe!' gegen den Priester gewandt und diesen mit dem flachen Säbel furchtbar gehauen, dann gegen einen hinzueilenden Generalstabsoffizier, der ebenfalls abwehren wollte, einen wüthenden Säbelhieb geführt, den dieser nur auf Kosten seines halb durchgehauenen Oberarms pariren konnte. Der Feldbischof Dr. Dominik Mayer nahm sich des Feldkaplans an. Er sandte seinen Vicar zum General Gondrecourt, der ihn nicht aussprechen ließ, sondern ihn mit einem: ‚Der verfluchte Pfaffe soll mich — — — —' zum Hause hinauswarf. — Die Untersuchung wurde zwar sehr geheim geführt, doch weiß man, daß das Urtheil des Kriegsgerichtes auf Cassation als Offizier, Verlust des Adels und der Orden und vier Jahre Festungsarrest lautete. — Nur der Kaiser Franz Joseph hat in Anbetracht der besondern Verdienste des Hrn. Grafen das Urtheil in — 14 Tage Profosen-Arrest umgewandelt. Er ist jetzt nach Frankreich gegangen.'"

Dazu nun die neuesten Ereignisse, der Sturm gegen das Concordat, der Eintritt der entschiedensten Kirchenfeinde ins Ministerium, die Klage der Erzbischöfe und Bischöfe des Reichs. Sie sagen in ihrer Adresse: „Außer Italien gibt es kein Land, wo die heiligsten Güter der Menschheit Angriffen von solcher Schamlosigkeit und Tragweite so schutzlos preisgegeben wären, wie in Oesterreich; das Gesetz ist ohnmächtig geworden. Es hat eine schmerzliche Ueberraschung erregt, daß es am Weihnachtstag, an dem selbst der Gleichgültige einen Anhauch von oben fühlt, in der Hauptstadt des Reichs gestattet war, das Christenthum öffentlich als ein Märchen zu verspotten. Damit war ein Versuch gemacht, ob jedem Frevel am Christenthum Straflosigkeit gesichert sey; er ist gelungen, und der Sieg über das Gesetz wird mit der Frechheit ausgebeutet, welche zum Handwerk gehört. Das berührt nicht die Katholiken allein; es berührt in gleicher Weise die Protestanten, welche Christen sind." Bekanntlich antwortete der Kaiser den Erzbischöfen und Bischöfen: „Ich muß es beklagen, daß dieselben, anstatt wie Ich es gewünscht hätte, die ernsten Bestrebungen Meiner Regierung in den einschlagenden wichtigen Fragen zu unterstützen und deren so dringende Lösung im Geiste der Versöhnung und des Entgegenkommens zu fördern, es vorgezogen haben, durch Vorlage und Veröffentlichung einer die Gemüther tief erregenden Adresse jene Aufgabe zu erschweren, zu einem Zeitpunkte, in welchem, wie die Bischöfe selbst treffend bemerken, uns Eintracht so sehr noththut, und es dringend geboten ist, die Anlässe zu Zwiespalt und Beschwerde nicht zu mehren."

Weiter heißt es hier S. 115. „Jeder Tag bringt neue Verhöhnungen der Kirche und jeder katholischen Kundgebung. Straflos gehen die ärgsten Schmähungen aus. — Sogar die unsittlichsten, schmachvollsten Pamphlete des ehrenwerthen Gemeinderathes Muck, der selbst eine öffentliche Person auf Kosten des Klerus besingt, finden einen freisprechenden Richter. Dagegen erscheinen täglich pflichtgetreue katholische Priester der Ruhestörung angeklagt, vor den Schranken der Gerichte und werden in allen Fällen zu Gefängnißstrafen verurtheilt.*) Wo gibt es bei uns heute mehr Recht und Gerechtigkeit? Bald wird der wahre glaubenstreue Katholik in Oesterreich der Paria seyn, den jeder ungestraft zu Tode prügeln darf. Die Mönche, die im Leben gehaßt und verlästert werden, sind auf den Bühnen der Theater, die nur mehr der rohesten Sinnlichkeit und den frivolsten Lastern fröhnen, täglich gern gesehene Gäste. Schon folgen in dem von dem Juden Ascher mit dem Gelde einiger jüdischer Banquiers gepachteten Carltheater demnächst weitere Stücke im Genre des ‚Mönch und Soldat.'"

Dagegen wird hervorgehoben, wie sehr in Preußen, dem vorwiegend protestantischen Staate, alle jene Ungerechtigkeiten gegen die katholische Kirche vermieden werden, wie geachtet hier der Klerus ist, wie ungestört die geistlichen Orden ihren Pflichten leben können. Die Worte werden angeführt, die der preußische Cultminister im vorigen Jahre im Abgeordnetenhause gesprochen hat: „Allein in dem Glauben an den lebendigen Gott, wie er in der heiligen Schrift des alten und neuen Testaments geoffenbart ist, und in dem Gehorsam gegen seine Gebote erkennt die Staatsregierung die sichere

*) Der Münchener ‚Volksbote' enthält in Nro. 7 folgende Notiz: In Oesterreich, wo der Liberalismus jetzt in voller Blüthe steht, zeigt er sich in seiner schönsten Beleuchtung den ‚Pfaffen' gegenüber. In Ungarisch-Hadrisch stand am 28. Dec. v. Js. der Decan Hadrus vor Gericht wegen ‚Schmähung und Aufreizung zum Hasse gegen den Reichsrath' und wurde auch richtig zu 8 Tagen Arrest verurtheilt. In der Olmützer Diöcese werden jede Woche 2 bis 3 Geistliche wegen ihrer Predigten vor Gericht citirt. In Attlubitz wurde gar ein Pfarrer wegen ‚falscher Vorhersagung' (!) verurtheilt. In Hotzenplotz wurde der Pfarrer, weil er eine Aufforderung zur Unterschrift für die Concordatsadresse ins pfarrliche Meldebuch schrieb, und der Cooperator, weil er die Aufforderung auf der Kanzel verlas, verurtheilt. In Troppau sind allein 8 Pfarrer wegen ähnlichen ‚Verbrechen' in Untersuchung 2c.

Bürgschaft für die Wohlfahrt der Nation. Indem sie zu diesem Glauben sich bekennt, wird sie in ihm Maaß und Richtschnur finden für ihre legislatorische Thätigkeit.' Mit Recht fügt Bischof Ketteler hinzu: „Das sind Worte, die das deutsche Volk lange nicht mehr von deutschen Ministern gehört hat, und die in manchen deutschen Kammern kein Minister auszusprechen auch nur wagen würde. Ein ähnliches Wort würde in diesen Ländern, durch einen großen Theil der Presse ein Geschrei und einen Scandal veranlassen, als ob der Minister den größten Staatsverrath begangen hätte."

Es ist in der That auffallend, wie weit die Entkirchlichung in Oesterreich vorgeschritten seyn muß, wenn die Regierung selbst es nicht wagt, ihr entgegenzutreten, und die katholische Kirche in Preußen bessern Schutz findet als an der Donau. Das im Jahr 1794 bekatholisirte Frankreich sollte doch zur Warnung dienen. Napoleon III. hat davon einen richtigern Begriff.

Die Schritte, welche Minister Giskra in Wien soeben gethan hat, um dem Klerus unbedingten Gehorsam gegen die neue liberale Regierung einzuprägen, stehen im genauen Zusammenhange mit dem gleichzeitig erlassenen Armeebefehl, der den Offizieren die Weisung gibt, wenigstens das Aeußerste in öffentlicher Unsittlichkeit zu vermeiden, nämlich das Arm in Armgehen auf der Straße und an Vergnügungsorten mit den verrufensten Dirnen aus den niedrigsten Schichten der Bevölkerung in Wien. Aber was sollen solche Mahnungen des Kriegsministers helfen? Wie soll denn eine gutmüthige und von Natur zur Lustigkeit geneigte, seit Metternichs Zeiten alles religiösen und sittlichen Ernstes, jedes christlichen, wie jedes germanischen Ehrgefühls systematisch entfremdete Nation gebessert, der Verführung der Judenpresse und der ewigen Spaßmacherei, dem Taumel vor einer sinnlichen Lust in die andere entzogen werden können, wenn man dem Klerus, der lange genug in Oesterreich geschlafen hat, in dem Augenblick, in welchem er endlich erwacht und sich besinnt, seine Pflicht zu thun, ihm diese Pflichterfüllung zum Verbrechen macht, den ganzen Priesterstand dem Hohn der Judenpresse blosstellt? Es ist eine überaus traurige Wahrnehmung, daß die Hirtenbriefe der Erzbischöfe und Bischöfe in Oesterreich, die so eindringlich die Wahrheit gesagt haben, von der liberalen Regierung mißachtet worden sind. Wenn in den grenzenlos bornirten Köpfen der liberalen Philister immer noch der Wahn herrscht, die Kirche sey eine gefährliche, jede bürgerliche Freiheit, ja jedes Menschenrecht bedrohende furchtbare Macht, so sollten doch Regierungen die Sache besser wissen und einem Wahn nicht Nahrung geben, der von jeher die Throne ebenso untergrub, wie die Altäre.

Wenn die katholische Kirche dem Imperialismus und der Bureaukratie auf der einen, dem ungläubigen Liberalismus, dem modernen Heidenthum und Judenthum der Presse Ernst, Würde und Geist entgegensetzt, ist es zugleich ihre Pflicht und ihr Interesse, verwandte Bestrebungen in der evangelischen Kirche zu billigen und das Verdammungsurtheil nicht auf gläubige Christen anderer Confession überzutragen. Wenn sie aber jenen Geist verleugnen und lediglich an der Form festhalten, so würde sie sich damit dem Popenthum nähern und sich selber das Urtheil sprechen. Der unvernünftige Glaubenshaß, der sich noch jüngst in den süddeutschen Wahlen zum Zollparlament ausgesprochen hat, ist neben dem Druck, dem der treue Klerus in Oesterreich, wie in Italien unterliegt, ein bedenkliches Symptom, daß in der katholischen Welt die Einsicht nur da ist, wo die Kraft fehlt und die Kraft nur da, wo die Einsicht fehlt.

In der That kann es keine verkehrtere Politik für die Katholiken geben, als die, in dem Augenblick, in welchem sie in Oesterreich und Italien, selbst in Spanien bedrückt, verfolgt oder wenigstens bedroht sind, die Gläubigen der evangelischen Kirche, die ihnen wohl wollen, und die preußische Regierung, die gegen die Katholiken ungleich gerechter ist, als die österreichische, fanatisch anzugreifen und einem gänzlich ungläubigen und kirchenfeindlichen Cäsarismus und Liberalismus zu dienen, welcher schon längst der katholischen Kirche den Untergang geschworen hat. Die deutschen Einheitsbestrebungen sind zu berechtigt, zu naturnothwendig und mächtig, um wieder vereitelt werden zu können und auch die katholische Opposition würde nichts dagegen ausrichten. Gegen ein so großes und edles Werk im Bunde mit den schlechtesten Tendenzen der Zeit, dem Despotismus und der Anarchie, gewühlt und intriguirt zu haben, würde die verblendeten Katholiken einmal bitterlich reuen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 20. 7. März 1868.

Reisen.

Reise durch Marokko, Uebersteigung des großen Atlas, Exploration der Oasen von Tafilet, Tuat und Tidikelt und Reise durch die große Wüste über Rhadames nach Tripoli. Von Gerhard Rohlfs. Mit dem Portrait des Verfassers und einer Karte von Nordafrika. Bremen, J. Kühtmann, 1868.

Herr Rohlfs ist einer unserer kühnsten Reisenden, er hat früher schon einmal Nordafrika bereist. Diesmal wollte er von Marokko aus über das Atlasgebirge in die Wüste eindringen und die berühmte Handelsstadt Timbuctu aufsuchen und gelangte auch glücklich bis in das Oasenland Tuat, da er aber nicht Geldmittel genug hatte, um die habgierige und betrügerische Bevölkerung befriedigen zu können, wenn er seine Reise nicht abgekürzt hätte, so mußte er umkehren und schlug den Weg nach Tripolis ein. Malte-Brun, der über seine Reise in französischer Sprache berichtet hat, hebt hervor, welche große Bedeutung diese letzte Reise des Herrn Rohlfs trotz ihrer Abkürzung dennoch für die Wissenschaft gehabt hat: Sie geben

„1. Wichtige Belehrungen über die westlichen und mittlern Provinzen von Marokko, und klären uns auf über den Einfluß des Groß-Sherif, der in Uesan residirt.

2. Sie geben über den marokkanischen Atlas, seine physikalische Constitution, seine Höhe, gänzlich neue Ueberblicke, denn Gerhard Rohlfs ist, soweit uns bekannt, der erste Europäer, der ihn zwischen dem 6. und 7. Längengrade überstiegen hat.

3. Sie haben uns eine interessante Beschreibung derjenigen Oasengruppe eingebracht, welche wir auf unsern Karten unter dem Namen Tafilet bezeichnen.

4. Bis dahin unbekannt gewesenen Nachrichten über die Ued-Sis, Ued-Gehr, Ued-Ssaura, deren Betten, bald trocken, bald feucht, bald von Palmen bedeckt, einen natürlichen großen Weg zwischen Tuat und Marokko abgeben.

5. Eine diesmal vollständige Beschreibung der wichtigen Oasengruppe von Tuat, welche unsere Offiziere bis jetzt nie gänzlich haben besuchen können; gleichfalls gibt er uns zu wissen, was wir in Zukunft zu thun haben, um dahin zu gelangen, ohne das Mißtrauen jener fanatischen Völkerstämme der Wüste zu erregen.

6. Eine Beschreibung der Oasen von Tidikelt und Ain-Ssala, ganz und gar neu für die Geographie.

7. Er gibt uns aus eigener Anschauung eine der frequentesten Straßen der Wüste, und kostbarere Notizen darüber, als die, welche wir schon besaßen und die blos auf Erkundigungen beruhten.

8. Er belehrt uns über die Handelsbeziehungen, über die Bedürfnisse der Volkscentren, welche in der großen westlichen Wüste zerstreut liegen.

9. In Abwesenheit von bestimmten astronomischen Bestimmungen retablirt er, und zwar in besserer Richtung, die bezüglichen Lagen der Oasen von Tuat und Tidikelt auf unsern Karten."

Der Verfasser reiste von Tanger mitten durch das Reich Marokko über das Atlasgebirge. Der Weg führte ihn über die Stadt Lxor-el-kebir, von der er sagt: „Diese große Stadt, die jetzt noch über 2600 Häuser und etwa 30,000 Einwohner zählt, muß einst bedeutend größer gewesen seyn, wie man aus den zahlreichen noch vorhandenen Moschreen schließen kann. Ich habe nicht erfahren können, was ihr den Zorn des Sultan Muley-Ismaël zuzog, genug dieser zerstörte sie fast gänzlich und seit der Zeit hat sie sich nie wieder recht erholt. Als Centralpunkt jedoch herrlich gelegen, wird sie gewiß bald wieder einen bedeutenden Rang einneh-

men, sobald das Marokkanische Reich einst den Europäern geöffnet seyn wird. Wie weit der Europäische Einfluß jetzt schon hier geht, ersieht man an Si-ben-Allel. Dieser Mann, sehr begütert namentlich an Rindvieh und Schafen, war im Begriff, vom Sultan ausgeplündert zu werden, und zu dem Ende schon in Haft, um sich gegen eine starke Summe frei zu kaufen, als er sich unter Französischen Schutz begab, und jetzt wagt kein Mensch, ihm etwas anzuthun."

Die Bevölkerung besteht aus Arabern und Berbern. „Jedes Dorf hat eine Jemma (Moschee), die als Gotteshaus dient, in welchem die Fremden übernachten und bewirthet werden. Hier kommen Abends die verheiratheten Bewohner zusammen, jeder bringt seine Schüssel mit und die Gäste essen in Gemeinschaft mit den Bewohnern; die Kinder bekommen die Reste, die Weiber essen für sich zu Hause. Dieser Gebrauch herrscht durchweg in Marokko, auch bei den Zelt- oder Duar-Bewohnern, wo die Jemma in einem Zelte besteht, wogegen in den östlichen Berberstaaten die Fremden nach Art der Einquartierung bei und von den Einwohnern je nach ihrer Tour beköstigt und manchmal auch beherbergt werden." Das Gebirgsland fand der Verfasser sehr malerisch. Das Volk aber ist hier noch sehr weit in der Cultur zurück. „Zahlreiche Deputationen kamen aus der Umgegend, um dem Sherif Gaben darzubringen und ihn zu begrüßen. Unter anderen kam ein Mann und verlangte, daß Sidi-el-Hatj-Absalom seinen Kopf berühre, um ihn von einer Krankheit zu heilen, eine Frau verlangte ein Gleiches, um fruchtbar zu werden, andere baten um guten Rath; der Sherif befriedigte alle und alle Welt ging zufrieden von ihm. Ob er wirklich von seiner Wunderkraft überzeugt ist, weiß ich nicht, glaube es aber fast, denn er ist ja der directeste Abkömmling des Propheten." Im Gebirge gibt es noch unverdorbene, jedoch rohe Stämme. „Die Beni-Mtir, obgleich zahlreicher als die Mgill, denn sie haben nach ihren Aussagen 2000 berittene und mit Flinten bewaffnete Männer, mußten doch vor den letztern, die nach ihrer Angabe nicht mehr als 1500 Streiter haben, weichen und das schönste, fruchtbarste Gebiet des Atlas ist jetzt in den Händen der Beni-Mgill. Ihre Lebensart und Gebräuche sind die der übrigen Berber, die Sitten sind reiner als die der Araber, obgleich sie wenig Schamgefühl besitzen." In den Wäldern herrscht der Lärchenbaum vor, geht aber auf der Südseite des Atlasgebirges in Thuja, Steineiche und Wachholder über.

Der Uebergang zur großen Wüste Sahara wird durch eine Region gebildet, in der noch Berge und Ebenen, desgleichen Stein- und Sandwüsten mit fruchtbaren Oasen abwechseln. Es reihen sich hier in kleinerer oder größerer Entfernung die Oasen Mdaghra, Ertib, Tissimi, Tafilet an einander. Sie sind von verschiedenen Tribus der Berber und Araber bewohnt und wohnen in s. g. Ksors oder Dörfern, keineswegs immer in Frieden. Tafilet ist eine der größten Oasen mit der Handelsstadt Abuam. Ausfuhrartikel sind hier vorzüglich Datteln, Obst, Salz, Teppiche, Vieh, Felle, Straußfedern, Sclaven, wenig Goldstaub. Einfuhrartikel alle möglichen europäischen Waaren, jedoch vorzugsweise französische. „Ein reizender Vogel, der Canarienfamilie angehörend, ist hier einheimisch wie in allen Oasen südlich vom Großen Atlas. Sein Gefieder ist braunroth, Kopf, Schwanz- und Flügelspitzen blaugrau, sein Gesang der des Canarienvogels. Die Eingebornen nennen ihn Bu-Schamm (Vater des Fettes). Er bewohnt die Häuser und nährt sich vom Abfall der Speisen." Vielleicht führen ihn einmal die Franzosen von Algier aus ein und er wird ein Modeartikel. Da Herr Rohlfs gute Empfehlungen aus Marokko mitgebracht hatte, fand er bei den Großen, Prinzen und Häuptlingen meist eine gute Aufnahme, erlitt aber viele Plage von Seiten solcher Leute, die ihn als fremden Ausfundschafter verdächtigten, oder ihn betrogen, ihm auf der Reise das Wort nicht hielten.

Ueberhaupt spricht der Verfasser seine Ueberzeugung dahin aus, daß die muhamedanische Bevölkerung in ganz Nordafrika einer wahren Civilisation unzugänglich sey. „Ich glaube, die Franzosen können sich nicht genug in Acht nehmen, wollen sie nicht einen Tag erleben, wie ihn die Engländer in Indien gehabt haben. Bei einer Nation wie die Araber, deren ganzes Wesen, Leben und Treiben sich auf die intoleranteste Religion gründet, die existirt, sind Civilisationsversuche vergeblich. Wie sind die Araber heutzutage nach mehr als 30jährigem Besitze von Algerien? Die in den Städten haben alle schlechten Sitten der Franzosen angenommen und helfen dem französischen Pöbel im Absinthtrinken, daß sie aber dafür auch nur im geringsten christlichreligiöse Grundsätze angenommen hätten, daran ist nicht zu denken. Forscht man tiefer nach, so findet man, so geschmeidig und umgänglich sie äußerlich geworden sind, daß sie innerlich allen Haß und alle Verachtung gegen die Bekenner einer andern Religion bewahrt haben. Entfernt man sich nun gar einige Stunden weit von der Stadt, so findet man, daß die Civilisation dahin noch ganz und gar nicht gedrungen ist. Der Araber unter seinem Zelte lebt nach wie vor und haßt die Christen ebenso wie früher, und wenn er sich enthält,

einen Ungläubigen zu tödten, um dafür das Paradies zu erlangen, so geschieht es nur aus Furcht vor dem strengen Gesetze. Die Franzosen hätten längst wie die Engländer in Nordamerika mit den Eingebornen verfahren sollen, nämlich dieselben zurückdrängen, dann wäre Algerien heutzutage ein ruhiges, nur von Europäern bewohntes und cultivirtes Land. Man wird dies vielleicht hart finden und barbarisch und mit den civilisirten Grundsätzen unserer Epoche nicht übereinstimmend. Vom Zimmer aus und von Weitem sind die Dinge jedoch ganz anders anzuschauen als in der Nähe, und nothwendigerweise wird es bis zum letzten Tage immer Völker geben, die zum Besten der allgemeinen Menschheit den andern Platz machen müssen. Vor allen Dingen sollten die Franzosen bis an den l'Ued Ssaura vorrücken und ihn mit allen seinen Nebenflüssen nehmen, was auch die Unterwerfung Tuats zur Folge haben würde. Denn von hier aus werden ihnen die meisten Ränke und Umtriebe geschmiedet, und so lange sie nicht diese natürliche Grenze innehaben, ist im Süden der Provinz Oran an keinen dauerhaften Frieden zu denken."

Ueber Karsas kam der Reisende nach Tuat. Unter den kleinen Reiseabenteuern ist ein Scorpionenstich zu erwähnen. „In der letzten Nacht hatte ich das Unglück, von einem Scorpion in den rechten Zeigefinger gestochen zu werden. Der Schmerz erweckte mich glücklicherweise sogleich und mein Erstes war, die kleine Stichwunde mit dem Munde so tief auszusaugen, wie ich nur konnte, bis mir dann mein Bursche aus meinem Ziegenfell, in welchem sich meine Medicamente befinden, mein Ammoniakfläschchen hervorholte, mit welcher Flüssigkeit ich noch die Wunde auswusch. So hatte dieser Stich keine üblen Folgen, nur blieb am folgenden Tage etwas Geschwulst und Steifheit im Finger, die jedoch am dritten Tage sich verzog. Beim Scorpionstich ist sonst das beste Mittel, den Scorpion selbst zu ergreifen, ihn auf der Wunde zu erdrücken, und zu zerreiben — dieses Verfahren wenden die Araber an — oder auch wie in Italien, immer etwas Scorpionöl vorräthig zu haben, welches man bereitet, indem man Scorpione in Oel maceriren läßt." In der Wüste sah der Verfasser ein schönes Zodiakallicht und viele Sternschnuppen, niemals aber eine Luftspiegelung. Tuat ist ein großer Oasencomplex, der aber nicht soviel Lebensmittel erzeugt, als die zahlreiche Bevölkerung bedarf, daher Hunger und Krankheiten hier sehr häufig sind. Hier herrscht Hadj Abd-el-Kader, der den Reisenden sehr gut aufnahm, ihm aber selbst von der unsichern und gefährlichen Reise nach Timbuctu abrieth. „Dieser außerordentliche Mann, dessen Name jetzt schon in der Legende ist, — denn unzählbare Gesänge feiern seine Heldenthaten — ist das Haupt der Uled Bu-Humo, obgleich er nicht unter ihnen wohnt, sondern seinen Sitz, sowie auch seine Brüder, im Hauptorte Ain-Salahs, dem Ksor el-Arb, hat. Obgleich der Zweite der Familie — denn Hadj Mohammed ist mehr als 5 Jahre älter — zeichnete er sich durch geistige Ueberlegenheit aus und die berüchtigten Uled Bu-Humo erwählten ihn zu ihrem Chef. Damit ist er denn zugleich Haupt von ganz Tidikelt und man kann sagen der ganzen nördlichen Centralwüste, denn alle Tuareg, wenn sie ihm auch nicht gehorchen, fürchten ihn."

Vom Sittenzustand Folgendes. „Man hat behaupten wollen, daß bei den Mohammedanern die öffentliche Prostitution bei weitem nicht so ausgebreitet sey wie in den christlichen Ländern, weil Mohammed seinen Anhängern vier Frauen zu heirathen und außerdem noch so viele Sclavinnen zu halten gestattet, als es die Vermögensumstände erlauben. In der That trifft man daher selbst in den großen Volkscentren äußerst selten Bordelle und von allen Marokkanischen Städten hat nur Mikenes solche, wer aber tiefer ins mohammedanische Leben eingeweiht wird, sieht mit Entsetzen, daß die Hälfte der unverheiratheten Weiber sich prostituirt. Durch die Leichtigkeit nämlich, mit der sich der Muselmann unter dem nichtigsten Vorwande von seiner Frau scheiden kann, gibt es in jedem Dorfe, so klein es seyn mag, eine große Anzahl von Hadjela oder geschiedenen Weibern, die sich ohne Scheu jedem preisgeben. Der unbemittelte Mohammedaner, der nicht zwei oder mehrere Weiber heirathen oder gar Sclavinnen kaufen kann, entschädigt sich damit, daß er ein Weib nach dem andern heirathet. So kommt es vor, daß ein Mann fünf bis sechs Frauen nach einander heirathet und verstößt; namentlich wenn er keine Kinder mit ihnen erzeugt, wird die Unfruchtbarkeit immer den Frauen in die Schuhe geschoben und ist ein guter Vorwand zur Ehescheidung. Manchmal verheirathen sich auch die geschiedenen Frauen wieder und so gibt es Kinder, die in einem Hause ihren Vater und eine ihnen fremde Mutter, in dem andern ihre Mutter und einen ihnen fremden Vater haben. Ein Beispiel ist Hamed, der älteste Sohn des Hadj Abd-el-Kader uld Bu-Guda in Ain-Salah. Man kann sich denken, wie zerrüttend diese auf den gesellschaftlichen Zustand einwirkt. Unsere europäischen Reisenden werden freilich selten dergleichen gewahr, wer aber wie ich als Muselmann selbst betrachtet und in alle häuslichen Sitten und Gebräuche ohne Scheu zugelassen wird, erblickt die Dinge mit

andern Augen. Wenn daher die modernen Lobredner der Araber behauptet haben, bei den Christen sey die Prostitution größer als bei den Mohammedanern, und dabei auf die Bordelle der christlichen Großstädte hinweisen, dann bitte ich sie, nur nach den Hadjela der Mohammedaner zu fragen, die man im kleinsten Duar, im kleinsten Ksor antrifft und die in keiner Hinsicht zurückhaltender sind als bei uns die öffentlichen Frauenzimmer."

Von der Nahrung. „Die Heuschrecke, eine der auch in Deutschland vorkommenden größern Arten, gab uns einen erwünschten Zuwachs für unsere Küche. Man ißt sie auf Kohlen geröstet, mit etwas Pfeffer und Salz bestreut, nachdem Kopf, Eingeweide und Flügel entfernt worden. So zugerichtet geben sie ein schmackhaftes Essen, man kann sich jedoch denken, daß Tausende von Heuschrecken dazu gehören, um einen hungrigen Magen zu füllen. Die Tuareg pflegen deshalb auch eine andere Procedur anzuwenden, sie rösten sie, stoßen sie zu Pulver und mischen dies Pulver mit Dattelmehl; ob dies indeß ein für einen Europäer genießbares Essen abgibt, kann ich nicht sagen, denn obgleich mich die Vettern Sidi Ottmann's häufig einluden, an ihrem Heuschreckenmahl Theil zu nehmen, konnte ich mich doch nicht überwinden, es zu kosten. Geröstete Heuschrecken habe ich dagegen häufig gegessen und ich kann sagen, daß sie genießbar sind, und bin der Ueberzeugung, daß, wenn die Franzosen erst directe und schnelle Communication mit der großen Wüste haben, die Heuschrecken als ein Leckerbissen auf den Speisekarten Chevet's figuriren werden."

Die Reise von Tuat nach Tripolis durch ganz ähnliche Oasen bot auch nur ähnliche Verhältnisse dar. Die Hauptstation unterwegs war die Handelstadt Rhadames. Von hier über das Gebirge von Tripolis stieß Herr Rohlfs noch auf Troglodytendörfer und auf größere und schöne römische Ruinen. „Die große Mehrzahl der Bewohner Siutan's wohnen in Höhlen, doch gibt es auch einige Dörfer; ganz Siutan hat über 50 Dörfer, theils über, theils unter der Erde. Die Gegend ist gut angebaut, das Land fruchtbar." Von hier aus stieg der Verfasser das Gebirge hinab in gut bebautes Land. „Der Schantat war Geschäfte halber zurückgeblieben und so kam es, daß ich und die Leute, die von Tidikelt her den ganzen Weg mit mir gemacht hatten, einen falschen Weg einschlugen. Das hatte jedoch das Gute, daß es uns einer römischen Ruine zuführte, die sowohl wegen der gut erhaltenen Säulencapitäler im rein korinthischen Style als auch der ganzen Anlage wegen wirklich merkwürdig war. Es mußte wohl jedenfalls ein Tempel gewesen seyn, was auch die runde Form des Gebäudes schon anzudeuten schien. Leider hatten die Eingebornen eine Menge der Säulen ausgehöhlt und benutzten sie, um Oliven zu zerquetschen. Die ganze Gegend ist überhaupt reich an römischen Bauüberresten und wäre wohl werth, in dieser Beziehung von Alterthumsforschern gehörig untersucht zu werden." Das Land in der Nähe von Tripolis ist fruchtbar, jedoch wenig angebaut. Das ganze schöne und reiche Nordafrika ist leider überall noch alter Barbarei und Mißregierung verfallen und die Franzosen haben nur wieder bewiesen, daß sie zu colonisiren nicht verstehen.

Der von Herrn Rohlfs S. 85 ausgesprochene Gedanke, nur ein gänzliches Ausrottungssystem könne in Nordafrika helfen, verdient Beachtung. Man hat sich aus dem Gesichtspunkt der Humanität über die schreckliche Wahrheit getäuscht, daß es in der That unverbesserliche Bestandtheile der Menschheit gibt, welche auszurotten das einzig Zweckmäßige ist. Kann man es den Yankees verdenken, daß sie dieses grausame System auf die Rothhäute anwenden, wenn diese Jahr aus Jahr ein in die Dörfer der Weißen fallen und alles grausam ermorden? Mit einem einzigen, wenn auch immerhin grausamen Völkermorde wird auf einmal eine Unnatur abgeschnitten, die sich sonst Jahrhunderte fortpflanzen und immer neue Gewaltthaten, immer neues Elend gebären würde. Unsere Vorfahren haben einst in den Grenzprovinzen des römischen Reichs die gänzlich verdorbene Römerrace ausgetilgt und haben wohl daran gethan. Wenn sie es nicht gethan hätten, würde ganz Süddeutschland von der Donau bis zu den Alpen heute nicht von Deutschen bewohnt seyn, würde hier die deutsche Sprache nicht herrschen, sondern hätten wir hier ein halbromanisches Mischlingsvolk. Unsere Vorfahren waren unendlich praktischer, als wir es sind. Sie hielten auf ihre Race und dachten, unsere Kinder zu versorgen ist besser, als Großmuth üben gegen eine fremde verdorbene Race. Solange man noch Platz neben einander hat, schadet die Humanität nichts; wenn aber die bisher herrschende edlere Race durch eine schlechtere, nichtswürdige in ihrem Fortkommen beengt und genirt wird, dann müßte sie jeglicher Energie, jeglichem Racestolz und jeglichen Pflichtgefühls für ihre Kinder entbehren, wenn sie sich nicht Platz machte.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, N° 21. 11. März 1868.

Kirchengeschichte.

Die Errettung der evang. lutherischen Kirche in Preußen von 1817 — 1845. Den Gemeinden erzählt von J. Nagel, Pastor. 1867. In Commission bei Deichert in Erlangen.

Diese kleine Schrift gibt die detaillirtesten Nachrichten über die Verfolgung der Lutheraner in Preußen. Wenn es auch unerfreulich ist, an solche Vorgänge erinnert zu werden, so kann man doch mancherlei daraus lernen, und grade in unserer Zeit, in welcher von mancher pastoralischen Seite her der Unionseifer wieder angestrengt werden will, wird es nicht überflüssig seyn, aus alten Erfahrungen zu lernen, wie derselbe das Ziel verfehlt, wenn er die Grenzen der Gerechtigkeit und Billigkeit überschreitet.

Wer sollte nicht für die Union seyn? Eine Union in der Liebe ist besser, als ein Kampf auf Tod und Leben für Glaubenssätze. Wenn dieser Kampf innerhalb derselben Nation entbrennt, so ist das Uebel um so schlimmer, denn die Brüder seyn sollten, werden Feinde und schließen Bündnisse mit dem hohnlachenden Ausland gegen das eigene unglückliche Vaterland. Aus diesem Gesichtspunkt aber wird die Union zwischen Lutheranern und Reformirten noch lange nicht genügen. Man müßte sich auch mit den Katholiken vereinigen, wenn die große deutsche Nation wirklich wieder die Wohlthat der Glaubenseinheit genießen wollte.

Wir halten für möglich, daß es noch einmal dahin kommt, wie unglaublich es auch den heutigen Parteien scheinen mag. Wir halten uns an die nicht zu bestreitende Wahrheit, daß im Beginn des 16. Jahrhunderts nur eine Reformation der gesammten Kirche nöthig geworden war, nicht aber eine Kirchentrennung, nicht die Stiftung ganz neuer Kirchen. Die Trennung wurde einzig durch die weltliche Politik herbeigeführt, indem es im Interesse herrschender Dynastien lag, die Unterthanen ihres Territoriums nicht nur staatlich, sondern auch kirchlich zu isoliren, daß sie fortan durch Dick und Dünn, in den Himmel, oder in die Hölle mit ihrem Fürsten gehen mußten. Wenn etwa sächsische, welfische, pfälzische Unterthanen sich erinnern sollten, daß sie vor allem Kaiser und Reich Gehorsam schuldig seyen und wenn sie demzufolge dem Kaiser mehr als ihrem Landesfürsten treu bleiben wollten, so gab es kein sichereres Mittel, sie davon abzubringen, sie ausschließlich ihrem Landesfürsten zu verpflichten und gegen ihren rechtmäßigen Kaiser in die Waffen zu rufen, als die Glaubenstrennung. Der Sachse, der als Deutscher seinem Kaiser Treue schuldig war, durfte als Lutheraner gegen ihn kämpfen, denn der Kaiser war ja ein Katholik. Auch der Unterschied des calvinischen vom lutherischen Bekenntniß hätte nicht so weit durchgreifen können, wenn nicht die rivalisirende Fürstenpolitik ihn großgezogen hätte. Die weltliche Politik der Dynastien war damals übermächtig und zerriß das große Reich der deutschen Nation in demselben Maaß und zu demselben Zweck, wie sie die Kirche zerriß. Aus dieser welthistorischen Thatsache läßt sich nun sehr einfach der Schluß ziehen, daß mit den Ursachen auch die Wirkungen aufhören können, ja vielleicht müssen, d. h. daß man zur Glaubenseinheit zurückstreben und endlich zurückkehren wird, sobald die vielköpfige Fürstenwirthschaft und mit ihr die Rivalität der Dynastien ihr Ende wird erreicht haben.

Bis dahin wird man warten müssen.

Die Bemühungen des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms III., wenigstens die alte Zwietracht zwischen Lutheranern und Reformirten auszugleichen, waren vollkommen berechtigt, nur ein wenig verfrüht, in Bezug auf das nationale Interesse einseitig und unbefrie-

digend, weil die Katholiken nicht beigezogen wurden, endlich auch auf eine ungeschickte Weise, nämlich mit roher Gewalt durchgeführt. Eine Glaubenseinheit läßt sich bei den germanischen und romanischen Völkern nicht durchführen wie in Rußland. Das Experiment, welches der Kaiserin Katharina II. und dem Kaiser Nicolaus I. gelang, hätte Friedrich Wilhelm III. nicht versuchen sollen. Es führte nur dahin, daß man statt zweier Kirchen deren drei bekam, nämlich zu den unirten reformirten und lutherischen Kirchen noch eine nicht unirte der Lutheraner.

Herr Nagel stellt sich in seiner Schrift auf den allerengsten altlutherischen Standpunkt. Er schwimmt in der Arche seines Altlutherthums in Deutschland herum wie Noah in der Sündfluth. Wer da weiß, wie manches lutherische Dogma in den Stürmen und Conflicten der Zeit unter dem Einfluß der weltlichen Fürstenpolitik entstanden oder modificirt worden ist, vermag sich auf einen so beschränkten Standpunkt nicht zu stellen. Auf der andern Seite ist auch nicht thunlich und schicklich, sich auf den Standpunkt der evangelical alliance und des Christianismus vagus zu stellen. Denn auch in diesem Falle würde man den Fehler begehen, die Religion der Politik zu opfern. Es ist ganz einerlei, ob man die Kirchen gewaltsam theilt, um sie mehr als einer Politik dienstbar zu machen, oder ob man scharf getrennte Kirchen wieder nur aus einer politischen Rücksicht verschmelzen will. Für wie nöthig wir die nationale Einheit erachten, können wir doch erkünstelten Unionen das Wort nicht reden.

Die Details, die in dem vorliegenden Schriftchen von der Treue und Opferfreudigkeit der lutherischen Pastoren und Gemeinden erzählt werden, sind rührend, die Geschichte der Verfolgung selbst widerwärtig und empörend. Diese Darstellungen hätten noch interessanter werden können, wenn der Verfasser den Blick nach dem damaligen Berlin gewendet und das fluchwürdige Cultministerium Altenstein näher charakterisirt hätte. Dieser Altenstein und die Hofpfaffen, unter denen Eylert sich den schmählichsten Namen machte, erfrechten sich, die gläubigen Lutheraner, hauptsächlich in Schlesien und Pommern, zu verfolgen, die frömmsten und treuesten Seelenhirten einzukerkern oder mit tausenden ihrer Anhänger zur Auswanderung zu zwingen, nicht als ob sie etwa wunderliche Sektirer gewesen wären, sondern nur, weil sie dem Glauben ihrer Väter, dem Glauben, der bisher im ganzen Lande zu Recht bestand, treu bleiben wollten. Die Verfolgten allein waren in ihrem Recht und das Unrecht war allein auf Seite der Verfolger, die ihnen einen neuen Glauben aufzwingen wollten, blos auf Befehl der weltlichen Regierung und ohne daß auch nur eine zuständige Landessynode befragt worden wäre. Und diesen Eingriff in Glauben und Gewissen des loyalen Volkes that dasselbe Ministerium, welches zugleich auf allen Universitäten, Gymnasien und Schullehrerseminaren den offensten Unglauben, die Philosophie Hegels, eine durch und durch antichristliche Selbstvergötterungslehre, die frivolste Religionsspötterei in der Form des seichten Rationalismus eines Gesenius und Wegscheider und den kirchenstürmenden Wahnsinn des preußischen Generaloberschulmeisters Diesterweg begünstigte und bei Anstellungen bevorzugte.

Der König hatte schon im Jahre 1798 die Ausgleichung der lutherischen und reformirten Kirche ins Auge gefaßt, aber erst nach den großen Befreiungskriegen, in denen die ganze Nation ein Geist durchdrungen hatte, schien ihm die Zeit gekommen zu seyn, die Union der beiden Confessionen zu verwirklichen. Aus Anlaß des Reformationsfestes von 1817 kündigte er seinen Vorsatz an und ließ in Potsdam die bisherigen reformirten und lutherischen Hof- und Garnisonsgemeinden zum erstenmal das Abendmahl gemeinschaftlich nehmen. Nachdem er unter dem Beistand seiner geistlichen Höflinge die neue Agende ausgearbeitet hatte, führte er sie im Jahr 1821 in der Berliner Hof- und Domgemeinde einfach durch Cabinetsbefehl ein, ohne daß in einem so wichtigen Falle eine Synode oder ein Consistorium gefragt worden wäre. Der Verfasser des vorliegenden Buchs bemerkt sehr wahr, der damals vorherrschende Rationalismus und Unglaube habe keinerlei Bedenken darüber gehabt, daß ein bloßer Cabinetsbefehl den Glauben vorschreiben dürfe, sondern nur darüber, daß in der Agende noch viel zu viel Glauben enthalten sey. Im Jahr 1830 feierte man das Jubeljahr der Augsburgischen Confession und die Consistorien und Superintendenten im ganzen Lande erhielten nunmehr den Befehl, daß in den Gemeinden beim Abendmahl das Brodbrechen als Zeichen des Beitritts zur Union eingeführt und daß die Namen „lutherisch" und „reformirt" abgeschafft und dafür evangelisch gesetzt würde. Im folgenden Jahr wurde bereits Strafe darauf gesetzt, wenn ein Prediger oder eine Gemeinde die Union nicht annehme.

Unter den einzelnen Scenen der Verfolgung heben wir eine vom Jahr 1834 hervor. Ein lutherischer Pfarrer, Namens Kellner, der die Agende nicht annehmen wollte, war gewaltsam aus seiner Gemeinde entfernt und ins Gefängniß geworfen worden. „Wie ging es nun der ihres Hirten in Hönigern beraubten Gemeinde? Sie blieben allen Aufforderungen und acht

Commissionen gegenüber dabei, sie könnten unmöglich ihre lutherische Kirche der Union selbst überliefern. Wolle man sie mit Gewalt nehmen, so könnten sie's nicht ändern. Auf dringende Bittschriften, die sie einreichten, versicherte man ihnen unermüdlich, sie sollten auch bei der neuen Agende lutherisch bleiben. Sie konnten es nicht glauben. Tag und Nacht waren von nun an Gemeindeglieder um die Kirche versammelt. Konnten sie es auch nicht hindern, daß ihr Gotteshaus ihnen gewaltsam weggenommen wurde, so sollte doch niemand heimlich als ein Dieb einsteigen. Um auch jeden Schein von Widersetzlichkeit zu vermeiden, ließen sie ihre Stöcke draußen im Felde und brachten nur ihre Gesangbücher zu unaufhörlichem Gesang mit. Die Obrigkeit sah es für Aufruhr an. Am 23. December rückten 500 Mann (Infanterie, Husaren, Kürassire) in Hönigern ein. Am folgenden Tage früh 5 Uhr umzingelten sie die Kirche. Die Infanterie lud vor den Augen der Versammelten; ein Gewehr ging aus Versehen los und die Kugel drang durch die Fensterscheibe in die Emporbühne der Kirche ein. Dann rückte das Militär mit Kolben und flachen Klingen gegen die etwa 200 Gemeindeglieder vor. Niemand hob einen Finger zur Gegenwehr auf; alle flohen auseinander. Die aus andern Dörfern da waren, wollten nach Hause eilen. Aber die Cavallerie setzt ihnen nach, sprengt ihnen vor und weist sie mit Säbelhieben zurück; viele stürzen nieder, ihre Mäntel werden zerrissen, und alles flüchtet nun in das Innere des Dorfs. Aber die Cavallerie verfolgte sie über die Gartenzäune und in die Höfe hinein; die Infanterie schlug viele aus Stuben, Kammern, Heuböden wieder heraus. Dabei gings nicht ohne Beulen und leichte Verwundungen ab. Einzelne ungehörige Redensarten Seitens der Gemeinde kamen vor; eine Anzahl wurden ins Gefängniß gebracht; die meisten aber bald wieder entlassen, weil sie nichts verbrochen hatten. Die Einquartierung wurde so vertheilt, daß die, welche für die neue Agende waren, gar keine bekamen, die eifrigsten Lutheraner die meisten, bis zu 20 Mann.

Am ersten Weihnachtstag war Kirchenparade. Die Soldaten hatten scharfe Patronen. Im Altar stand Consistorialrath Hahn, Superintendent Keitsch und der neue Pastor, Bauch. Der Superintendent überreichte dem Pastor die neue Agende. Dieser beschwerte sich in seiner Predigt, daß ihm die Gemeinde so wenig Liebe erweise, ja übles nachrede, da er doch an ihren Erlebnissen keine Schuld trage und nur den königlichen Befehlen nachkomme. Die wenigen anwesenden Gemeindeglieder weinten. Am zweiten Feiertag und am folgenden Sonntag mehrte sich der Kirchenbesuch. Die einquartierten Soldaten hatten den Leuten unverholen gesagt: wir können nicht eher wieder abmarschiren, als bis wieder Ordnung im Kirchenbesuch ist. Nach sechs Tagen verließen sie die Gegend. Sämmtliche Gefangene, auch die seit Michaelis eingesperrten acht Deputirten, die sich durchaus für die neue Agende unterschreiben sollten, wurden ohne Bedingung entlassen.

Als ein Zeugniß, welche Nachrichten dem König über diese Vorgänge gegeben wurden, mag der Anfang der Cabinetsordre, welche der König unterm 7. Febr. 1835 an die Gemeinde richtete, hier Platz finden. „Ihr habt Euch schwer verschuldet. Ermahnungen, Erklärungen und zuletzt Drohungen, Monate hindurch fortgesetzt, sind fruchtlos angewendet worden, euch auf den gesetzlichen Weg der Ordnung und des Gehorsams zurückzuführen; selbst der leider zur Nothwendigkeit gewordenen Militärgewalt habt ihr euch zu widersetzen gewagt. Euer Verbrechen würde die schwersten Strafen nach sich ziehen, wenn Ich das Gesetz walten ließe; aber Ich will Euch als Verführte ansehen u. s. w.'

So ist in Hönigern die Union eingeführt worden im Jahre 1834. Man kann darüber klagen. Aber der Segen ist nicht ausgeblieben. Grade diese gewaltsame Einführung hat vielen im Inlande und im Auslande die Augen geöffnet und ans Licht gebracht, was von dem neuen Werk der Liebe zu halten sey. Offenbar ist es hier geworden, daß der Zweck der neuen Agende nicht der war, daß die Gemeinden zum alten Glauben zurückgeführt würden. Denn diese Gemeinde brauchte eine alte treffliche Agende. Es galt die Union, und weil diese innerlich nicht Macht hatte sich Bahn zu brechen, so ward sie gerüstet mit Kolben und Klingen — nicht zum Schaden, sondern zum köstlichen Gewinn für die lutherische Kirche."

Hier hat man zugleich eine Probe von der ganzen Auffassungsweise des Verfassers. Die Kirchenstürmerei beschränkte sich nicht blos auf Hönigern, sondern dehnte sich auch auf noch mehr Kirchen aus. Den vornehmsten Rang unter den schlesischen Predigern, welche damals die ungerechte Verfolgung traf, nahm der ehrwürdige Scheibel in Breslau ein. Wie höhnisch, schändlich dieser Ehrenmann vom Bischof Eylert in Berlin, der leider das Ohr des Königs hatte, behandelt wurde, muß man in Gerd Eilers „Wanderungen durch's Leben" nachlesen.

Scheibel hatte in Breslau treue Freunde an dem berühmten Philosophen Steffens, dem man nichts Uebles anthun wollte, den man aber von seiner Seite riß, indem man ihn in eine höhere Stellung nach Berlin versetzte, und den ausgezeichneten Juristen Huschke. Auch eine Gräfin Henkel von Donnersmarck hatte seinetwegen

zu leiden. Unter den Pastoren auf dem Lande, die ins Gefängniß wandern mußten, zeichnete sich Berger aus, der dem schlesischen Oberpräsidenten von Merkel, als ihn dieser ermahnte, dem Befehl des Königs zu gehorchen, die Frage stellte: „Ob Seine Majestät ihn, wenn er seiner Ueberzeugung untreu würde, am jüngsten Tage, vor Gottes Thron würde vertreten können?" Von den verhafteten Predigern entkamen mehrere und zogen heimlich auf dem Lande umher, um in den verwaisten Gemeinden die Sakramente zu ertheilen und die Seelsorge zu üben. Es werden hier viele anziehende Abenteuer von diesen frommen Flüchtlingen erzählt.

Mit den Gemeinden ging man brutal um; wenn sie nicht der Staatsbehörde gehorchten, setzte man die armen Leute gefangen, oder legte ihnen Soldaten ins Haus oder strafte sie um vieles Geld, bis sie entweder ihrem Glauben abschworen oder auswanderten. Minister Altenstein beging dabei die Perfidie, keiner Gemeinde die Auswanderung zu erlauben, sie nehme denn ihren verfolgten Pastor mit. Dadurch wurden die versteckten Pastoren gezwungen, sichtbar zu werden und als Hirten mit ihren Schäflein abzuziehen, und Altenstein wurde sie los. In der Noth tauften viele ihrer Pastoren beraubte Lutheraner ihre Kinder selbst, was aber streng bestraft wurde. „In Langmeil, einem Dorf in der Züllichower Gegend, wurde einem Lutheraner ein Kind geboren. Er war bereit, es von dem unirten Pastor taufen zu lassen, wenn dieser es nach der alten Agende thun wollte. Der Pastor ging auf den Vorschlag nicht ein, sondern nahm sich den Schulzen und den Richter zur Begleitung und begab sich in das Haus, wo der Lutheraner wohnte. Dort nahm der Richter das Kind weg, während die Mutter von dem Schulzen gehalten wurde; es wurde zur Kirche gebracht und dort nach der neuen Agende getauft. Am auffallendsten war, was in derselben Gegend gegen zwei Eltern, die ihre Kinder von der Schule zurückhielten, gethan wurde. Sie hießen Kuchel und Thiel und hatten sich bereits von der unirten Kirche losgesagt. Da sagte der Lehrer ihrer Kinder in der Schule: ‚Ihr Kinder, den alten lutherischen Katechismus könnt ihr Luthern zurückschicken, wir haben jetzt andere Bücher, die besser und schöner sind, als die lutherischen Schriften.' Zu diesem Lehrer wollten sie ihre Kinder nicht mehr schicken. Der Bürgermeister ließ sie zunächst 24 Stunden einsperren und gab ihnen die Drohung mit, sie ins Tollhaus bringen zu lassen, wenn sie nicht andern Sinnes würden. Aber weder die Haft noch die Drohung änderte ihre Meinung. Da wurde beiden Eltern je ein Vormund gesetzt, welcher für Erziehung und Schulbesuch der Kinder sorgen sollte, — ein Verfahren, das sonst nur gegen Wahnsinnige beobachtet zu werden pflegte. Beide sollten außerdem je 50 Thaler hergeben, um die Erziehungskosten ihrer eigenen Kinder zu bestreiten. Da sie nichts hatten, wurden sie ganz ausgepfändet. Aber es reichte noch nicht. Etwa nach Jahresfrist war Kuchel wieder so weit, daß er sich eine Ziege anschaffen konnte. Aber sie war noch nicht lange im Stall, als sie schon wieder zur Vervollständigung der 50 Thaler herausgeholt wurde. Dem Thiele, dem von seinem Vater ein Haus verschrieben war, nahm man die Verschreibung weg, verkaufte das Haus, aus dessen Erlös sofort 50 Thaler zurückbehalten wurden."

Große Ehre machte es dem preußischen Richterstande, daß er seine Zustimmung zu diesen Dragonaden und Quälereien nicht geben wollte und sich gegen die Zweizüngigkeit des Minister Altenstein erklärte, der mit einem abgefeimten, diabolischen Hohn immer versicherte, es werde kein Zwang ausgeübt, es stünde ja jedem frei, sich für oder wider die Agende zu entscheiden.

Die Verfolgung hörte erst auf, als der alte König starb. Friedrich Wilhelm IV. ließ sogleich alle noch gefangen gehaltenen Pastoren frei und gab sie ihren Gemeinden zurück. Scheibel war in Nürnberg gestorben, wo er unter dem katholischen König Ludwig von Bayern ein Asyl gefunden hatte, nachdem ihn die herzlosen Rationalisten aus Sachsen und Thüringen, wie aus Preußen vertrieben hatten. Da nun aber in Preußen die Union bereits überall durchgesetzt war, blieb den strengen Lutheranern nichts übrig, als eine neue, nicht unirte lutherische Kirche zu gründen. Dies geschah in einer ersten Generalsynode zu Breslau am 17. October 1841, wobei erst nur 19 Gemeinden vertreten waren. Als aber der Glaubenszwang mit der vorigen Regierung sein Ende erreicht hatte und sich niemand mehr zu ängstigen brauchte, traten auch eine Menge Gemeinden und Individuen aus der Unionskirche wieder aus und der König ertheilte am 23. Juli 1845 diesen so lange geplagten, dankbaren und loyalen Unterthanen die bekannte „allerhöchste Generalconcession für die von der Gemeinschaft der evangelischen Landeskirche sich getrennt haltenden Lutheraner," die freie Religionsübung gewährte.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, N° 22. 14. März 1868.

Geschichte.

Der Riga'sche Kalenderstreit am Ende des 16. Jahrhunderts. Von Friedrich Dſirne, Pastor zu Nord-Catharinenstadt a. d. Wolga. Riga, Häker, 1867.

Die ältere Darstellung dieses Streites von Benjamin Bergmann ist äußerst selten geworden, daher die vorliegende sehr gründliche und trefflich geschriebene Arbeit allen Dank verdient. Der Streit selbst ist ungemein lehrreich. Man kann daraus wieder einmal sonnenklar erkennen, wie unvernünftig der Streit zwischen Katholiken und Protestanten, Deutschen, Polen und Schweden gegenüber dem übermächtig vorschreitenden Rußland schon vor 300 Jahren war und es heute noch immer ist. Die damals noch in tiefer Barbarei versunkenen Moskowiter gediehen zu ihrer Macht und Größe lediglich durch jene Unvernunft der civilisirten Völker Europas, die einander beständig in den Haaren lagen, anstatt gegen das riesengroß anwachsende Asien zusammenzuhalten.

Die Ostseeprovinzen waren seit dem 13. Jahrhundert durch zwei ruhmwürdige Corporationen, die bürgerliche Hansa und den deutschen Ritterorden, christianisirt und germanisirt, dem einigen Reich und der einigen Kirche der Deutschen gewonnen worden. Was die Corporationen leisteten, geschah zur Ehre und zum Vortheil des deutschen Reichs. Den Corporationen, als den organischen Gliedern des Reichs, waren aber die dynastischen Interessen der nach Souveränetät trachtenden und heimlich und öffentlich gegen den Kaiser rebellirenden Reichsfürsten diametral entgegengesetzt. Durch eine Verschwörung gottloser norddeutscher Fürsten im Bunde mit Dänemark wurde die ruhmreiche Hansa argliftig erst mit sich selbst entzweit, dann mit Gewalt geschwächt und die Ostsee den Schweden und Dänen, später den Russen, die Nordsee den burgundischen Herzogen, später den Spaniern preisgegeben. Eine der schwersten Sünden, die an der deutschen Nation durch ihre eigenen Fürsten begangen worden sind. Durch sie wurden uns die Meere verschlossen, die wir einst beherrscht hatten, und das große Colonisationssystem gehemmt, das so glücklich begonnen hatte. Von der Hansa nicht mehr unterstützt, machtlos zur See, ohne Zufuhr aus Deutschland zur See, und zu Lande durch Polen von Deutschland gleichsam abgesperrt, wurde der deutsche Orden in Livland immer mehr isolirt, und erhielt von Deutschland aus keinen Nachschub der Colonisation und keine bewaffnete Hülfe mehr, überhaupt nichts Gutes, während alles Böse, was der innere Zerfall des deutschen Reichs gebar, nur zuviel Eingang in jenen Ostseeprovinzen fand. Der deutsche Orden entartete, die Ritter versanken in Luxus und Völlerei und tyrannisirten den Landadel und das Landvolk, die daher geneigt wurden, da ihnen das Reich nicht half, Schutz bei den Königen von Polen zu suchen. Die reichen und stolzen Bürger, namentlich in Riga, sahen sich von der Hansa nicht mehr unterstützt, verloren dadurch auch den alten Zusammenhang mit dem deutschen Reich, trotzten fortan nur auf die eigene Kraft und bekehrten sich schnell zum Lutherthum, da sie fast beständig mit dem Klerus, namentlich dem Erzbischof von Riga, in Streit gelegen hatten. Sofern Kaiser und Reich der Deutschen nichts mehr für die Ostseeprovinzen thaten, sprach der Papst die Oberhoheit über sie an. Ohne Zweifel mit Recht, denn er war das große Interesse der abendländischen Kirche in jenen Grenzländern zu vertreten eben so befugt und verpflichtet, als der Kaiser es war, dort das deutsche Reichs- und Nationalinteresse zu vertreten. Er konnte aber dem Recht keinen Nachdruck geben, denn die unglückselige Rivalität zwischen Kaiser und Papst hatte das Ansehen des einen so sehr wie des andern geschwächt.

Die Reformation riß vollends alles aus den Fugen und im blutigen Haß und Streit der katholischen und protestantischen Parteien und der Dynastien, welche die Reformation nur zu ihrem Vortheil ausnutzten und im Trüben fischten, ging wie die große deutsche Nationaleinheit, so die der abendländischen Kirche verloren. Indem das Abendland sich selbst zerfleischte und auch die deutschen Ostseeprovinzen in die schreckliche Confusion des Westens hineingeriethen, erhoben sich zum erstenmal die Moskowiter unter ihrem Czaar Iwan Wassiliewicz dem Schrecklichen und verwandelten Livland, mit Ausnahme der festen Städte, durch Mord und Brand in eine Wüste. Die Chroniken schildern die damaligen Russen mit Pfeil und Bogen als wahre Wilde, unersättlich in Raub- und Blutgier und unmenschlich im Quälen, Martern und Morden, worin ihr Czaar selbst der größte Meister war. Gewiß war das ein welthistorischer Moment von größter Wichtigkeit, ein großer Wendepunkt der Zeiten.

Die europäische Menschheit hatte ihre Würde und ihren hohen Beruf vergessen, also war sie auch nicht mehr im Stande, ihren bisherigen edlen Organismus gegen die Elementargewalten rohester Barbarei zu schützen. Es lag eine tiefe Ironie des Schicksals darin, daß zu derselben Zeit, in welcher im höher civilisirten Europa das h. Kreuzeszeichen umgeworfen wurde, mit den ausgerissenen Armen desselben Fürsten und Völker sich herumschlugen und auf allen Schulen und Universitäten den aus dem Alterthum hergeholten Heidengötzen neue Tempel errichtet wurden, auch von dem bisher unbekannten Rußland her die Barbarei in Riesengröße sich aufrichtete, grimmig lachend die Zähne fletschte und in unsere Ostseeprovinzen hinein biß. Das ganze mächtige Europa hatte ja dem Moskowiter nichts mehr als eine Unvernunft entgegenzusetzen, die dessen Verhöhnung nur zu wohl verdiente. Auch durfte er ungestraft unsere deutschen Brüder an der Ostsee hinmorden, denn ihnen zu helfen fiel in Deutschland niemand ein. Hätte Gott nicht den tapfern Stephan Bathory gesendet, so würde der Russe sich damals schon in den Ostseeprovinzen festgesetzt haben. Stephan wurde König von Polen, nachdem Livland bereits kurz vorher dem Polenkönig Sigmund August gehuldigt hatte. Die Ordensländer waren in der Reformation zerrissen worden. Der Hochmeister Albrecht von Brandenburg machte sich zum erblichen Herzog in Preußen, der Landmeister Kettler in Livland wurde erblicher Herzog in Kurland. Livland kam unmittelbar unter Polen und erhielt einen Radziwill zum Statthalter, dem Lande aber wurde der lutherische Glaube und der Stadt Riga insbesondere ihr altes Recht zugesichert.

Beiläufig sey bemerkt, daß Kaiser Maximilian II. sich nur lächerlich machte, indem er gegen die Einverleibung des deutschen Reichslandes in das Königreich Polen protestirte, da er die papierne Protestation nicht mit dem gesammten Heerbann der deutschen Nation zu unterstützen vermochte und nicht einen Mann stellte. Auch wäre ein Krieg des deutschen Reichs gegen Stephan ganz unsinnig gewesen, da dieser eben ein starkes Bollwerk gegen die Moskowiter aufgerichtet hatte. Gegen diesen zusammenzuhalten, war das dringende Interesse der Deutschen wie der Polen. Die griechisch-russische Kirche nicht gegen Europa vordringen zu lassen, war die dringende Pflicht der Protestanten wie der Katholiken. Man konnte freilich damals noch nicht wissen, wie weit sich das russische Reich ausdehnen würde, allein der Einfall der Russen in Livland hätte den abendländischen Parteien ein Warnungszeichen seyn sollen.

Es war ein Fehler von polnischer Seite, den protestantischen Eifer in Livand herauszufordern, indem die katholischen Eiferer in Polen ohne alle Noth Jesuiten nach Riga schickten. Auf der andern Seite verlangten aber auch Gerechtigkeit und Klugheit, daß die Protestanten in Livland nicht zu schroff gegen den katholischen Polenkönig auftraten, denn sie selbst waren es gewesen, die seine wirksame Hülfe gegen die Russen nachgesucht und sich unter seinen Schutz begeben hatten. Volle Religionsfreiheit war ihnen zugesichert worden, ja der König hatte eingewilligt, daß das Erzbisthum Riga definitiv secularisirt wurde. Dagegen konnte nun doch der König nicht weniger verlangen, als daß den Katholiken auch eine Kirche in Riga eingeräumt werde. Auch die Zulassung einer Lehranstalt der Jesuiten in Riga war von Seiten eines katholischen Königs nicht zu viel verlangt, sofern er es mit Protestanten zu thun hatte, die ihm freiwillig gehuldigt hatten und denen er in Bezug auf ihre eigene freie Religionsübung nicht im geringsten zu nahe getreten war. Als der Mächtigere handelte er nur großmüthig, indem er volle Parität gewährte, er konnte sie aber auch verlangen. Auch bequemten sich die Rigaer, den Katholiken eine Kirche abzutreten, nur die Jesuitenschule machte böses Blut, der König hätte also nicht auf ihr bestehen sollen, wenn es ihm um Erhaltung des Friedens zu thun war. Sein Recht ließ sich nicht bestreiten, aber die Klugheit hätte ihm gebieten sollen, die Jesuiten zurückzuhalten und der eifrigen Partei in Polen, welche Livland wieder katholisch machen wollten, einen Zügel anzulegen. Namentlich im Hinblick auf das lutherische Schweden, welches bereit und auch stark genug war, um die lutherischen Ostseeprovinzen nöthigenfalls gegen eine katholische Ueberwältigung zu schützen.

Es werden hier den Jesuiten böse Dinge nachgesagt, wobei man freilich nicht weiß, wie weit der Parteigeist übertrieben hat. „Die Jesuiten sagten den Fischern, es gäbe nur deshalb so wenig Fische, weil die Rigaer vom rechten Glauben abgefallen seyen." Darauf „hätten sie die gefangenen Fische mit beigefügtem exorcismo und andern ceremoniis ganz lästerlich getauft und wieder lebendig ins Meer geworfen, damit sie daselbst Missionäre und andere Fische herbeiführen möchten." Dadurch seyen die Fischer angelockt worden.

Andrerseits wurde die protestantische Bevölkerung in Riga von einem Pastor Dahlen gegen die Jesuiten als gegen böse „Zauberer" fanatisirt. Der polnische Statthalter Radziwil wollte ihn bestrafen, aber die ganze Bürgerschaft stand dem Pastor zur Seite und drohte, das Haus der Jesuiten blutroth anzustreichen. Grade in diese Periode fiel die Einführung des gregorianischen Kalenders in Polen, im Jahre 1582. Der damalige Papst Gregor XIII. hatte die Verbesserung des Kalenders, die schöne Arbeit des Lilius, gutgeheißen und darnach im ganzen Kirchengebiet den Kalender zu ändern befohlen, d. h. statt des bisherigen s. g. julianischen (noch von Julius Cäsar herrührenden) fehlerhaften und astronomisch unrichtigen Kalenders den neuen gregorianischen (weil er dem Papst zu Ehren so genannt wurde), einzuführen. König Stephan Bathory nahm den neuen Kalender an und erwartete nichts anderes, als daß auch die Rigaer darauf eingehen würden, weil die Verbesserung notorisch war. Aber auch in vielen protestantischen Staaten des innern Deutschland sträubte sich der confessionelle Parteihaß, weil sie vom Papst herkam. Am unvernünftigsten, gleichsam stierwüthigsten geschah dies auf der Universität Tübingen. Solche Parteistimmungen verbreiten sich schnell, denn Leidenschaft und Dummheit sind gute Wärmeleiter. Die Rigaer wiesen also den neuen Kalender zurück. Der König hatte Geduld, beharrte aber auf der Verbesserung und erneuerte im Jahr 1584 den Befehl. Der Rath und auch die protestantische Geistlichkeit Rigas sahen ein, daß der König recht habe. Der Syndicus Welling, der Stadtvogt Tastius, der Hauptpastor Neuner vertraten die richtige Ansicht des Königs, nur Rector Möller opponirte heftig und haranguirte das Volk. Die Zünfte benutzten die Gelegenheit, den alten, ihnen zu aristokratischen Stadtrath um seinen moralischen Credit zu bringen und Gewählte aus ihrer Mitte an seine Stelle zu setzen. Dem Pöbel scheint man Plünderungen in Aussicht gestellt zu haben. Als Rath und Geistlichkeit das Neujahrsfest nach dem neuen Kalender feierten, blieben die Kirchen leer. Zwölf Tage später aber wurde das Fest nach dem alten Kalender vom fanatischen Volke nach Anleitung seiner Demagogen in den Kirchen auch ohne Geistliche mit Gesang gefeiert, worauf Möller in seiner Schule einen Religionsvortrag hielt. Als Möller vor den Rath gefordert und hier vorläufig in Haft genommen wurde, befreite ihn die Volksmasse, stürmte dann und demolirte die Wohnung Neuners und mißhandelte denselben jämmerlich, doch kam er mit dem Leben davon und wurde in Weiberkleidern aus der Stadt gerettet. Hierauf plünderte der Pöbel auch Wellings Wohnung und nur mit Noth entging Tastius demselben Schicksal.

Nun erst trat der Hauptdemagoge, der Advocat Martin Giese, aus dem Dunkel hervor und gelangte bald mit Hülfe des Pöbels zur unumschränkten Dictatur. Nach seinem Antrag wurde der Stadtrath abgesetzt und ein neuer aus den Zünften gewählt, wurde auch der neue Kalender abgeschafft, aber die polnische Oberhoheit wie bisher anerkannt, um dem König keinen Vorwand zur Execution zu geben. Der Cardinal hatte sich entfernt. Der edle Herzog Gotthard Ketteler von Kurland eilte nach Riga, um die Stadt zur Vernunft zu bringen und den Frieden zu erhalten, ein weiser und wohlwollender Herr, welcher sich Livlands immer väterlich angenommen hatte. Der freche Advocat wollte seine angemaßte Gewalt behaupten und hatte den Pöbel auf seiner Seite, der die friedlichen Bürger bereits terrorisirte, so konnte der gute Herzog nichts ausrichten. Der König war sehr ungehalten, wollte jedoch noch keine Gewalt gebrauchen, sondern hoffte durch Unterhandlungen die Ordnung herstellen zu können. Als diese aber nichts fruchteten, forderte er den Giese und dessen Werkzeug, Hans zum Brincken, vor sich, und erklärte sie in Acht, da sie nicht erschienen. Mit eherner Stirn trotzte Giese, bemächtigte sich seiner vornehmsten Gegner, Welling und Tastius, ließ sie unmenschlich foltern und dann köpfen (im Jahr 1586), und reiste darauf nach Schweden, um von dort Hülfe zu holen. Allein der König ließ sich nicht mit ihm ein, sondern beauftragte seinen Bruder, Herzog Karl, ihn anzuhören. Giese schimpfte zwar gewaltig über die Pfaffen, da er aber von keiner zuständigen Behörde in Livland eine schriftliche Vollmacht mitbrachte, die den König von Schweden hätte legitimiren können, unter dem Vorwand des Religionsschutzes Truppen nach Riga zu schicken, und da der Advocat, der gegen seinen eigenen König Verrätherei beging, auch für den König von Schweden keine treue Stütze zu werden versprach, fertigte ihn Herzog Karl nur spöttisch ab und gab ihm zu verstehen, die Pfaffen verdürben

zwar viel in der Welt, aber „die Schreiber" auch. So mußte Giese abziehen.

Unterdeß hatte König Stephan die Boten der Stadt Riga sehr ungnädig empfangen. „Der König fragte die Abgeordneten, ob sie die beiden Herren (Tastius und Welling) ‚von der Bürgerschaft gezwungen' hätten hinrichten lassen, da dieselben doch unschuldig gewesen seyen, oder ‚aus eigenem Willen?' Sie antworteten hierauf, daß die beiden Männer laut ihren Bekenntnissen gerichtet worden wären. Bürgermeister von Meppen war einer der unfreiwilligen Richter gewesen und ward nun von König Stephan gefragt: ‚Intelligis latine?' So viel verstand der gute Mann von der Sache, daß er mit Non antworten konnte. Da ergriff ihn aber der König voll Zorn bei den Haaren, zauste ihn tüchtig und schrie: ‚Ei so lern' es, so lern' es, bevor du Doctores köpfen läßest!' Diese väterliche Züchtigung — wenn auch von Königshand — trug dem alten Herrn fortan viel Hohn und ‚Verkleinerung' ein, sowohl daheim, als später in Deutschland." Aber der König starb noch in demselben Jahre und Polen war ein Wahlreich. Es mußte also ein neuer König gewählt werden.

Als Candidaten meldeten sich der deutsche Erzherzog Maximilian und der schwedische Prinz Sigismund. Der erstere konnte unter den damaligen Verhältnissen nicht durchdringen, weil die norddeutschen Fürsten einen Prinzen aus dem Hause Habsburg in ihrer Nähe nicht wollten mächtig werden lassen und selbst für das deutsche und protestantische Livland keine Sorge trugen. Giese hatte Angst vor dem schwedischen Prinzen, seitdem er in Stockholm so schlechte Geschäfte gemacht hatte und schickte eine Botschaft an den Erzherzog, um ihm seine Ergebenheit zu bezeugen. Das war aber dem Erzherzog in seiner Wahlangelegenheit mehr schädlich als nützlich. Vom deutschen Reich nicht unterstützt, fiel Maximilian bei der Wahl durch und der Schwede wurde König. Jetzt war Giese verloren. Er hatte in Stockholm, als er dort noch zur Geltung zu kommen hoffte, unvorsichtig mit dem großen Reichthum Rigas geprahlt und nun verlangte der neue König von der Stadt ein großes Anlehen. Das gefiel den wohlhabenden Bürgern schlecht und nur noch der gemeine Haufen hielt zu Giese. Dieser wagte nun noch das äußerste und verweigerte dem neuen König die Huldigung, wenn er nicht die katholische Kirche den Protestanten zurückgäbe und das neue Blockhaus, das er vor der Stadt hatte errichten lassen, schleifen lasse. Der König übereilte sich nicht, sondern wartete ruhig vom Jahr 1588, bis zum Sommer 1589, in der richtigen Voraussetzung, die wohlhabende und gemäßigte Bürgerclasse in Riga werde die Demagogenwirthschaft satt bekommen. Es war ihm darum zu thun, die Protestanten und Deutschen in Livland als solche zu schonen und einen gefährlichen Glaubens- und Racenkrieg zu vermeiden, daher auch so wenig Gewalt als möglich anzustrengen, um Riga wieder zur Ruhe zu bringen. Das gelang ihm nun auch, denn am 16. Juni 1589 in aller Frühe wurde die Stadt unvermerkt von polnischen Truppen besetzt. Giese hielt sich nicht für stark genug, sie wieder hinauszuwerfen, und machte von dem Ansehen, das er beim Volk genoß, nur noch Gebrauch, um zu unterhandeln. Nichts konnte der königlichen Partei erwünschter seyn, um Blutvergießen und Aufsehen in Europa zu vermeiden. Man schloß also einen Waffenstillstand, durch welchen Giese factisch die Alleinherrschaft in der Stadt verlor. Seine Gegner wurden immer muthiger und als noch mehr polnische Truppen unter Sapieha in die Stadt eingezogen waren, nahm man den Giese und Brincken gefangen. Ein Versuch des Pöbels zu ihren Gunsten blieb ohne Nachdruck und Erfolg. Beide wurden verurtheilt und geköpft, die andern Mitschuldigen dagegen mit verhältnißmäßiger Milde behandelt.

Im Uebrigen wurden die alten Verhältnisse hergestellt. Riga behielt seine Glaubensfreiheit und seine alten Rechte und mußte nur die Jesuitenschule wieder aufnehmen und von nun an auch den neuen Kalender gelten lassen. Die Nachkommen des Welling und Tastius erhielten Entschädigungen. Doch währte die polnische Regierung nicht mehr lange. In Folge der Kriege, die zwischen Schweden und Polen ausbrachen, nahm Gustav Adolf von Livland Besitz und das Land blieb unter dem protestantischen König, bis es erst hundert Jahre später an Rußland fiel. Hätten Polen und Schweden, wie auch das durch seine Fürsten jämmerlich zerrissene Deutschland mehr Vernunft gehabt, so würde der Russe nicht zuletzt über sie alle lachen können. Der Barbar in seinem gesunden Instinkt beschämte zuletzt die sämmtlichen s. g. gebildeten Völker Europas.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabends. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 2., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, N° 23. 18. März 1868.

Kunstgeschichte.

Raphael von Ernst Förster. Zweiter Band. Leipzig, T. O. Weigel, 1868.

Mit diesem sehr elegant gedruckten Bande schließt das ausgezeichnete Werk, dessen ersten Band wir im vorigen Jahre angezeigt haben. Der Verfasser gedenkt in der Vorrede mehrerer in jüngster Zeit erschienener Werke, die ebenfalls von Raphael handeln, und hebt insbesondere die zwei Pariser Werke von Clément und Rio hervor, die erst im vorigen Jahre erschienen sind. „Sie unterscheiden sich beide darin, daß Clément dem Fortschreiten Raphaels von der Schule Peruginos zu und auf den Wegen der Renaissance mit voller Zustimmung folgt, während Rio mit Herz und Sinn an dem den Jugendwerken Raphaels inwohnenden kirchlich-religiösen Geiste der umbrischen Schule festhält, und den Uebergang zu einer mehr weltlichen Richtung als das Betreten eines Irrwegs bezeichnet und namentlich an der Darstellung mythologischer Gegenstände, wodurch dem Heidenthume Thüre und Thor geöffnet würde, ein großes Aergerniß nimmt." Es war sehr natürlich, daß die Commentatoren die Contraste auffaßten, die uns unverkennbar im Entwicklungsgange, den Raphaels Kunst genommen hat, entgegentreten, obgleich sie auch wieder in der eigenthümlichen Weise des großen Meisters versöhnt und harmonisch vereinigt erscheinen in einer solchen Uebermacht des Schönen, daß wir Herrn Förster nur beipflichten können, sofern er weniger jene Contraste als ihre Versöhnung in Raphael betont.

Raphael stand an der Scheidewand des Mittelalters und der neuern Zeit. In seiner frühern Periode zu Perugia war er noch ganz in der Heiligkeit der ältern italienischen Kirchenmalerei befangen; sobald er aber an den päpstlichen Hof gezogen wurde, warf er sich mit Begeisterung der heidnischen Renaissance in die Arme. Er gab damit ohne Zweifel kein gutes Beispiel, denn das Christenthum war eine höhere Stufe welthistorischer Entwicklung, als das altrömische Heidenthum, und wenn man das Christenthum vernachlässigte, um nur noch inbrünstig der heidnischen Verlockung nachzugehen, so war das kein Fortschritt der Menschheit, sondern ein Rückschritt. Allein dem jungen Raphael gereichte vieles, ja alles in seiner Umgebung zur Entschuldigung. Er ist bekanntlich nicht alt geworden, war immer mit seiner Kunst beschäftigt und darin unglaublich fleißig, kam auch nie aus Italien hinaus, hatte also weder Zeit, noch Veranlassung, die Welt und die Menschen in einem weitern Horizonte zu kennen, und ermangelte aller historischen Erfahrung und Kenntniß. Von Natur vorzugsweise nur für Auffassung und Darstellung des Schönen geschaffen, mußte er nothwendig von der Schönheit tief ergriffen werden, die ihm theils in den wiederaufgefundenen antiken Kunstdenkmälern, theils in der toscanischen und römischen Race entgegentrat. Konnte ihm die tiefe Corruption des römischen Hofes auch nicht entgehen, so war er doch durch Dankbarkeit an den heidnischesten der Päpste Leo X. gebunden und konnte, ganz in seine Kunst versunken, sich nicht wohl zur Rolle eines strengen Sittenrichters, wie Savonarola, berufen fühlen. Genug, wenn er die eigene Unschuld nie verscherzte und in allen seinen, wenn auch heidnischen Stoffen und Ideen zugewandten Werken niemals sinnlich ausschweifte, so daß die keusche Anmuth seiner Galatea nicht unwürdig der lieblichen Heiligkeit seiner Madonnen zur Seite steht.

Leo X., Raphaels gnädiger Gönner, war ein lebenslustiger und frohsinniger Mediceer, schon von Florenz her an die heidnische Sinnenlust und an die Pflege des classischen Geschmacks gewöhnt. Wie Friedrich der Große mitten in Deutschland nur dem französischen

Geschmack huldigte, so lebte und webte Leo X. mitten in der Christenheit, als nomineller Stellvertreter Christi auf Erden, nur im classischen Heidenthum und dachte an nichts anderes als an diese seine Liebhaberei. Sein geheimster Vertrauter und Secretär war Cardinal Bembo, der die Liebeslieder Petrarcas herausgab und selbst mit einer schönen jungen Maitresse drei Kinder zeugte, woran damals in Rom niemand Anstoß nahm. Als Oberhirt der Christenheit beschäftigte sich Leo X. mit seiner Heerde nur soweit, als nöthig war, um sie zu scheeren. Der von ihm ausgegangene berüchtigte Ablaßkram hatte keinen andern Zweck, als dem Medieeer Geld und immer wieder Geld zu seinen classischen Vergnügungen und Prahiereien herbeizuschaffen. Daß die Geduld der Deutschen dabei reißen, daß die frommen Deutschen dem heidnischen Frevel in Rom nicht länger ruhig zusehen würden, hätte sich Leo freilich nicht träumen lassen, aber als ein fröhlicher Lebemann setzte er sich auch darüber hinweg, grämte sich lediglich nicht dabei, noch regte sich irgend in ihm ein christliches Pflichtgefühl. Er fuhr vielmehr fort, Geld zusammenzuraffen, um das große Werk zu gründen, das seinen Namen unsterblich machen sollte. Das war der Riesenbau der neuen Peterskirche, der alle Gebäude der Welt an Größe und Pracht übertreffen sollte und in dem er den Grundgedanken der medieeischen Politik verewigen wollte. Der Riesenbau erhielt nämlich die Grundform des christlichen Kreuzes; darüber aber ließ er den Kuppelbau des heidnischen Pantheon wölben, worin der geheime Sinn lag, wie der Reiter auf dem Rosse sitzt und es beherrscht, so soll fortan heidnischer Geist den christlichen unterjochen. Es ist übrigens bekannt, daß der perfide Gedanke, das Pantheon über das Kreuz zu stellen, von Michel Angelo ausgeführt worden ist und nicht von Raphael, obgleich dieser anfangs mit der Oberleitung des Baues betraut war.

Dem edlen Raphael ist es nie eingefallen, des Christenthums zu spotten, wenn er auch immer tiefer in die einseitige Vorliebe für den classischen Geschmack versank. Man hat noch ein ausführliches Schreiben Raphaels an Leo X. in Bezug auf die classischen Kunstdenkmäler aus dem letzten Lebensjahre des großen Malers. Darin heißt es: „Es dürfte daher, heiliger Vater, nicht zu den letzten Gedanken Ew. Heiligkeit gehören, Sorge zu tragen, daß das Wenige, was von der altehrwürdigen Mutter des Ruhmes und des italienischen Namens übrig ist zum Zeugniß für jene göttlichen Geister, die allein schon durch das Andenken an sie die Menschen unserer Tage zu allem Guten anreizen, nicht von böswilligen und unwissenden Leuten beschädigt werde, wie bisher jene Geister, die mit Aufopferung ihres Lebens so großen Ruhm der Welt, diesem unsern Vaterlande und uns gebracht, nur zu vielen Mißhandlungen ausgesetzt gewesen sind." Nachdem Raphael den Untergang der schönen Heidenzeit mit ihren Kunstwerken beklagt hat, fährt er fort: „Hierauf begann, gleichsam die Kläglichkeit zu mehren, der Styl deutscher Architektur sich einzuführen, der — wie man noch sieht — im Ornament himmelweit entfernt ist von der schönen Weise der Antike und der Römer, die außer dem Gebäude selbst noch die schönsten Gesimse, Friese, Architrave, Säulen, Capitäle und Vasen und überhaupt alle Ornamente auf das schönste und vollkommenste hat. Und die Deutschen, deren Geschmack noch jetzt an vielen Orten beibehalten wird, stellen oft eine kleine zusammengekrümmte und schlecht ausgeführte Figur und andere phantastische und formlose Thier- und Menschengestalten als Tragsteine unter die Balken. Doch hat diese Baukunst noch einigen Sinn, indem sie ihre Motive aus den noch nicht gefällten Bäumen nimmt, deren in einander verschränkte Aeste ihnen die Form ihres Spitzbogens gegeben. Und obschon dieser Ursprung nicht gänzlich zu verwerfen, ist er doch schwach, da Hütten aus verbundenen, nach Art der Säulen aufgerichteten Pfosten mit ihrem Giebel und Dach, wie Vitruvius den Ursprung der dorischen Ordnung beschreibt, eine größere Haltbarkeit haben, als die Spitzbogen mit ihren zwei Mittelpunkten. Und überdies hat nach mathematischem Gesetz ein Halbkreisbogen, von dem jeder seiner Radien nur nach Einem Mittelpunkt geht, eine größere Tragkraft; der Spitzbogen aber außer seiner Schwäche auch noch den Mangel an Wohlgefälligkeit für unser Auge, das die vollkommene Kreislinie liebt, und man sieht, daß die Natur selbst gleichsam keine andere Form sucht."

Herr Förster bemerkt dazu mit Recht: „Es mag uns auffallen, daß in Raphaels Augen die Bauwerke aus der letzten Kaiserzeit denselben architektonischen Werth haben, als die Tempel und Triumphbogen aus der Zeit des Augustus und Titus; daß er es für eine leichte Sache erklärt, antike Gebäude von denen einer spätern Zeit zu unterscheiden, während doch bekanntermaßen grade in dieser Beziehung so viele falsche Annahmen traditionell geworden waren; daß er die ganze Periode romanischer Baukunst entweder unberührt läßt, oder gar mit der s. g. gothischen vermengt; auch mag die sehr unbestimmte Bezeichnung der verschiedenen Baustyle, die er jedoch für ganz genügend hält, befremden, die Bemerkung über die Entstehung des Spitzbogens und der dorischen Ordnung vor seinen kunstgeschicht-

lichen Studien eine sehr hohe Achtung nicht einflößen: — der Brief, soweit er hier mitgetheilt worden, hat eine andere, in den künstlerischen Charakter Raphaels tief eingreifende Bedeutung. Wir sehen ihn hier mit ganzer Seele sich in die Kunst des Alterthums versenken, vor deren Herrlichkeit jede Erinnerung an die nachfolgende christliche Zeit und deren aus der Religion hervorgegangene Werke verschwunden ist, so daß er zwischen der antiken und modernen Kunst nur eine Periode der Barbarei kennt."

Daß diese Auffassung Raphaels eine sehr einseitige ist, versteht sich von selbst. Ihm, der Schönes in so reichem Maaß zu schaffen wußte, wollen wir aus dieser Auffassung umsoweniger einen Vorwurf machen, als er in seinen Werken die Achtung vor dem spezifisch Christlichen niemals außer Augen gesetzt hat, wie er auch am Heidnischen niemals das Widerchristliche auffaßte. Ein sehr charakteristisches Zeichen der Zeit aber ist sein Brief, weil man daraus erkennt, wie blind der päpstliche Hof bereits in die Renaissance versunken war und wie das damalige Papstthum den großen und wesentlichen Antheil des germanischen Europa und vorzugsweise der deutschen Kaiser am Schutz nnd Ausbau der Kirche des Mittelalters gänzlich vergessen zu haben schien. Ohne die vom h. Bonifacius eingeleitete und von Karl dem Großen durchgeführte Verbindung des Kaiserthums mit dem Papstthum hätte sich das letztere gar nicht behaupten können. Rom wäre schon im 8. Jahrhundert das gewesen, was es nach Garibaldis Dafürhalten jetzt werden soll. Die alten Longobardenkönige hatten keine andere Politik als Victor Emanuel heute hat, und längst hätten sie den Papst zu einem von der weltlichen Macht gänzlich abhängigen Landesbischof erniedrigt, wenn nicht Karl der Große dem Longobardenreich ein Ende gemacht und den von allen Laienfürsten unabhängigen Kirchenstaat gegründet hätte. Oder die byzantinischen Kaiser hätten ihre frühere Herrschaft in Italien wiedergewonnen und den römischen Papst zu einem Suffragan des griechischen Patriarchen in Constantinopel erniedrigt. Oder die Muhamedaner, die schon Sicilien inne hatten und alle Küsten Italiens räuberisch überfielen, hätten unfehlbar in Rom den Halbmond aufgepflanzt, wenn nicht, nachdem sie schon Spanien und halb Frankreich eingenommen, die Deutschen unter Karl Martell sie in der furchtbaren Schlacht bei Poitiers zurückgeschlagen und ihnen jedes weitere Vordringen in Europa verleidet hätten. Genug, daß die abendländische Kirche nicht unterging, daß sie glorreich das ganze Mittelalter hindurch bestand und daß die Päpste in ihrem unabhängigen Kirchenstaate sicher leben konnten, das verdankten sie einzig und allein den eben so heldenmüthigen als frommen Deutschen. Welchen schnöden Undanks unterfing sich nun jener zehnte Leo, daß er der Deutschen vergaß oder ihrer nur noch gedachte, um sie als vermeintliche Barbaren zu verachten und mit schamloser Habgier auszupfänden!

Auch hatten die Deutschen der römischen Kirche nicht blos mit ihren Schwertern gedient, sondern auch mit ihrem Geiste. Davon wußte und verstand ein in der unzüchtigen Schule des Heidenthums aufgewachsener Mediceer nichts, denn seine ganze Seele steckte, wie sein Vatican, voll von antiken Götzenbildern. Wie hätte ein lüderlicher Prinz aus dem Hause Medicis, tief versunken in die Wollust classischer Verführung, auch nur eine Ahnung haben sollen von der tiefen Gottesminne in der deutschen Kirche des Mittelalters, von der Ideenfülle der deutschen Mystik und der deutschen Baukunst und von der heiligen Unschuld der deutschen Legende und Hymnologie? Leo X. hat in der Weltgeschichte keine andere Bedeutung, als daß mit ihm der traurige Rückfall aus der christlichen Tugend in das heidnische Laster, aus der deutschen Frömmigkeit und aus dem deutschen Seelenadel in die romanische gemeine Pfiffigkeit und Spitzbüberei begann. Alles Genie der Künstler, mit denen Leo sich umgab, vermochte mit dem schönen Formensinn und der Pracht der Farbe, den schwarzen Fleck in seiner Seele nicht auszutilgen.

Wie Raphael von der mediceischen Politik mißbraucht wurde, davon hier nur ein Beispiel. Man hat über die im Louvre befindlichen Bilder von Raphael gestritten und mancherlei davon gefabelt, was jetzt urkundlich widerlegt ist. Diese Bilder dienten zur Bestechung des König Franz I. von Frankreich, damit er zu einer Schandthat Leos die Augen zudrücke. Herr Förster sagt: „Uebrigens können wir von dieser ganzen Angelegenheit nicht sprechen, ohne der sehr unangenehmen Lage zu gedenken, in welche Raphael durch sie gekommen. Auf die unverantwortlichste Weise hatte Leo den rechtmäßigen Fürsten von Urbino, Herzog Friedrich, welchem Raphael (vgl. den Brief an seinen Oheim Sciarla, S. 17) von ganzem Herzen zugethan war, durch eine päpstliche Bulle seines Landes für verlustig erklärt, und dafür einen Neffen von sich, Lorenzo de' Medici, als Herzog eingesetzt. Die Erbitterung in Italien über diese Gewaltthat war allgemein, aber — ungefährlich, bis sie der König von Frankreich benutzte, und mit Waffengewalt unterstützte. Dieser Gefahr zu begegnen, bot sich in der Kunstliebe des K. Franz ein wirksames Hülfsmittel, und Raphael ward erlesen, sie

zu befriedigen. Die schuldige Rücksicht auf seinen mächtigen Gönner auf dem päpstlichen Thron, zu welcher sich noch die zweite auch zu seinem künftigen Schwiegeronkel, dem Cardinal da Bibiena, gesellte, der mit der Ausführung der Bulle von Leo nach Urbino gesendet wurde, mußten ihn wohl zur Nachgiebigkeit zwingen, konnten ihm aber in keinem Fall die bittern, ja peinlichen Empfindungen ersparen bei dem Gedanken, selbst mitwirken zu müssen für die Befestigung ungerechter gegen sein von ihm hochverehrtes Fürstenhaus ausgeübter Handlungen; zumal er noch selbst Zeuge seyn mußte der Demüthigung und der vergeblichen Bitten der Herzogin Elisabeth, die nach Rom gekommen war, um Leos Herz zu rühren. Freilich ward ihm die Genugthuung, daß K. Franz durch diese Geschenke für Lorenzo de' Medici gewonnen wurde, so daß er dem Usurpator sogar eine Französin, Madelaine, Tochter des Jean de la Tour-d'Auvergne, zur Gattin gab, die die Mutter der berühmten Katharina von Medicis geworden."

Herr Förster steht nicht an, den göttlichen Raphael über alle andern Maler zu stellen, weil er allein von der eigentlichen Mitte des Schönen nicht abgewichen sey, weder nach der hieratischen Strenge, noch auch nach der weltlichen Frivolität hin. „Die ideale Auffassung des Göttlichen und Heiligen mußte mit der Wirklichkeit in Uebereinstimmung gebracht, ja das Göttliche und Heilige im Menschenleben selbst erkannt; die starre Symmetrie und pyramidale Anordnung mußte gemildert und, auf mannigfache Weise modificirt, des Absichtlichen so viel möglich entkleidet werden; die Bedeutung des Styls für Bezeichnung des Wesentlichen vertrug sich sehr wohl mit einer reichern und freiern Formengebung; die Gedankenmalerei mußte die trockene, didaktische Weise verlassen und mit den Gesetzen der Klarheit zugleich den Anforderungen des guten Geschmacks genügen; für die Darstellung einer Handlung oder Begebenheit galt es nicht nur den ausdrucksvollsten Moment zu treffen, sondern ihn auch auf das sprechendste und maßvollste auszudrücken. Den Charakteren durfte zu den individuellen Zügen die Bezeichnung ihrer allgemeinen Bedeutung nicht fehlen; der Anmuth und Schönheit nicht die Charakteristik und Wahrheit. Naturgetreu mußte die Färbung seyn, und doch in Uebereinstimmung mit der idealistischen Zeichnung, und bei aller Stärke mild und harmonisch. Endlich durfte dem Kunstwerk, ungeachtet aller dafür gemachten Studien und Vorbereitungen, weder die Arbeit der Erfindung noch die Mühe der Herstellung anzusehen seyn! frei sollte der Künstler und leicht über alle Mittel der Ausführung verfügen! Bei welchem der Künstler auf der Höhe der Vollendung der italienischen Kunst sehen wir diese Bedingungen alle erfüllt? — Bei Tizian, dessen Composition und Zeichnung von den Gesetzen des Styls sich nicht gebunden zeigt und der seine Ideale nur in der Wirklichkeit gefunden? — Bei Leonardo, dessen tiefsinniges Denken und rastloses Forschen die Flügel der Phantasie gelähmt und der mit mannigfachen Versuchen Zeit und Kräfte verbraucht? ja für den sogar, wie die große Anzahl der von ihm gezeichneten Fratzen beweist, das Häßliche einen unwiderstehlichen Reiz ausübte? — Bei Correggio, der die Verbindung mit der alten Kunst aufgegeben, und die Klarheit der Darstellung und Reinheit der Form neuen, allerdings entzückenden Reizen opferte? — Bei Michel Angelo, dessen gewaltiger Geist nur in der Darstellung des Uebernatürlichen Befriedigung fand, dem aber die allbeglückende Gabe der Schönheit versagt war, und der wohl erschüttern und erheben, Hochachtung, Bewunderung und Verehrung einflößen, aber nicht das Herz mit Wonnegefühl erfüllen konnte?"

Dieses Lob verdient Raphael in der That. Indessen darf doch die ganze, noch nicht einmal geschlossene Sphäre der Kunst nicht einen einzigen Künstler, und wäre er noch so groß, zum Maßstab nehmen. Für die kirchliche Baukunst hat Raphael kein Verständniß gehabt und dieser Mangel wirkt auch einigermaßen auf seine malerische Auffassung des Heiligen ein. Es ist nicht zu leugnen, daß in seinen Albaneserinnen, wie sie lächelnd mit Kindern spielen, der heilige Ernst des Kirchenbildes zu sehr hinter dem Liebreiz des Genrebildes zurücktritt. Fast alle seine Nachfolger haben bewiesen, daß dieser Kunstweg immer weiter von der Kirche abgeführt hat, und wenn nicht die frommen Spanier und seit Overbek auch deutsche und französische Maler die Heiligkeit, die noch die Bilder von Perugia auszeichnete, wiedergefunden hätten, so würde es gar keine Malerei mehr geben, die man noch christlich nennen könnte und die zu einer tiefen Andacht zu stimmen vermöchte.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 24. 21. März 1868.



Reisen.

Skizzen aus Mittelasien. Ergänzungen zu meiner Reise in Mittelasien. Von Hermann Vámbéry. Leipzig, Brockhaus, 1868.

Der Verfasser ist aufgefordert worden, aus seinen höchst interessanten Reiseerfahrungen in Persien und der Turkomanensteppe noch weitere Mittheilungen zu machen, welchem Wunsche er nunmehr hier nachgekommen ist.

Das Buch beginnt mit ethnographischen Schilderungen. Bekanntlich reiste der Verfasser in die Turkomanensteppe als Derwisch und er schildert hier diese Classe näher. „Die Derwische sind die Mönche des Islams, der Geist, der sie geschaffen und aufhält, ist religiöse Schwärmerei, und sie unterscheiden sich nur so weit voneinander, inwiefern sie in Kundgebung ihres Enthusiasmus voneinander abweichen. So z. B. während ein Orden fortwährende Pilgerfahrten zu den Gräbern der Heiligen befiehlt, scheint ein anderer in seinen strengen Vorschriften das Nachsinnen über die große Unendlichkeit Gottes, über die lächerliche Nichtigkeit unserer Existenz anzuordnen. Ein dritter legt seinen Zöglingen auf, daß sie Tag und Nacht mit Zikr (Erwähnung des Namens Gottes) und Telkin (Hymne) sich beschäftigen sollen, und es darf gar nicht auffallen, wenn wir hören, daß einer der Gesellschaft so lange ‚Ja hu! Ja hakk! La illahi illa hu!‘ aus Leibeskräften schreit, bis ein großer Theil der Mitwirkenden ins Delíriren verfällt. Bei den Rechtgläubigen wird ein solcher Zustand Medschzub genannt, d. h. von göttlicher Liebe hingerissen, in Ekstase gerathen seyn. Der Mensch, dem dieses Glück zutheil geworden ist, denn für solches wird es gehalten, wird von aller Welt beneidet; während des Anfalls wollen kranke, gebrechliche, unfruchtbare Weiber in seiner unmittelbaren Nähe seyn; man klammert sich fest an seine Kleider, denn seine Berührung wird für unfehlbar heilend gehalten.“

Mit solchen Derwischen nun zog der hochgebildete Europäer halb nackt herum und machte alle ihre Entbehrungen und Ekstasen mit, das einzige Mittel, um unentdeckt Land und Leute beobachten zu können. Die Entbehrungen waren oft schwer zu ertragen. „Feuer und Obdach sind die ewigen Gegenstände, nach denen das Auge schmachtend umherblickt. Beides ist in Mazendran vorhanden, doch hatten wir, die sunnitischen Bettler, der Ruhe halber es vorgezogen, fern von den Wohnungen ungestört die Nacht zu verbringen. Man zündete Feuer an, um sich zu trocknen, doch bemerkten die ältern tatarischen Reisegefährten, daß dieses der Gesundheit nachträglich wäre, und sie zogen es auch immer vor, auf eine andere, gewiß sonderbare Weise sich zu trocknen. Wie bekannt, wird im Orient der Pferdedünger getrocknet und zerrieben, um bei Nacht statt Streu den Pferden unterbreitet zu werden. Während des Tages liegt er, entweder ausgebreitet oder in kegelförmigen Haufen an der Sonne, und ich war nicht wenig erstaunt, zu sehen, wie meine Gefährten, sich sämmtlicher Kleider entledigend, den durchnäßten Körper bis zum Halse in derartigen poudre de santé vergruben. Daß der Contact dieses bekanntlich stark beißenden Staubes ein nicht besonders angenehmer sey, braucht keinem gesagt zu werden. Doch fühlt man blos in der ersten Viertelstunde, und dieses, dem europäischen Auge unästhetisch scheinende Bettzeug gewährt, wie ich mich später persönlich überzeugte, einen recht erquickenden, süßen Schlaf.“

Die Turkomanen leben, wie die Beduinen in Arabien, noch ganz in den alten Zuständen, als ein grausames und rücksichtsloses Räubervolk, was nebenbei auch viele gute Seiten hat und namentlich sehr gastfrei ist.

Sie rauben vorzugsweise Menschen, um sie als Sclaven zu verkaufen und machen zu diesem Zweck auf ihren schnellen Rossen Streifzüge nach Persien. Die Perser sind bei weitem nicht so tapfer, als die Turkomanen und werden umsomehr von diesen mit Verachtung behandelt. Wie bei dem Menschenraube verfahren wird, wird uns hier in einem gräßlichen Genrebilde ausgemalt. Der Verfasser war Zeuge, wie die turkomanischen Räuber eben mit ihrer Beute zurückgekommen waren. „In der Mitte lagen zwei todtenbleich aussehende, mit getrocknetem Blut, Schmuz und Staub bedeckte Perser, deren gebrochenen Gliedern man eben Eisen anlegte, und da bei einem die Ringe der Fesseln zu enge waren, so schrie er wild auf, als der grausame Turkoman sie ihm gewaltsam auf die Knöchel befestigen wollte. In dem einen Winkel saßen zwei junge Kinder bleich und zitternd auf der Erde, mit wehmuthsvollen Augen auf den gepeinigten Perser hinblickend, denn der Unglückliche war ihr Vater; sie wollten weinen, doch sie wagten es nicht; ein Blick des Räubers, den sie zuweilen ansahen, genügte, um ihre Thränen zu unterdrücken. In dem andern Winkel hockte ein Mädchen von 15 bis 16 Jahren, mit wirr aufgelösten Haaren, zerrissenen Kleidern und beinahe ganz mit Blut bedeckt. Dasselbe ächzte und schluchzte, das Gesicht in die Hände verbergend. Einige Turkomaninnen, durch Mitleid oder Neugierde bewegt, fragten es, was ihm fehle, und ob es verwundet sey? ‚Ich bin nicht verwundet', rief das Mädchen in einer tiefkläglichen Stimme. ‚Dieses Blut ist das Blut meiner Mutter, meiner einzigen, seelensguten Mutter. O, ana dschan, ana dschan! (theuere Mutter!)' So klagte es und schlug sich den Kopf an das gitterartige Holzwerk des Zeltes, daß dieses beinahe umstürzte. Ein dargereichter Trunk Wassers lösete des Mädchens Zunge noch mehr, und dasselbe erzählte, wie es (natürlich als werthvolle Beute) neben dem Räuber im Sattel sitzend, die Mutter aber zu Fuß, an den Steigbügel gebunden, den Weg hierher machen mußte. Nach einem einstündigen Ritt wurde die Mutter so müde, daß sie jeden Augenblick zusammensank. Der Turkoman versuchte, letztere erst durch Peitschenhiebe zur Kraft zu bringen, doch da er so kein Ziel erreichte, und von der Truppe nicht zurückbleiben wollte, so wurde er wüthend, zog sein Schwert, und in einem Nu hieb er ihr den Kopf ab. Das aufspritzende Blut hatte Tochter, Reiter und Pferd bedeckt, und als erstere auf die rothen Flecken ihres Kleides hinsah, weinte sie laut und bitterlich."

Das freie Nomadenleben macht strenges Einhalten der muhamedanischen Sitten nicht leicht möglich. „Bei den Nomaden Mittelasiens hat der Islam sein strenges Veto in Betreff des Umgangs mit der Damenwelt noch nicht durchbringen können. Der Harem ist hier noch unbekannt, und der junge Nomade pflegt immer zu wissen, nach welchem Stern er gehen muß, um das Zelt der Geliebten in der spurlosen weiten Wüste zu finden. Seine Erscheinung ist selten unerwartet, denn auch das Nomadenfräulein ahnt, von welcher Seite der Hufschlag in der stillen Nacht ertönen wird, und bildet immer den äußersten Vorposten jener Richtung nach. Daß die Conversation bei dem zärtlichen Stelldichein zweier Wüstenkinder unsern ästhetischen Begriffen nicht ganz entspricht, ist kaum zu bezweifeln, aber Poesie ist überall, ja, ich könnte sagen, bei den Nomaden weit mehr zu Hause wie bei uns im Abendlande. Manchmal pflegt eine ganze Gesellschaft von Liebespaaren sich zusammenzufinden, und das mit wildtatarischen Metaphern geschmückte Zwiegespräch, das sich immer reimen muß, hat oft kein Ende. Anfangs haben mich derartige Dialoge ergötzt, aber wie ärgerte es mich, wenn ich mit einer solchen erotischen Gesellschaft in ein und demselben Zelt die Nacht zubringen mußte und trotz meiner großen Müdigkeit im Schlaf gestört wurde."

Hier noch ein Genrebild von einer turkomanischen Hochzeit. „Während die jungen Mädchen kochen und backen, pflegt die gefallsüchtige Jugend sie mit allerlei Späßen zu necken. Der Galanthomme, welcher ein Bein oder einen sonstigen Leckerbissen aus dem Kessel erhält, sieht darin ein Zeichen des Wohlwollens von Seiten seiner Geliebten; wer aber einige tüchtige Hiebe mit dem Kochlöffel bekommt, ist noch glücklicher, denn dies wird höher als die Leckerbissen geschätzt. Ganz nahe an der Kochstätte ist die Männer- und Frauenwelt in einzelnen Cirkeln versammelt. Man schäkert, schwatzt, schreit und lacht, Musikanten spielen und singen, Kinder jauchzen und frohlocken, Schafe blöken, Hunde bellen, Pferde wiehern, Esel iahnen; und in diesem fürchterlichen Wirrwarr muß der Possenreißer mit seiner gewaltigen Stentorstimme die derben Witze özbegischen Humors weit umher ertönen lassen. Er ist der wahre Wendepunkt der ganzen Fröhlichkeit. Seine Gesticulationen, seine Grimassen, mit denen er die Witze begleitet, sind die Quellen des ewigen Gelächters. Jetzt ahmt er diesen oder jenen nach, bald erzählt er wieder einen drolligen Schwank, bald pfeift er wie ein Vogel, bald miaut er wie eine Katze, und obwohl ihm der Schweiß in Strömen herabfließt, so muß er doch in seinem Geschäft ununterbrochen fortfahren. Höchst seltsam ist es, daß der Bräutigam während der ersten Tage das ihm angewiesene Zelt nicht verlassen darf;

die Braut und ihre Gespielinnen umspähen dieses immer mit neugierigen Blicken, erstere soll dann und wann zu einem heimlichen Tête-à-tête selbst von Freunden und Verwandten unterstützt werden, und nur nach Vollziehung des Trauungsacts darf der Bräutigam in die Gesellschaft sich reihen."

Unter den vielen Sittenschilderungen dieses Werks zeichnet sich besonders die der Hofhaltung des Chans von Chiwa aus. Zu den Volksvergnügungen gehören die Widderkämpfe, ein Mittelding zwischen den spanischen Stiergefechten und englischen Hahnenkämpfen. Recht anziehend ist auch, was Herr Vámbéry von dem jungen Turkomanen erzählt, den er aus seiner Heimath nach Persien mitnahm und der sich am Ende nicht mehr von ihm trennen wollte, sondern ihn nach Ungarn begleitete und jetzt als Bibliothekdiener der Akademie in Pesth angestellt ist, ein Naturkind, aber voll Verstand.

Von politischer Wichtigkeit ist alles, was Herr Vámbéry über die Länder am Oxus und Jaxartes, über die Fruchtbarkeit und Ertragsfähigkeit der Landschaften, welche nicht Wüstenland sind, über die Fortschritte der russischen Dampfschiffsahrt auf dem Jaxartes, sowie über die Befestigungslinien derselben und über die Art und Weise sagt, wie sie unmittelbar als Eroberer und mittelbar durch ihren Einfluß immer weiter um sich greifen.

Der Oxus ist nicht schiffbar, weil er zu sehr versandet, im Sommer zu sehr austrocknet und in Kanäle abgeleitet wird, um das fruchtbare Land zu bewässern. An seinen Ufern gibt es noch große Ruinen aus der vormuhamedanischen Zeit, welche von Nestorianern herrühren sollen (S. 103). Merkwürdigerweise findet sich hier auch ein Wallfahrtsort, dessen Traditionen uns in christliches Gebiet und zwar an den Niederrhein versetzen. „Seitwärts liegt der Munadschat daghi (Andachtsberg), der als Ruheort einer heiligen Dame Namens Amberene (Mutter Ambra) bezeichnet ist. Heilige Frauen sind im sunnitischen Islam nicht sehr häufig; doch gibt es deren einige in Mittelasien, was ein neuer Beweis ist, daß das schöne Geschlecht doch nicht so stiefmütterlich von dem Islam behandelt wird, wie man bei uns in Europa glaubt. Was Madame Amberene betrifft, so erzählt die Sage, daß sie, eine Zuleicha an Schönheit, eine Fatime an Tugend, von ihrem Gemahl deswegen gehaßt und später vertrieben wurde, weil sie sich zum Islam bekannte, dem er ein Erzfeind war. Von ihrem fürstlichen Sitze in Jengi-Uergendsch mußte sie sich in diese wilde Gegend flüchten, und sie wäre gewiß verhungert, wenn nicht täglich eine Hirschkuh am Eingang ihrer Höhle erschienen wäre, die sich geduldig melken ließ und dann wieder verschwand. Wem würde hier nicht die Geschichte von Genoveva einfallen?"

Sehr schätzbar ist, was uns Herr Vámbéry von turkomanischer Poesie mittheilt, z. B. die Heldengeschichte von Ahmed und Jussuf (S. 275) und die Geschichte Koguls (S. 292). Auch ein paar lyrische Gedichte in Prosaübersetzung, das eine voll von echt türkischem Phlegma und Fatalismus (S. 283). Das andere ein sehr reizendes Liebeslied:

„1. Zur Freundin ging eines Abends ich, auf den Füßen tretend leise. Im süßen Schlafe lag die Theuere. Ich umarmte sie leise, leise.

2. Ich nahm einen Kuß von ihren Lippen und erquickte meine Seele damit, ich umschlang ihre zarten Lenden, und küßte sie nochmals leise, leise.

3. Ich sagte: ‚Gib einen Kuß doch mir.' ‚Was, schämst du dich nicht?' sagte sie. ‚Von wo du kamst, dorthin geh' schnell, auf den Füßen tretend leise, leise.'

4. Ich spielte den Hartnäckigen und wollte nicht gehen. Sie ergriff meinen Arm und schob mich fort. Endlich sah ich keinen einzigen Ausweg mehr und schlich mich daher weiter leise, leise.

5. Ich ging, doch hielt ich es nicht lange aus und kam zurück. ‚O, Erbarmungslose', flehte ich, ‚so gib mir einen Kuß doch leise, leise.'

6. (Zu genial, um unserm europäischen Geschmacke zuzusagen).

7. Revnak sagt: ‚Da die ganze Welt von Scherz und Spaß voll ist, so tadle niemand mich und lese dieses leise, leise.'"

In diese Länder nun sind die Russen schon tief eingedrungen. „Rußland hat Taschkend eingenommen, weil es als starke Basis seiner fernern Operationen ihm unentbehrlich schien, nicht aber darum, um hiermit eine Schutzmauer gegen die schon erlangten Besitzungen aufzurichten. Durch Taschkend jedoch hatte sich der Hof von Petersburg auch mit dem Chanat von Bochara in Feindseligkeiten verwickelt. Wie bekannt, hatte der Emir durch seinen Feldzug 1863 das nominelle Recht der Suzeränetät über die westlichen Theile Turkestans sich erworben, und wenngleich nach seinem Abzuge alles wieder ins frühere Gleis kiptschakischer Willkür und Parteikämpfe zurückkehrte, so glaubte er dennoch sein Recht über ganz Chokand geltend machen zu können. Er schrieb daher an den Commandanten der neueroberten Stadt einen drohenden Brief, in welchem er ihn zur Räumung der Festung aufforderte." Der russische General Tschernajef rückte gegen Bochara, aber zu übereilt und mußte umkehren. An seine Stelle trat General Romanowsky, welcher glücklicher operirte, bei

Irdschar einen Sieg erfocht und die Stadt Chodschend eroberte. „Die kriegerischen, mächtigen und einflußreichen Kiptschaken haben als alte Feinde der so oft eindringenden Bocharioten, die ihnen den verhaßten Chudajar-Chan aufdringen wollten, sich gleich zu den Russen geschlagen. So viel ist auf der Hauptoperationslinie im Chanat von Chokand geschehen. Auch an den angrenzenden Punkten, östlich sowohl als westlich, hat man im stillen das Werk der Umgestaltungen begonnen. Von der chinesischen Tatarei hören wir, daß dort seit 1864 die chinesischen Besatzungen verdrängt und von einer nationalen Regierung ersetzt wurden. Erst waren es die Wirren der Tunganis, später erfolgte die Befreiung von Choten, Jarkend, Aksu und Kaschgar, und wenngleich diesen Wirren die traditionelle Lust der Freibeuterei der chokander Chodschas zu Grunde liegen mag, so wollen doch viele mit Bestimmtheit wissen, daß der Hof von Petersburg diese revolutionären Auftritte begünstigt, ja daß die Kiptschaks, die heute im Besitze von Kaschgar sind, mit russischen Waffen dahin gelangten. Das ist das gewöhnliche Vorspiel der russischen Intervention.“

Bochara ist für die Russen zu wichtig, als daß sie sich nicht darin festsetzen sollten. „Daß diese Katastrophe, die letzte Stunde der Selbständigkeit Transoxaniens nicht mit solcher Leichtigkeit herbeigeführt werden wird wie die bisherigen Waffenthaten in Mittelasien, ist wohl einleuchtend. Schon sehe ich mit des Geistes Augen die wahnsinnige Schaar der Mollahs, Ischane, die Tausende der Studenten, wie sie, um den Dschihad (Religionskampf) zu predigen, in den Chanaten unter Afghanen, Turkomanen, Karakalpaks mit heiliger Wuth umherwandern, wie sie, um Gottes Fluch auf den eindringenden Fremdling herabzuflehen, Scenen der tiefsten, andächtigsten Zerknirschung aufführen. Der Todeskampf wird ein gewaltiger, doch nutzloser seyn. Soweit ich Chiwaer und Afghanen kenne, halte ich die Idee einer gemeinschaftlichen Allianz mit Bochara für ganz unmöglich. Wie die meist kriegerischen Afghanen sich mit einer gutgeordneten Hülfstruppe betheiligen könnten, so wäre es auch dem Chan von Chiwa möglich, mit 20—30,000 Reitern der Armee des Emirs sich anzuschließen. Doch werden dieses weder die einen noch der andere thun. So sind auch die Hunderttausende wohlberittener Turkomanen, die jenseit des Oxus bis zur persischen Grenze auf den großen Steppen wohnen, zur Rettung der heiligen Stadt von gar keinem Nutzen. Ihre Ischane werden wohl, von ihren Ordensbrüdern im edeln Bochara und vom Emir aufgefordert, alles Mögliche thun, um die wilden Söhne der Wüste zum heiligen Kampf zu bewegen; doch kenne ich die Turkomanen zu sehr, um nicht zu wissen, daß sie am Dschihad sich nur so lange betheiligen werden, als ihnen der Emir einen guten Sold und Aussicht auf eine noch bessere Beute gibt, und so wie sie zeitweise in afghanisch-persischen Diensten gestanden, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die russischen Imperials sie bald zu den besten Waffengefährten der Kosacken machen werden.“

Vámbéry fährt fort vorauszuverkündigen, daß die russische Eroberung immer weiter nach Süden vorrücken wird. Mit bewaffneter Hand ist es nicht nöthig, es genügt hier an Bestechung und Nährung der innern Zwietracht. „Dasselbe Verhältniß ist auch in Persien zu bezwecken. Auch hier hat der Hof von Petersburg in den letzten Decennien eine sehr glückliche Karte gespielt.“

Die Betrachtung schließt: „Diese weitreichenden Plane sind vielleicht noch nicht das Werk der nächsten Jahrzehnte, besonders nicht das der Regierung des friedfertigen und gutmüthigen Alexander; doch wer kann uns versichern, daß nach letzterem kein Nicolaus oder ein noch schärferer Typus als dieser auf dem Throne folgt, der dem Gelüste eines Timur und Nadir, sich als vollkommener asiatischer Welteroberer zu zeigen, widerstehen wird? Man tröstet sich mit der großen Entfernung, glaubt man aber, daß Rußland das Invasionscorps erst direct von Petersburg, Moskau oder Archangel auf den Weg dahin schicken würde? Wozu dienen die südsibirischen Forts, wozu Taschkend, Chodschend und später gewiß auch Bochara und Samarkand, wozu die persisch-afghanische Allianz?“

Die Engländer werden sehr getadelt, daß sie nicht rühriger den Umtrieben Rußlands in Asien entgegenwirken. Aber auch ganz Europa wird gewarnt. „Die napoleonische Prophezeihung in Betreff einer Kosackenherrschaft in Europa will die heutige Diplomatie, die oft mehr der Mode als dem bon sens huldigt, sehr lächerlich machen. Doch vergißt man dabei, was eine Macht, die von Kamtschatka bis zur Donau oder vielleicht bis an die Ufer des adriatischen Meeres, von den eisigen Zonen der Nordsee bis zu den heißen Gestaden des Irawaddis sich erstrecken wird, bei unsern heutigen Communicationsmitteln vermag.“

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 25. 25. März 1868.



Zur Sittengeschichte.

Auf dem Vulkan. Pariser Schilderungen von Sigmund Kolisch. Stuttgart, Rieger, 1868.

Dieses neue Buch enthält einige recht hübsche Schilderungen aus der Pariser Gesellschaft und aus dem Pariser Leben. Manches davon hat ein höheres politisches Interesse, sofern es die Charakteristik bedeutender Staatsmänner angeht. Vieles ist auch nur Hofklatsch oder Klatsch von literarischen Berühmtheiten, Seifenblasen, im Schaum der Mode aufgeworfen, um zu platzen und vergessen zu werden.

Voran steht eine Schilderung der französischen Höflichkeit, die zuweilen etwas Lächerliches hat, aber doch vor der deutschen Duckmäuserei und Grobheit sehr den Vorzug verdient. „Nirgends wird so viel gedankt und um Verzeihung gebeten wie in Paris; ja wenn sich die Statistik mit dem Gegenstand beschäftigte, sie würde wahrscheinlich herausbringen, daß in der ganzen übrigen Welt zusammengenommen nicht so viel mercis und pardons verbraucht werden, wie in der Stadt an der Seine allein. Es kommt häufig vor, daß zum Tode Verurtheilte für den Kleiderwechsel, welcher der Hinrichtung vorhergeht, für das ‚Toilettenmachen', wie das auf französisch heißt, sich beim Henker allen Ernstes bedanken. Etwas aus der Hand des andern nehmen, unter welchen Umständen es auch sey, ohne sich zu bedanken, gilt für eine Ungezogenheit, die man schon bei Kindern nicht aufkommen läßt. Ebenso wird es als unzulässig, ja als verletzend angesehen, wenn man an jemanden sehr nahe vorübergeht, oder über ihn hinweglangt, ohne ihn um Verzeihung zu bitten. Wenn man einer gemachten Voraussetzung zu widersprechen, auf eine Frage verneinend zu antworten hat, so drückt man diesen Widerspruch oder diese Verneinung durch die Bitte um Vergebung aus. Bei keiner ausgesprochenen Forderung, bei keinem Befehl, und wäre diese von dem Vater an das Kind, von dem Vorgesetzten an den Untergebenen, ja von dem Herrn an den Diener gerichtet, darf der Zusatz fehlen: ‚S'il vous (te) plaît.' Wenn ein Fremder in einem Kaffee- oder Speisehause von dem Aufwärter irgend etwas verlangt, ohne das unerläßliche: s'il vous plaît hinzuzufügen, so fällt er auf und wird sogleich, selbst wenn ihn seine Aussprache nicht verräth, als Ausländer erkannt. Mit ‚Ja' oder ‚Nein' antworten, ohne Monsieur oder Madame daran zu knüpfen, verstößt arg gegen die Regel der Höflichkeit. Man möchte sagen, daß durch die Einsylbigkeit der Antwort das Ohr des Franzosen verletzt wird. Beim Kartenspiel fordert die Höflichkeit, daß man immer der Person, welche abheben läßt, entgegenhebt, und wenn man mit einer Dame Schach spielt, läßt man ihr die schwarzen Steine, damit die Weiße ihrer Hand durch den Gegensatz glänzender hervortrete. Die Höflichkeit, welche nicht selten ein ritterliches Gepräge annimmt, ist eine alte Eigenheit der Franzosen, und ein Zug, den die Geschichte erzählt, charakterisirt vortrefflich den Geist der Nation, der weit unveränderlicher ist, als man denken möchte. In der Schlacht bei Fontenoy im Jahre 1745 ließen die Gardes français, weil sie hier zu Hause seyen, dem Feind den ersten Schuß. ‚A vous, Messieurs les Anglais, nous sommes chez nous!' riefen sie den ihnen gegenüberstehenden Schlachtreihen zu. Mit dem Vornehmthun durch ein tiefes gedankenreiches Schweigen, mit welchem sich in Deutschland ganz hübsche Erfolge erzielen lassen, wird hier nichts ausgerichtet und nichts anderes gewonnen als der gefährliche Ruf der Langweiligkeit. Der Deutsche verbirgt nicht selten das Beste an sich, er weiß und taugt mehr, als er aus-

drückt! Der Franzose hingegen läßt keine Falte seines Charakters, in welcher sich ein Splitterchen Verdienst findet, unenthüllt; er sagt mehr, als er weiß. Der Deutsche sucht vor allem sich selbst zu genügen, der Franzose vor allem den andern zu gefallen. Niemand ist unabhängiger von der Gesellschaft, als der Deutsche, niemand abhängiger als der Franzose."

Die einzelnen Schilderungen beginnen mit einer schmeichelhaften Portraitirung der liebenswürdigen Kaiserin Eugenie. Aus ihrer Jugend erfahren wir hier Folgendes: „Sie war wegen ihrer Schönheit und ihres gefälligen Wesens eine populäre Erscheinung in Granada, Sevilla und Madrid und das Volk nannte sie schlechtweg die Eugenia, die jetzt auf dem Kaiserthrone von Frankreich sitzt. Man verzieh ihr sogar das freiere Benehmen, welches sie von jenseits der Pyrenäen, wo sie erzogen und unterrichtet wurde, nach Spanien brachte, man verzieh ihr die Verstöße gegen die Landessitte, welche dem Weibe jedes Alters eine strenge Haltung, eine unerschütterliche Gravität auflegt. Die spanische Dirne schreitet mit Majestät durch die Straße und vermeidet, durch eilige Schritte ihrer Würde etwas zu vergeben. Oesters haben wir in Madrid von dem reizenden Wildfang erzählen hören, der in Männerkleidern eben so kühn als geschickt vier Ponies lenkend, dahinstürmte, während des Laufes der Pferde vom Bocke und auf denselben springend, die Leute erschreckte und in Verwunderung setzte; wie sie von einer Gesellschaftsdame begleitet sich erging und in Laden einkehrte, um Bücher, Schmuck oder sonstigen Bedarf zu kaufen. Besonders viel sprach man von ihrer Erscheinung bei den Stierkämpfen in Nationaltracht, die Mantille um Haupt und Schultern geworfen, zum Entzücken der Menge, zum Aerger der Damen, die auch schön waren, aber unbemerkt blieben." Die seltsame Mischung in der Persönlichkeit der Kaiserin erklärt sich aus ihrer halb andalusischen, halb schottischen Abstammung. „Die Mutter der Kaiserin, die Gräfin Montijo, ist eine geborne Kirckpatrick von Closeburn; sie stammt aus einer schottischen Familie, welche nach dem Sturz der Stuarts und wegen dieses Sturzes auswanderte; auch drückt sich die doppelte Abstammung aus dem Süden und aus dem Norden in der Erscheinung der Fürstin aus, welche mit über Frankreich gebietet. Das reiche, blonde, ins Röthliche spielende Haar, die engern Augenkreise, der helle durchsichtige Teint und das in die Länge gezogene Oval des Gesichtes verrathen die Schottländerin, Gang und Haltung dagegen, die Lebhaftigkeit der Geberden, das Feuer im Blick, der zierliche Fuß, die sinnliche Gewalt im ganzen Wesen lassen die Südländerin erkennen, und aus diesem Gemisch hat sich an der Kaiserin ein eigenthümlicher Typus herausgebildet, der auffällt und anzieht, der Aufmerksamkeit erregt und einnimmt."

Sehr eigenthümlich erscheint die Sympathie der Kaiserin für die unglückliche Maria Antoinette. „Bei Gelegenheit des Attentats vor der großen Oper im Jannar des Jahres 1858 zeigte sich die Kaiserin gefaßt und so beherzt, als es sich von einer Frau in einem so schweren Augenblicke erwarten läßt. Das Publikum im Theater wollte bemerken, daß sie minder erschüttert als der Kaiser aussah, dem der Vorfall bekanntlich sehr zu Gemüthe ging. Als sie aus dem Wagen dem Kaiser nachgesprungen war, ergriff sie dessen Arm und sprach, sich zur Ruhe emporraffend: ‚Zeigen wir ihnen, daß wir nicht so feige sind, wie sie.' Glücklicher war das Wort, welches sie dem Kaiser zur Antwort gab, als er sie vor dem Eingang in das Opernhaus nach ihrem Befinden frug. ‚Es ist ja unser Beruf,' erwiderte sie mit einem bittern Lächeln, ‚uns tödten zu lassen.' (C'est notre metier de nous faire tuer). Derselbe Gedanke, dieselbe Anschauung, wie in dieser seltsamen Antwort, spricht sich in einem ganz besondern Interesse der Kaiserin für die eben so herzhafte als unglückliche Königin Maria Antoinette aus, und was noch eigenthümlicher erscheint, diese Hinneigung zu der im Sturme untergegangenen Fürstin zeigte sich bereits bei Fräulein Montijo. Als ihre Habseligkeiten aus der Wohnung Place Vendome nach den Tuilerien geschafft wurden, wollte sie den eingerahmten Kupferstich, welcher die Königin Maria Antoinette darstellt, niemand anvertrauen, und trug ihn selber nach der neuen Behausung."

Das zweite Portrait ist das der lebenslustigen Prinzeß Mathilde, Geschwisterkind des Kaisers und geschiedene Fürstin Demidoff. „Schon in Italien hatte innige Freundschaft die Fürstin Demidoff mit dem Grafen Nieuwekerke eng verbunden. Und diese enge Beziehung hat die wechselnden Ereignisse in dem bewegten Leben der Prinzessin überdauert. Sie besteht noch heute. Freilich ist die Freundschaft des Grafen ohne störende Eigensucht, voll Selbstverleugnung, voll Nachsicht und anspruchsloser Duldsamkeit. Der blonde Graf, von holländischer Abkunft, aber in Paris geboren, treibt seit langen Jahren Bildhauerei, aber nur als Liebhaber; er ist auch nur Liebhaber geblieben, denn ihm fehlt zum Künstler die Höhe und Tiefe des Geistes, mit einem Wort der Beruf. Er strebt nicht weit und erreicht nicht viel; er ist aber, was man einen schönen Mann, eine stattliche Erscheinung nennt. Er mißt nicht

viel weniger denn sechs Fuß und ist von kräftigem Körperbau, Eigenschaften die wohl empfehlen, aber nicht unsterblich machen können. Schwerlich wäre sein Name in den Annalen der französischen Kunstgeschichte genannt worden, wenn ihm die Gunst der Prinzessin, als deren Vetter zur Herrschaft gelangte, nicht zur Stelle eines Directors der Museen verholfen hätte, wenn sie nicht unausgesetzt an seinem Glücke arbeitete.“ Es werden noch mehrere Herrn genannt, die man gewöhnlich im Salon der Prinzessin antrifft, wo auch Künstler und Literaten zugelassen werden und der freieste Ton herrschen soll.

Das dritte Portrait ist das des Prinzen Napoleon. Seines Jugendlebens in Stuttgart ist hier sonderbarerweise nicht gedacht. Ja es heißt hier S. 83, er habe vor der Februarrevolution nie gedient, da er doch württembergischer Offizier war. Hier wird von ihm gesagt: „Dieselbe Mißachtung der diplomatischen Formen und Regeln, die er sich auf dem Gesandtschaftsposten in Spanien zu Schulden kommen ließ, legt er in allen Lebensbeziehungen, in allem Verkehr, dem Kaiser und auf der Rednerbühne an den Tag. In den Discussionen mit dem Beherrscher Frankreichs wird er manchmal so heftig, daß man seine laute Stimme in den angrenzenden Gemächern hört. Der Kaiser wartet ruhig ab, bis sich das Gewitter verzogen; denn eigentlich hat er eine entschiedene Vorliebe für den aufbrausenden Vetter, der mehr über ihn vermag, als man gewöhnlich annimmt. Sehr zum Vorwurf wird es dem Prinzen gemacht, daß er auch Untergeordneten gegenüber sich seinen Aufwallungen überläßt, und daß er gutzumachen gezwungen, was er in so einem Zornesanfall verdorben, worunter seine Würde sehr zu leiden hat. Ueberhaupt ist Mangel an Würde und Ziemlichkeit sein bemerkbarster Fehler. Einmal erhielt er den Besuch des Bischofs M..; er empfing ihn, eine Cigarre rauchend, auf dem Rand des Tisches sitzend, ohne ihm einen Stuhl anzubieten.“

Die vierte charakteristische Schilderung ist die des Herzogs von Morny. „Derselbe ist bei weitem der begabteste, der interessanteste, aber auch der gefährlichste von den Anhängern und Würdenträgern des zweiten Kaiserreichs. Voll Geist, Gewandtheit und Energie, klar und weit sehend, zur That entschlossen und eben so kühn als kaltblütig bei der Ausführung. Durch und durch Franzose, dem leichten Blut, dem Temperament und dem Charakter nach, aller Pedanterie ledig, aber auch von Gewissenhaftigkeit nicht sehr belästigt, niemals gründlich, in dem ernstesten Augenblick das Witzwort, den Scherz auf den Lippen, mit einer Schnellkraft des Wesens ausgerüstet, durch die er rasch und ohne Anstrengung in die entgegengesetztesten Laufbahnen und Wirkungskreise umlenkt. Er erinnert an die hochadeligen Wüstlinge einer dahingeschwundenen Zeit in Frankreich, die aus dem Boudoir auf das Schlachtfeld, von den entnervendsten Ausschweifungen zur Heldenthat mit der größten Leichtigkeit übergingen. Geboren ist Herr v. Morny zu Paris, vier Jahre vor dem endlichen Sturz des ersten Kaiserreiches, 1811. Er stammt aus berühmtem Geschlechte. Sein Vater ist der Graf Flahault de la Billarderie, einer von den getreuen Kriegsleuten des ersten Napoleon, und der jetzige Kaiser der Franzosen ist sein natürlicher Bruder.“ Morny war schon unter Ludwig Philipp in Gunst und Mitglied der Deputirtenkammer, nachher der muthigste Helfer seines Bruders, namentlich auch in der Nacht des 2. December. Aber er war überaus leichtsinnig und wenig delicat im Geldmachen. „In Hunderte von Unternehmungen war Herr v. Morny verwickelt, von denen einige, mehr als zweideutiger Natur, übel von sich reden machten und den natürlichen Bruder auf dem französischen Throne in Verlegenheit versetzten. Viel wurde seiner Zeit gesprochen von einem geschäftlichen Abkommen zwischen Herrn v. Morny und einem Schweizer, Namens Jäcker, welcher zum Gläubiger der mexikanischen Republik sich zu machen gewußt hat, dessen überstürzte Nationalisirung in Frankreich großes Aufsehen erregt und zu einer freilich behutsamen Interpellation im gesetzgebenden Körper Anlaß gegeben hat. Nun gilt es als ausgemacht, daß Herr v. Morny durch seinen Einfluß zur Unternehmung des mexikanischen Feldzugs das Seinige beigetragen habe, weil es sein Interesse war, daß Herr Jäcker in den Besitz der Millionen gelangte, die er von Mexiko forderte und auf welche sein Anspruch mehr als zweifelhaft erscheint. Was der industrielle Würdenträger durch diese Verwendung dem Kaiserreich für einen schlimmen Dienst erwiesen, ist heute durch den Gang der Ereignisse zur Genüge dargethan. Aber noch eine andere schwere Schuld, die ebenfalls den bonapartistischen Thron bloßstellt, hat Herr v. Morny auf sich geladen, indem er der Errichtung des Credit mobilier Vorschub geleistet und den Brüdern Pereire Gelegenheit verschafft, sich auf Kosten der Actionäre zu bereichern.“

Anständiger erscheint Graf Walewski, Sohn des großen Napoleon von einer polnischen Gräfin. „Der unmittelbare Nachfolger des Herrn v. Morny auf dem Präsidentenstuhl des gesetzgebenden Körpers, Exminister Sr. Majestät Napoleons III., Senator, ist zu Walewice im Mai 1810 geboren, zählt also nunmehr 57 Jahre.

Er ist hochgewachsen, dabei gut und ebenmäßig gebaut. Sein Auftreten ist gezwungen, und daher ohne jene Anmuth, die nur von der Natürlichkeit verliehen wird und aus der gänzlichen Sorglosigkeit um die eigene Haltung entspringt. Die Züge seines Gesichtes erinnern lebhaft an den Kaiser, seinen Vater, ob ihnen gleich die plastische Gewalt fehlt, die den Schnitt des kaiserlichen Kopfes auszeichnet. Sein Auge verräth weder Geist noch ungewöhnliche Energie und hat nichts Gebieterisches an sich."

Herr v. Persigny, der nun portraitirt wird, ist der bekannte allertreueste Begleiter des Kaisers, der schon in Straßburg und Boulogne die Gefahr mit ihm bestand.

Hierauf folgt eine Reihe literarischer Berühmtheiten, denen der Verfasser viel zu viele Ehre anthut, indem er über ihre Schwelle tritt, als ob es in ein Heiligthum ginge und als ob man verwerflichen, auf die schlechtesten Seiten der heutigen Gesellschaft speculirenden, eiteln und gewissenlosen Buben wie Renan irgend eine Achtung schuldig wäre. Auch dem langweiligen Cousin erweist der Verfasser seine Devotion. Nur Mirès wird richtig gewürdigt. Wer erinnert sich nicht an seinen Prozeß? Hier wird S. 225 sehr gut gesagt: „Kaum läßt sich's entscheiden, wer in dem Schauspiel die kläglichste Rolle spielte, ob die Angeklagten, ob die Ankläger, oder die Richter. Herr Mirès hätte sich besser vertheidigen können, als er es gethan hat, und statt die Ungesetzlichkeiten, die er sich zu Schulden kommen ließ, juridisch rechtfertigen zu wollen, hätte er seinen Richtern folgende Fragen stellen sollen! Bin ich nicht das natürliche Produkt der bestehenden Verhältnisse? Folgte ich nicht der vorherrschenden Moral, die den Erfolg höher stellt, als das Gesetz, die dem Gelingen, dem glücklichen Resultat das Recht zu Füßen legt und dem Sieg, wie er auch erfochten seyn mag, den Preis ertheilt? Kann ich dafür, daß die Gesellschaft, geistig gelähmt und entwürdigt, gezwungen, alle höhern Bestrebungen aufzugeben, das Gebot beobachtete: Du sollst keine andern Götter haben neben dem Golde, und daß der als ein Heiliger verehrt wurde, der sich im Dienste des Goldes vor allen hervorthat? daß man die Größe eines Menschen, wie in einer dahingeschwundenen Zeit einzig nach der Zahl der erlegten Feinde und der eroberten Waffen, nach der Zahl der erbeuteten Millionen maß? Steht es nicht in meinen Büchern verzeichnet und weiß man es nicht auch ohnedies, wonach die mit den höchsten Staatsämtern bekleideten Personen jagen? Kann von mir mehr Tugend, als von den Männern gefordert werden, welche das allerhöchste Vertrauen genießen und die Interessen der Nation in Händen haben?"

Der berühmte Veuillot wird hier sehr übel behandelt. Ehe er fromm wurde, soll er ein fanatischer Orleanist und von ziemlich lockern Sitten gewesen seyn.

Recht hübsch ist folgende Contrastirung: „Kalte Weihnachten, kalt in dem Hause, kalt außer dem Hause. Was weiß der Pariser von dem harmlosen Glück der Familie, das bescheiden im engen Kreise sich einschließt und scheu von der Bewegung und dem Geräusch des Marktes sich zurückzieht. Die Kinder sind nicht im Hause, sie sind meilenweit entfernt von dem Herzen der Eltern, in Convicten, bei Ammen und Pflegern, damit sie beim Erwerben und Genießen nicht stören, damit sie nicht belästigen. Und kommen sie nach Hause aus den verschiedenen Erziehungsanstalten, wo sie unter Fremden leben und sich entwickeln, die Knaben und Mädchen, dann sind sie voll Höflichkeit, wie man es ihnen einprägt, sie küssen Vater und Mutter auf beide Wangen, sagen jedesmal, wenn man ihnen was überreicht, merci, wenn sie etwas verlangen, s'il vous plait, und wenn sie anstoßen oder nur nahe vorübergehen: pardon! und das ist alles. Lieben hat man sie nicht gelehrt. Die Christnacht ist kein Familienfest in Paris, wie etwa in den deutschen Städten, sondern der Anlaß zu Lustbarkeiten, zu Gastereien und zu Orgien. Man versammelt sich, man macht Witze, man scherzt, man spottet, man ißt, man trinkt, man spielt, man huldigt, man wetteifert, man treibt es eben wie man es sonst treibt; allein die sagenhafte Weihe des Abends, der unsichtbare Hauch, welcher schimmernd über die Seelen zieht und geheime wunderbare Töne anklingt, fehlt, fehlt überall, ist in der Pariser Atmosphäre, wie es scheint, gar nicht zu erreichen."

Wir übergehen, was sonst noch von den Bourgeois, von dem Treiben auf den Straßen von Paris rc. erzählt wird. Der Titel des Buchs deutet an, daß alles dort drüben auf einem Vulkan steht, d. h. daß es nicht so bleiben wird, wie es ist, sondern jedenfalls nach dem Tode des Kaisers, wenn nicht schon früher neue Dinge werden in die Scene gesetzt werden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 26. 28. März 1868.

Geschichte.

Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815. Von Reinhold Pauli. Zweiter Theil. Die Whig-Periode von 1830—1841. Leipzig, Hirzel, 1867.

Dieses sehr ausführliche Werk ist ein guter Wegweiser in die weitläufigen Parlamentsverhandlungen. Die Zeitungen geben namentlich van der innern Politik Englands, wenn es sich nicht von bedeutenden Excessen, wie der Chartisten, der Fenier rc. handelt, immer nur Bruchstücke und gewähren äußerst selten eine Uebersicht. Eine solche gibt nun das vorliegende Werk, wenn es auch namentlich in Bezug auf die Colonialverwaltung noch Lücken hat, z. B. in Bezug auf das Capland.

Die Auffassung, die politische Parteiansicht des Geschichtschreibers charakterisirt sich schon dadurch, daß das Werk in die bei Hirzel erscheinente Sammlung von Geschichtswerken neuerer Zeit gehört, deren Tendenz gemäßigter Liberalismus ist. Wir theilen diesen Standpunkt, wie unsere Leser wissen, nicht ganz, indem wir gegen die katholische Kirche, gegen eine energische, nicht immer am Leim parlamentarischer Salbaderei klebende Monarchie, und auch gegen den aristokratischen Factor im Staatsorganismus nicht so einseitig eingenommen sind. Allein es gibt kaum mehr eine ganz unparteiische und objective Geschichtsschreibung. Die kleine und großdeutsche Geschichtsbaumeisterei ist leider Gottes! eine Wahrheit. Lassen wir uns nicht irre machen, was gut ist von beiden Seiten, anzuerkennen, ohne ihnen in ein Extrem zu folgen.

In den Erörterungen über die Reformbill führt uns der Verfasser sogleich auf seinen Standpunkt. Er sieht die Reformbill durch die Brille des vulgären deutschen Liberalismus an, findet sie daher noch viel zu aristokratisch, unbefriedigend, unnatürlich. Das war sie allerdings nach der Schablone, welche der deutsche Liberalismus von den französischen adoptirt hat. Aber die Prinzipien dieses Liberalismus sind keine göttlichen zehn Gebote und auch keine mathematischen Unbestreitbarkeiten. Es ist vielmehr unnatürlich, das vielgestaltige Völkerleben an dem Maßstab einer Theorie abmessen, die Weltgeschichte auf das Prokrustesbette einer rechtsphilosophischen Theorie legen zu wollen. Der interessirte Führer einer politischen Partei, einer Kammeropposition, der Demagoge von Profession mag das thun, für den Geschichtschreiber paßt es nicht.

Auf den ersten Blick sollte freilich jeder vernünftige Mensch damit übereinstimmen, daß es eine schreiende Unnatur und Ungerechtigkeit sey, wenn ein elender Burgflecken, vielleicht eine bloße Ruine, die einem Edelmann gehört, ein Parlamentsglied wählt, während eine riesengroße Fabrikstadt wie Manchester keines wählen darf, und zwar blos, weil das Wahlgesetz von frühern Jahrhunderten her datirt, wo es noch gar keine so großen Fabrikstädte gab. Blickt man aber etwas tiefer, so wird man eine ganz andere Wahrheit entdecken und genöthigt seyn, an die englischen Verhältnisse einen andern Maßstab zu legen. Das Wahlrecht des Individuums, ja einer ganzen Classe ist nicht das Höchste, auf was es ankommt, wenn es sich um die Existenz und das Gedeihen eines großen Volks und Reichs handelt. Dem Einzelnen kann, ja muß zuweilen Unrecht geschehen, damit das Ganze gedeihe. Das kommt überall vor und wird durch die ganze Weltgeschichte bestätigt, ja es findet sogar in den liberalsten constitutionellen Staaten und Republiken heute noch seine Bestätigung. Nie kommt eine Partei auf, sie thäte denn der andern mehr oder weniger schweres Unrecht. Der Glaube, die Theorie einer Partei sey mustergültig und unwiderleglich, und die Zumuthung, es auch andern glauben zu machen,

und von denen, die darunter zu leiden haben, Anerkennung zu verlangen, ist zwar das tägliche Brod in allen Zeitungen der weiten Welt, aber es ist der Glaube politischer Kinder, oder wenn man will, wenigstens hin und wieder, politischer Gänse, denen der Fuchs geprebigt hat.

Die englische Aristokratie hat sehr viel gesündigt, das ist wahr, allein in ihrem Monopol wurzelt die Macht und Größe Englands. Ohne die Primogenitur in den Lordsgeschlechtern, ohne die Erbsitze im Oberhause, ohne den Einfluß der Aristokratie auch auf das Unterhaus, hätte der englische Staat die unschätzbare innere Ruhe und Festigkeit nicht, die ihn auszeichnet, sondern wäre entweder ins monarchische oder demokratische Extrem fortgerissen worden, wie der französische. Deshalb sind die hier wie auch schon in der alten Aristokratie der Phöniker, Karthager und Venetianer, die Mißbräuche aristokratischer Gewalt noch lange kein Grund, um diese Gewalt an sich zu verdammen und zu wünschen, daß sie untergraben werde. Ewig ist keine Staatsform und unsterblich kein Volk, aber man schätzt mit Recht den Werth eines Staats und Volks nach der Dauer.

Warum empören sich denn die von der Aristokratie vernachlässigten Arbeiter in England nicht? Sollte die halbe Million derselben, die London allein aufstellen kann, nicht über ein paar Hunderte Lordsfamilien Meister werden können, wenn sie wollen? Aber sie wollen nicht. Ihre Mehrheit hat ein Nationalgefühl, was den Franzosen und leider auch uns Deutschen abgeht, eine Pietät, die um eines persönlichen Leidens willen nicht gleich den ganzen Staat auf die Spitze stellen will, wie ein mißhandelter Knabe auch den harten Vater noch als Vater achtet. Auf dem Festland meint dagegen jeder, wenn ihn der Schuh drückt, müsse der ganze Staat dafür verantwortlich und ohne weiteres umgewälzt werden.

Der Verfasser bedauert, daß die redlichen Bemühungen um eine durchgreifende Parlamentsreform in England erfolglos geblieben seyen: „Wie hoch also auch der Entschluß Lord Grey's anerkannt werden muß, im wesentlichen die Grundzüge des alten Systems nicht zu verlassen und einem Prinzip keinen Vorschub zu leisten, das nur zum allgemeinen Stimmrecht zu führen drohte, so fallen seinem System der Vermittlung doch nicht minder die Blößen zur Last, die bald zum Angriff auf das ganze Gesetz, bald zur unnachsichtigen Demokratisirung herausforderten. Die nach unten gezogene Grenzlinie einer Hausrente von 10 Pfd. St. war viel willkürlicher gewählt und auf die Dauer viel unhaltbarer als der alte Satz, daß die Menschlichkeit erst mit dem Baron beginnt, ein Satz, der seit Jahrhunderten die Schranke zwischen Edelmann und Gemeinen bezeichnet hatte. Sodann wird kein Mensch behaupten wollen, daß durch die Reformbill Bestechung und Käuflichkeit aus der Welt geschafft worden seyen. Mochte auch das ärgste Unkraut mit dem Boden, auf dem es am üppigsten wucherte, umgepflügt werden, es schoß doch sofort wieder empor; wenn auch nicht so schamlos und offen, so leben doch Corruption und Patronage als erbliche Uebel des parlamentarischen Parteiregiments nicht nur an den ihnen absichtlich überlassenen Freistätten fort, sondern sie wirken schleichend, versteckt und deshalb um so schädlicher überhaupt in Sphären, wo die Empfänglichkeit eine traditionelle ist. Der Unterschied liegt nur darin, daß früher durch Kauf von einem einzigen Eigenthümer jeder freien Wahl Hohn gesprochen wurde, während seit der Reformbill gleichsam im Kleingeschäft bestochen wird. Auch aus diesem Grunde will der Radikalismus daher alle kleineren Wahlorte beseitigt und mit größeren Bezirken zusammengelegt wissen. Statt der nur durch die Registratur behufs der Berechtigung zu controllirenden, aber mündlich am Orte der Wahl abzugebenden Stimme, weil sie durch Gunst oder Drohung beherrscht werden könne, fordert er seither geheime Abstimmung vermittelst des Ballot, als ob damit wirksam einem Uebel begegnet würde, das sich an dem Wahlsystem überhaupt erzeugt, und das alle freien Repräsentativverfassungen stets nur auf ein Minimum herab, niemals völlig unterdrücken werden."

Dadurch, daß alle s. g. Reformbills, auch noch die jüngst eingebrachten, der Aristokratie immer noch nicht ihr Uebergewicht nehmen und daß die stets bei ihr bleibende Regierung nur zwischen strengen und gemäßigten Aristokraten (Tories und Whigs) wechselt, werden zwar die gemeinen Advocaten, Journalisten, Professoren rc., die aus den Wahlurnen Frankreichs und Deutschlands hervorgehen, ausgeschlossen oder in eine unzulängliche Minderheit versetzt, aber die Staatsgewalt und das Staatsinteresse bleiben gesichert, stehen fest und werden nicht, wie auf dem Festland, von jedem Winde der öffentlichen Meinung um und um gedreht. Daß dem Theorienschwindel, dem persönlichen Ehrgeiz schlauer Advocaten und der Eitelkeit der Professorenwelt in England nicht so viel Spielraum gegönnt ist, wie auf dem Festlande, das ist Englands großer Vorzug. Dort sitzen noch vorzugsweise Männer und nicht so viele Buben oder alte Weiber in den Parlamenten.

Nur drückt diese Mannhaftigkeit des Parlaments und der Parlamentsregierung schwer auf einen Theil der arbeitenden Classe und auf die nicht ebenbürtigen

Racen, die England unterworfen sind. Der englische Arbeiter ist nicht durchgängig unglücklich, viele verdienen viel und die Association hat auch schon viel Elend erleichtert, gleichwohl ist der Armuth und der damit verbundenen Unsittlichkeit nur noch zu viel vorhanden und es ist wohl kaum zu leugnen, daß die herrschende Aristokratie in diesem Punkte der christlichen Bruderpflicht nicht eingedenk ist. Man traf nicht die rechten Mittel, weder um die Bedürftigen zu befriedigen, noch um sie sittlich zu bessern. „Seit Einführung des Armengesetzes von 1834 waren zahlreiche Wühler unter dem Volke thätig, um dieses im Tory-Sinne gegen eine Acte einzunehmen, die vermittelst des verhaßten Arbeitshaussystems zwischen den von ihrer Hände Arbeit lebenden Millionen und dem Pauperismus eine willkürliche Grenzscheide zog. Verdächtige Gesellen, bisweilen einer höhern Sphäre angehörig, traten in den Versammlungen auf, die wohl auf einsamer Haide bei Fackelschein stattfanden, und erhitzten ihre Zuhörerschaft durch den Hinweis, daß mit Abänderung der Armenordnung weder eine finanzielle Ersparniß erzielt, noch jemals die Versorgung der Armuth auf die Mauern der Arbeitbastillen beschränkt werden könne. Das ganze System, welches Mann und Weib, Eltern und Kinder frevelhaft scheide, wurde mit Mord im Großen verglichen, wider die Fabrikherren geflissentlich der Fanatismus geschürt, der bald hier bald dort in Verbrechen aufzuckte. Aus solchem Munde mußten diejenigen, denen niedrige Brodpreise das werthvollste Geschenk gewesen wären, die frevelhafte Behauptung vernehmen, daß die Kornzölle allein noch den blutsaugenden Arbeitgebern einen heilsamen Zaum anlegten. Grade während der fetten Jahre, als die Agitation, welche auf frei Einfuhr des Getreides abzielte, nur geringe Fortschritte machte, wurde die unter der Fabrikbevölkerung schwebende Aufregung benutzt, um mit deren Hilfe dem Freihandelsprinzip sein wichtigstes Gebiet zu versperren.

Die große Masse indeß war wesentlich auf bequeme Befriedigung des Hungers und ihrer Gelüste überhaupt erpicht. Grubenleute und Eisenarbeiter, die meist hohe Löhnung erhielten, verstanden selten zu sparen, sondern verbrachten am liebsten in Saus und Braus, was sie in der Woche verdienten, während Weib und Kind in bodenlosem Elend verkamen. Das geringe Maaß von Zucht und Bildung, das sie vielleicht aus der Schule mitbrachten, war bald dahin; in ihrer Anschauung gestalteten sich Besitz und Reichthum zu einem Unrecht, so lange sie von wenigen Tyrannen der Menge vorenthalten würden. Außerdem strömte aus Irland die Emigration immer massenhafter herüber und füllte Städte und Straßen mehr mit irischem Bettel als mit arbeitslustigen Händen, so daß auch aus dieser Ursache der Preis der Arbeit herabgedrückt wurde. Unter solchen verschiedenartigen Elementen zündeten denn die communistischen Ideen wenigstens so weit, daß Besuch der Meetings, die Wiederbelebung der schon vor zwanzig Jahren beliebten Marschübungen, Conspirationen, um bei passenden Anlässen an Leib und Gut der Bedränger Rache zu üben, als vorbereitende Schritte zum Heil galten.

Alle diese Triebe gewannen nun eine neue, höchst gefährliche Nahrung, als im Herbst 1836 von Nordamerika aus die Handelsstockung nach England übergriff. In Folge zahlreicher Verluste der öffentlichen Banken und mancher Privathäuser wurde die bis dahin günstige Circulation der Werthzeichen empfindlich betroffen, und unter der Contraction des Geldmarkts hatten die Arbeiter und Tagelöhner natürlich am härtesten zu leiden. Eine weit schlimmere Geißel aber als die vorübergehende Bankkrisis oder die vermeintlichen Mißstände des Armengesetzes schwang gleichzeitig der Himmel über das Land. Nachdem von 1832 bis 1835 nur fruchtbare Sommer und eben so milde Winter gefolgt waren, während deren in England so viel Weizen gebaut wurde, wie noch nie zuvor, und naturgemäß ein großer Exceß der Gütereinfuhr über die Ausfuhr eintrat, brach nach dem regenreichen Sommer von 1836 eine Reihe magerer Jahre an, die erst allmählich die Armen für ihr Leben, den Staatsmann für die Ruhe und Sicherheit des Landes zittern machten."

Daher das Auftreten der s. g. Chartisten. Im Jahr 1838 hörte man von nächtlichen Versammlungen bei Fackelschein und endlich kam auch „jene Charte an die Oeffentlichkeit, nach welcher sich die bunt zusammengewürfelte Partei des vierten Standes nannte, und die nach den Revolutionsvorbildern des Continents als neueste Verfassung für das britische Reich einfach und verständlich die folgenden sechs Artikel aufstellte: allgemeines Stimmrecht, die Weiber nicht ausgenommen, geheime Abstimmung, bezahlte Parlamentsvertreter, gleichmäßige Wahldistricte, Abschaffung jeder Vermögensqualification und jährliche Neuwahl zum Parlament. Nachdem der Lärm und die Angst hierüber so groß geworden, daß der Minister am 22. November die Grafschaftsbehörden aufgefordert hatte, die Meetings als illegal zu verbieten, erfolgte endlich am 12. December aus dem Amte für das Innere einer Proclamation, welche zumal wider die Nachts abgehaltenen Zusammenkünfte vorzuschreiten befahl. Es war die höchste Zeit, denn die Leute erschienen mit Spießen und Feuerge-

wehren bewaffnet; auf Kersal Moor bei Manchester drängten sich, wie berechnet und geglaubt wurde, an die 20,000 Menschen um die Propheten des neuen Chartistenglaubens. Fielden, Parlamentsmitglied für Oldham, ein Mann von der mildherzigsten Gesinnung, der neben Lord Ashley für die Abkürzung der Arbeitszeit in den Fabriken focht, leitete bei Fackellicht die Verhandlungen. Stephens, ein Dissenterprediger, war der Hauptredner. Er nannte das allgemeine Stimmrecht einfach eine Messer- und Gabelfrage, höhnte, daß so viele aus Besorgniß vor den Behörden von Manchester ihre Waffen nicht mitgebracht hätten, drohte, daß einem reichen Fabrikanten, der selber Magistratsperson war, demnächst seine Behausung zu heiß werden würde. Und wirklich stand das bezeichnete Etablissement wenige Tage später in den hellen Flammen. Zu den Leitern gehörten ferner noch Oastler von Leeds, den höchstens die Unwissenheit zu seiner Rolle tauglich machte, und der hirnverbrannte Ire Feargus O'Connor, der ursprünglich zu O'Connell's Brigade gezählt hatte, aber wegen seiner Schwindeleien von den eigenen Landsleuten längst gemieden wurde. Jetzt erschien er überall an der Spitze von Chartistenprocessionen und drang gelegentlich in die Sitzungen des neu begründeten Vereins in Manchester, um seinen Mitgliedern zu beweisen, daß die Beseitigung der Kornzölle nur ihnen, den Herren, aber dem armen Manne nicht das Geringste nützen könne."

Es ist bekannt, daß Regierung und Parlament nicht nachgaben und daß der Chartismus wieder erlosch. In Paris hätte der Pöbel den Thron umgestürzt und einen Convent eingesetzt, und wenn der seine Tollheit ausgetobt hätte, wäre unvermeidlich die Säbelherrschaft aufgekommen. Nicht so in England. Um eines Mißbrauchs willen stößt man dort nicht gleich den Staat um. England wird von den Engländern respectirt.

Der längsten Mißhandlung im Großbritanischen Reiche unterliegen die Irländer. Als Katholiken müssen sie seit Jahrhunderten protestantische Kirchen unterhalten und protestantische Geistliche besolden, von denen nur ein ganz kleiner Theil wirklich existirt, denn obgleich Irland schon längst in lauter protestantische Bisthümer und Kirchspiele eingetheilt ist, haben sich dort doch nur wenige Protestanten angesiedelt. Diesen aber gehörte der Grund und Boden, die armen Iren konnten nur ihre Pächter seyn und wurden schwer gedrückt. Daneben mußten sie auch noch ihre katholischen Seelsorger unterhalten, die durch ihre Bescheidenheit die fetten anglikanischen Bauchpfaffen beschämten. Im vorigen Jahrhundert kam in England die Freimaurerei auf, welche allen Menschen Bruderliebe empfahl. Humanität war das große Wort des Jahrhunderts, Toleranz commandirten selbst die weltlichen Despoten. Die englische Regierung aber that nichts, um das Loos der Iren zu erleichtern. Erst im laufenden Jahrhundert erfolgte die s. g. Emancipation der Katholiken und einige schwache Anfänge der Entlastung. Der Verfasser hätte, indem er uns von diesen Vorgängen erzählt, doch nicht in einem Zuge fort machen, sondern deutliche Abschnitte erzählen und die Jahreszahlen deutlicher hervorheben sollen. Oft nennt er uns Monatstage und weit und breit keine Jahreszahl.

O'Connel nöthigte bekanntlich die Whigregierung zu einigen Concessionen, im Jahr 1833. „Althorp räumte ein, daß im Verhältniß zur Bevölkerung Irlands, die freilich keineswegs ganz zuverlässig damals auf 7,954,700 Seelen, nämlich 6,436,000 Katholiken, 853,160 Anglikaner und 665,540 Dissenters angegeben wurde, das Einkommen der dortigen englischen Kirche ein übermäßiges sey, auch wenn es sich im Ganzen nur auf 732,000 Pfd. St. und nicht, wie von den Feinden derselben übertrieben werde, auf drei Millionen belaufe. Es empfehle sich nun statt der beinahe ganz ertraglos gewordenen Annaten von allen Pfründen eine Einkommensteuer zu erheben, die mit denen von 200 Pfd. St. zu 5 Procent zu beginnen und bis zu 15 Procent vom Einkommen über 1200 zu steigen hätte. Einer ähnlich graduirten Abschätzung würden sich die Bischöfe zu fügen haben, von denen die reichsten bei einer Neubesetzung überdies einen Theil ihrer territorialen Revenüen würden fahren lassen müssen. Aus einer solchen Abgabe seyen jährlich 69,000 Pfd. St. zu erwarten, wogegen sofort die Kirchenbausteuer, welche vorwiegend den Katholiken zur Last falle, aufgehoben werden könnte. Ferner wurden von den 22 anglikanischen Bisthümern der Insel zehn auf den Aussterbeetat gesetzt, da doch ein Dutzend wahrlich für noch nicht einmal eine Million Seelen ausreichend erscheine. An Stellen außerdem, wo alle Seelsorge verschwunden, sollten Kapitel und Pfarreien völlig eingehen. Endlich wurde in Betreff der weiten Ländereien, die den Bisthümern gehörten, proponirt, daß sie hinfort nach Maßstab einer Kornrente gegen ein Ankaufsgeld von sechs Jahren in Erbpacht ausgethan werden konnten."

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 27. 1. April 1868.

Geschichte.

Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815. Von Reinhold Pauli. Zweiter Theil. Die Whig-Periode von 1830—1841. Leipzig, Hirzel, 1867.

(Schluß.)

„Wenn alle diese Güter den Bischöfen kaum 100,000 Pfd. St. eintrügen, den Pächtern aber mindestens 500,000 werth seyen, so ließe sich nach dem neuen Verfahren ohne Schaden für die Prälaten und zu großer Linderung der agrarischen Noth ein Fonds von drei Millionen gewinnen, über dessen Verwendung, wie Althorp am Schlusse seiner Motion, zaghaft über die Prinzipienfrage, ob der Staat überhaupt ein Recht dazu habe, hinwegschlüpfend, andeutete, das Parlament zu beschließen haben werde.

Natürlich witterten die Conservativen in solchen Entwürfen auf der Stelle Gefahr nicht nur für die Kirche in Irland, sondern für den protestantischen Glauben, während sie ihren katholischen und radikalen Gegnern noch lange nicht weit genug gingen, obgleich O'Connell im ersten Feuer von einem weisen Entschlusse sprach, der das Saatkorn einer bessern Zukunft in sich berge. Der Schrecken der Einen wie die freudige Erwartung der Andern preßte dem Minister schon am folgenden Tage die zweideutige Antwort ab, daß jene Ueberschüsse freilich nicht mehr als Kirchengut zu betrachten seyen, er aber die Frage, ob der Staat sie antasten dürfe, am liebsten ganz bei Seite lasse. Man schloß mit Recht auf ungelösten Zwiespalt im Cabinet über diesen ernsten Punkt, der allerdings für einen O'Connell nicht die geringste Schwierigkeit hatte. Schon am 18., als die Sache gar nicht zur Verhandlung stand, nannte er Althorps finanzielle Calculation eine ‚gemeine Gaukelei'. Das Prinzip aber lasse jedem ehrlichen Manne nicht die geringsten Zweifel, und er begrüße es wie eine Herzensmusik, da es sich hier um den einfachen Spruch handele: wo keine Leistung, gibt es auch keine Löhnung. Am Whisttische könne ein jeder die Karten des Blinden übernehmen. Erst als die Bill am 11. März vor den durch die Verhandlung über die Repressionsmaßregeln erhitzten Gemüthern zum erstenmal gelesen wurde, begann auch die eigentliche Noth, wie sie sich aus der Zurückhaltung der Regierung voraussehen ließ. Zuerst protestirten die Tories, daß sie den erst am nächsten Tage gedruckt vertheilten Entwurf behufs einer erschöpfenden Discussion am 14. nicht binnen 24 Stunden studiren könnten, und daß namentlich den Opfern desselben durch unverantwortliche Hast jede Kenntnißnahme entzogen werde. Sodann wurde einer jener Mißgriffe gegen die Geschäftsordnung aufgedeckt, wie sie sich das Whigministerium wegen mangelhafter Routine leider mehrfach zu Schulden kommen ließ. Es handelte sich doch unleugbar um ein Steuergesetz, welches nun einmal verfassungsmäßig nur in einem Comité des ganzen Hauses eingebracht werden durfte. Und nachdem dieser Einwurf durch umständliche Erforschung aller Präcedenzfälle bis zurück in die Tage Karls II. constatirt worden und die Bill dann erst am 6. Mai regelrecht zum zweitenmal verlesen werden sollte, vermißte Goulburn gar noch eine ausdrückliche Sanction der Krone, als des supremen Hauptes der Kirche. Diesmal entschied der Sprecher, an welchen wie bei den frühern Versehen appellirt wurde, zu Gunsten des Ministeriums, weil die allgemeine Ankündigung in der Thronrede durchaus genüge. Jetzt erst richteten sich die Angriffe auf den materiellen Inhalt, in welchem die protestantischen Vertreter der Universitäten Dublin und Oxford

unmittelbare Spoliation erblickten, und die auch Peel, obwohl er die Verminderung der Sprengel für wünschenswerth erklärte, aus dem Grunde nicht gefiel, weil das Kirchengut so heilig geachtet werden müsse, als das Privateigenthum. In ihren Antworten gaben Althorp, Stanley und Grant im Allgemeinen zu, daß die Einkünfte nicht zu andern als kirchlichen Zwecken verwendet werden könnten. Allein wegen jener Ländereien und ihrer Verpachtung bedürfe es keiner Einberufung der kirchlichen Convocation, denn durch eine Parlamentsacte seyen sie dem gegenwärtigen Eigenthümer übertragen, und das Parlament allein habe die Befugniß, die bisherigen Gesetze in Betreff ihrer Ausnutzung abzuändern. Die Unterdrückung einer Anzahl Bisthümer wurde als eine Consolidation dargestellt, wie sie auch in Spanien, Italien oder Deutschland vorgekommen sey. Bei der Abstimmung standen 317 zu der Regierung gegen eine Minorität von 78, indem freilich manche aus Mehrheit sich das Recht vorbehielten, im Ausschuß eine entgegengesetzte Meinung zu vertreten. Die Einen wollten den Fonds nur als Eigenthum der Kirche gelten lassen, O'Connell wünschte den Protestantismus aus seiner Heimathsinsel beseitigt, während die Minister ihn zu stärken suchten, und Hume erklärte, daß in Irland an Irland an Frieden nicht zu denken, bis das ganze anglikanische Institut aufgehoben sey. Man hätte 22 Sprengel unterdrücken sollen, da ein einziger Bischof als Hirt der Confessionsgenossen vollkommen hinreiche.

Es war zu erwarten, daß in der Ausschußdebatte die absichtlich dunkel gelassene Verwendungsweise des Ueberschusses böses Blut machen würde. Indem die Minister sich wohl hüteten, ihn für Zwecke der Schatzkammer zu beanspruchen, aber doch redeten, als ob es sich dabei nicht mehr um ein geistliches Eigenthum handelte, befriedigten sie keine der beiden Schichten ihrer Gegner und verriethen nur zu sehr, daß es ihnen grade in diesem wesentlichen Stücke an Eintracht unter sich selber mangelte. Es wäre durchaus irrig, das Gute, das wirklich erreicht wurde, nicht anerkennen zu wollen. Aber bei der Erhitzung der Gemüther über die abstracte Frage übersah man nur zu leicht, welche Wohlthat schon in der Unterdrückung von 2 Erzbisthümern, 8 Bisthümern, aller Sinecuren an den Kathedralen und Pfarrkirchen lag, und wie das neue Gesetz über die Kirchengüter nicht nur Annaten und Bausteuer beseitigte, sondern namentlich auch die Ländereien, auf die einst die ekklesiastische Eroberung fundirt gewesen, einer nützlichern Bestellung erschloß."

Hier ist zu bemerken, daß nicht anglikanische Intoleranz gegen die Katholiken, noch egoistische Habgier der Grundeigenthümer die Irländer niederhalten, sondern daß es Staatsprinzip in England ist, die Irländer niemals aufkommen zu lassen, weil die Existenz des Staats davon abhängt. Die keltische Race in Irland würde, wenn sie nicht so schwer niedergehalten worden wäre, schon längst im Bunde mit den Franzosen sich von England frei und dieser Seemacht eine furchtbare Concurrenz gemacht haben. Die Engländer folgten nur dem Selbsterhaltungstrieb, indem sie Irland stets in Ohnmacht niederhielten. Es ist eine einfache Racenfrage, die wir nicht nach dem Humanitätsprinzip und einer liberalen Schablone, sondern nach dem Nationalitätenprinzipe und nach der allernatürlichsten und unentbehrlichsten Staatsraison und Staatspraxis beurtheilen.

Milder wurden die Neger behandelt und bekanntlich auf Jamaika gänzlich frei gemacht, aber nicht aus Humanität, sondern lediglich aus Staatsraison. Wir können nicht unterschieben, was hier S. 210 mit Bezugnahme auf die Emancipation der Schwarzen in den Vereinigten Staaten gesagt ist: „Wer wird heute noch zweifeln, daß das Muster und der Vorgang des in Amerika als selbstsüchtig verschrieenen Großbritaniens für diese welthistorische Katastrophe unerläßlich gewesen. Längst hat ihm ein Channing im Sinne der Clarkson und Wilberforce, der Burton und Brougham das Zeugniß ausgestellt, als er im Jahre 1842 den erstarkenden Emancipationsbestrebungen seiner Landsleute zurief: ‚Die Sache hatte keinen andern Rückhalt als den Drang des englischen Volks, und dieses Volk antwortete auf die Gründe, Vorstellungen und Einwürfe christlicher Menschenliebe wie noch keine andere Nation vor ihm. Niemand kann die Geschichte dieses Kampfes lesen ohne zu erkennen, daß einmal wenigstens eine große Nation von hohen, uneigennützigen Prinzipien beherrscht worden ist.' Kein Widerstand im eigenen Lager, kein Verlust, den sie sich und andern bereitete, vermochte sie zurückzuschrecken; getrost bestand sie die Prüfung wie der einzelne Mensch, der sich niemals ohne innern Kampf von schlechter Gewohnheit losreißt. Das reine, schuldentladene Gewissen, die Genugthuung, endlich Gerechtigkeit zu üben, auch wo sie baare Thorheit schien, halfen über alle noch so schlimmen Folgen hinweg."

Von so einem sittlichen Hochgefühle, von so großer Uneigennützigkeit war keine Spur in den Herzen der englischen Staatsmänner zu finden. Sie handelten einfach nach dem Nützlichkeitsprinzipe. Sie hatten in ihren alten Colonien nicht so viel Neger, als die von ihnen abgefallenen Vereinigten Staaten besaßen. Die letztern bereicherten sich daher mittelst der Negerarbeit in weit höherem Grade als England. Daraus folgte, daß Eng-

land sich diese Concurrenz vom Halse schaffen mußte. Daher die Benutzung der von ganz andern Leuten gehegten theils humanistischen, theils christlichen Schwärmerei für die Negeremancipation, daher das Beispiel einer solchen Emancipation auf Jamaika, daher die versuchte Unterdrückung des Sclavenhandels über See. Wären Virginien und die übrigen sclavenhaltenden Südstaaten noch England unterthan gewesen, die Emancipation würde niemals erfolgt seyn.

In der rohesten Weise tritt dieser englische Staats- und Nationalegoismus im Opiumkriege zu Tage. Der Verfasser hätte den Mißbrauch, den die Politik mit den Missionären trieb, den Giftverkauf mit der Bibel in der Hand, viel schärfer rügen dürfen.

Auch die Perfidie, mit welcher England die pyrenäische Halbinsel behandelte, wobei ihm Ludwig Philipp treulich half, hätte schärfer betont werden dürfen. Vornehmlich hätte hervorgehoben werden sollen, daß die liberale Presse von ganz Europa sich ins Schlepptau dieser anglo-französischen Cabinetspolitik nehmen ließ und alle Lügen über Zustände und Personen pflichtschuldig abdruckte.

Auch wir Deutsche wurden von jenen stolzen Engländern wenigstens moralisch mißhandelt. Den Beweis davon gibt ihrer Benehmen gegen den Prinzen Albert. „Wenn ihm gleich bei seinem Uebertritt Etwas hemmend in den Weg trat, so war es die stolze, verächtliche Eifersucht der Engländer gegen alles Fremde. Von lange her hielt die Aristokratie die kleinen deutschen Höfe für die Pflanzstätten unschöner Sitte und politischer Unbildung; das Volk, roh und ohne alle Kenntniß des Auslands, frohlockte wohl, daß seine Königin keinen Hannoveraner gewählt, ließ aber seinen Uebermuth an diesem wie an jedem andern foreigner aus. Lachend stand es um die Schaufenster, welche ihm in starken Zerrbildern den Prinzen inmitten seiner verhungerten, bärtigen, Tabak rauchenden Reisegesellschaft vorführte, den zukünftigen Pfründenhaltern des neuen Hofes. Ursprung und Tendenz des Spottes ließen sich unschwer auffinden, denn der größere Theil der sogenannten guten Gesellschaft, die Tory-Aristokratie, seit Jahr und Tag politisch zurückgesetzt, seit dem Regierungsantritte Victorias von den Whigs auch bei Hofe geflissentlich in den Schatten gestellt, verschmerzte nimmermehr eine so starke Einbuße traditioneller Geltung. Daß der Sohn eines winzigen deutschen Fürsten bei Hofe wenigstens die Mode angeben, vielleicht gar deutsche Sitte einbürgern werde, schien den vornehmen, correct britisch fühlenden Herren und ihren Familien unerträglich, daß er den Ministern, die ihn, den habelosen, gerufen, durch treues Whigthum lohnen werde, für ausgemacht. Nur einzelne sprachen den Gedanken aus, es könne auch wohl das Gegentheil eintreten, Prinz Albert werde sich als Sproß einer der vielen kleinen Despotien leicht mit den Tory-Ideen befreunden. Aus dieser Sphäre gaben sich sofort Argwohn und Mißgunst kund, eine lebendige Warnung für den Bräutigam der Königin, daß es in der ihm zugedachten äußerst schwierigen Sphäre der allergrößten Besonnenheit bedürfe, um weder in dem Gewoge der öffentlichen Parteien und Interessen, noch in den geheiligten Wänden des Hauses und auf dem glatten Parquet des Hofes zu straucheln."

Zur Tagespresse.

Die Organisation der katholischen Tagespresse. Von Domcapitular Dr. W. Molitor. Speier, Kleeberger, 1867.

Joseph Lukas hat in seinem Schriftchen „die Presse, ein Stück moderner Versimpelung" die Zustände der katholischen Presse in Deutschland vielfach des Tadels und Spottes werth gefunden, ohne Vorschläge zu machen, wie man es besser haben könne. In der vorliegenden Flugschrift wird nun (in Uebereinstimmung mit einer frühern Flugschrift desselben Verfassers „die Großmacht der Presse") verlangt, „daß die Kirche selbst sich der Presse energisch und organisatorisch bemächtige". Auch unsere Blätter haben schon vor Jahren einmal ausgesprochen, die kirchliche Presse dürfe nicht unabhängig seyn von der kirchlichen Autorität, zunächst vom Episcopat. Wenn auch der reinste katholische Eifer Zeitschriften und Vereine gegründet hat, so kann doch eine übereinstimmende Autorität nicht erzielt werden, die ohnehin schon im Episcopat vorhanden ist. In der Tagespresse und in Laienversammlungen ist immer etwas Bewegliches, die kirchliche Autorität muß unbeweglich fest stehen. Indessen wollen wir gern Unrecht haben, so lange die ungebundene Presse und die Laienversammlungen wenigstens den Willen behalten, im Gehorsam der Kirche zu bleiben.

Was die Presse betrifft, so glauben wir mit Recht behaupten zu können, daß sie nicht immer das wahre Interesse der Kirche vertritt, auch nicht immer übereinstimmend, auch nicht immer rein, auch nicht immer mit

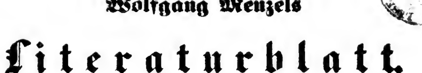
Takt und Geschmack. Zuerst kommt in Betracht, daß manches specifisch katholische Blatt blos eine Buchhändlerspeculation ist, daß mancher Verleger eines solchen, oder überhaupt katholischer Bücher gar nicht einmal ein Katholik ist. Fälle, in denen zwei katholische Buchhandlungen zum Schaden der Sache, blos aus Bosheit miteinander concurriren, einander ärgern und zu schädigen suchen, sind nicht ganz selten. Sodann rivalisiren manche katholische Universitäten oder einzelne Professoren mit einander. Die einen sind den andern zu freisinnig, diese jenen zu ultramontan. Hier wird geklagt, man buhle mit der Staatsgewalt; dort man verleumde den wissenschaftlichen Gegner in Rom. Diese schwarze Wäsche wird nun in der katholischen Tagespresse ausgewaschen, nicht zum Heil der Kirche, sondern nur zum Ergötzen ihrer Feinde. Das rein kirchliche Interesse tritt in katholischen Blättern nicht selten hinter einem politischen zurück. Sind sie von Oesterreich (oder Frankreich?) subventionirt, so müssen sie ihre Spalten mit Verunglimpfungen und Verleumdungen Preußens und der deutschen Nationalpartei füllen.

Es kommt auch vor, daß die katholischen Zeitschriften mißbraucht werden wie Lobassecuranzen, in denen sich die Verfasser mittelmäßige Bücher gegenseitig loben oder katholische Verleger ihre Bücher über Gebühr anpreisen und concurrirende Artikel anderer Verlagshandlungen verunglimpfen lassen. Dieser Uebelstand ist um so mehr zu bedauern, als katholische Erbauungs- und Unterhaltungsbücher der geringsten Sorte massenhaft fabricirt und auf den Markt gebracht werden. Sodann sind die Blätter in der Regel zu sehr localisirt. Sie nehmen auf die Leser einer Stadt, eines Bezirks, einer Provinz vorzugsweise Bedacht, vertiefen sich zu viel in deren Local- und Tagesinteressen und erniedrigen sich zum Geklatsch, anstatt sich und ihre Leser über das Gemeine zu erheben. Sie wollen oft witzig seyn und mit jedem Krähwinkelkladderadatsch concurriren, was der heiligen Sache, welche sie vertreten sollen, nicht günstig ist. Sie glauben, es sey oft nöthig, um bessern Eindruck bei ländlichen oder kleinstädtischen Lesern zu machen, recht populär, d. h. recht gemein, grob, ja unfläthig schreiben zu müssen, da es doch vor allem darauf ankäme, ein wirklich gemeines Volk zu veredeln, zum Heiligen und Hohen zu erheben. Die zu starke Localfärbung hat überdies den Nachtheil, daß die Blätter über eine gewisse Grenze hinüber zur Kenntniß des übrigen katholischen Deutschlands gar nicht gelangen, so wie auch die meisten von den andern nichts wissen. Es ist sehr wahr, was der Verfasser bemerkt, daß unsere katholischen Blätter nicht einmal unmittelbar von Rom her Nachrichten erhalten, sondern sich dieselben meist erst aus französischen und englischen Zeitungen zusammensuchen müssen. Das kommt daher, weil der Zeitungen zu viele sind, weil sie zu sehr localisirt sind, weil es der großen Mehrzahl an Fonds fehlt, um sichere Correspondenten zu bezahlen, weil kein Zusammenhang unter ihnen ist, keine Organisation, keine Disciplin.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst hat der Wissenschaft und Poesie die Herrschaft entrissen und sie in die Hände — der Buchhändler gelegt, der Bücherfabrikanten, die wohlfeil und schlecht arbeiten lassen und guten Werken den Absatz verderben. Selbst die Kirche hat nicht mehr Macht genug, zu verhindern, daß für die Gemeinden gedruckt wird, was jeder will. Das industrielle Interesse und die Preßfreiheit leiden die Censur der Kirche nicht mehr, und wenn wirklich nach dem Plane des Herrn Verfassers unter den Auspicien der Bischöfe Preßcommissionen ernannt würden, um die katholische Tagespresse zweckmäßiger zu leiten, würden sich neben dem bischöflichen Preßorgan immerhin noch andere, nicht bischöfliche aufthun und ihr Publikum finden. Wir sind ganz mit dem Verfasser einverstanden in Bezug auf die Zweckmäßigkeit seiner Vorschläge, aber nicht in Bezug auf deren Ausführbarkeit.

Am wirksamsten würden ohne Zweifel in Deutschland statt der vielen nur in engern Kreisen gelesenen Blätter, wenige große Blätter wie in Frankreich seyn, welche klar und geistreich die wichtigsten Interessen der Kirche rechtzeitig bespräche und jeden guten Katholiken über das ganze weite Gebiet der Kirche orientirten, so wie auch Streit- und Parteifragen in großartiger Weise, wenn auch immer auf der einen wie auf der andern Seite parteilich plaidirend, doch wenigstens nicht kleinstädtisch, nicht engherzig und stupide erörterten. Es sind der Blätter zu viele, es müssen ihrer weniger werden, wenn sie besser seyn sollten.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 28. 4. April 1868.

Alterthumskunde.

Die ägyptische Gräberwelt. Vortrag von Heinrich Brugsch. Leipzig, Hinrichs, 1868.

Der vielgereiste Verfasser, dem wir schon treffliche Werke über Aegypten und Persien verdanken, charakterisirt hier die altägyptische Gräberwelt. Er hat nicht nur diese Gräber selbst gesehen, sondern auch die Steininschriften und Papyrusrollen entziffert, welche über die Bedeutung des Grabcultus Aufschluß geben. Grundlage dieses Cultus ist die Vergleichung des menschlichen Lebens und Todes mit dem Laufe der Sonne. „Himmel, Erde und Tiefe, das sind die drei großen Reiche des altägyptischen Kosmos. Auf dem gewaltigen Ocean, welcher das Himmelsgewölbe umfließt, fährt die Sonne in einem Nachen umher, der von den Planeten und Fixsternen gezogen wird. Auf ihm kreisen die großen Sternbilder in ihren Schiffen, das ist das Reich der seligen Götter, welche über dem himmlischen Ocean in ewiger Ruhe unter den Sternen thronen. Der Eingang zu dem großen Strome ist im Osten, wo allmorgentlich der Sonnengott als Kind geboren aus der Feuchtigkeit emporsteigt. Irdische Menschen bewohnen die Erdfläche, theilhabend an den drei großen kosmischen Reichen. Die Seele wird ihnen gegeben aus Himmelshöhe, von wannen das Licht herfließt, ihr Körper, die Materie, gehört dem irdischen Schauplatze an; die Gestalt, die äußere Form, wodurch sich ein Mensch von dem andern für den Anblick unterscheidet, der Schemen der Tiefe an. Bei dem Tode des Menschen trennen sich Seele, Körper und Schemen von einander; die Seele, um nach ihrem Ausgangspunkte, dem Himmel, zurückzukehren, denn sie ist ein Theil Gottes; der Körper, um der Erde übergeben zu werden, denn er ist aus Erde geformt nach dem Ebenbilde seines Schöpfers; der Schemen, um in die Tiefe hinabzusteigen, in das Reich der Schatten. Das Thor hierzu wurde im Westen liegend gedacht, am Berge der Abendröthe, da, wo die Sonne täglich zur Rüste geht, wo sie stirbt. Daher die gegenseitigen Wechselbeziehungen zwischen dem täglichen Laufe der Sonne und dem Menschendaseyn, zwischen aufgehen und untergehen, zwischen kommen und scheiden, zwischen geboren werden und sterben."

Wie die Sonne, wenn sie auch zu sterben scheint, immer wieder aufgeht, so sollte nach altägyptischem Glauben auch der rechtschaffene Mensch als Seliger fortleben in einem glückseligen Reiche im äußersten Westen. Wer aber böse gehandelt, sollte auf demselben westlichen Wege in die Hölle eingehen. „Die Tiefe, die Region des nächtlichen Laufes der Sonne, birgt das eigentliche Reich der Todten. Hier herrscht Osiris der König und Todtenrichter, hier wird im unterirdischen Tribunal vor den zweiundvierzig Beisitzern des Oberrichters Osiris das menschliche Herz mit dem Gewicht der Wahrheit auf der Wage abgewogen, hier sind die Pforten der Hölle, hier erwartet jeglichen der Lohn seiner Thaten. Es öffnen sich die Thore der Hölle dem Bösewicht und es harren seiner Strafen so mannigfaltig, so grauenhaft, als sie nur immer die Dante'sche Hölle zu bieten vermag. Furchtbare Thiergestalten, schreckenerregende Dämonen bedrohen den Ankommenden, mächtige Schlangen und Drachen hindern seinen Weg, infernalische Pförtner in gräulichen Thiermasken halten Wacht an den Thoren der Hölle und fragen den Eintretenden nach ihren Namen und nach den Bezeichnungen der höllischen Pforte. Der Fromme, unter dem Schutze seiner Tugend sowie der Todtenrollen und Talismane, welche seiner Mumie beigesteckt sind, durchschreitet ohne Beben die schrecklichen Thore der Unterwelt und erreicht die

Gefilde der Seligen, die Felder der blumigen Wiese Annuru, in welchen Horus, der Gott, die Heerden der Menschen nach den vier Racen der Aegypter, der Asiaten, der Libyer und der Neger gesondert, als ein guter Hirte weidet. Hier säen, pflügen, ernten sie sieben Ellen hohes Getreide, ein himmlischer Nil bewässert auch in der Unterwelt die Felder und frische Winde säuseln den Seligen Kühlung unter dem Schatten herrlicher Sykomorenbäume zu. So weilen sie hier einen langen Zeitraum, bis ihre Seele endlich sich vereint mit dem Schemen und mit dem Urquell alles Lichtes, von dem sie ausgegangen sind, mit der Sonne. Nun gehen sie auf im Osten mit dem himmlischen Gotte, sie hören die Harmonien der Töne, welche dem Gott zu Ehren erklingen, sie schauen mit ihrem Auge das ewige Licht und voll Wonne fühlt sich die Seele in der Vereinigung mit ihrem Schöpfer."

Herr Brugsch beschreibt nun die Gräber und die Vorhallen dazu, in denen, wenn der Verstorbene ein reicher vornehmer Mann gewesen, alles genau abgebildet wurde, was er im Leben besessen und gethan hatte. Daher die bewunderungswürdige Menge nicht nur von Prozessionen, Schlachten und Siegen an den Wänden der Königsgräber, sondern auch eine Fülle von Genrebildern aus dem Privatleben. Als Muster beschreibt der Verfasser das beinahe vollständig erhaltene Grabdenkmal eines vornehmen Aegypters Namens Ti, welches der ältesten Zeit von Memphis angehört. „Die zartesten Bildwerke in mattem Hautrelief bedecken ganze Wandseiten des Vorhofes, nur die zwölf Pfeiler entbehren des Schmuckes bildlicher Darstellungen. Deutlich erkennbar treten uns aus der überwältigenden Fülle der Bilder, welchen erläuternde Texte beigegeben sind, die übergroßen Figuren des verstorbenen Ti und seiner Gemahlin entgegen. In der übrigen Welt von Darstellungen und Inschriften zeigt sich keine einzige historische Spur, kein Datum, aber um so reichhaltiger eine altägyptische Naturgeschichte mit ausführlichen Erklärungen. Die damaligen Hausthiere, Vierfüßer und Geflügel in höchst genauer Darstellung der einzelnen Exemplare, bedecken ganze Wandflächen und wir werden nicht müde, die wunderlichen Bilder zu durchmustern. Wir erkennen die verschiedenen Arten des Rindviehes und der Ziege wieder, welche noch heute vom Stiere von Dongola und der krummnasigen Ziege an in Aegypten den Reichthum des Viehstandes bildet, vermissen aber das Pferd, das Kameel und das Schaf, alle drei unbekannte Thiere im fünften und vierten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung. Wir begrüßen als Ureinwohner des Landes verschiedene Gänse-, Enten- und Taubenarten, befremdend ist das Bild von Reiher-Species als Hausgeflügel; aber keine Spur des Huhnes, dieses lebenden Sinnbildes des ägyptischen Geflügels von heute. Scenen aus dem Thierleben folgen. Ein Aegypter führt gekoppelt an dem Halsbande zwei muntere Hunde hinter sich, während ein mißgestalteter Zwerg einen kleinen Affen spazieren geleitet. Hunde, Affen und Zwerge bildeten das unterhaltende lebendige Element in dem häuslichen Leben der alten Aegypter; wir finden sie wieder in allen Grabkapellen dieser Urzeit. — Männer sind gleich daneben beschäftigt auf den Schultern Kisten fortzutragen, während zwei andere Personen auf dem Erdboden hocken, um sich die Zeit mit dem Brettspiel zu vertreiben. Das Spiel ist so alt als Aegypten, ja noch darüber hinaus, denn selbst die ägyptischen Götter und die Todten in der Unterwelt spielen Brett. Hat doch der Gott Thot, der ägyptische Hermes, der Sage nach mit der Mondgöttin im Brett gespielt und ihr den siebzigsten Theil eines jeden Tages im Jahre abgewonnen, woraus er in kluger Berechnung die fünf Schalttage des Jahres gebildet hat. Dahinter Viehscene: eine Kuh kalbt und andere werden gemolken." Dann folgen Vögelfang, Fischerei, Ackerbau, Werkstätten von Handwerkern, Schreiber ꝛc.

Diese naiven Darstellungen gehören der ältern Zeit an. „Wie ganz anders zweitausend Jahre später! Die alten Geschlechter in Memphis waren ausgestorben, eine neue Culturwelt hatte sich südwärts entfaltet und in Theben ihren glanzvollen Mittelpunkt gefunden. Kriege und Handel hatten einen regen Völkerverkehr hervorgerufen, neue Ideen Eingang gefunden, mit einem Worte: aus dem alten Reiche war das neue entstanden. Selbst der Mensch in seiner äußern Erscheinung war ein anderer geworden; der starkleibige, untersetzte Aegypter der Pyramidenzeit hatte sich in eine schmächtige, schlanke Gestalt verwandelt."

In dieser spätern Periode tritt ein starkes Sentiment hervor. Der Todte redet in den Inschriften den Eintretenden an, beglückwünscht ihn und ermahnt ihn, sich des Lebens noch zu freuen. Immer aber bittet er ihn, seiner zu gedenken. „‚O ihr großen Männer, ihr Propheten, ihr Priester, ihr Tempelsänger und ihr Menschen alle, die ihr Millionen von Jahren nach mir kommen werdet, wenn einer meinen Namen verleugnet und den seinigen vorzieht, so wird es ihm Gott vergelten durch Vernichtung seines Gedächtnisses auf Erden; wenn er aber preist meinen Namen bei diesem Denkmale, so wird die Gottheit es ihm in gleicher Weise geschehen lassen.'" Auch geben die Inschriften Kunde von den Lebensschicksalen des Verstorbenen.

Damals war nicht mehr Memphis, sondern Theben nilaufwärts die Hauptstadt. Während in der ersten Epoche der Todte sich behaglich in die Erinnerung seines heiter verflossenen Lebens zu vertiefen schien, drücken die Inschriften der zweiten Epoche viel mehr Wehmuth über den Verlust des Lebens aus. Herr Brugsch ist S. 41 der Meinung, daß sich hier bereits griechischer Einfluß auf das alte Aegypten erkennen lasse. „Mit dem griechischen Weltgeiste ward der philosophische Zweifel in die alte Welt hineingeworfen und untergrub die Erbweisheit eines alten Glaubens, der durch Jahrtausende hindurch von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, sich selber überlebt zu haben schien. Aber die Weltgeschichte rächte sich. Als die neue Lehre von der Auferstehung die Seligkeiten des himmlischen Jerusalems verhieß, als die Sendboten dieser Lehre sich in alle Welt zerstreuten, da fand sie ihre ersten und innigsten Anhänger in Aegypten; Christus Lehre hatte erfüllt, was die Grabdenkmäler und Inschriften Jahrtausende vorher verheißen hatten, waren auch die Wege zum Ziele andere geworden. Das Blut von Tausenden von Märtyrern röthete die Fluthen des heiligen Nilstromes und noch heute ruhen die Mumien dieser ägyptischen Glaubenshelden in den alten Grabkammern ihrer Altvorderen, woselbst sie die Liebe ihrer Jünger und Schüler in stiller Heimlichkeit gebettet hatte, um selbst die todten Leiber den Nachstellungen ihre Verfolger für immer zu entziehen. Da begegnet der Wanderer auf den alten Grabstätten einfachen Inschriften, roh eingemeißelt oder mit Farben niedergeschrieben auf die Wände altheidnischer Tempel und Grabkapellen, welche ihr Gedächtniß bis zum heutigen Tage erhalten haben. So ruhen sie in stiller Grabeskammer friedlich neben den Leibern ihrer Vorfahren, die einen heimgegangen in der Hoffnung auf das ewige Leben durch den Glauben, die andern geschieden in der Hoffnung auf das ewige Licht durch die Tugend."

Der Schmerz über den Tod war in jener zweiten Epoche der ägyptischen Geschichte wesentlich gemildert durch die Hoffnung auf die Seligkeit im Reiche des Osiris (der Sonne), im äußersten Westen. Auf einem Stein aus Memphis, der gegenwärtig im königlichen Museum ägyptischer Alterthümer zu Berlin aufbewahrt wird, ist ein Hymnus an die Sonne niedergeschrieben, aus dem wir hier die charakteristischen Stellen hervorheben:

Ich preise dich am Abend meines Tages
Wenn du versinkst und ich versink mit dir
Zu neuem Leben.
Die Sonnenbarken sind in lautrer Freude
Wenn sie mit dir den Ocean durchschiffen
Und deine Diener schweigen in Entzücken.
Geschlagen ist vom Glanze deines Auges
Des himmlischen, dein Widersacher,
Gehemmt ist der Apophis-Schlange Vorwärtsschreiten.
Schön ist dein Scheiden, Herz erweiternd,
Am Berg des Abendsonnenscheins.
Da leuchtest du dem guten Gotte,
Dem Herrn der Zeit, der Unterwelt Beherrscher;
Da strahlst du Licht den Schemen aller Todten
Es schaut ihr Auge deine Herrlichkeit; —
Die in der Tiefe ihres Grabes ruhn.
Ihr Arm erhebt sich, deine Macht zu preisen;
Und die im Westen weilen sind entzückt
Wenn du Lichtstrahlend ihnen nah'st;
Und die im Hades wohnen sind voll Freude,
Wenn du erhellst des Westens dunkles Land.
Bei deinem Anblick öffnen sie die Augen;
Ihr Herz erbebt in freudevollen Zittern,
Wenn sie dich seh'n hoch über ihrem Haupt.
Nicht können Götter selber sich gebären,
Nur du allein gebärst sie allzumal.
Du steigst empor, da stillst du all ihr Leiden,
Du steigst hinab, um ihren Leib zu kosen.
Sie preisen dich wenn du dich ihnen nahst
Und strecken aus die Hand nach deiner Barke.
Dein Untergang am Berg der Abendröthe
Wie schön ist er, o Sonne, immerdar!
Gib daß mein Geist bei ihnen weile
Daß über mir das Licht erglänze,
Daß ich die Sonne schau' mit ihnen
Die in Verklärung und Vollendung
Im Westen sitzen vor dem Gott,
Der Alles Edle, Gute schafft. —

Wir schließen mit der Bemerkung, daß in den Mysterien der Griechen mit ähnlichen Klagen über den Tod auch ähnliche Erwartungen künftiger Seligkeit verbunden gewesen sind.

Kriegsgeschichte.

Der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen im Jahre 1866 und die strategische Kritik desselben. Von Josef von Dobay. Pest, 1867. Druck von Hornyanski und Träger.

In diesem kleinen Buche von nur 88 Seiten läßt sich ein Ungar mit scharfer Kritik über den Krieg in Böhmen aus, und man kann nicht bestreiten, daß er in den wichtigsten Punkten Recht hat.

Vor allem tadelt er, daß Oesterreich durch die übereilte Abstimmung am Bundestage den Beginn des Krieges beschleunigt habe, ehe es mit seinen Bundesgenossen zu einer energischen Offensive bereit war. Da ihm mit seinen Verbündeten eine beträchtliche Uebermacht gesichert war, wenn es sich nur Zeit genommen hätte, dieselbe in Anwendung zu bringen, so hätte es auch nicht nöthig gehabt, sich defensiv zu verhalten. Anstatt eine Aufstellung in Mähren zu wählen und hier einen Angriff der Preußen abzuwarten und die Bundesgenossen in einer Entfernung von mehr als hundert Stunden ihrem Schicksal zu überlassen, hätte es in kühner Offensive auf dem kürzesten Wege Sachsen besetzen, den Bayern die Hand reichen, gegen Berlin vorrücken und dadurch auch den Hannoveranern Luft machen sollen. „Einen Angriff auf Schlesien — von Mähren aus, hätte den Beweis eines mangelhaften Operationsplanes abgegeben, da die Richtung, welche die österreichische Armee einzuschlagen hatte, durch den Geist der österreichischen Politik, durch die Tendenz der Regierung, und mithin — durch das zu erstrebende Ziel vorgezeichnet war. — Ein Angriff auf Schlesien hätte aber das österreichische Heer, von der einzuschlagenden Operationslinie abgelenkt und selbst das erstrebte Ziel eher gefährdet — als befördert. Oesterreichs offensive Operation konnte und durfte nur über Böhmen nach Sachsen seyn; da durch diese Operation, falls der erste Zusammenstoß der gegenüber stehenden feindlichen Heere mit günstigem Erfolge verbunden gewesen wäre, der österreichische Feldherr sich mit dem 7. Bundescorps, und bei weiterem günstigen Verfolge der Operationen, auch selbst mit dem 8. Bundescorps in Verbindung hätte setzen können. Nach welcher Vereinigung der österreichische Feldherr thatsächlich streben mußte, da dies vor der Hand das einzige Mittel war, mit Uebermacht gegen Preußen auftreten zu können."

Weiter bemerkt der ungarische Kritiker, es wäre nichts verloren gewesen, wenn nur Benedek seinen Marsch nach Josephstadt und Königgrätz früher bewerkstelligt hätte. Da er den Vortheil der innern Linien hatte, würde er, wenn er frühe genug auf dem Platze gewesen wäre, die damals noch weit von einander getrennten preußischen Marschcolonnen, sowie sie sich aus den Gebirgsdefileen langsam herauswickelten, eine nach der andern mit großer Uebermacht haben erdrücken können. Wenn er mit dem größten Theil seiner Armeecorps dem Prinzen Friedrich Karl entgegen gegangen wäre, hätte dieser gegen eine so große Macht das Feld nicht halten können und wäre zurückgeworfen worden, und dann hätte der Sieger auf der kürzesten Linie sich rasch der zweiten preußischen Armee unter dem Kronprinzen entgegenwerfen und dieselbe gleichfalls mit Uebermacht schlagen können, wie Bonaparte im Jahr 1796 mit einer geringern Truppenzahl in Italien die weit stärkere österreichische Armee dennoch zurückschlug, weil sie aus den Alpen in zwei von einander getrennten Colonnen hervorbrach, so daß er eine nach der andern mit nur relativer Uebermacht zurückschlagen konnte.

Indem Herr v. Dobay den österreichischen Oberfeldherrn tadelt, daß er zu viel Zeit versäumt und erst am 17. Juni Olmütz verlassen habe, knüpft er folgende Bemerkung an: „Obwohl sich Feldzeugmeister Benedek keiner besondern Popularität in Ungarn rühmen konnte, so war man denoch durch die getroffene Wahl geschmeichelt, und wir hofften, daß unser so sehr gefeierter Landsmann den Lorberkranz erringen werde. — Allein Mißmuth und Unzufriedenheit erfüllte viele von uns bei der gleich anfangs allgemein verbreiteten Nachricht, daß sich der österreichische Feldherr vor seinem Abgange von Olmütz, im Gasthause — durch ein Mädchen den Segen ertheilen ließ, — nicht bedenkend, daß er jedenfalls eines andern Segens bedurfte, wenn sein Wirken auch mit Erfolg gekrönt werden wollte; und ferner nicht bedenkend: daß die holden Jungfrauen, nach einer uralten Sitte, nur den heimkehrenden Sieger und dessen Helden — mit Kränzen zu schmücken pflegten."

Aus den angegebenen Motiven folgt natürlicherweise auch, daß der Verfasser den Einmarsch der Preußen in getrennten Colonnen mißbilligt, sofern sie sich damit großen Gefahren ausgesetzt hätten, wenn Benedek besonnener und rascher gegen sie operirt haben würde.

Ferner tadelt der Verfasser die Aufstellung der Oesterreicher vor Königgrätz. Er meint S. 75, die Königgrätzer Schlacht hätte von Benedek gar nicht angeboten und geliefert werden dürfen. „Der österreichische Feldherr hätte vielmehr, um Zeit zu gewinnen und den allfälligen Nachschub oder die Verstärkungen aus dem Innern des Staates an sich ziehen zu können, durch geschickt geleitete Manoeuvres der entscheidenden Schlacht — wo er nur immer den vereinten Kräften des Gegners zu begegnen die Aussicht hatte — schnell ausweichen, die Theilung der feindlichen Streitkräfte wo möglich zu erreichen, und falls dies geschah, denselben mit Uebermacht anzugreifen trachten sollen. Der österreichische Feldherr hatte die schönste Gelegenheit und das schönste Feld, seine Genialität an den Tag zu legen."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 29. 8. April 1868.

Kirchensachen.

Die Zusammenkunft gläubiger Protestanten und Katholiken zu Erfurt im Herbst 1860 und deren Verlauf. Von Ludwig Clarus. Paderborn, Junfermann, 1868.

Der Verfasser hat jener Zusammenkunft selbst beigewohnt und nachher fast alles gesammelt und verglichen, was darüber geschrieben worden ist. Mithin erhält man hier eine umfassende Uebersicht über den ganzen Vorgang. Wenn man erwägt, daß in jenen zwei Tagen, am ersten fünf, am zweiten nur drei Protestanten mit nur vier Katholiken zusammenkamen und daß sie lediglich nichts ausrichteten, so erstaunt man, wie viel Redens aus der Sache gemacht worden ist, wie ungeheuer wichtig man sie genommen hat, welche übertriebene Hoffnungen hier, Besorgnisse dort daran geknüpft wurden und wie die großen Religionsparteien aus diesem kleinen Anlaß wieder einmal in der schroffsten Gesinnung und härtesten Rede aneinander geriethen. Das beweist aber nur, daß in jener winzig kleinen und kurzen Zusammenkunft weniger Männer und ohne Resultat doch ein wichtiges Moment lag. Und in der That, es handelte sich hier um eine der größten Fragen der Zukunft.

Thatsächlich ist noch anzufügen, daß sich die kleine Versammlung in der Luftspiegelung der Presse zu einer ungeheuern Dimension ausdehnte. „Am ärgsten hat das Giornale di Roma (das Regierungsblatt mit den amtlichen Artikeln, gedruckt in der Druckerei der apostolischen Kammer) die Sache getrieben, das am 20. October 1860 folgenden Artikel brachte: ‚Eine große Anzahl protestantischer und katholischer Theologen hat sich am 21. und 22. August (sic!) zu Erfurt versammelt, um eine Massenbekehrung zum Katholicismus aus denjenigen Protestanten vorzubereiten, welche noch einen Faden des Glaubens festhalten, und die christlichen Prinzipien nur in der katholisch-apostolisch-römischen Religion finden. Auf Seiten der Katholiken nennt man unter den Versammelten den Namen des Grafen Cajus zu Stolberg und Seitens der Protestanten den berühmten Professor Leo aus Halle, welchen unsere Leser durch den vortrefflichen Artikel kennen, den er zu Gunsten des Papstes schrieb. Inzwischen fährt die protestantische Presse, diejenige, welcher zum s. g. positiven Protestantismus gehört, als welcher sich noch nicht in den Skepticismus geworfen hat, und immer noch gewisse Grundsätze des Glaubens anerkennt, darin fort, für die Sache des heiligen Vaters einzutreten, weil sie in ihm die Sache der Religion, der Freiheit, der Wahrheit, der Gerechtigkeit sieht.'" Eine kolossalere Zeitungsente ist wohl nie auf dem Tiber geschwommen.

Der Verfasser des vorliegenden Buchs deutet im Vorwort an, in dem gegenwärtig vorwaltenden Streben nach nationaler Einheit liege unzweifelhaft eine Anregung, den Sühneversuch der Religionsparteien wieder aufzunehmen, und auf S. 104 findet er noch eine zweite Anregung dazu in einer Thatsache, die schon der selige General von Radowitz scharf betonte. Es stehen sich nämlich in unserer Zeit die Gläubigen aller christlichen Confessionen näher, als die Gläubigen und Ungläubigen einander innerhalb derselben Confession stehen. Es ist ein großer Krieg nicht mehr zwischen Katholiken und Protestanten, sondern zwischen gläubigen Christen und Feinden Christi.

Das sind nun allerdings Thatsachen, über welche nachzudenken jedem ehrlichen Christen und Deutschen nahe liegt. Deßhalb wird auch der große Gedanke der confessionellen Aussöhnung immer wieder auftauchen und nie mehr unterdrückt werden können. Auf der andern Seite wäre es thöricht, zu hoffen, daß die ungeheuern

Schwierigkeiten, die jeder Aussöhnung im Wege liegen, irgend leicht und bald hinweggeräumt werden könnten. Vor allem ist zu erwägen, daß von keiner der streitenden Religionsparteien eine Vollmacht für Erfurt ausgestellt worden ist, noch ausgestellt werden konnte. Sodann hat die Erfahrung gelehrt, daß bei bloßen Colloquiis, indem ein Theil den andern zu belehren sucht, nie etwas herauskommt, denn Hintergedanken der Parteien und geheimer politischer Einfluß lassen kein rechtes Vertrauen aufkommen und das Uebrige thun die eitlen Theologen, die obligaten Zänker und Streithähne. Wenn etwas zu Stande gebracht werden soll, muß eine in den Zeitumständen, in einer großen gemeinsamen Gefahr liegende Nöthigung und ein von großer Macht unterstützter energischer Wille vorhanden seyn, vor dem die Gegner sich fürchten und mit dem sie lieber ein Compromiß eingehen, als sich ganz aus dem Felde schlagen lassen. So wurde der kirchlichen Einheit geholfen gegenüber den Gnostikern, den Donatisten, den Arianern ꝛc. So kamen auch die Dogmen und Kirchensatzungen der Lutheraner und Reformirten, wie Anglikaner, nur durch die zwingenden Zeitumstände und durch einen energischen Willen zu Stande, bei dem die Macht war. In der Gegenwart sind die Umstände noch nicht zwingend geworden und läßt sich daher auch nichts übereilen. Greift man der Zeit der Reife vor und macht Versuche, will man mit blos gutgemeinten Vorschlägen experimentiren, so tritt eines der schlimmsten Uebel unseres Zeitalters herrschend in den Vordergrund, nämlich das parlamentarische Majorisiren, wobei die Bösen und Dummen mehr zum Gesetzmachen berechtigt werden, als die Guten und Gescheidten.

Drittens ist man sich über das Ziel nicht klar, dem man zustrebt. Es gibt theils gute Patrioten, theils praktische, aber in kirchlichen Dingen durchaus indifferente Männer, denen es recht wäre, wenn die kirchlichen Spaltungen aufhörten und Deutschland auch in confessioneller Beziehung geeinigt wäre. Aber ihr nationales und politisches Programm kann für die christliche Frage nicht genügen. Ferner gibt es treue, fromme und begeisterte Katholiken, welche fest überzeugt sind, die Rückkehr zum Alten, die Wiederherstellung der mittelalterlichen Hierarchie sey das einzige Heilmittel. Dann treten wieder die zahlreichen Fortschrittsmänner mit ihrer Zukunftskirche, mit dem Johannisideal, mit dem tausendjährigen Reiche, mit dem Paradiese, das man nicht erst jenseits von Gottes Gnade zu erwarten, sondern schon diesseits durch eigene Arbeit und That zu schaffen habe. Davon wollen nun wieder andere — und ihrer sind wohl die meisten — aus Bequemlichkeit nichts wissen und lassen es lieber bei den gegenwärtigen Zuständen bewenden, an die man einmal gewöhnt sey. Endlich kümmern sich die fanatischen Sektirer um die allgemeinen Zustände der Kirche gar nicht. Selbstzufrieden halten sie ihre Stündlein und bilden sich ein, auf der Arche Noä zu fahren, ringsum aber ist nichts als die Sündfluth.

Auch unter denen, die aufrichtig eine große kirchliche Einheit wünschen, gibt es viele, welche dieselbe von einer „neuen Heiligung“ abhängig machen und die Kirche von Innen her, zuerst in den Gesinnungen reconstruiren wollen. Man sollte mit dieser Zumuthung zurückhaltender seyn, denn es liegt darin für unser gegenwärtiges Geschlecht doch zu viel Aufforderung, sich den Schein von dem zu geben, was verlangt wird, was man aber eben nicht hat. Es ist nicht möglich, die sündige Menschheit in Masse zu heiligen. Die Kirche ist nicht für Heilige, sondern für die Sünder und Schwachen gegründet worden. Es ist und bleibt eine große Missionsanstalt, und ist kein Elysium für Heilige und Gerechte.

Weiter ist zu erwägen, daß es sich um keine ausschließlich nationale Frage handelt, denn der größte Theil deutschredender Männer erkennt im Papst zu Rom den Oberhirten seiner Kirche. Daraus folgt, daß auch die Deutschen unter einander nicht allein berechtigt und im Stande sind, über den katholischen Theil der Frage zu entscheiden. Das ist ein Glück, denn alles ist in unsern Tagen erfreulich, was noch einer geheiligten Autorität und etwas historisch tief Gewurzeltes gelten läßt. An Fortschritt, Neuerungssucht, Opposition gegen alles Alte fehlte es nicht, und wenn es kein conservatives Hemmniß mehr gäbe, würden bald alle Dämme durchbrechen und wir die Zeit der französischen Revolution sich erneuern sehen, in der Gott förmlich abgeschafft wurde.

Denen aber, welche die katholische Kirche für allzu conservativ halten, welche sich noch immer vor einer möglichen Wiederkehr des Ablasses, der Inquisition ꝛc. fürchten, muß gesagt werden, daß sie nur die Augen aufzuthun brauchen, um zu sehen, daß das überall nichtiger Gespensterwahn ist, der die Protestanten in der That nicht mehr beschleichen sollte. Blickt hinüber nach dem Osten, wo die russische Macht in furchtbarer Größe sich erhoben hat. Dort seht ihr, wie schon unter Katharina II. Millionen Katholiken ihrem Glauben abschwören mußten und der griechischen Kirche einverleibt wurden, wie ferner im Jahr 1839 neue Millionen Katholiken durch die Synode von Polock unter Kaiser Nicolaus derselben Gewaltthat unterworfen wurden und

wie gegenwärtig der letzte Rest des Katholicismus in Polen schon halb todt unter den Zähnen des nordischen Bären zuckt. Welcher Stärke und Uebermacht, vor der etwa dem Protestantismus bange werden könnte, erfreut sich denn die katholische Kirche, wenn sie nicht das Geringste gegen das ihr in Polen zugefügte Unrecht und grausame Ausrottungssystem zu thun vermag! Blickt nach Rom selbst, wo der Papst wie ein Gefangener bewacht wird, umheult von einem ganzen Volke, das ihn weghaben will, das die Kirche plündert, den Klerus verhöhnt und mißhandelt und in Schauspielen, in Karikaturen und in der Presse alles überbietet, was je der Haß seiner Feinde an Verwünschungen über Rom ausgegossen hat! Blickt hinüber nach Spanien und Portugal, wo die Kirche nicht weniger ausgeplündert ist und die Irreligiosität immer größere Dimensionen angenommen hat! Blickt nach Frankreich, wo der intelligente Kaiser zwar den Drachen noch mit starker Hand zurückhält, daß er die unbefleckte Jungfrau nicht zerfleische, aber doch immer wieder spielend mit der Hand zuckt, als wolle er ihn loslassen und nur zu sehr fühlen läßt, er gewähre der Kirche die Gnade, die er von ihr empfangen sollte! Blickt nach Oesterreich, wo der Josephinismus, die Metternich'sche Lüderlichkeit und die Judenpresse den katholischen Charakter der Monarchie ausgelöscht haben und der seichteste Liberalismus im Sturm gegen das Concordat nur dem schon lange eingefleischten Haß gegen alles Kirchliche, allen religiösen und sittlichen Ernst Luft macht.

Wenn man nun auf der andern Seite erwägt, wie das no propery-Geschrei in England verstummt ist, wie viel dort für das Wiederemporkommen der katholischen Kirche geschehen ist, wie der Puseyismus ihr eine Menge der achtbarsten Anhänger und Streiter zugeführt hat, wie viel Geist, besonders durch das Wirken des genialen Cardinal Wiseman in die katholische Kirche Englands gekommen ist, — und wie vornehmlich in Preußen und im außerösterreichischen Deutschland die katholische Kirche geachtet und ihr Geist in solchem Maaße gepflegt wird, daß Döllinger in München mit Recht sagen durfte, Deutschland allein trage jetzt die Theologie. Das Unglück der Kirche im Süden wird Mitgefühl im Norden erwecken und den alten Haß versöhnen helfen. Dieselbe Noth der Kirche wird aber auch die gläubigen Katholiken des Südens günstiger für die gläubigen Protestanten des Nordens stimmen. Die Macht des Geistes in der Theologie wird diese Versöhnung fördern, und die nationalen Interessen werden es nicht seyn, von denen eine Gegenwirkung zu fürchten wäre. In denselben Tagen, in denen Herr von Beust sich in der römischen Frage „bis zur Indifferenz neutral" und die weltliche Macht (d. h. überhaupt die Selbständigkeit) des Kirchenoberhauptes für indifferent erklärte, hat der König von Preußen den Diöcesanen von Kulm und Ermeland geantwortet, nur die geographische Lage Preußens hindere ihn, das Oberhaupt der katholischen Kirche in seiner Selbständigkeit durch materielle Mittel zu unterstützen, an den moralischen habe er es nie fehlen lassen und die Katholiken würden anerkennen, daß ihre Lage in Preußen eine bessere sey, als in manchen katholischen Ländern.

Das sind überraschende Thatsachen, die wenigstens beweisen, daß die Erde rollt, daß nicht jedes morgen seyn wird, wie gestern. Die Zeit bringt Möglichkeiten, von denen man sich früher nichts träumen ließ und die doch gekommen sind.

Die nächste Nutzanwendung wäre für manche unserer katholischen Blätter, dem steifen Auseinanderhalten des katholischen Kircheninteresses und des deutschen Nationalinteresses, welches ihnen so sehr beliebt, zu entsagen, und nicht ferner dem Partikularismus, der allein die Kirche wie das Reich zerstört hat, die Waffen der Kirche zu bieten. Aber auch die protestantischen Blätter, selbst die liberalen, sollten einsehen, daß das ewige Geschrei gegen die katholische Kirche etwas Ungerechtes und Unvernünftiges ist.

Dem Liberalismus wird es nie gelingen, die Welt ohne Christenthum weiter zu bringen. Wenigstens die Einsichtsvollen unter ihnen sollten sich der alten Täuschung entschlagen. Die Gläubigen beider Confessionen aber sind doppelt aufgefordert und verpflichtet, im gemeinsamen Kampf gegen den Unglauben und die Corruption der Zeit gegenseitig ihren Werth und ihr Verdienst anzuerkennen.

Man hat sich von beiden Seiten in eine unnatürliche und inhumane Wuth gegen einander verhetzen lassen. Am Ende, was wir wiederholt in diesen Blättern betont haben, lag die Schuld der Mißbräuche in der alten und der schroffen Einseitigkeiten in den neuen Kirchen gar nicht in der Kirche, als solcher, gar nicht im Glauben und in irgend etwas Religiösem, sondern ausschließlich in dem, was die weltliche Politik in die Kirche einschleppte, um die Macht der Kirche weltlichen Interessen dienstbar zu machen. Was die heidnischen Mediceer und Borgias, was die französischen Päpste in Avignon gesündigt haben, hat nicht die Kirche gesündigt, sondern wurde an ihr gesündigt. Ueppige, sündenvolle Bischöfe waren nicht Söhne der Kirche, sondern Prinzen und Grafen, in Wollust erzogen, die man widerrechtlich der Kirche octroyirte ꝛc. Was man der

Reformation vorgeworfen hat, war auch nicht die Schuld Luthers, sondern der Fürsten und Juristen, die den Theologen auf brutale Weise vorschrieben, was sie lehren sollten, und nur aus dynastischem und Staatsinteresse. Weil sowohl der Pfälzer, als der Engländer und Holländer keine Lust hatten, sich eine sächsische Hegemonie in Glaubenssachen gefallen zu lassen, machten sie sich jeder seine eigene Confession und Staatskirche zurecht.

Wenn von protestantischer Seite zur ersten Bedingung einer Aussöhnung mit den Katholiken von den letztern ein Act der Reue und Buße verlangt worden ist, so ist es auch an den Protestanten, sich einer solchen Buße zu unterziehen, denn es hat protestantische Hofpfaffen gegeben, die nicht besser waren als die schlechtesten Päpste und selbst in die Dogmen haben politische Motive eingewirkt und ganz nichtswürdige Fürstenknechte wie Jakob Andreä und Selnecker den erschreckten Pfarrern und Gemeinden den Glauben zuschneiden dürfen. Würde man sich das alles erst klar gemacht haben und nicht immer und immer wieder von katholischer Seite den h. Geist selbst auf dem heidnischesten der Päpste haben ruhen lassen und von protestantischer Seite die nichtswürdigsten Speichellecker der Fürsten als „Männer Gottes“ gepriesen haben, so hätte man sich längst aussöhnen können.

Lyrische Dichtkunst.

Blätter und Blumen. Gedichte von Isidor Barndt. Neisse, Hinze, 1867.

Ein frommer katholischer Dichter preist hier Glauben und Liebe, die h. Sakramente, einzelne Heilige ꝛc. Das Gleichniß von den zehn Jungfrauen stellt er dramatisch dar in Wechselreden und Chören ganz in der Weise der spanischen Autos sacramentales. An diese frommen Dichtungen reihen sich auch viele Gelegenheitsgedichte, welche der Verfasser Freunden und Gönnern, aber auch den tapfern Kriegern von 1866 widmet, denn im Widerspruch mit den ultramontanen Blättern in Süddeutschland, die jedweden Koth auf den preußischen Namen zu häufen nicht müde werden, feiert der fromme Katholik in Schlesien die preußische Armee und die große Sache, für welche sie so ruhmvoll gestritten hat. In einem schönen Liede auf den Kirchthurm zu Leuthen gedenkt er der Schlacht, die Friedrich der Große hier geschlagen und in welcher der Thurm viel von Kugeln gelitten hatte. Der Dichter spricht zu dem Thurme:

> Als dann vorbei der blutige Strauß,
> Da sahst du freilich wohl
> Gar narbig und gar runzlig aus,
> Doch dir war dennoch wohl:
> Du wardst ja preußisch durch den Sturm,
> Und dessen freut sich selbst ein Thurm,
> Ein Kirchen-Thurm zumal.
>
> Und das mit vollem Recht! Dieweil
> Im starken Preußenland
> Die Kirche immerdar ihr Heil
> Und Schirm und Stütze fand.
> Im Staate Preußen fürchtet man
> (Manch Städtlein spiegle sich daran)
> Der Kirche Freiheit nicht!
>
> Man sieht der Kirche Aufschwung gern
> Und mag sie knebeln nicht,
> Wie's leider sonst wohl nah und fern
> Gen Süd und Ost geschicht.
> Das Priesterthum, das Ordenskleid —
> Geschützt, geachtet ist's, so weit
> Der „Aar“ den Fittig schwingt.

Der Dichter sagt auch dem Gesindel, das sich mit Wissenschaftlichkeit bläht und doch nur Hohn mit der Menschheit und sich selber treibt, derbe Wahrheiten. In dem Gedicht „Es lebe die Wissenschaft“ persiflirt er die Anhänger des modernen Materialismus:

> Hört denn: Durch zwei geniale Affen
> Ward das erste Menschenpaar gezeugt;
> Affen aber stammen von Giraffen,
> Wie der Name sinnig schon bezeugt.
>
> Die Giraffe wieder stammt vom Lama
> Und das Lama ward gezeugt vom Lamm;
> Lamm ehrt in der Häsin seine Mama,
> Häsin im Kaninchen ihren Stamm.
> Das Kaninchen aber ward geboren
> Von des Hamsters legitimer Frau;
> Hamster hat zur Mutter sich erkoren
> Eine niedliche Meerschweinchensau.
>
> Du, o Meerschwein, bist hervorgegangen
> Aus dem Schoße einer großen Maus;
> Mäuschen aber wurde nackt empfangen
> Einst von einer Schnecke ohne Haus.
> Und die Schnecke kroch aus einer Made
> Und die Made schlüpft' aus einem Ei
> Und das Ei entstund so nachgerade
> Aus dem primitiven Urweltbrei. — —

Somit gibt dieser Dichter Gott, der Kirche, dem Vaterlande und der Wahrheit die Ehre, die ihnen so viele andere Scribenten unserer Zeit in Prosa und Versen versagen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, | N° 30. | 11. April 1868.

Geschichte.

Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft von den ältesten Zeiten bis 1866. Von Alexander Daguet. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aarau, Sauerländer, 1867.

Dieses Werk eines welschen Schweizers ist nicht nur sehr gut geschrieben, sondern auch sehr umfassend, klar, übersichtlich und doch auch wieder reich in den Details, so daß man es mit wahrem Vergnügen liest und sogar geneigt wird, es mancher berühmten Schweizergeschichte deutscher Schweizer vorzuziehen. Vor allem ist darin die lächerliche Prahlerei vermieden, deren sich Johannes Müller und Zschokke schuldig gemacht haben, als ob die guten Schweizer nicht Menschenkinder wie andere auch wären, sondern von ganz aparter Vortrefflichkeit. Wir nehmen es Herrn Daguet gar nicht übel, daß er dieser Schwachheit der deutschen Schweizer nicht hat zu nahe treten wollen, und dem elenden Johannes Müller noch eine Huldigung darbringt, obgleich er die lügenhafte Versicherung desselben: „niemals habe ich einer Partei angehört, ich habe stets für Recht und Wahrheit gestritten," nicht hätte gutheißen sollen. Denn Johannes Müller hat nie etwas um der Wahrheit willen geschrieben, sondern immer nur um Geld, Gunst und Befriedigung der Eitelkeit. Er hat für die Berner Aristokratie und für die französische Republik, für den Papst und für das josephinische Oesterreich, für Preußen im Frühjahr 1806 und nach der Schlacht von Jena für Napoleon geschrieben. Er hat sich becomplimentiren lassen, als ein unschuldiger Alpensohn und gleichsam Nachkommen des biedern Wilhelm Tell, als könne er keine andere Luft als die der Freiheit athmen, und dann hat er wieder der schamlosesten aller Despotien, der Maitressenwirthschaft des König Jerome in Cassel als allerservilster Ministerlakai gedient. Das sind alles Thatsachen, die wenigstens ein Geschichtschreiber nicht beschönigen darf.

Doch, wie gesagt, wir verzeihen dem welschen Schweizer diese Taktlosigkeit gegenüber der übrigen Welt, da Müller in der deutschen Schweiz immer noch so viele Sympathien findet, die er aus Höflichkeit nicht hat verletzen wollen.

Das Werk des Herrn Daguet beginnt mit den Pfahlbauten in den Alpenseen. Auch in dieser Beziehung hat der liebenswürdige Verfasser wahrscheinlich aus Höflichkeit bekannten Vorurtheilen deutscher Gelehrten zu viel nachgegeben. Sollte man doch glauben, die ältesten Einwohner der Schweiz seyen, wie kürzlich der geistreiche Nos die gelehrten Narren vermuthen läßt, im Wasser geborene Froschmenschen gewesen. Die Pfahlbauten gehören erstens keineswegs der ältesten Bevölkerung an und noch viel weniger war die ganze erste Bevölkerung in ihnen concentrirt.

Indem Herr Daguet die ersten Niederlassungen der Alemannen, Ostgothen und Burgunder in den Alpen schildert, faßt er sie zu sehr als Barbaren auf. Sie brachten nicht nur Heldensinn, sondern auch Rechtssinn, Freiheitssinn, Ehrlichkeit und jene Tugenden mit, welche schon Tacitus an den Germanen bewundert hatte und welchen treu zu bleiben gegenüber der schändlichen Corruption des besiegten Römervolks König Gundobald seinen Burgundern empfahl. Auch brachten jene eingewanderten deutschen Sieger einen heidnischen Glauben mit, der nichts weniger als geistlos war und dessen schönere sittliche Seiten ihre Bekehrung zum Christenthum wesentlich erleichterten. Von ihnen stammen die schönen Sagen und Märchen her, die noch immer im Munde des Schweizervolkes leben und aus denen soviel Adel der Seele, Großherzigkeit, Treuherzigkeit hervorleuchtet, welche sie so sehr zu ihrem Vortheil von der

altrömischen Bevölkerung und heute noch von den habgierigen und pfiffigen Italienern unterscheiden. Sehr anerkennenswerth ist dagegen, was der Verfasser über die Leistungen und den großen Einfluß des Klosters St. Gallen im frühen Mittelalter sagt. Auch ist alles maßvoll, was er zur vielbestrittenen Tellensage bemerkt, sofern er in Noten die verschiedenen Ansichten parteilos verzeichnet.

Am ausführlichsten und anziehendsten sind die Bewegungen und Kämpfe der Reformationszeit geschildert. Die einseitige Parteinahme ist, wie es dem Geschichtschreiber geziemt, vermieden und der beträchtliche Einfluß, den weltliche Politik und Habgier damals auf die Glaubenssachen ausübten, gehörig hervorgehoben. Denn wie in den monarchischen Territorien Deutschlands, so spielte auch in den republikanischen Cantonen der Schweiz die weltliche Politik in Sachen der Reformation die größte Rolle. Es kam sogar vor, daß katholische Cantone den Raub mit reformirten Cantonen theilten und zu Reformirungen die Augen zudrückten, wenn sie durch materielle Vortheile entschädigt wurden. Hier ein Beispiel. Das katholische Waadtland wurde durch die reformirten Berner von Savoyen abgerissen und reformirt, gegen den Willen des Volks. „Die frühern Vogteien Orbe, Echallens, Granson, welche seit 1476 den Herren von Bern und Freiburg gemeinschaftlich gehörten, schienen durch diese gemischte Stellung dem Zwange der erstern entgehen zu sollen. Allein die Regierung von Freiburg, durch die Abtretung einiger bischöflichen Landstriche, Bülle, La Roche und Albeuve, von Bern gewonnen, hatte die Schwachheit gehabt, den Senfevertrag zu unterzeichnen, durch welchen festgesetzt wurde, daß, wo die Mehrheit für die Messe wäre, man von diesem Beschlusse immer wieder auf die Predigt zurückkommen, daß aber nach einmal eingeführter Predigt man nicht mehr zur Messe zurückkehren könne (1538). Als der Stand Bern der weltliche und geistliche Herr des ganzen Waadtlandes und der benachbarten Provinzen Ger und Chablais geworden war, wünschte er sehr, die Grafschaft Greyerz, als ehemaliges savoy'sches Lehen, hinzuzufügen. Das eifersüchtige Entgegentreten Freiburgs und die Drohungen der katholischen Cantone bewirkten den Aufschub dieses Plans während einiger Jahre. Allein im Jahr 1553 erleichterte das Falliment Michaels, des letzten Grafen von Greyerz, eines ritterlichen aber verschwenderischen und überschuldeten Herrn, die Ausführung desselben. Bern und Freiburg erschienen unter den Hauptgläubigern; sie kamen überein, den Grafen seines Landes zu entledigen. Die Theilung ging in den ersten Tagen Novembers 1555 vor sich. Bern bemächtigte sich der Gegenden oberhalb des Engpasses la Tine (Château-d'Oex, Rougemont, Saanen); Freiburg der unterhalb la Tine gelegenen Landstriche (Greyerz und Montsalvens). Die Abgeordneten der theilenden Cantone versprachen den Greyerzern Achtung ihrer Freiheiten. Allein diese ihren Herrschern anhängliche Völkerschaft, welcher Michael versprochen haben soll, sie eben so frei zu machen als die Leute der Waldstätte, wenn sie ihm zur Zahlung seiner Schulden behülflich sey, leistete nur gezwungen den Eid in die Hände der bernerischen und freiburgischen Landvögte. Niemals wurde die neue Herrschaft im Greyerzerlande ganz heimisch, und die Nachricht vom Tode Michaels erklang noch als Todtengeläute durch alle Thäler. In dem ihm überlassenen Theile der Grafschaft führte Bern die Reformation nur mit vieler Mühe ein. Wie im Waadtlande nahm das Volk nur mit lebhaftem Widerwillen Lehren an, welche seinem kindlichen Glauben und seinen heitern Sitten entgegen waren."

Wir fügen hier noch als Probe der musterhaften Darstellung, einiges aus der Reformationsgeschichte Genfs an. „Die Bemühungen Farels und Calvins für die Sittenverbesserung, die Strenge und Unduldsamkeit ihrer Lehren hatten eine mächtige Partei gegen sie hervorgerufen. Diejenigen Bürger, welche heimlich sich nach dem Katholicismus sehnten, und alle die noch viel zahlreichern, welche in der Reformation nur eine erweiterte Freiheit erblickt hatten, vereinigten sich gegen die Reformatoren. Farel und Calvin wollten die Stadt der Päpstler und Libertiner entledigen (1537). Allein in einem blutigen Streite erhielten diese die Oberhand über die Wilhelminer (Guillermins) und die Brüder in Christo, Spottnamen, welche sie den Anhängern der Pfarrer gaben. Unzufrieden über die von den Pfarrern im Gottesdienste vorgenommenen Abweichungen, erklärten sich die Berner für die Libertiner. Den Predigern wird verboten, sich in die Politik zu mischen. Am Ostertage 1538 üben diese Wiedervergeltung, und verweigern von der Kanzel herab den Bürgern die Austheilung des Abendmahls. „Kein Abendmahl,' rief Farel aus, ‚für die Wüstlinge und Trunkenbolde.' Da widerhallt in den Gassen der Ruf: ‚Tod den Pfarrern!' und nach einer sehr lebhaften Verhandlung verbannen die Zweihundert die kühnen Prädicanten. Die Feinde der Pastoren und der Reformation benutzten ihren Sieg. Einer der Führer dieser Partei, welcher sich in dem Kampfe für die Unabhängigkeit ausgezeichnet hatte, Johann Philippe, wurde zum Syndic und Generalcapitän ernannt. Allein dieser Sieg war von kurzer Dauer. Die Gesetzlosigkeit, die nach dem Abgange der Pfarrer eintrat,

die üble Aufführung ihrer Nachfolger, und besonders das Benehmen Berns, welches die Lage benutzen wollte, um Genf zu beherrschen, ließen eine heftige Gegenwirkung entstehen. Das Volk stand auf und verurtheilte den Johann Philippe zum Tode.

Calvin erschien als der einzige Mann, der fähig sey, die Wiederherstellung der Reformation und der Gesetze zu bewirken. Man sandte, um ihn zu Worms abzuholen, den Rathsherrn und Hauptmann Ami Perrin, einen Libertiner, der aber durch seinen Widerstand gegen die Berner sich für den Augenblick dem Reformator näherte. Calvin traf am 3. Sept. 1541 zu Genf wieder ein. Er begann damit, eine neue Behörde, unter dem Namen Consistorium, aus Laien und Geistlichen einzurichten, welche die Aufsicht über den Gottesdienst, die Sitten und die Familien haben sollte. Ein neues, in der allgemeinen Bürgerversammlung am 20. November 1541 angenommenes Gesetzbuch bestrafte die Verbrechen gegen die Religion, den Staat und die Sitten mit dem Tode. Die unschuldigsten Scherze galten für Gotteslästerungen, und wurden mit Auspeitschung, Verbannung und andern Strafen, nach Belieben des Richters bestraft. Damit kein Vergehen der Verfolgung und Bestrafung durch das Consistorium entgehe, wurden Sittenwächter in den Gemeinden aufgestellt, mit dem Auftrage, die Uebertretungen anzuzeigen. Genfs Verfassung wurde in aristokratischerem Sinne geändert. Diese strenge Einrichtung erregte das Murren des Volkes und besonders der aufbrausenden Jugend des Quartiers St. Gervais, des Herdes aller Aufstände. Ein Rathsherr, Benedict Ameaux, wagte an einem Nachtessen vor einigen Freunden gegen ‚Herrn Calvin' zu sprechen; ein Anderer, kühnerer, Jakob Grüet, schlug an der Kanzel von St. Peter einen Zettel in der Volksmundart an, worin dem picardischen Prediger mit dem Schicksale des Chorherrn Werli gedroht wurde, jenes andern Fremden, welcher Genf Gesetze habe vorschreiben wollen. Dem Consistorium verzeigt, wurde Ameaux verurtheilt, unter einem Galgen, im Hemde und eine Fackel in der Hand, Abbitte zu leisten (1546). Grüet, in dessen Hause man irreligiöse Schriften gefunden, hatte ein traurigeres Loos; er starb auf dem Blutgerüste (26. Juli 1547). Unter dem Henkersschwerte fiel auch der Kopf Rudolfs Monnet, des frühern Rathschreibers, weil er ausgelassene Schriften bei sich hatte.

Einige Jahre nachher verzehrte die Flamme eines Scheiterhaufens den spanischen Arzt Servet, dessen Verbrechen darin bestand, daß er mehrere Hauptglaubenssätze des Christenthums bestritten hatte, unter andern das Geheimniß der Dreieinigkeit, die er keck ‚einen dreiköpfigen Cerberus' nannte. Calvin, dann Farel nach ihm, bemühten sich umsonst, von Servet einen Widerruf zu erpressen. Obwohl voll Entsetzen bei dem Gedanken an die furchtbare Strafe, die ihn erwartete, weigerte sich der unglückliche Philosoph, zu widerrufen, und wurde auf dem Champel hingerichtet, sein Buch an seine Seiten gebunden und ein Laubkranz auf dem Kopfe (27. October 1553). Servets Lehre war der Pantheismus, zu welchem sich ein Jahrhundert später Spinoza bekannte. ‚Behauptest Du,' fragte ihn Calvin, ‚daß unsere Seelen Gott seyen, und daß in allen Wesen eine göttliche Substanz sey?' — ‚Ich behaupte es.' — ‚Dieses Pflaster, auf das ich trete, ist also Gott,' rief der Reformator mit dem Fuße stampfend. — ‚Ohne Zweifel,' sagte Servet, und diese Antwort war sein Todesurtheil."

Die Libertiner regten sich indeß immer wieder. Das an die katholische Duldung des Frohsinns gewöhnte Volk wollte sich die steife Frömmelei Calvins und das gräßliche Verbot aller und jeder menschlichen Freude nicht gefallen lassen. Aber Calvin zog Flüchtlinge aus Frankreich an sich, fanatische Hugenotten, 10,000 an der Zahl, mit deren Hülfe er die einheimischen Libertiner bändigte. Die Häupter der Libertiner wurden hingerichtet oder mußten flüchten. „Die Verfolgung erstreckte sich nicht nur auf die Parteianhänger derselben, sondern auch auf alle diejenigen, welche Freundschafts- oder Handelsverbindungen mit den Verbannten unterhielten. In jedem der beiden Jahre 1558 und 1559 wurden zu Genf über zweihundert Criminalprozesse eingeleitet. ‚Sie stiegen sogar auf 300. Beweis, daß die Sittenlosigkeit unerhörte Fortschritte unter dieser Ordnung der Dinge gemacht hatte, welche sie vernichten sollte.' Hunderte von Familien verließen die Stadt wie zur Zeit der Reformation und machten Flüchtlingsfamilien Platz, die aus allen Theilen Europas herkamen."

Die Geschichte der neuern Zeit ist ohne Ungerechtigkeit gegen die besiegte Partei geschrieben. Doch stoßen wir hin und wieder auf einen kleinen Widerspruch. Wir lesen S. 465: „Da in gewisser Beziehung die Grundsätze der Parteien in Frankreich und in der Schweiz übereinstimmten, hat man daraus schließen wollen, daß die Schweizer Revolutionen von 1830 und 1831 nur das Echo und der Rückschlag der französischen Revolution vom Juli 1830 gewesen seyen. Es ist aber aus dem Gang der Ereignisse leicht zu ersehen, daß die schweizerische Revolution von 1830 und 1831 das natürliche Ergebniß der unvermeidlichen Rückwirkung der Vorgänge von 1814 war, durch welche das Volk der politischen Rechtsgleichheit und der andern im Jahr 1798 erlangten

Rechte beraubt worden." Damit bestätigt aber der Verfasser, was er nicht zugeben will. Weit entfernt, selbständig in der Geschichte der neuern Zeit dazustehen, hat die Schweiz durch jede große europäische Aenderung auch ihrerseits einen Stoß erlitten. Der ersten französischen Republik folgte die helvetische nach, dem französischen Kaiserthum die Mediation, dem Sturze Napoleons die Restauration der Aristokratien in der Schweiz, der Julirevolution die demokratische Revolution der Schweiz, der Februarrevolution der Umsturz der alten eidgenössischen Bundesverfassung.

Auf derselben Seite 465 rühmt der Verfasser den verstorbenen Doctor Troxler, daß er bei der Versammlung der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach am 8. Mai 1822 zuerst den „Grundsatz der Volkssouveränetät und die Anwendung desselben auf der mathematischen Grundlage der verhältnißmäßigen Vertretung" geltend gemacht habe. An einer andern Stelle (S. 550) erklärt sich aber der Verfasser ausdrücklich gegen die Anwendung dieses Prinzips, indem er die Worte eines einsichtsvollen Schweizers adoptirt: „Ich kenne nichts Gehässigeres als die Tyrannei der Zahl, dieses durch die unwissende Mehrheit der einsichtigen Minderheit auferlegte Joch."

Schulwesen.

Die Literatur und die christliche Jugendbildung von Prof. Wedewer. Frankfurt a. M., 1868. Verlag für Kunst und Wissenschaft.

Es wird hier darauf hingewiesen, wie nachtheilig unsere classischen Dichter auf die Jugend wirken, sofern sie fast durchgängig in heidnischer Bildung befangen, das Christenthum ignorirt, wo nicht verachtet und angefeindet haben. Soll das nun künftig vermieden werden, so gibt es, sagt der Verfasser, drei Wege. Man müßte entweder die antichristliche Tendenz unserer modernen Classiker vertuschen, oder überhaupt ignoriren, oder geradezu bekämpfen. Alle diese Wege scheinen ihm aber das Ziel zu verfehlen, weshalb er eine vermittelnde Methode anräth, derzufolge der Lehrer „einerseits das viele Schöne und Wahre, das jene Männer in der meisterhaftesten, für immer classischen Form ausgeprägt haben, offen und willig anerkennt, andererseits aber auch das vom Standpunkte des Christenthums, als der absoluten Wahrheit, Irrige und Verwerfliche als tadelnswerth hervorhebt. Während er die Dichter, welche, wie alle Menschen, mehr oder minder Kinder ihrer Zeit und daher ihren Irrthümern unterworfen sind, entschuldigt, wird er nicht anstehen mit aller Freimüthigkeit ihre Grundanschauungen, den Eudämonismus Wielands, die Humanitätsreligion Lessings und Herders, die Kunstreligion Schillers und Göthes als unhaltbare Einseitigkeiten zu bezeichnen. Er wird insbesondere bei den einzelnen Werken, in welchen die Grundirrthümer und das vielfach Mangelhafte zu Tage treten, wie in Lessings Nathan der Weise, Schillers Resignation und die Götter Griechenlands, Göthes Wahlverwandtschaften oder Faust, auf die entgegenstehenden christlichen Ideen ergänzend hinweisen."

Wir halten es überhaupt für absolut unnöthig, daß die s. g. deutschen Classiker auf Gymnasien obligatorisch gelesen und erklärt werden. Die Jugend hat auf den Gymnasien ihre Zeit an ganz andere Lehrstoffe zu wenden; sie ist zu jung, um die Dichter zu verstehen. Für das praktische Leben braucht kein junger Mensch Lessings Nathan oder Göthes Faust gelesen zu haben. Ist er überhaupt für feinere Geistesbildung nicht organisirt, so wird er die classischen Werke auch später nicht verstehen noch goutiren. Ist er es aber, dann wird er später Gelegenheit genug haben, alle jene Dichtungen kennen zu lernen und sein Urtheil wird gereifter seyn. Dazu kommt, daß nur selten die handwerksmäßigen Professoren Geschmack besitzen und sich mit ihren ästhetischen Erklärungen vor geistreichen Schülern oft nur lächerlich machen. Benutzen sie aber ihr Lehramt um die jungen Herzen zu vergiften und ihnen eine laxe Moral und Unglauben in honigsüßer Classicität einzuflößen, so verdienen sie zur Schule hinausgepeitscht zu werden. Am verwerflichsten ist das öffentliche Lesen und Interpretiren des Nathan von Lessing, denn wenn der Lehrer die Verpflichtung dazu zu einer gleichsam officiellen Propaganda benutzt, sollten sich christliche Schulbehörden schämen, dergleichen zu provociren. Ist der Lehrer aber ein guter Christ, so muß es ihn eckeln, ein Buch amtlich für classisch gelten lassen zu müssen, das in raffinirtester Bosheit und Verlogenheit den Juden über den Muhamedaner und diesen wieder über den Christen stellt, als sey das Christenthum die schlechteste und verächtlichste aller Religionen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 31. 15. April 1868.

Reisen.

William Gifford Palgraves Reise in Arabien. Aus dem Englischen. Zweiter Band. Mit einem Plane. Leipzig, Dyk, 1868.

Den ersten Theil dieses interessanten Reisewerks haben wir im vorigen Jahrgang unserer Blätter Nr. 78 angezeigt. Der zweite ist noch interessanter, weil er den Aufenthalt des Verfassers in der Hauptstadt des Wechabitenreichs ausführlich enthält und eine Menge wichtige Aufschlüsse über die Zustände der Länder und Völker gibt, die an den Grenzen des türkischen, persischen und indobritischen Reichs noch mehr oder weniger unabhängig geblieben sind.

Palgrave reiste als Arzt und wir finden ihn hier in Riad, der wahhabitischen Hauptstadt und Residenz des König Feisal wieder. Hier erfreute er sich der Gunst des königlichen Schatzmeisters und hatte Gelegenheit, die Geschichte, das Religionssystem und die Sitten der Wahhabis zu studiren. Der Fürst, der sich zur Secte bekehrte und die Dynastie von Riad dadurch zu größerer Macht erhob, war Saud II. Dieser hinterließ zwei Söhne, Abdel Azis und Abd-Allah. Der erstere achtete nicht auf den Rath des Vaters, niemals eine Großmacht anzugreifen. Kühn und unternehmend und auf die Elasticität der neuen Secte vertrauend, die als neuer Islam gleich dem alten die Welt erobern sollte, griff er das Königreich Oman an, welches an der südöstlichen Ecke der arabischen Halbinsel liegt, sehr fruchtbar, gut bevölkert und reich durch den Seehandel ist. Er eroberte die Hauptstadt Maskat und unterwarf den Sultan des Landes. Der Verfasser bemerkt, man sage in Europa zwar gewöhnlich Imam statt Sultan, an Ort und Stelle jedoch sey der letzte Name der übliche. Nun hatte sich aber der Schah von Persien als den eigentlichen Oberherrn jener Persien gegenüber liegenden Küste betrachtet und wollte nicht dulden, daß die Wahhabis sich hier festsetzten. Er wollte aber auch die Kosten für einen Feldzug nicht aufwenden und machte es sich bequem, indem er den wahhabitischen Eroberer durch Mord aus dem Wege räumen ließ. „Wie zahlreich und in ihren Lehren von einander abweichend die Secten sind, welche aus den Kämpfen 'Alis mit seinen glücklicheren Nebenbuhlern hervorgingen, so stimmen doch alle in einem Punkte überein, — der traditionellen Billigung und häufigen Ausübung des Meuchelmords. Schija'is von dem ursprünglichen Stamme, Ismailijah (assasins par excellence, von denen alle andern ihren Namen erhalten haben), Drusen, Karmathier, Khârigijah, Metâwelah, mit einem Worte, die ganze Sippschaft von den ersten Râfedi bis zu den Bâbi in unserer Zeit herab, billigen den Meuchelmord, wenn damit ein Zweck erreicht oder ein Nebenbuhler bei Seite geschafft werden kann." Genug, Abd-el-Aziz wurde von einem persischen Meuchelmörder umgebracht.

Sein Bruder und Nachfolger Abd-Allah unternahm sogleich einen Rachezug gegen die Perser, eroberte die Stadt Meschid, plünderte und schändete das Grab Alis und ließ alle Einwohner niederhauen. Aber nicht blos gegen die persischen Schiiten wüthete der Fürst der Wahhabi. Er eroberte auch die Heiligthümer der Suniten, das h. Mekka und Medinah, plünderte das Grab des großen Propheten und rief mit Stolz aus: Muhamed ist todt, ich bin lebendig! Die neue Secte wollte den Islam keineswegs zerstören, sondern nur reformiren, und benahm sich zu Mekka ungefähr, wie sich die Lutheraner im Jahr 1527 in Rom benommen hatten. Sie plünderten die h. Stadt, indem sie ihren reformirten Glauben für etwas viel Besseres ansahen, als den alten.

Ein so energisches Umsichgreifen der Wahhabi konnte

dem Sultan in Constantinopel nicht gleichgültig bleiben. Sein Ansehen als Oberhaupt der Gläubigen stand in Gefahr, wenn er die Pilger, die jährlich in großen Schaaren nach der h. Kaaba zu ziehen pflegen, nicht schützte, Mekka nicht wieder befreite. Er beauftragte daher Mehemed Ali, seinen Vicekönig in Aegypten, Mekka wieder zu erobern und die Wahhabi zu züchtigen. Nun nimmt die Erzählung einen echt orientalischen Ton an. Mehemed Ali berief zu Kairo die Großen seines Reiches ein. „Nachdem er ihnen weitläufig auseinandergesetzt, weshalb er sie berufen, und was er wünsche, zeigte Mehemed Ali auf einen Apfel, der auf dem Fußboden des Diwans lag; er war absichtlich genau in die Mitte des großen vor ihm ausgebreiteten Teppichs gelegt worden. ‚Nun', sagte er, ‚wer von euch mit seiner Hand den Apfel erreichen und mir geben kann, aber ohne seinen Fuß auf den Teppich zu setzen, auf dem er liegt, der soll den Oberbefehl über die Expedition nach Negeb erhalten.' Mancher kleine Bey streckte sich in voller Länge auf dem Boden aus, mit den Fersen grade an dem Rande des Teppichs, mit den Armen nach der Frucht langend, aber die Entfernung war zu groß, und der Apfel blieb unberührt. Einer nach dem andern versuchte es, jeder auf andere Weise, aber Alle vergeblich. Endlich stand Mehemed Alis Adoptivsohn Ibrahim auf, ein kurzer, stämmiger Mann, verneigte sich vor seinem Vater und erbot sich, das schwere Manöver auszuführen. Alle lachten und niemand zweifelte, daß es ihm eben so wenig gelingen werde wie allen Uebrigen. Ihr Lachen aber verwandelte sich bald in Bewunderung, als sie sahen, wie Ibrahim ruhig anfing den Teppich vom Rande aus zusammenzurollen, bis der Apfel ihm so nahe war, daß er ihn leicht erreichen konnte, diesen dann aufhob und seinem Vater überreichte, der den bildlichen Sinn sehr wohl verstand und ihn sogleich zum Oberst-Commandirenden der ägyptischen Armee ernannte."

Ibrahim rückte nun mit seiner gut disciplinirten ägyptischen Armee in Arabien ein, befreite die h. Stätten, verfolgte den Abd-Allah bis in sein Reich und nahm ihn mit seiner ganzen Familie gefangen. Nur ein Sohn desselben, Namens Turki, entkam. Ibrahim glaubte vor allem, die Secte zerstören zu müssen, berief daher, indem er sich ganz freundlich stellte, alle Lehrer und gelehrten Männer der Wahhabis, mehr als 500 an der Zahl, zu einem Concile nach Riad. Hier wurde viel über Religion debattirt. „Am vierten Tage aber, entweder weil seine Geduld erschöpft war, oder weil er meinte, daß die Controverse einen Punkt erreicht habe, der seine Einmischung erheische, ergriff er selbst das Wort, und nachdem er von den negedäischen Theologen die orthodoxe Erklärung erhalten, die auch sonst sehr gewöhnlich ist, daß, da es nur Einen Gott gebe, auch nur Ein Glaube seyn könne und dieses sey der ihrige, folglich sey auch außerhalb ihres Bereichs keine Seligkeit zu finden, fragte er in seinem gewöhnlichen ägyptischen Volksdialecte weiter: — ‚Nun, Ihr Schweine, und was sagt Ihr vom Paradiese?' — Auf diese Frage gibt es nur eine im Munde eines Mohammedaners zulässige Antwort, nämlich die, welche in den Worten des Koran enthalten ist, ‚ein Paradies an Ausdehnung allen Himmeln und Erden gleich für die Frommen bereitet.' Diese Antwort erfolgte natürlich. ‚Ein Paradies an Ausdehnung allen Himmeln und Erden gleich!' wiederholte Ibrahim Pascha, ‚und da solltet Ihr Negedäer durch einen unbegreiflichen Act der göttlichen Gnade hinkommen! da würde wohl ein einziger Baum in seinen Gärten groß genug seyn, um Euch alle in seinen Schatten aufzunehmen! und für wen, frage ich, ist nun der übrige Raum?' Sie schwiegen. ‚Haut sie zusammen!' rief Ibrahim seinen hinter ihm aufgestellten Soldaten zu; und in wenigen Minuten war die Moschee von Derej'ijah das blutige Grabmal der wahhabitischen Theologie."

Ibrahim ließ den Khalid Pascha als Statthalter in Riad zurück, kehrte nach Aegypten heim und schickte den gefangenen Abd-Allah nach Constantinopel, wo der Sultan ihn hinrichten ließ. Unterdeß benahm sich Khalid so grausam, daß sich das Volk gegen ihn empörte und den Turki zurückrief, der auch wirklich den Herrscherstuhl von Riad bestieg, da Khalid sich für zu schwach hielt und davonging. Ein neues ägyptisches Heer unter Haseyn Pascha wurde durch verrätherische Führer in die Wüste hineingeführt, in der sie alle verschmachteten. Turki selbst wurde von einem gewissen Meschara ermordet, aber sein Sohn Feisal gelangte nach Vertreibung des Meschara auf den Thron. Der Vicekönig von Aegypten konnte inzwischen Haseyns Untergang nicht ungerächt lassen und schickte ein neues größeres Heer unter Khurschid Pascha, welcher Riad wieder eroberte. Feisal entkam und machte Reisen zu seiner Belehrung, kehrte dann unvorsichtig zurück, wurde gefangen und nach Aegypten geführt. Als aber der alte Mehemed Ali starb, ließ sein unfähiger Nachfolger Abbas den Feisal wieder los und dieser setzte sich in Riad wieder fest, da er zunächst von Aegypten aus nicht mehr gefährdet wurde. Er erblindete, aber sein energischer Sohn Abd-Allah erneuerte die Glanzzeit des wahhabitischen Reichs, fing wieder zu erobern an und setzte sich in den Besitz von allen Umgebungen.

Der Verfasser charakterisirt das Reich wie folgt: „Fassen wir alles zusammen, so können wir nicht leugnen, daß das Gebiet der Wahhabiten ein compactes Ganzes und wohl organisirtes Reich ist, wo die Centralisation vollständig verstanden und wirksam durchgeführt ist und dessen Hauptfeder und verbindende Glieder Gewalt und Fanatismus sind. Hier existiren keine constitutionellen Einschränkungen, weder für den König noch für seine Untergebenen, außer solchen, welche die Nothwendigkeit und die Umstände erheischen und die der Koran vorschreibt. Seine Atmosphäre, bildlich zu sprechen, ist reiner Despotismus in moralischer, religiöser, intellectueller und physischer Beziehung. Dieses Reich ist fähig, sich über seine Grenzen auszudehnen und deshalb gefährlich für seine Nachbarn, von denen es jetzt eben einige verschlingt, und wahrscheinlich noch mehrere verschlingen wird, wenn es nicht anders daran gehindert wird. Unfähig zu wahrem Fortschritt im Innern, feindlich gegen Handel, den Künsten und selbst dem Ackerbau ungünstig gesinnt, und im höchsten Grade intolerant und aggressiv, kann es weder selbst zum Bessern fortschreiten, noch auf andere einen wohlthätigen Einfluß üben, und die Ordnung und Ruhe, welche es zuweilen über die eroberten Länder verbreitet, werden am besten durch die oft angeführten Worte des römischen Annalisten bezeichnet ‚Ubi solitudinem faciunt pacem appellant.‘ — Wir können hinzufügen, seine Schwäche sind die Eifersucht zwischen den Gliedern der königlichen Familie und die Streitigkeiten um die Nachfolge, welche in Verbindung mit der in ganz Arabien bestehenden antiwahhabitischen Reaction eines Tages das negdäische Reich erschüttern, wenn nicht ganz auflösen werden. Ibrahim Pascha allein erkannte die wahren Mittel, Arabien und seine Nachbarn von diesem Giftbaum des tyrannischen Fanatismus zu befreien, und begann das Werk, dem der Eigensinn und die Thorheit seiner Nachfolger wieder entgegenarbeitete. So lange aber Wahhabäismus im Centrum und den Hochlanden Arabiens herrscht, ist nur geringe Hoffnung zu Civilisation, Fortschritt und nationaler Wohlfahrt der arabischen Race."

Man kann sich indessen doch kaum der Vermuthung erwehren, Herr Palgrave beurtheile die Wahhabiten etwas parteiisch. Erstens läßt er dem sittlichen Motive, aus welchem die neue Secte hervorgegangen ist, viel zu wenig Recht widerfahren. Der Islam war in tiefe Corruption gefallen, die Gebote des Propheten wurden umgangen, heimlich verlacht und verspottet. Man erinnere sich nur daran, was Vámbéry unlängst aus Persien berichtet hat und was wir in Nr. 8 unserer diesjährigen Blätter dazu bemerkt haben. Wenn es möglich ist, daß schon Jahrhunderte lang der vom Propheten verbotene Weingenuß, die scandalöse griechische Liebe mit den Lastern der Völlerei und unnatürlicher Genüsse, deren Prophet und Sänger Hafis, das Hauptaugenmerk der reichen und vornehmen Muhamedaner geworden sind, so kann man es nur natürlich finden, daß nüchterne und mannhafte Araber, die den alten guten Sitten treu geblieben, zum Schwerte griffen, um die Corruption auszutilgen und die ursprüngliche Einfachheit des Glaubens und der Sitten im Islam herzustellen.

Ihr Rigorismus geht zu weit, sagt Palgrave und macht insbesondere ihren Eifer gegen das unschuldige Tabakrauchen lächerlich. Wir wissen nicht, aus welchem Grunde das Anathem den Tabak getroffen hat. Wenn es aber, wie Herr Palgrave vermuthet, die Stärke des in Arabien einheimischen Tabaks und seine berauschende, opiumartige Wirkung gewesen ist, so finden wir an dem Verbote nichts zu tadeln. Palgrave bedauert die von der Secte gewaltsam unterworfenen Bevölkerungen, besonders in Oman und an der Küste des persischen Golfs, wo viel Wohlstand und Bildung herrscht, sofern sich dieselben von den rauhen Wüstensöhnen Gesetze müssen vorschreiben lassen, die sie jedoch zu umgehen wissen. Es ist kein Wunder, daß die Wahhabiten unter so üppigen Bevölkerungen nach und nach von ihrer Strenge abkommen, oder sich in den frequenten Hafenstädten von den vielen Fremden ein wenig anstecken lassen.

Anstatt die Sittenstrenge der Wahhabiten als etwas Gutes anzuerkennen, erzählt Palgrave nur mit Schadenfreude, wie sie selbst zuweilen in Heuchelei fallen. So erzählt er von einem als äußerst tugendhaft berühmten und einflußreichen Manne, desselben Körper sey nach seinem Tode wegen eines zufälligen Anlasses von einem Nachbar ausgegraben worden. „Wie groß war aber des Gräbers Entsetzen, als er jetzt gewahrte, daß sein verstorbener Nachbar mit dem Gesichte von der Ka'abah abgewendet lag, und in einer Stellung, die der, in welcher er gelegt worden, grade entgegen war. Eilig deckte er das Grab zu und kehrte zurück, um dem Kadi von dem Wunder Meldung zu thun. Beide kamen darin überein, daß der Todte, um diese ominöse Umstellung zu verdienen, im Unglauben oder einer gleichen schweren Sünde gestorben seyn müsse, und es wurde nun in seiner frühern Wohnung eine vollständige Haussuchung angestellt, um Spuren oder Andeutungen seiner verkehrten Wege zu finden. Alles wurde durchstöbert, und endlich entdeckte man, sorgfältig

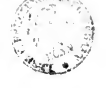
in einer Mauerritze verborgen, eine kleine Pfeife, deren geschwärztes Rohr und teuflischer Geruch nur zu deutlich zeigten, daß sie oft gebraucht worden war. Die abscheuliche Heuchelei des Eigenthümers war entlarvt, das Verbrechen lag am Tage, die sichtbare Strafe war erklärt, und niemand zweifelte mehr, daß der, welcher hienieden dem schändlichen Rauchen gefröhnt, bereits dem unauslöschlichen Feuer verfallen sey, — wie er's verdiente." Mit solchen läppischen Anekdoten kann doch nicht bewiesen werden, daß die Sittenstrenge der Wahhabiten tadelnswürdig sey. Wir sehen hier Verhältnisse wiederkehren, wie sie schon vor mehr als 2000 Jahren und zwar in demselben Vorderasien vorgekommen waren. Die alten Perser verbreiteten mit Feuer und Schwert ihre streng sittliche Lichtreligion, zerstörten die Götzenbilder und duldeten nirgends mehr den üppigen Baalsdienst und die Feste der Liebesgöttin. Nach und nach aber verweichlichten sie und ließen sich als Sieger von den Lastern der Besiegten anstecken, so daß Alexander der Große mit allen Götzendienern im Bunde das persische Reich überwältigen konnte. So wird auch das Reich der Wahhabiten mit seiner allzu schroffen Sittenstrenge wohl nicht lange bestehen.

In Riad fand der Verfasser eine Auswahl der herrlichsten arabischen Pferde. „Ich hatte nie eine so hübsche Sammlung von Pferden gesehen oder geträumt. Ihr Wuchs war allerdings etwas niedrig, ich glaube kaum ganze fünfzehn Handbreit hoch; im Durchschnitt vielleicht vierzehn, wie mir schien; aber sie waren so außerordentlich wohlgebildet, daß der Mangel an Größe durchaus nicht als ein Fehler erschien. Merkwürdig voll an den Schenkeln, zierlich geschweiften Schultern, ganz wenig satteltiefem Rücken, genau die Curve, welche Spannkraft ohne irgend welche Schlaffheit anzeigt; ein oben breiter Kopf, der nach der Nase spitz zuläuft; ein höchst kluger und doch außerordentlich sanfter Blick, volles Auge, scharf gespitztes Ohr, Beine hinten und vorn wie aus Eisen getrieben, so rein und doch so schön mit Sehnen durchflochten; ein hübscher, runder Huf, ganz wie ihn der harte Boden verlangt; der Schweif in einem vollkommenen Bogen geworfen, das Fell glatt und glänzend; die Mähne lang, aber nicht übermäßig voll, und eine Haltung und Schritt, als ob sie sagen wollen, ‚seht nur, wie schön ich bin'. Die vorherrschende Farbe war kastanienbraun oder grau; fuchsfarbe, eisenfarbe, weiß oder schwarz waren weniger häufig; ganz braun, gefleckt oder gesprenkelt gar keins. Wenn man aber fragt, welches sind nach allem die specifisch unterscheidenden Punkte des negedäischen Pferdes, so muß ich antworten, die geschweifte Schulter, die außerordentliche Reinheit der Schenkel, die voll gerundeten Hüften, obwohl auch alle übrigen Theile eine Vollkommenheit und Harmonie haben, wie mir wenigstens sonst nirgends vorgekommen. Die negedäischen Pferde sind besonders wegen ihrer Schnelligkeit und Ausdauer berühmt; in letzterer Beziehung namentlich kommen ihnen keine andern gleich. Vierundzwanzig Stunden unterwegs zu seyn, ohne zu trinken und ohne zu erschlaffen, ist sicher etwas; aber derselben Enthaltsamkeit und Kraftanstrengung unter dem brennenden arabischen Himmel achtundvierzig Stunden in einem Zuge fort, sind nur Thiere dieser Race fähig. Außerdem haben sie eine Zartheit, ich kann nicht sagen des Maules, denn sie werden gewöhnlich ohne Gebiß und Zaum geritten, sondern der Fühlung mit Knie und Schenkel und gehorchen auf den leisesten Druck und auf die Stimme des Reiters, bei weitem besser als unsere noch so kunstvoll zugerittenen Schulpferde."

Der regierende Fürst Abd-Allah in Riad verlangte von Palgrave Gift, um seinen Bruder aus dem Wege räumen zu können; der englische Arzt aber schlug es ihm standhaft ab und machte sich rasch auf den Weg, um seiner etwaigen Rache zu entgehen. Er reiste über Hasa durch die Sandwüste nach Hofhuf und Katif, Menamah, Bahrejn am Eingang des persischen Golf. Obgleich hier alles dem wahhabitischen Reich unterworfen ist, genießen doch die kleinen Sultane eine verhältnißmäßige Freiheit und Unabhängigkeit, weil der große Handelsverkehr viele Fremde herbeizieht, Reichthum und Ueppigkeit die Strenge der herrschenden Secte mildern und weil man sich mit dem gegenüberliegenden Persien nicht ohne Noth überwerfen will. Palgrave bemerkt, daß sich in jenen Gegenden auch schon ein wenig Russenfurcht eingeschlichen hat. Man weiß im persischen Meerbusen schon recht gut, daß Rußland hinter Persien steht. In den Seeplätzen verliert sich schon die wahhabitische Physiognomie. „Mit der eingebornen Bevölkerung gemischt sind zahlreiche Fremde und Ansiedler, von denen sich manche durch die Vortheile angezogen, welche Handel und Perlfischerei bieten, schon seit mehreren Generationen hier niedergelassen und mehr oder weniger die Physiognomie und Tracht ihrer Heimath beibehalten haben."

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, **N° 32.** 18. April 1868.

Staatsorganismus.

Die Norddeutsche Bundespolizei von Fr. Chr. B. Avé-Lallemant. Berlin, Springer, 1868.

Es ist schade, daß der Verfasser dieser kleinen Schrift auf der Universität etwas zu viel Philosophie zu sich genommen hat. Seine technischen Begriffsbestimmungen und überhaupt seine Betonung der Wissenschaftlichkeit schaden seinem Style und der Klarheit seiner Auseinandersetzungen. Auch das scheint uns verfehlt, daß er S. 5 dem Mittelalter eine „verkümmerte Aristotelische Ansicht ohne ethisches Substrat“ zum Vorwurf macht. Nicht aus dem Mittelalter stammen die Ungeheuerlichkeiten, die er an unserer Kleinstaaterei tadelt, sondern erst aus der Zeit der Renaissance, durch welche der Organismus unseres mittelalterlichen Reichs zerstört und der Souveränetätsschwindel des Zaunkönigthums mit obligater römischer Jurisprudenz und Bureaukratie erst geschaffen wurde.

In Bezug auf die Neuzeit predigt das kleine Buch große Wahrheiten. Seine Schilderung der deutschen Kleinstaaterei ist meisterhaft. „Wenn der Culturgeist mit mächtigen Schritten durch dies zerstückelte Deutschland ging und aus seinem Füllhorn den reichen Segen der Wissenschaft, Kunst und Industrie auf den zerstückelten Ländercomplex schüttete: wie wenig Frucht hat denn dieser, Allen in gleicher Fülle und Frische gebotene, Segen gebracht, wenn er wie ein unangenehmes Regenschauer auf die Köpfe verknöcherter Bureaukraten fiel und von der monopolisirten Verwaltungsweisheit in stagnirende Lachen abgeleitet wurde? Welche politische Schlauheit, welche Opfer sind angewandt worden, um nach langer schwerer zaghafter Ueberlegung nur erst vorsichtig bei dem nächsten Nachbarn in dem Einen deutschen Vaterlande die schüchterne Frage zu thun, ob man den wie vom Himmel fallenden Segen der Cultur und ihres Gefolges denn auffangen und gemeinsam ausbeuten, ob man gemeinsam für alte Privilegien freies Gewerbe, ob für morastige Wege Eisenbahnen eintauschen wolle? Und wie viel schwere Mißhandlung haben nun doch noch die auf diesem Wege des Transactes mühsam erworbenen neuen Einrichtungen durch den isolirten verknöcherten Verwaltungsmechanismus erleiden müssen, so daß sie in seinen Händen kaum einmal wieder zu erkennen waren. Nun aber die ganze organische Einheit als providentielle historische Thatsache unleugbar dasteht und den politischen Mikrokosmus mit seiner kleinlichen Staatsweisheit von der deutschen Fläche weggestreift hat, wird die großartige Gliederung des gewaltigen Organismus sichtbar und ist nur noch den Epigonen furchtbar, die zwar von deutscher Einheit geredet und gesungen, aber sie doch im Herzen als illusorische Unmöglichkeit verlacht haben.

Wenn wir nun sehen, daß schon jetzt beim ersten Beginne der mächtigen Gliederstreckung der ganze partikularistische Verwaltungsmechanismus zerstört ist; wenn wir dazu wohl Ursache haben, an unsere Brust zu schlagen, daß erst ein providentielles Weltereigniß uns beweisen mußte, daß der partikularistische Verwaltungsmechanismus so wenig Lebensfähigkeit oder auch nur einen wahrhaft fruchtbaren Keim der natürlichen Entwicklung in sich hatte; wenn wir jetzt begreifen müssen, daß alle Anstrengungen einer dilettirenden Staatsweisheit trotz den schwersten Opfern uns nur dem Geiste entgegen geführt hat, den sie selbst begriff und glich: dann ist es Zeit, uns offen und ehrlich, ganz und voll an das große Ganze anzuschließen, zumal uns ja noch das öffentliche Sündenbekenntniß gespart ist und selbst die verfahrensten Partikularisten noch jetzt mit der guten

Miene Zulassung finden, und mit dem vollen Schein des freien Willens und Entschlusses aller der großen Segnungen theilhaftig werden können, zu denen uns sonst nur noch die bittere Noth und eiserne Nothwendigkeit zwingen wird."

„Wenn bisher ein Deutscher in Deutschland immerhin Ausländer seyn konnte und seine Behandlung jenseits seiner Heimathsgrenzen sich in keiner Weise von der des entferntesten Ausländers unterschied, so hat in den Kleinstaaten die scharfe Betonung des Indigenats mit seinen starren Consequenzen das abgeschlossene Autochthonenthum und die Familienhaftigkeit im übelsten Maaße gefördert. Nur die äußerste Noth hat es vermocht, daß hie und da gezwungen ein deutscher Ausländer gerufen wurde, der jedoch paralysirt wurde, wenn er nicht nach allen Kräften strebte, — wie der fast durchgängige kleinstaatliche technische Ausdruck lautet, — ‚die Verhältnisse kennen zu lernen,' d. h. alle kleinlichen und peinlichen Rücksichten mit den partikularen socialen Zuständen, wenn auch auf Kosten seiner Aufgabe, zu nehmen, oder wenn er nicht lieber als grader Mann wieder davonging. Für die Verwaltung fehlte es aber bei der Kleinheit der Verhältnisse überall an Gelegenheit und Schule, um sich auszubilden und sich nach tüchtiger Anleitung und tüchtigen Mustern zu vervollkommnen. Bei der Kleinheit und Uebersichtlichkeit des Verwaltungscomplexes konnte nun die Verwaltung entweder nur mit peinlicher Kleinlichkeit oder nur mit voller patriarchalisch-patrimonialistischer Gemüthlichkeit wahrgenommen werden, die nur dann aufhörte, wenn einmal ihre Berechtigung in Zweifel gezogen wurde und sie in Conflict, sey es mit Privaten oder auch mit einer andern Verwaltungsbehörde, gerieth, wobei sie dann aber plötzlich Ton und Weise des absoluten Despotismus annehmen konnte. Dank dem Rechtsstaate wird aber von jeher in den kleinen Verhältnissen das Verwaltungsbedürfniß überall durch die Rechtswissenschaft gedeckt. Ein Jurist im Kleinstaate muß alles können: er muß als Politiker, Historiker, Diplomat, Finanzier, Volkwirthschafter, Polizeimann u. s. w. fungiren, sowie er das Verwaltungsamt bekommt, und im Besitz des Amtes repräsentirt er leider nur zu oft anfangs unfreiwillig, dann aber — mit seinem gezwungenen, lediglich durch die Rechtswissenschaft gedeckten Verwaltungstalent auf dem bloßen Boden seiner Rechtswissenschaft zur kahlen Durchbringung und Geltendmachung seiner individuellen Person getrieben, — nur zu oft die Bureaukratie als ‚die Herrschaft des in selbstsüchtigem Interesse monopolisirten Verstandes mit Ausschluß des Gewissens-, Erkenntniß- und Vermögensfreiheit der Untergebenen.' ‚Der moderne Bureaukrat — sagt Held — gleichviel ob er für eine Monarchie oder für eine Gemeinde, ob er als Vertreter einer Priesterschaft oder Ritterschaft fungirt, hält sich, wenigstens in Sachen seines Amtes, für unfehlbar. Alles muß sich seiner Ansicht unterordnen, und das Gelingen aller seiner Unterordnungspläne ist ihm weniger Sache seines Amtes, als vielmehr seines persönlichen Interesses: Amt und Beförderung, Befriedigung seines Ehrgeizes, alles das hängt hiervon ab. Der Pfarrer, der Schullehrer, der Bürger, selbst die bewaffnete Macht, sie alle sind ihm nur Mittel für seine Zwecke, und wenn er höher steigt, so wächst ihm auch der Muth, die Religion in ihren höchsten Autoritäten und edelsten Wirkungen, die Wissenschaft in ihren erhabensten Verwirklichungen, den ehrwürdigsten Adel und die bedeutungsvollsten und die ausgezeichnetsten Repräsentanten des beweglichen wie des unbeweglichen Besitzes alle gleich möglichst gering zu schätzen. Er wird kalt, beschränkt und geizig, denn er hat sich an jedem der drei Grundelemente des Lebens versündigt und unterliegt darum nothwendig den Wirkungen jedes einseitigen und ausschließlichen Herrschaftsbestrebens. Feind alles Lebens und Sclave seines eigenen Egoismus, tödtet er die Freiheit durch die Form der Ordnung und vernichtet so das Leben in dieser selbst. Ein einzelner Bureaukrat ist wie ein herrschsüchtiger Priester oder Krieger ein Unglück, eine organisirte Bureaukratie ist, wenn sie der harmonischen Ausgleichung unfähig geworden, wie eine solche Priester- oder Kriegerkaste, der Tod eines Volkes.'" Die kleine Schrift preist daher die deutschen Volksstämme glücklich, die sich seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder im Norddeutschen Bunde zu einem organischen Ganzen verbunden haben. „Wir zeigen nur einfach auf den tief bedeutenden Inhalt der vier ersten Artikel der Bundesverfassung, in welchen ein vollständiges Programm aller Grundzüge zu einer organischen norddeutschen Verwaltung und namentlich auch derjenigen Verwaltungszweige enthalten ist, deren Gegenstand von dem bisherigen Schulbegriff der Polizei angedeutet und gemeint worden ist. In diesem Hinblick wird man aber der großen schwerwiegenden unleugbaren Wahrheit inne, daß die Polizei in den Bundesstaaten als hoheitliches Recht der einzelnen souveränen Staaten entschieden aufgehört hat, und daß es fortan nur eine norddeutsche Bundespolizei gibt, deren Verwirklichung und Ausbau nicht allein schon wegen jenes Aufhörens, sondern auch ganz besonders auf der Grundlage des neu entstandenen organischen Staates selbst die dringendste Aufgabe ist."

Nachdem der Verfasser die großen Vortheile erörtert hat, welche den in den größern Staatsorganismus aufgenommenen Kleinstaaten erblüht, wendet er sich an die noch in der Kleinstaaterei zurückgebliebenen deutschen Brüder und erklärt ihnen, was in der Sonderheit natürlich und berechtigt sey, werde ihnen auch innerhalb eines organischen Bundesstaates bleiben (wie im alten Reich, hätte er hinzufügen können, so lange dasselbe noch ein wahrer einheitlicher Organismus war); nur was am Sonderthum unnatürlich, krankhaft und dem Einzelnen, wie dem Ganzen schädlich war, soll wegfallen. „Das kleinliche Pochen auf Rechte, die nicht mehr vorhanden sind, und das peinliche Feilschen und Capituliren ist das größte Unglück in diesem Augenblicke, wo die klare Erkenntniß der Lage die bestimmten Wege vorgeschrieben hat. Am kleinlichsten und kurzsichtigsten erscheint die an manchen Orten versteckt oder offen, mit geheimem Ingrimm oder mit offener verzagter Resignation an den Tag tretende Angst vor der Borussifikation, die, selbst wenn sie wirklich gemeint und selbst in der absolutesten Form möglich wäre, doch noch immer unendlich besser seyn würde, als die gänzlich durcheinander geworfenen Verhältnisse, welche das alte zerrissene Unhaltbare später doch noch zum Unrettbaren und die *inveterirten* absoluten autochthonen Institutionen zur vollständigen politischen Verkümmerung bringen müssen, während sie jetzt noch zur rechten Zeit in eine natürliche organische Verbindung gebracht und durch Saft und Blut des ganzen großartigen Organismus zu kaum geahnter Entwicklung, Kraft und Blüthe gebracht werden können. Der große einheitliche Organismus absorbirt nicht die neuen Theile, sondern er zieht sie an; er überwältigt sie nicht, sondern belebt sie mit seinem organischen Leben. Jeder Theil ist ein correlativer Factor jedes andern Theils und des gesammten Ganzen, und das durch die verbundenen Theile verstärkte Ganze modificirt sich nach diesen Theilen, von denen jede noch so kleine Partikel ihren Einfluß auf das Ganze doch zur Geltung bringt. Somit vergrößerte sich nicht das specifische Preußen, sondern es gestaltet sich gemeinsam mit den andern zu einem dritten großen Ganzen um, und bringt diesem eben so schwere, wenn nicht schwerere Opfer, als jeder bis dahin absolute Kleinstaat, der sich dem Ganzen anschließt. Wir machen auf die wichtigen Rücksichten und Begünstigungen aufmerksam, welche bereits den drei Hansestädten mit ihrem Welthandel und ihrer Weltbedeutsamkeit geworden sind. Es hat sich bisher nicht um Ablösung, sondern um die Kräftigung und Erweiterung dieser ihrer welthistorischen Bedeutsamkeit gehandelt."

Der wohlwollende Verfasser hat vollkommen Recht, aber er kennt das kleinstaatliche Phlegma nicht, das in seiner tief über Ohren und Augen gezogenen Schlafmütze, jeder Belehrung unzugänglich, vor allem ungestört bleiben, nichts Neues an sich erfahren, nichts Ungewohntes thun, am wenigsten ein Opfer bringen will, das niemals von der großen deutschen Nation etwas gewußt hat, noch hat wissen wollen, das verdutzt und verdrossen wird, wenn man ihm sagt, was es absolut nicht zugibt, daß es eine nationale Pflicht zu erfüllen habe. Dieses Phlegma existirt nun einmal und dürfte sich sogar rühmen, daß es den eigentlichen Nationalcharakter repräsentire, wenn es überhaupt so weit nachdächte, um den Begriff einer Nation fassen zu können. An diesem Phlegma sind alle Bemühungen unserer großen Kaiser schon vor tausend Jahren gescheitert. Es gab nicht blos Philister mit Zöpfen im vorigen Jahrhundert, es gab auch schon Philister im Panzer im vorigen Jahrtausend. Das Geschrei: wir wollen nicht einig seyn! der Instinkt, sich vom Ganzen loszureißen, der Verrath an der Nation durch Zusammengehen mit dem Ausland gegen die eigenen Stammgenossen, ist uralt unter den Deutschen.

Schon vor mehr als zwanzig Jahren sagten wir in diesen Blättern: „die Deutschen reden und singen jetzt so viel von Einheit, aber sie lügen sich damit nur an. Sie werden niemals einig werden, außer wenn Einer kommt, der sie dazu zwingt, und dann werden sie sich aufs heftigste sträuben." Das erleben wir jetzt. Die häßlichste, schimpflichste Form der Uneinigkeit ist dem Phlegma lieber, als die schönste, rühmlichste Form der Einheit.

Das Phlegma redet nur in der Nothwehr und sophistisch von einer Föderativverfassung Deutschlands, es will dieselbe eben so wenig, als die Einheit, oder nur als den lockersten Verband, der gar keinem Verbande gleich kommt. Großdeutsch nennt sich jetzt die allerpartikularistischste Partei, die nichts als ihre kleine Scholle, ihr kleines Aeckerchen, ihren kleinen Stall haben will. Es wäre lächerlich, von ein Paar Kleinstaaten, die dem großen Nordbund heute noch gegenüberstehen, als vom Großdeutschland zu reden, wenn nicht das Phlegma wirklich berechtigt wäre, sich für das zu halten, was bei den Deutschen das Nationalgefühl, den Nationalstolz ersetzt. Man kann es als die Flucht vor allem Nationalen bezeichnen, sey es in der gelehrten Abstraction als Kosmopolitismus, sey es in der Praxis als Zaunkönigthum und Krähwinkelei. Dieser Sorte von Deutschen ist Großdeutschland eben nur Nichtdeutschland.

Und wenn diese Undeutschheit wirklich nicht die wahre Natur der Deutschen, wenn es nur eine lange Krankheit wäre, so müßte der Arzt, der die Nation endlich davon heilte, mehr als Karl der Große, mehr als Barbarossa zu leisten die Gewalt haben.

Es ist wohl richtig, daß diese alten Kaiser noch nicht auf Eisenbahnen fahren konnten und daß die Eisenbahnen und der unumgängliche, auch vom Phlegma nicht mehr umzubringende Zollverein, ein sehr wirksames Förderungsmittel der deutschen Einheit sind, und daß dieses materielle Interesse am Ende doch erzwingt, was das Phlegma nicht will; aber es bleibt immerhin eine Schande für die Deutschen, daß sie nur durch die gröbsten Mittel des materiellen Interesses und der äußern Gewalt zu einem Zusammenstehen gebracht werden können, das sie von Herzen und freien Geistes wollen sollten.

Reisen.

William Gifford Palgraves Reise in Arabien. Aus dem Englischen. Zweiter Band. Mit einem Plane. Leipzig, Dyk, 1868.

(Schluß.)

„So sieht man oft die bunte enganliegende Kleidung des südlichen Persers, die safrangelbe Jacke von 'Omân, den weißen langen Rock von Neged und den gestreiften Oberrock von Bagdad, in Verbindung mit den hellen Kleidern von Bahrejn, dem blauen und rothen Turban, dem mit weißseidenen Franzen besetzten, nach Banianenart um die Hüften geschlungenen Tuche, und dem rockähnlichen Ueberwurf; während eine kleine aber unverkennbare Colonie von Indiern, Kaufleuten von Profession und hauptsächlich aus Guzerate, Kutsch und Umgegend, hier alle ihre Eigenthümlichkeiten der Tracht und der Sitten aufrecht erhalten.“ Im Allgemeinen hat die Bevölkerung zwei Hauptbestandtheile, einen arabischen und persischen, dem sich einige indische Elemente beimischen. Merkwürdigerweise werden auch viele Neger als Sclaven hier eingeführt. Unter den arabischen Stämmen finden sich bedeutende Verschiedenheiten, die sich besonders in Secten ausprägen. Hier haben sich noch altsabäische Elemente erhalten dicht neben der wahhabitischen Reform. Aberglauben ist hier noch in reichem Maaße vorhanden. Folgende Geschichte soll sich erst vor 18 Jahren zugetragen haben. Ein Kaufmann aus Oman befand sich auf einer Handelsreise in Zangibar an der afrikanischen Küste im Gespräch mit einem dortigen Magier, der plötzlich eine erschrockene Miene annahm. Der Gast frug, was ihm fehle? wenn du sähest, antwortete jener, was ich sehe, so würde dir auch nicht wohl seyn. Hierauf erzählte der Magier, er erblicke in einer Vision in der Heimath seines Gastes dessen Weib in den Armen eines Liebhabers. Der eifersüchtige Ehemann wollte sich sogleich rächen und der Magier erfüllte seinen Wunsch und stach mit dem Dolch zweimal in die Luft. Als der Gast nach einiger Zeit nach Mascat, der Hauptstadt von Oman, wo er zu Hause war, zurückkehrte, erfuhr er, sein Weib sey von zwei Dolchstichen durchbohrt, todtgefunden und sein Bruder als der wahrscheinliche Mörder, in den Kerker geworfen worden. Der Tag, an welchem das Verbrechen sich zugetragen hatte, war genau derselbe, an welchem der Magier in Zangibar die Vision gehabt hatte. Der Kaufmann eilte sogleich zum Richter, um den Vorgang aufzuklären und seinen unschuldigen Bruder zu retten.

Das Reich Oman wird vom Verfasser sehr gerühmt. Es ist das fruchtbarste und am meisten bevölkerte in ganz Arabien. Mascat hat einen blühenden Handel. Der Sultan ist dem Wahhabitenreich tributbar, aber auch der persische Statthalter in Schiraz macht gelegentlich Ansprüche. Als er einen Zolltribut verlangte, den die wahhabitischen Behörden verweigerten, traten reiche Kaufleute zusammen, um ihn freiwillig zu zahlen, aber die Wahhabiten verboten es und der Verfasser reiste ab, ehe die Sache erledigt war (S. 219).

Palgrave befuhr die Küsten von Oman und erlitt Schiffbruch, wurde jedoch glücklich gerettet und kehrte mit dem indischen Dampfboot über Bassora den Tigris aufwärts und von da über Mosul und Aleppo nach Europa zurück.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 33. 22. April 1868.

Volksaberglauben und Volkssagen.

Aberglauben und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Herausgegeben von Strackerjan. Zwei Bände. Oldenburg, Stalling, 1867.

Diese Sammlung ist außerordentlich reichhaltig und dankenswerth und sie wäre noch viel schätzbarer, wenn der Verfasser sich auf einen Band beschränkt und darin alles für die Volkskunde, Sittengeschichte und zum Theil auch für die Kunde der heidnischen Vorzeit Interessante zusammengestellt, dagegen die hier allzu zahlreich verzeichneten gemeinen Spuck-, Teufels- und Herengeschichten weggelassen hätte. Er theilt sein Werk in abergläubische Meinungen und Gebräuche, in örtliche Sagen und Märchen ein. Da schon so viele ähnliche Sammlungen erschienen sind, in denen wir immer noch eine richtigere Eintheilung vermissen, mag es uns erlaubt seyn, hier zu bemerken, daß man gewisse Gebiete genauer von einander absondern sollte, nämlich das Psychologische, das Pädagogische und Sittenpolitische, das Heidnisch-Religiöse, das Christlich-Religiöse, das Historische. Die Sammler pflegen das alles durcheinander zu werfen.

Der Aberglaube hat zunächst einen psychologischen Ursprung. Er entstand aus der Kinderfurcht roher Völker- und Menschenclassen, oder aus der Angst des bösen Gewissens, oder aus einer heißen Begier, aus einem die ganze Seele einnehmenden Wunsch. Aeußere Eindrücke weckten unter diesen Umständen abergläubische Vorstellungen und Meinungen, oder die Phantasie warf das täuschende Bild von Innen in die Außenwelt. Sehr viel noch im Volke lebender Aberglauben läßt sich auch nur psychologisch aus einem gewissen ästhetischen Zartgefühl erklären, welches den nordeuropäischen Völkern in vorzüglichem Grade eigen war, ein feines Naturgefühl, welches die südlichen Völker nicht kannten und welches sich bald in den abergläubischen Vorstellungen äußerte, die man von einzelnen Naturerscheinungen, Thieren, Pflanzen &c. hegte, bald in Gebräuchen bei Hochzeiten, Todesfällen &c. äußerte, die oft eine außerordentliche sittliche Schönheit und den feinsten Takt verrathen.

Von vielem Aberglauben dürfen wir annehmen, er sey absichtlich ersonnen worden, zum Zweck der Erziehung und der Sittenpolizei. Man brachte den Kindern und dem gemeinen Volke eine abergläubige Scheu vor Handlungen bei, die hinterdrein als Unart, Rohheit oder gar Verbrechen hätten bestraft werden müssen. Durch Lächerlichmachung oder gar Verbot dieses höchst respectablen und nützlichen Aberglaubens hat sich schon der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts und noch mehr der Liberalismus des unsrigen gröblich versündigt. Keine Justiz und Polizei vermag das sittliche Volksgefühl zu ersetzen, welches einst vom unschuldigen Aberglauben unzertrennlich war. Der weise Aberglauben beugte alle den Lastern vor, welche die thörichte Gesetzgebung jetzt nur noch zu bestrafen weiß.

Im Volksaberglauben, wie in der Volkssage leben noch viele Erinnerungen an das älteste Heidenthum fort. Ihre Erforschung hat daher auch seit Jakob Grimms Vorgang für die Kunde unseres alten Heidenthums reichliche Früchte getragen. Es ist aber zweckmäßig, diese heidnische Seite im Aberglauben besonders auszuscheiben. Es kommt namentlich darauf an, daß man hier das ältere deutsche Element nicht verwechsele mit den stierdummen Albernheiten einer viel spätern Hexen- und Gespensterfurcht, mit den Teufelsbündnissen, mit eckelhaften Magien und Quacksalbereien, die alle erst seit der Renaissance von den Höfen und Universitäten aus verbreitet worden sind. Die Theologie hat leider in beiden Confessionen der Renaissance keinen Widerstand

geleistet, vielmehr die classischen Wahngebilde derselben nur als Teufelsgespenster christianisirt.

Endlich sind auch geschichtliche Ereignisse, locale Unglücksfälle und Verbrechen, oder auch heroische und edle Handlungen mit abergläubischen Zuthaten in die Volkssage übergegangen. Alle diese Rubriken werden aber in den Sammlungen gewöhnlich durcheinandergeworfen und man unterscheidet fast immer nur entweder nach den Objecten des Aberglaubens und der Sage, je nachdem es sich dabei von astronomischen, meteorologischen, elementaren Erscheinungen, von Gesteinen, Pflanzen, Thieren, vom menschlichen Körper und seinen Theilen und Organen, von Geburt, Hochzeit, Tod, von Krankheit und deren magischer Heilung, Ertrotzen des Glücks in der Liebe, im Spiel, in Waffen rc. durch magische Mittel rc. handelt, oder nach den Oertlichkeiten, an welche sich der Glauben oder die Sage knüpfen.

Das vorliegende Buch ist, wie gesagt, außerordentlich reichhaltig. Findet man darin auch sehr viel schon Bekanntes wieder, so ist es immerhin belehrend zu wissen, daß auch im Oldenburgischen derselbe Glaube herrscht. Dahin gehört z. B.: Jeder Mensch hat einen Stern, der, wenn der Mensch stirbt, als Sternschnuppe herabfällt. — Wenn die Hauskatze sich putzt, kommt ein Freier. — Wenn der Maulwurf im Hause Erde auswirft, wird bald ein Hausbewohner sterben. — Schafen begegnen ist ein glückliches, Schweinen begegnen, ein unglückliches Zeichen. — Schwalben und Störche bringen dem Hause Glück. — Wenn der Jäger einem alten Weibe begegnet, soll er umkehren, wenn er nicht noch zuvor einen Seitenweg einschlagen kann. — Von Hochzeit träumen bedeutet Tod, vom Tode träumen bedeutet Hochzeit. — Wer Morgens den linken Strumpf zuerst anzieht, dem begegnet etwas Unangenehmes. — Wenn 13 bei Tische sitzen, wird einer sterben rc.

Unter den abergläubischen Meinungen, die sehr praktisch sind, weil sie zur Ordnung, Reinlichkeit, Vorsicht rc. ermahnen, kommt hier z. B. vor: Man soll das Messer nicht so auf den Tisch legen, daß die Schneide oben ist, sonst verwundet man einen unsichtbar durch das Zimmer fliegenden Engel, oder man wird bald Streit bekommen. — Wenn ein Mädchen sich beim Wasserholen oder Waschen zu sehr beschüttet, wird sie einen Trinker zum Mann bekommen. — Wenn eine Braut Strumpfband oder Schürze verliert, verliert sie auch den Bräutigam. — Wenn ein Mädchen beim Sandstreuen Sand auf ihre Füße fallen läßt, oder wenn sie ein zerrissenes Kleidungsstück am Leibe annäht, oder wenn sie Wasser unnütz kochen läßt, bekommt sie in 7 Jahren keinen Mann. — Wer Schuhe auf den Tisch gestellt hat, muß sie zuvor auf den Boden stellen, ehe er sie anzieht, sonst hat er Unglück.

Mancherlei Aberglauben läßt sich nur aus dem Zartgefühl erklären, z. B.: Wer mit den Fingern nach einem Sterne zeigt, dem wird der Finger steif; während des Gewitters soll man nicht essen. — Wer mit Brod wirft, kommt nicht in den Himmel. — Auf den Brautwagen soll man keine Wiege setzen, weil sonst das erste Kind sterben muß. — Die erste Frucht eines Baumes soll man nicht pflücken, weil er sonst verdorrt. — Wenn der Hausherr stirbt, muß es dem Vieh im Stall und den Bienen angesagt werden.

Aus dem Heidenthum stammt noch viel Aberglauben im Volk, z. B. die Heiligkeit des Pferdes. Einem Pferde begegnen gilt im Saterland für das glücklichste Zeichen. Ebenso die Heiligkeit des Pfluges. Wer im Jahr den ersten Pflug im Zuge sieht, hat das ganze Jahr über Glück. Auch an die hohen Jahresfeste knüpfen sich noch heidnische Erinnerungen. Die zwölf ersten Nächte des Jahres (Rauhnächte) sind prophetisch für die nächsten zwölf Monate. Das Osterfeuer, die Ostereier, das Ballspiel zu Ostern, das Vogelschießen und die Tänze zu Pfingsten stammen noch aus dem Heidenthum. Ebenso die Erinnerungen an den wilden Jäger, unter dem Wodan verstanden wurde. Merkwürdig ist eine Erinnerung an den heidnischen Donnergott. „Am Ausflusse der Weser erhob sich aus dem vielgetheilten Strome eine Düne, eine heilige Stätte, Pleccateshem (jetzt Bleren) genannt, des Blitzes Heimath, der Sitz des Donnergottes. ‚Wohl,' sagten die Bekehrer, ‚die Stätte ist heilig,' und bauten dort eine Kirche, die sie dem heiligen Hippolyt weihten. ‚So kommet und betet und dienet dem Gotte, dessen Heiligthum hier gegründet ist.' Und die Menge kam, schwankend und zweifelnden Geistes, aber sie kam, und die Gestalten Donars und des neuen Gottes verschwammen ihnen in einander. ‚Hier,' so mochten sich später die zum Gottesdienste herbeiwallenden Friesen erzählen, ‚hier hat vor Zeiten der Donnergott gewohnt, der stärkste unter den Göttern, der mit gewaltiger Hand seine Keule schwang, daß seine und unsere Feinde zerschmettert zu Boden sanken.' — ‚Was ihr erzählt, ist wahr,' entgegneten die Priester, ‚aber ihr irret euch darin, daß ihr meint, Donar sey es gewesen; Hippolyt, der heil. Patron unserer Kirche, war es, der eure Feinde mit der Keule zu Boden schlug, daß ihrer nur einer entrann, um der übrigen Schicksal zu verkündigen.' Jacobus a Voragine in seiner Legenda aurea (ed. Graesse, cap. 118, i. f.) erzählt, daß der heil. Hippolyt einem vom Blitze getroffenen Ochsenpflüger ein neues Schien-

bein eingefügt habe. Darf man daraus die Wahl Hippolyts zum Patron der Kirche zu Pieccatesham herleiten? Ueber den Namen Pieccatesham s. Grimm, Mythologie, S. 162. Die Form Blitz ist eine neuere Bildung; die alten Consonanten sind in dem mittelhd. blicze, in dem noch gebräuchlichen plattd. Gotts-Blix, Blix-Kârl u. s. w. enthalten. Blix kommt noch bei Luther vor."

Ungewöhnlich häufig kommen im Oldenburgischen die heidnischen Kinderopfer vor. Hier leben noch die Sagen von Kirchen, Burgen, Deichen und Dämmen, Stadtmauern 2c., in welche man Kinder lebendig eingemauert haben soll, um den Bau dadurch zu sichern und die zürnenden Elemente zu versöhnen. Von vielen Beispielen hier nur eins. „Als Graf Anton Günther das Schloß zu Oldenburg erbaute, wollten die Mauern nicht stehen bleiben. Da nahmen die Maurerleute einer Mutter, die mit ihrem Kinde vorüberging, das Kind fort und mauerten dasselbe lebendig ein. Von der Zeit an blieb der Bau stehen. Die Mutter aber sprach einen Fluch über das Schloß aus, daß bis zum fünften Gliede kein Kind, das in dem Schlosse geboren werde, seine Mutter kennen lernen solle. — Nach andern gilt der Fluch für alle Zeiten und ist ausgesprochen von dem Fräulein von Ungnad, der Geliebten des Grafen Anton Günther, als sie der Graf verstieß und ihr zugleich ihren Sohn, den nachmaligen Grafen von Aldenburg, nahm. — Der Fluch kann gelöst werden, wenn einmal eine neu vermählte Landesfürstin mit einem Gespann von sechs Schimmeln, dem ein Vorreiter auf einem Schimmel beigegeben ist, eingeholt wird. Als im Jahre 1852 der jetzige Großherzog seine Gemahlin heimführte, waren daher die nöthigen Schimmel, der Sicherheit wegen sogar neun, bereit gehalten. Indeß ganz kurz vor dem Einzuge wurde erst der eine, dann ein zweiter und endlich auch ein dritter krank und unbrauchbar, so daß die Einholung zuletzt doch mit dunkeln Pferden geschehen mußte."

Heidnisch ist auch die Jungfrau, die einst einem Grafen von Oldenburg das berühmte Trinkhorn reichte, welches aber statt des Weines Feuer enthielt. Sonst sind hier die Sagen von Elben und Feen, Zwergen und Riesen nicht sehr zahlreich und am meisten muß man sich darüber wundern, daß so gar wenig von Nixen die Rede ist, obgleich Oldenburg das Meer berührt.

Manches ist uns in der Sammlung aufgestoßen, was älterem schon bekannten Aberglauben eine neue pikante Anwendung oder Erklärung hinzufügt. So heißt es hier Theil I. S. 31: Wem das rechte Ohr klingt, von dem wird Gutes gesprochen. Wem das linke, von dem spricht man schlecht. Man hilft sich aber, wenn der Mann augenblicklich in den linken Rockzipfel, das Weib in den linken Schürzenzipfel beißt, denn dann muß der Tadler und Verleumder, wo er auch sey, den Biß fühlen.

Sehr gewöhnlich sind die sympathetischen Mittel, das Uebertragen einer Krankheit auf Thiere, Bäume, auf den Wind, ins Wasser, sogar in den Mond. Eine große Rolle spielt der Zauber, durch den man Wünsche befriedigen will, Glück in der Liebe, Glück im Spiele, Glück bei der Jagd, Sicherheit beim Stehlen, Auffindung von Schätzen, Unverwundbarkeit im Kampfe 2c. Hier kommt wieder der s. g. Diebsfinger vor. Wenn der Dieb den Finger vom Leichnam eines ungebornen Kindes bei sich trägt, müssen alle im Hause schlafen, wie das Kind in Mutterleibe geschlafen hat und unterdeß kann der Dieb in aller Ruhe stehlen. Es gibt aber auch viele Gegenmittel gegen den Dieb. Wenn man die Spur seines Fußes findet und das Maß in den Rauch hängt, muß er verdorren, wo er auch ist. Wenn man den Fußtritt in fließendes Wasser hängt, daß er zerfließen muß, kann auch der Dieb nur so lange leben, bis die Erde weggeschwemmt ist. Anderwärts schlägt man einen Nagel in den Fußtritt und der Dieb bekommt den Stich.

Die widerlichste Art abergläubischer Experimente, um den Egoismus zu befriedigen, schreibt sich erst aus der Zeit der Renaissance und der Reformation her, in Folge des in den Glaubenskriegen gesteigerten Fanatismus und der förmlich toll gewordenen Superstition, verbunden mit dem gelehrten Wahnwitz, der von den Universitäten ausging. Aus dem religiösen Fanatismus ging vorzugsweise die Angst vor dem Teufel in einem nie vorhergekannten Grade hervor, zugleich aber auch das blinde Vertrauen in die kirchlichen Schutzmittel. Es ist von hohem psychologischen Interesse, die Erscheinungen vom Ende des 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts übersichtlich zu vergleichen. Man klagt so oft über das starke Hervortreten der Subjectivität und des Egoismus in unsern Tagen, allein es war damals noch viel ärger. Die fürstlichen Interessen, die kirchlichen Parteien, die Volksstämme standen sich mit wüthendem Hasse gegenüber. In immer wiederholten Umwälzungen und Kriegen bemächtigte sich der bedrängten Menschen eine fast wahnsinnige Angst, die alles Schreckliche und Bedrohliche in unmittelbarer Verbindung mit dem Teufel glaubte. Daher der Hexenwahn und die Verdächtigung jedes ungewöhnlichen Menschen, als stehe er mit dem Teufel im Bunde. Auf

der andern Seite überschritt auch die Gier und Habsucht alle bisherigen Schranken, und indem man an die volle Macht des Teufels glaubte, trachtete man sich denselben dienstbar zu machen. Nur die Kühnsten wagten es, sich dem Teufel förmlich zu verschreiben. Die Meisten machten es sich bequemer mittels der s. g. weißen Magie, d. h. sie mißbrauchten die allerheiligsten Namen, das Gebet, die heilige Hostie, geweihte Kerzen und Weihwasser, um den Teufel zu ihrem Dienste zu zwingen; oder sie opferten den Heiligen, um durch dieselben beim nächtlichen Stehlen und andern Verbrechen geschützt zu werden. Kaum gab es damals einen Fürsten, der sich nicht das Horoscop stellen ließ, sich kostbare Amulette verschaffte; viele hielten sich Adepten, die ihnen Gold kochen sollten. Mittel gegen Stich, Hieb und Schuß, Gesundheits- und Lebensverlängerungstinkturen cirkulirten an allen Höfen. Der dickste Aberglaube ging aber von den Universitäten aus, denn hier studirte man auf das eifrigste die Alten, um darin Nahrung des Zauberwahns und neue Mittel seiner Befriedigung zu finden. Die gräßlichsten Obscuranten, von denen die systematischen Hexenverfolgungen ausgingen, waren Theologen und Juristen und zwar mehr noch auf den protestantischen als katholischen Universitäten.

Von den damaligen Universitäten ging auch die abscheuliche Quacksalberei aus, welche allerlei magische Mittel in die Medicin hineinpfuschte. Mit einer gewissen Consequenz suchte der durch das Studium der alexandrinischen und altrömischen Magie gesteigerte Wahnwitz alles Eckelhafte in der Natur auf, um es den Menschen als Arznei in den Hals zu löffeln. Gegen die Epilepsie z. B. mußte man das Blut eines Hingerichteten trinken, was heute noch Aberglauben im Oldenburgischen ist (I. S. 83). Im Liebeszauber wurden noch eckelhaftere Dinge angewendet. Als der Aberglauben allmälig der Grausamkeit und dem Eckelhaften mehr entsagte, wurde er um so alberner und kindischer. Da kam das Kartenschlagen auf, das Wahrsagen aus dem Kaffeesatz ꝛc. In dieser Periode der Albernheit wurden die im Anfang des vorigen Jahrhunderts aufkommenden Freimaurer für Zauberer gehalten, aber ohne daß man sie, wie noch ein Jahrhundert früher die Zauberer und Hexen, verfolgt hätte. Wir lesen hier I. 289: „Die Freimaurer sind Leute, welche sich dem Teufel ergeben haben und den Teufelsdienst und ihre sonstigen Zwecke in Gemeinschaft betreiben. Sie haben in mehreren Städten ihre besondern Vereine, zu denen aber auch Leute vom Lande und namentlich viele Schiffscapitäne gehören. Der Teufel unterstützt sie mit Geld und läßt sie überhaupt nie im Stiche. Wenn daher jemand in nicht recht erklärlicher Weise zu Wohlstand kommt, durch unbekannte Hülfsmittel sich aus schwierigen Lagen zu retten weiß, so pflegt man zu sagen, das müsse ein Freimaurer seyn, der es vom Teufel habe. Zu Johanni halten sie ein Festmahl, bei welchem auch der Teufel in Gestalt eines schwarzen Hundes zugegen ist; entweder liegt er unter dem Tische oder sitzt auch recht mit in der Reihe. Ihre Zusammenkünfte, sowohl zu Johanni als auch zu andern Zeiten, halten sie bei verschlossenen Thüren, und wer sie zu belauschen sucht, dem geht es schlecht. Was sie eigentlich treiben, weiß man daher auch nicht. Alle Jahre muß einer von den Freimaurern sterben, und meistens heißt es, sie müßten darum loosen, wer es seyn solle. Wenn dann die Zeit abgelaufen ist, bekommt der ausgeloosste einen Brief oder sonstige Botschaft, und in der Nacht oder am Tage darauf erscheint der Teufel und dreht ihm den Hals um, zerreißt ihn oder nimmt ihn ganz mit fort. Darum gilt auch ein plötzlicher Tod für einen Beweis, daß der Verstorbene ein Freimaurer gewesen sey, und wenn ein alter Freimaurer (oder wer dafür gehalten ist) begraben wird, heißt es nicht selten, daß der Sarg gar nicht die Leiche des Verstorbenen enthalte, sondern mit Steinen gefüllt sey. Weil alle Jahre Einer sterben muß, sind die Freimaurer eifrig bemüht, ihre Zahl zu vergrößern, und halten sich eigene Werber, welche mit Geld die Leute verführen, sich aufnehmen zu lassen. Auch sollen einzelne, welche das Loos getroffen hatte, schon andern Leuten Geld dafür gezahlt haben, daß sie an ihrer Stelle sich aufhingen oder sonst ums Leben brächten. Von der Freimaurerei wieder loszukommen, ist fast unmöglich. Meist müssen die Mitglieder, deren Angehörige sich um ihre Befreiung bemühen, den Versuch mit einem jähen Tode büßen; einzeln gelingt aber doch die Errettung durch eifriges Gebet und heftige Kämpfe mit dem Teufel.“

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 34. 25. April 1868.



Kirchengeschichte.

Die Priester-Verfolgung in Tirol von 1806—1809. Von Albert Jäger. Wien, Sartori, 1868.

Diese kleine Schrift, welche schon vor 24 Jahren geschrieben worden ist, verdiente wohl, jetzt gedruckt und gelesen zu werden, denn sie kann in Wien, wo sie erschienen ist, als ein Warnungswort dienen. Die Hetze, die dort jetzt gegen die Kirche begonnen hat, ist der Hetze auf das glaubenstreue Tirol, wie sie vor 60 Jahren versucht wurde, ziemlich ähnlich. Auch damals glaubte eine Regierung im Recht zu seyn, wenn sie der Kirche Unrecht thue.

Ein Bericht des Herrn von Mieg an das bayrische Ministerium sagt: „Die Note, welche der Cardinal-Staatssecretär dem königl. Gesandten in Rom wegen der geistlichen Angelegenheiten in Tirol übergab, und welche mir durch allerhöchstes Rescript vom 26. Febr. mitgetheilt wurde, liefert einen neuen Beweis, daß das Papstthum, so wie es dermalen besteht, im bleibenden Kampfe mit der weltlichen Herrschergewalt, und mit dem Geiste des Jahrhunderts seinem Untergange entgegengeht. Dem dermaligen römischen Hofe hängt der krasseste Mönchsgeist an, ohne daß er die gewöhnliche Mönchspolitik besäße. Aller Waffen beraubt, die ihm im Mittelalter theils durch äußere Verhältnisse, theils durch die eigenen eminenten Talente und die wissenschaftliche Bildung seiner Schriftsteller und Geschäftsmänner zu Gebote standen, will er heute, wo eine Trennung zweier Gewalten, die über Staatsbürger herrschen sollen, gar nicht mehr denkbar ist, sondern alles auf die vollkommenste Concentrirung der Herrschermacht hindeutet, von seinen alten weder auf das Wesen noch die Gesetze der Kirche gegründeten Anmaßungen nicht nur nicht abgehen, sondern gar noch eine ähnliche Oberherrschaft, wie damals, ausüben.'" Ganz ebenso wie dieser Herr von Mieg vor 60 Jahren, sprechen heute die liberalen Minister und Reichstagsabgeordneten in Wien.

Das bayrische Ministerium Montgelas trug eine unsägliche Verachtung der Kirche zur Schau und sah überall nur Dummheit und mittelalterlichen Aberglauben, den durch Freigeisterei zu verdrängen eine wahre Wohlthat sey. Tirol, damals so glaubenstreu wie heute, bot ihm nun ein ergiebiges Feld für bureaukratische Maßregeln gegen die Kirche dar. Mit den Klöstern machte man den Anfang, denn die Möncherei war ja bei den Aufgeklärten in der grenzenlosesten Verachtung. „Weil ein gewisser Mönch Agostini Klagen gegen sein Kloster vorgebracht hatte, nahm die Regierung davon Veranlassung, das Stift Wälsch-Michael als ein in Disciplin und Oekonomie zerrüttetes Kloster aufzuheben. Unter dem 3. Juli erneuerte sie unter Androhung der schwersten Strafen das schon zu Kaiser Josefs Zeiten gegebene Verbot, welches Ordenscorporationen die Verbindung mit auswärtigen Klöstern und Vorgesetzten untersagte. Unter dem 15. Juli geschahen Vorbereitungen zur Aufhebung des Churerischen Priesterhauses zu Meran; an demselben Tage begannen auch die Inventirungen aller Kirchenschätze, namentlich der goldenen und silbernen, und eines schönen Morgens, es war der 16. September, erschienen in allen Stiften, Abteien und Commenden Tirols Commissäre, und setzten die geistlichen Institute unter weltliche Administration."

Dann wurden dem Bischof von Trient „vier Propositionen zur Unterschreibung vorgelegt. 1. Unbedingter Gehorsam gegen alle königl. Befehle; 2. kein Recurs nach Rom und keine Verbindung mit einem andern Ordinariate; 3. Bewilligung oder Annahme eines Terna-Vorschlages bei Besetzung der Beneficien, den entweder die Regierung dem Bischof, oder der

Bischof der Regierung zu machen hätte; und 4. keinen Kleriker zu weihen, außer solche, die an einer königl. Universität die Studien absolvirt hätten." Als der Bischof von Trient, wie auch der von Chur (in Graubündten, zu dessen Sprengel ein Theil von Tirol gehörte) nicht unterschreiben wollten, wurden sie „binnen 24 Stunden über die Grenze geschafft". In Trient gab sich ein Graf Welsberg dazu her, als Generalvicar im Auftrag der bayrischen Regierung das Bisthum zu verwalten. Der Antheil des Bisthum Chur sollte an den Bischof von Augsburg, welches damals der vertriebene Kurfürst von Trier war, fallen und das Landvolk sollte gezwungen werden, sich diese willkürlichen, das Recht des kirchlichen Oberhaupts, des Bischofs und der Diöcesanen mit Füßen tretenden Neuerungen, gefallen zu lassen. Der kaiserliche Commissär Herr von Hofstetten begann nun seine Pascharegierung in Meran und verhaftete die Priester, die auf ihrem Recht bestanden. Da jammerte den alten Kurfürsten von Trier das wackere Tiroler Volk und er lehnte sogleich ab, das Bisthum zu übernehmen. Auch der Bischof von Brixen wollte es nicht übernehmen und so mußte wieder der Generalvicar von Trient vor den Riß treten, den jede Gewalt der weltlichen Regierung sanctionirte. „Am 23. Juli 1808 rückte Militär mit einer Kanone in Meran ein; in einer Nacht um die Mitternachtsstunde wurden die Kapuzinerklöster zu Meran, Schlanders und Mals umringt, die Mönche auf Wägen geladen, und theils nach Neumarkt, theils nach Brixen deportirt, wo sie ihr weiteres Schicksal erfuhren. Die Benedictiner von Marienberg, die als Professoren in Meran und als Seelsorgspriester in Passeyr angestellt waren, wurden nach Flecht übersetzt, das Stift Marienberg gänzlich aufgehoben, und die dort wohnenden Priester von der bayrischen Regierung theils willkürlich verwendet, theils den Vorangegangenen nach Flecht nachgesendet; die Weltpriester, die ihrem Bischofe anhingen, wenn sie sich nicht durch die Flucht retteten, der eine da, der andere dorthin verwiesen. An die Stelle der Deportirten schickte die bayrische Regierung andere Priester, die ihr Vertrauen genossen, unter denen ein gewisser Dresch, Elzenbaum, Sandbichler, Kößler, Prantner, Hermeter, Ambach u. s. w. genannt werden, Männer aus verschiedenen Klöstern und Diöcesen zusammengerafft, leider nicht immer vom besten Wandel und Charakter. Den Einzug Hermeters in St. Martin in Passeyr schildern die Bauern noch mit einiger Schalkheit, wie er mit Jagdhunden an der Schnur und Flinten auf dem Rücken daher kam, und sich sogleich nach dem Wildstande im Thale erkundigte. Allein die armen Männer waren zu bedauern. Vom Bischofe von Chur ipso facto suspendirt, konnten sie keine einzige geistliche Function verrichten; erschienen sie in der Kirche, so lief das Volk davon."

Der damals hart bedrängte Papst Pius VII. schritt versöhnend ein, indem er selbst die zum Bisthum Chur gehörigen Bezirke dem von Brixen unterordnete, im September 1808. Als aber im folgenden Frühjahr, dem ewig denkwürdigen Jahr 1809, alle Tiroler Bauern aufstanden und die Bayern vertrieben, hörten auch die von den letztern getroffenen Maßregeln auf.

Der Verfasser hätte seinem Gemälde noch reichere Farben verleihen können, wenn er mehr ins Detail gegangen wäre. Indessen findet man in den ausführlichen Kriegsgeschichten des Jahres 1809 schon alles aufgezeichnet, was die Beamten und namentlich Hofstetten in Tirol damals gesündigt haben. Was Armbruster von den Blasphemien und Cochonerien der Sansculotten, die 1796 unter General Ferin ins schwäbische Oberland einbrachen, erzählt, das nämliche haben sich zwölf Jahre später die Beamten des Herrn von Montgelas in Tirol erlaubt, die scheußlichste Verhöhnung des Priesterstandes, der mit Schimpfworten bedeckt wurde, wenn er vor dem Herrn Commissär stehen mußte, der unterdeß zwischen frechen Dirnen auf dem Sopha saß, die spöttische Vertrödelung der Heiligthümer an Juden, die Verunreinigung der Kirchengefäße 2c.

Das Ende vom Liede war, daß alle jene Schurken, welche das Heilige entweihten, nichts als ein schmachvolles Andenken hinterlassen haben, während der christliche Glauben und die Kirche in voller Majestät fortgedauert haben. Das mögen sich die neuen Kirchenstürmer in Oesterreich merken.

Wir können uns erklären, warum Mazzini und Garibaldi den Papst los werden wollen. Auch jene von Bayern über das arme Tirol verhängte Kirchenverfolgung, die so sehr der altbayrischen, so oft und viel gepriesenen maximilianischen Politik widersprach, läßt sich noch damit entschuldigen, daß Bayern zu jener Rheinbundzeit den unterthänigen Pudelhund Frankreichs spielte und seine antinationale reichsverrätherische Politik mit liberalem Schauffement und Aufklärungsschwindel bemäntelte, wobei nicht vergessen werden darf, daß Napoleon damals den Papst aufs äußerste drangsalirte, um ihn zu seinem Werkzeug zu machen. Unerklärlich und völlig widersinnig ist dagegen der Josephinismus und Kirchensturm in Oesterreich. Wir haben uns darüber schon vor zwölf Jahren in diesen Blättern aus-

gesprochen, in einer Zeit, in welcher das berühmte Concordat noch neu war. Es war unmittelbar nach dem Krimkriege und wir erkannten im Concordat, welches Oesterreich mit Rom abschloß, ein Zeichen, daß Oesterreich gesonnen sey, den katholischen Geist im eigenen Reiche zu beleben und dadurch auch der katholischen und unirten Kirche in den slavischen, Rußland unterworfenen Grenzländern eine neue Stütze zu gewähren. Wir drückten damals in unsern Blättern Nr. 26 die Hoffnung aus, das Concordat werde beweisen, Oesterreich habe die Tradition eines Schutzherrn der abendländischen Kirche noch nicht vergessen und werde diese Kirche gegen die russischen Unterdrücker vertheidigen. Aber wir bedauerten, daß doch eigentlich in diesem Sinne noch nichts geschehen sey und äußerten die Besorgniß: „Das Concordat, anstatt in einem gesunden Kriege eine großartige Waffe des Abendlandes gegen Osten zu werden, kann in einem faulen Frieden zu einem Gegenstand des Haders werden, also zu einer Schwächung der beiden Factoren, die es geschlossen haben, gereicht also Rußland nicht mehr zum Nachtheil, sondern zum Vortheil." Wie begründet diese Besorgniß gewesen ist, erleben wir heute.

Volksaberglauben und Volkssagen.

Aberglauben und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Herausgegeben von Strackerjan. Zwei Bände. Oldenburg, Stalling, 1867.

(Schluß.)

Von einer Art Aberglauben weiß man kaum, ob er im Ernst gemeint ist. Bekanntlich nennt man einen Hasenfuß, vorzugsweise den Refracteur oder Rekruten, der sich aus Feigheit dem Kriegsdienst zu entziehen sucht. Das Schimpfwort erklärt sich höchst einfach aus der furchtsamen Natur des Hasen. Hier wird es aber auch mit der Magie in Verbindung gebracht. „Eine Wittwe in der Landgemeinde Oldenburg hatte zwei Söhne, die Zwillinge waren und deshalb zu gleicher Zeit für den Militärdienst loosen mußten. Sorgsam nähte sie jedem, und ohne daß dieselben es merkten, einen Hasenfuß in den Rock. Die beiden gingen gesondert zum Loosungstermin in die Stadt, der eine, ein Schiffer, ging allein, der andere, ein Bauernknecht, mit den übrigen Knechten. Unterwegs nahm der Schiffer in seinem Rocke einen fremdartigen Gegenstand wahr; er trennte das Futter auf, fand den Hasenfuß und, mochte er nun ein Freigeist oder mit der Bedeutung des Dinges ganz unbekannt seyn, warf denselben fort. Der andere verspürte nichts, oder wenn er etwas wahrnahm, so ließ er es doch gut seyn, ohne weiter nachzuforschen. In der Loosung nun kam der Schiffer gleich fest, der Bauernknecht loosete sich frei. Man kann sich den Jammer und die Vorwürfe der Mutter denken, als sie erfuhr, was geschehen war. — In einem andern Loosungstermine zu Oldenburg zog ein Wehrpflichtiger unversehens mit seinem Taschentuche einen Hasenfuß aus der Tasche, zur großen Beschämung für ihn, aber zum großen Ergötzen für die übrigen Anwesenden. Die komische Zusammenstellung eines Hasenfußes mit einem den Militärdienst scheuenden Wehrpflichtigen fordert zu allerlei Scherzen heraus, dient aber vielleicht zur Bestärkung des Glaubens an das Mittel." (I. 94).

Im zweiten Bande quellen uns eine kaum übersehbare Menge von gemeinen Spuck-, Gespenster-, Hexen- und Teufelsgeschichten entgegen, die der Sammler wohl sehr hätte reduciren können. Auch die örtlichen Sagen enthalten vieles, was kaum der Aufzeichnung werth war. Unter den Märchen finden wir viele alte Bekannte wieder, den Glasberg, die Zauberflöte, den Däumling, die dankbaren Todten, Knüppel heraus, die drei Hunde, den Doctor Allwissend ꝛc. Manches Neue bieten die Schwänke, besonders die Schildbürgerstückchen. Hier kommt eins vor, welches in andern Sammlungen nicht zu finden, aber einem sehr bekannten ähnlich ist. Wer kennt nicht den Schildbürger, welcher einen vom Berg herabrollenden Mühlstein die rechte Direction geben wollte und zu diesem Zweck den Kopf durch das Loch steckte? Hier wird Theil II. S. 282 von den Hauwiekern erzählt, sie hätten einmal einen schweren Block hinter dem Hause behauen und vor das Haus bringen wollen, aber keinen andern Weg gewußt, als über das Dach hinüber, und um ihm die Richtung zu geben, habe sich einer an ihn festbinden lassen, welcher dann natürlich beim Herabfallen zerquetscht wurde. — Man findet hier (Theil II. 286) auch eine Variante zum unibos und eine andere zum dummen Bauernweibe, die in vielen Sammlungen vorkommt. Originell dagegen sind ein paar Schwänke von Mädchen. „Ein Jüngling bewarb sich um ein schönes Mädchen, das mit ihm in einem Dorfe wohnte, aber all sein Bemühen war fruchtlos, das Mädchen wies ihn immer wieder von neuem ab. Als er endlich zum neunundneunzigsten Male eine abschlägige Antwort erhalten hatte, zog er sich zurück und schien seine Absicht aufgegeben zu haben. Das aber war dem Mädchen keineswegs recht. Als sie daher einst erfuhr, daß der Jüngling nach einem benachbarten Orte gegangen war, und auf welchem Wege er zurückkehren werde, ging sie entgegen, brach

sich einen Stecken ab und verknüpfte die beiden gebogenen Enden mit einem Bande, so daß das Ganze in der Form einer Bandsäge glich. Als nun der Jüngling kam, nahm sie die Bandsäge zur Hand und begann mit derselben an einem dicken Baume hin und her zu streichen, als ob sie den Baum durchsägen wolle. Der Jüngling sah dem Thun zu und sprach ‚mit der Säge wirst du den Baum nicht durchsägen'. Aber das Mädchen erwiderte ‚anholen dat winnt'. Da merkte der Jüngling, wie es stehe, brachte seinen oftmals gestellten Antrag nochmals vor und erhielt denn auch endlich das Jawort. Als Bräutigam und Braut gingen nun die beiden zusammen nach Hause. Als der Bräutigam unterwegs seine Braut fragte, warum sie ihn so lange zurückgewiesen habe, sprach sie: ‚Ich hatte mir vorgenommen, auf die hundertste Anfrage mein Jawort zu geben. Aber beinahe hätte ich mein Spiel verloren.'" (II. 359).

Der andere Schwank lautet: „Eine Mutter hatte drei Töchter, die waren hübsch genug, konnten aber zumal das R nicht aussprechen. Auf einen Abend hatte sich ein Freier angemeldet, und die Mutter sann und sann den ganzen Tag, wie sie am besten den Fehler ihrer Töchter verbergen möchte. Als sie nichts ausfindig machen konnte, sagte sie zu den dreien, sie sollten gar nicht sprechen und nur immer ruhig bei ihrem Spinnen bleiben. Mit Dunkelwerden kam der Freier, und die Mädchen saßen lange stumm. Endlich riß der ältesten der Faden, den sie gesponnen, und ehe sie sichs versah, entschlüpften ihr die Worte dât kott (Drath kurz, d. i. zerrissen). Da erwiderte die zweite knüpp wedde an! und die jüngste, welche die andern zurechtweisen wollte, rief moude seggt, wi schull swigeun pôt all in ein wige! (prôt all in ein rige — Mutter sagt, wir sollen schweigen, und schwatzen all in einer Reihe). Da hörte der Freier die Zungenfertigkeit der Mädchen, und mit dem Freien wars vorbei." (II. 364).

Hier noch eine hübsche Sage. „Eine Gräfin von Delmenhorst übergab auf ihrem Sterbebette ihren drei Töchtern zehn Diamanten, davon waren neun ganz gleich, der zehnte aber sehr groß und wie ein Auge gestaltet. Sie bat dabei die Töchter, sich wegen der Steine unter einander zu einigen; sie selbst wolle die Theilung nicht vornehmen, damit es nicht scheine, als wolle sie eine bevorzugen. Die Töchter in ihrem großen Schmerze über den bevorstehenden Verlust ihrer Mutter gelobten, daß die Steine keinen Zwist unter sie bringen sollten, und jede war sogar bereit, sogleich den großen Diamanten den andern zu überlassen. Die Gräfin starb nun in Frieden. Lange Zeit wurde der Diamanten nicht erwähnt. Endlich aber wünschten die Töchter doch, ein Andenken von der Verstorbenen zu führen, und gingen an die Theilung. Die neun gleichen Steine waren bald vertheilt, aber auf den großen Stein, den früher keine haben wollte, erhob nun jede Anspruch. Die älteste machte ihr Alter geltend, die zweite: sie führe der Mutter Namen, die dritte: sie sey der Mutter Liebling gewesen. Schwestern, bisher ein Herz und eine Seele, geriethen in große Uneinigkeit, und alle Bemühungen des Vaters, den Frieden wieder herzustellen, blieben fruchtlos. Da nahm ihnen der Vater den großen Diamanten weg und sagte, daß nun keine von ihnen denselben besitzen solle. Aber auch hierdurch kam kein Friede, denn jede von ihnen warf nun den andern vor, daß sie von ihnen um ihr Recht betrogen sey. Seit aber die Töchter ihres Gelübdes der Einigkeit so vergessen hatten, erschien allnächtlich der Geist der Verstorbenen wehklagend unter den Fenstern des Grafen. Der bekümmerte Graf wußte kein Mittel, seinen Töchtern die Eintracht und seiner verstorbenen Gemahlin ihre Ruhe wieder zu geben, bis endlich ein alter Pilger, der bei ihm einkehrte, ihm den Rath gab, den Diamanten in eine Kirche zu vermauern, die Kirche aber da zu bauen, wo ein Gänserich, den er vom Schlosse aus fliegen lasse, sich setzen würde. Der Graf befolgte den Rath und baute die Kirche zu Ganderkesee, welche den Diamanten noch in einer ihrer Mauern birgt. Seitdem war der Streit der Töchter vorbei, und die Mutter konnte ruhig in ihrem Grabe bleiben."

Ein merkwürdiges Schwalbenliedchen, welches das Zwitschern nachahmt.

1. As 'k hier dit Jahr was,
as 'k hier dat Jahr was,
was dit Fack vull,
was dat Fack vull,
nu is 't all verschlickschlackschliert!
(nu is 't all ut, nu is 't all ut!)
2. As ick hier 't lest Mal was,
as 'k 't lest mal was,
was dit Fack vull,
was dat Fack vull;
as ick wedder kamm,
as 'k wedder kamm,
harn 't ole Wiwer all inne Flirr,
zwickzwack zwickzwack zwirr,
ole Wiwer all inne Flirr!

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{5}{7}$ Thaler.

Mittwoch, N° 35. 29. April 1868.

Zur Arbeiterfrage.

Die sociale Gefahr der Arbeiterfrage und die Möglichkeit deren Abwendung. Wien und Gran, Sartori, 1868.

Der ungenannte Verfasser hat sehr Recht, in seiner übersichtlichen Beurtheilung der großen socialen Frage unserer Zeit. „Welchen Weg diese Bewegung auch einschlagen mag, immer wird das Ziel nicht blos eine politische, sondern auch eine sociale Umänderung seyn. Die herrschende Macht unserer Zeit ist das Kapital, das Kapital aber ist der Sclavenhalter aller nichtbesitzenden Classen, die Zertrümmerung seiner Macht muß das Streben Aller seyn, die unter ihr seufzen.

So lange die Macht des Kapitals an Grundbesitz gebunden war, war sie eine sichtbare, übersichtliche; so lange sie im Besitz von edlen Metallen und Werthgegenständen bestand, war sie eine greifbare; durch die Umwandlung jedoch des zum Verkehr bestimmten und ihn regelnden Werthbesitzes in Papiergeld, Staats-, Industriepapiere, Wechsel, kurz in unbeschränkt anzuhäufendes Werthpapier, ist das Kapital eine unsichtbare, eine ungreifbare und darum auch von keiner modernen Staatsgewalt zu bändigenden Macht geworden. Heute lassen die sichtbaren Gebieter dieser bekannten aber unsichtbaren Macht, dieselbe ihre Gewalt in diesem Winkel der Erde entfalten, die Börsen den Geldmarkt beherrschen, und morgen leitet der Telegraphendraht Millionen und abermals Millionen in ein anderes Land, wo Aussicht vorhanden, daß sie ergiebiger in wucherischem Schlamme sich wälzen können; heute raffen sie den reichen Erntesegen, den Gott über ein Land ausgegossen, um billigen Preis zusammen, werfen ihn auf den beflügelten Schienen zum Lande hinaus, und damit dieses in Theuerung und Nothstand hinein, und morgen überbringt nach dem fremden Lande, wo sie ihre Bürde ablagern, der Telegraph die Weisung, um welchen Wucherpreis sie dort loszuschlagen ist. Wir eifern hier nicht gegen unsere modernen Communicationsmittel, wohl aber ihren Mißbrauch zur allgemeinen Vertheuerung der Lebensmittel durch das wucherische Kapital.

Die Gefährlichkeit der Macht des Kapitales hatte die Kirche zu dem Zinsverbote bewogen und die Regierungen zum Erlaß von Wuchergesetzen veranlaßt, alles das zu einer Zeit, wo das Kapital noch nicht jene ertödtende Weltmacht geworden war; heute wo diese Macht eine bereits den weitaus größten Theil der europäischen Menschheit erdrückende geworden, muß auch noch der Hemmschuh ihrer ungehinderten Entfaltung, das Gesetz gegen Wucher, durch den modernen Liberalismus weggeräumt werden. Das Kapital arbeitet überall instinktartig auf das gleiche Ziel, auf seine Vermehrung, das Evangelium der Geldwelt besteht in drei Worten, sie heißen: Mehr, Mehr, Mehr; es wäre Thorheit, wenn man glauben und glauben machen wollte, diese Geldmacht nun entfesselt werde sich selbst einschränken, ihre Natur ändern und humanitare Schwindelei treiben.

Dazu kommt noch ein anderer Umstand unserer Zeit, der wesentlich die Gefahren der Herrschaft der Geldmacht erhöht; nie so lange die Welt besteht, war es so leicht möglich, wie in unserer Zeit, daß der größte Theil des Kapitals nach und nach in die Hände nur einiger weniger Crösusse übergeht. Der Reichthum an Grundbesitz gebunden, in Metallgeld oder Werthsachen bestehend, hatte seine Schranken, welche ihm durch die Natur der Werthsache gezogen wurden; wo sind aber die Schranken für den Besitz an Wertheffekten in Papier! Und wenn nun in einem Lande, was wir Oesterreicher am besten kennen, dieser Crösusreichthum überdies noch in den Händen einer Menschenclasse sich ansammelt, deren Geldgier Jahrtausende alt und bei ihr in Fleisch und Blut

übergegangen ist, — wir sprechen hier von der Regel, und wissen darum Ausnahmen um so höher zu schätzen — welche ihn nie wieder losläßt, ihn nur dann ins öffentliche Leben zurückfließen macht, wenn dort Aussicht vorhanden, neues Kapital aufzusaugen, neue Wucherzinsen zu treiben, was wird und muß ohne durchgreifende sociale Gegenmittel in nicht ferner Zukunft das Schicksal eines solchen Landes seyn?

Die liberalen Lobredner der Aufhebung der Wuchergesetze trösten uns mit der nun eintretenden ungehemmten freien Concurrenz des Geldes, welche eine natürliche Schranke gegen ein wucherisches Hinaufschrauben des Zinsfußes bilden werde. — Gewiß aber ist, daß je mehr der kolossale Reichthum in den Händen einiger Weniger sich anhäuft, desto mehr der Geldmarkt sich verengt, die Concurrenz auf demselben allmälig verschwindet, und das Geldgeschäft zuletzt das Monopol dieser Wenigen wird. Und wenn auch derzeit noch in größern Städten eine Concurrenz des Geldes und ein Einfluß desselben auf einen erträglichen Zinsfuß vielleicht erwartet werden kann, so ist diese Concurrenz auf dem Lande schon jetzt nicht vorhanden. Hier wird durch die Aufhebung der Wuchergesetze in der That ein Monopol des Wuchers begründet; dieses fürchterliche Monopol wird nun aber grade gegen den wenig oder nichts besitzenden Theil der Bevölkerung ausgeübt werden. Sind das Mittel, um einer aus der Mitte des nichtbesitzenden Theiles der Bevölkerung dem ganzen Gesellschaftskörper drohenden socialen Gefahr zu begegnen?"

Die Flugschrift charakterisirt sodann die Versuche, welche gemacht worden sind, um dem Uebel abzuhelfen und den Gefahren der Zukunft zuvorzukommen. Der Versuch der Barrikaden ist mißlungen. Die Utopien der Communisten konnten nicht verwirklicht werden. Seitdem ist unendlich viel über eine friedliche Lösung der Frage geschrieben worden, immer aber war der gute Rath entweder zu radikal im Vergleich mit dem Thatbestand und der Möglichkeit, oder er schlug nur ungenügende Palliative vor. „Der Kampf mit Wort und Feder zwischen Lassalle und Schulze-Delitzsch über die Lösung der Arbeiterfrage ist bekannt; während der Erstere für diese Lösung die Mitwirkung des Staates, Millionen und mit der Zeit Milliarden verlangte, predigte der Andere Selbsthülfe, Hülfe der Arbeiter unter und durch sie, ohne Ingerenz, Mitwirkung oder Hülfe des Staates. Zur Erreichung dieses Zieles der Selbsthülfe wurde in erster Linie den Arbeitern Sparsamkeit empfohlen; mittelst der Tugend des ‚Sparens' sollten die Kapitalien für den Arbeiterstand aufgebracht werden, welche man als nothwendig hielt, um schon gegenwärtig seine Lage zu verbessern und ihn nach und nach zum Producenten und Concurrenten mit der bestehenden Welt der Fabrikherren zu machen. — Diese Sparsamkeit sollte sich nach Schulze-Delitzsch nicht blos auf den Magen beschränken, sondern sich sogar bis zur Enthaltsamkeit von der Kindererzeugung steigern. In zweiter Linie empfahl derselbe die Bildung von allerlei Vereinen, Vorschuß-, Rohstoff- und Consumvereinen; die Vorschußvereine sollten den Arbeitergenossenschaften ein billiges Betriebskapital, die Rohstoffvereine ein billiges Rohmaterial, die Consumvereine billige Lebensmittel verschaffen. Lassalle hat seinen Gegner über diese seine Vorschläge mit einem Strom von Hohn überschüttet. Der Arbeiter der ohnedem mit seiner Familie in Noth seufzt, soll noch sparen und so viel sparen, daß er den Kampf mit der gigantischen Macht des Kapitals aufnehmen kann!"

Dem Einwurf, daß die Concurrenz ausschließlich dem Kapital zu gute komme und daß alle Gesetze zu Gunsten der Arbeiter nichts helfen können, so lange das Kapital jegliche Concurrenz niederschlagen kann, hat man entgegnet, die einzige Ursache des Reichwerdens sey Intelligenz, diese erwerbe man im Unterricht; wenn erst alle Kinder gleich und unentgeldlich zugeschult würden, auch der Aermste in den öffentlichen Lehranstalten sich die gleiche Bildung erwerben könne, wie jeder andere, werde auch jeder so intelligent werden wie der andere, daher auch sich denselben Wohlstand und Mittel der Concurrenz erwerben können. Das ist nun eine eben so plumpe Lüge, wie die, welche einmal der alte Napoleon seinen armen Soldaten zum Trost einlöffelte, jeder von ihnen trage den Marschallsstab im Tornister. So wenig wie jeder Soldat Marschall werden kann, so wenig kann jeder Arbeiter reich werden. Aber auch das Versprechen, durch Schulbildung die Intelligenz auszugleichen, ist eine Lüge, hervorgegangen aus dem pädagogischen Schwindel der Rousseau'schen Schule, deren lächerlichster Schwärmer Diesterweg wurde und den der moderne Liberalismus immer noch respectirt. Der Liberalismus hat kein Recht, die Gleichheit weiter auszudehnen, als die Natur selbst sie zuläßt. Die Menschenkinder sind aber von Natur dermaßen ungleich begabt, daß es unmöglich ist, ihre Intelligenz und ihr Talent zu nivelliren. Der Verstand, die Energie des Willens, der Thätigkeitstrieb werden immer verschieden bleiben, bei den meisten Menschen einen niedern Grad nicht überschreiten und sich auch immer verschiedene Ziele setzen.

Man erreicht daher mit dem liberalen Enthusiasmus für Erweiterung der Bildungsanstalten aller Art, für Schulzwang in den bisher ungebildetsten Provinzen, für

Arbeiterbildung, Fabrikschulen rc. nur das Erreichbare, nämlich Förderung derer, die angeborene Anlagen haben, keineswegs aber die so oft versprochene Gesammterhebung der Masse auf eine höhere Stufe der Bildung und Gesittung. Auch verfehlt sich die Bildungsschwärmerei in den Mitteln. Wer weiß nicht, mit welchem Eifer die demokratischen Parteien im Arbeiterstande Propaganda machen für die allerdestructivsten und verzweiflungsvollsten Lehren? Der Haß gilt nicht blos den bestehenden Staatsgewalten, sondern auch der Religion. Ueberall blickt die häßliche Fratze des Atheismus durch und unleugbar haben einige sarkastische Geister dem Proletariat den Stolz, der sich im Trotz gegen Gott gefällt, und das witzige Gift Proudhons eingeimpft, der den Teufel anzubeten empfiehlt. Der zahme Liberalismus verwahrt sich natürlicherweise gegen solche Ausschweifungen, vermag ihnen aber nicht zu wehren, denn er selbst ist gänzlich religionslos und entrüstet sich, wenn fromme Katholiken oder Pietisten sich der armen Arbeiter annehmen.

Der Bischof von Mainz hatte daher ganz Recht, wenn er daran erinnerte, welche Macht ehemals die Kirche über die arbeitende Classe ausgeübt und welche reiche Mittel, nicht blos materielle, sie gehabt habe, ihr zu helfen. Allein die heutige Welt will von dem Heil, welches die Religion bringt, nichts mehr wissen. Wir lesen hier: „Man kann, ja man muß in allem dem edlen Bischofe beistimmen und doch wird man nicht umhin können sich zu gestehen, daß all' sein edler Rath praktisch die Arbeiterfrage nicht löst. Ja wohl, sie würde, sie wäre gelöst, wenn das Christenthum mit seinen göttlichen welterlösenden Wahrheiten seinen Einzug in die Fabrikswelt, Arbeiter und Fabriksherren halten würde. Aber was von der ganzen Welt gilt und ihr Unglück ausmacht, tritt in gesteigertem Grade bei der Fabrikswelt ein; man will die Wahrheiten des Christenthums nicht anerkennen, oder wenn man sie kennt, selbst verehrt, befolgt man sie nicht. Die ganze Welt wäre anders, und wir hätten keine socialen Fragen, wie die Arbeiterfrage, wenn das Menschengeschlecht nicht das undankbarste, treuloseste Geschöpf Gottes wäre. Grade in unserer Zeit, noch mehr als früher, wird das goldene Kalb von dem Menschengeschlechte angebetet und namentlich in der Arbeiterfrage ist es dieser Götze Mamon, welcher den Gott des Christenthums verhöhnt und seiner alles erlösenden Kraft widerstrebt."

Damit hängt der Subjectivismus, der Egoismus und Eigensinn, die Unfähigkeit zur Hingebung und Unterordnung beim gegenwärtigen Geschlecht zusammen. Ein Franzose sagte: „Die größte Schwierigkeit, welcher die Productivassociationen zu begegnen hatten, bestand nicht in der Aufbringung des Kapitals, auch nicht in der innern Organisation, so weit sie sich auf die Ordnung der Arbeit bezieht, sondern in der Abwesenheit oder Seltenheit derjenigen Tugend, die sich freiwillige Disciplin nennt.'"

Diese Schwierigkeit hofft nun der Verfasser der vorliegenden Flugschrift zu überwinden, indem er das System des berühmten Schweizer Kapuziners, Pater Theodosius, anzunehmen empfiehlt. „Dieser bedeutende, ja wahrhaft große Mann, in seiner Bettlerkutte, mit seinen leeren Taschen, hat für das Wohl der Menschheit mehr gethan, als die Mächtigsten und Reichsten der Zeit sich rühmen können; er hat Spitäler, Waisenhäuser gegründet, Lehranstalten, Gymnasien errichtet, die von ihm gegründete Congregation von barmherzigen Schwestern nahm bald unter seiner Leitung, seinem Einflusse, seiner unermüdlichen Thätigkeit einen solchen Aufschwung, daß sie sich über den ganzen katholischen Theil der Schweiz, über Deutschland ausbreitete und auch in Oesterreich sogar Wurzel schlug. Zur Zeit seines plötzlichen Todes im Jahre 1865 standen unter Leitung dieses Ordens 122 Anstalten, Schulen, meistens aber Kranken-, Straf-, Armen- und Waisenanstalten. — Immer schaffend, immer thätig, heute als Missionsprediger, morgen als wahrer Humanitätsapostel an den Thüren christlicher Barmherzigkeit in der Schweiz, Deutschland, Frankreich, Italien und auch Oesterreich anklopfend, lernte er theils in der unmittelbaren Nähe seines Vaterlandes, theils in den andern Staaten Europas das Elend der Fabrikswelt, des Arbeitervolkes kennen, und er, der Kapuziner ist es, welcher den großen Gedanken faßte, dem socialen Uebel des physischen und moralischen Elendes der Fabrikswelt dadurch zu begegnen, daß Arbeiter-Productivassociationen unter Leitung eines katholischen Ordens ins Leben gerufen werden. Seine Versuche waren Anfänge, wir kennen sehr gut deren Mängel, allein er starb beim Beginne dieses seines Werkes; der von ihm angekauften und unter die Leitung seiner Ordensschwestern in Oberleitensdorf in Böhmen gestellten Tuchfabrik hat der Krieg vom Jahre 1866 den Todesstoß gegeben; seine Idee starb aber nicht mit ihm, und sie wird und muß Boden fassen, je mehr die sociale Noth drängt, je mehr sie wie ein blutiges Morgenroth einer furchtbaren Katastrophe am Horizonte der gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände sich ankündiget.

Wir wollen diese Idee etwas näher prüfen, um zu zeigen, daß alle Erforderniße, die wir über Leitung und damit den Organismus einer Productivassociation aufgestellt haben, nicht nur in derselben vorhanden,

sondern daß diese Erfordernisse selbst die unumgänglich nothwendigen Bedingungen für das Gedeihen solcher Vereine sind.

Entwerfen wir uns das Bild von einer solchen unter Leitung eines katholischen Ordens stehenden Fabrik.

An der Spitze stehen drei oder je nach Geschäftsausdehnung vier bis fünf Männer eines katholischen Ordens. Wir ziehen Männer den Frauen vor, obwohl es Fabriken gibt, wo eine weibliche Leitung sogar noch besser am Platze ist; wir schließen darum eine solche auch nicht aus. — Die Direction des ganzen Geschäftes ist in ihre Hände gelegt; sie nehmen die Arbeiter auf und entlassen sie, wenn sie eine Entlassung für nothwendig erachten; sie bemessen den Taglohn für jeden Arbeiter, nach dem Werthe seiner Leistung, nach seiner Geschicklichkeit und seinem Fleiße; sie besorgen den Ankauf der Rohproducte und den Absatz der Fabrikate; sie führen unter Controle des Ordensobern die ganze Verwaltung, Einnahmen und Ausgaben gehen allein und ausschließlich durch ihre Hände; mit einem Worte sie nehmen gegenüber dem an der Fabrik interessirten Kapitalisten — mag es das Aerar oder ein Privatmann seyn — so wie den Arbeitern unbeschränkt die Stelle des gegenwärtigen Fabriksherrn ein. Ihnen liegt aber ferner noch ob, das physische und moralische Wohl der Arbeiter und ihrer Familien zu überwachen, Schule, Waisen- und Krankenhaus zu leiten, und Hülfe zu spenden, wo sie nöthig ist.

Wir fragen hier alle Welt, ob ein Paar solcher — wie wir voraussetzen — geschäftskundiger Ordensmänner den Kapitalisten für die sichere Anlage seiner Kapitalien, dem Arbeiter für die gewissenhafte, seinen Leistungen angemessene Entlohnung, für redliche Verwaltung, richtige Dividende des Gesammtgewinnes nicht mehr Garantie bieten als jeder Fabriksherr und jede Fabriksdirection. So frei und unbehindert deren Leitung in ihrer Action ist, so kann sie doch nur auf all' ihren Schritten vom unbedingtesten Vertrauen von Oben und Unten begleitet seyn; der Charakter, Lebensberuf dieser Männer bürgt für unbedingte Redlichkeit und schließt jede aus bloßer Gewinnsucht unternommene, darum gewöhnlich gewagte, nicht selten verderbliche Speculation aus, in ihrer Hand ist nur ein solider Geschäftsbetrieb möglich.

Eine solche Leitung bietet andererseits den nicht genug zu bewerthenden Vortheil, daß an der natürlichen Lage des Arbeiterstandes dadurch nicht gerüttelt wird; der Arbeiter bleibt Arbeiter, sogar Lohnarbeiter, nur mit dem Unterschiede von seiner heutigen socialen Lage, daß die Früchte seiner Arbeit ungetheilt nur ihm und niemanden Anderem zukommen. Das ist der Todeskeim der modernen Productivassociationen, daß in ihnen der Arbeiter zur Stelle des Fabriksherrn emporgeschwindelt, und ihm dadurch die Aussicht auf den Besitz und das Wohlleben der gegenwärtigen Fabriksherrn in naher oder weiter Ferne eröffnet wird. Es hieße eine gänzliche plötzliche Umkehr der menschlichen Natur, namentlich aber in einer moralisch verkommenen Arbeiterwelt verlangen, wenn man sich dem Wahne hingeben wollte, als würde durch eine solche Stellung nicht ein Heer von menschlichen Leidenschaften, des Zankes, Haders, Neides, der Gewinnsucht, der Ueberhebung, des Stolzes plötzlich wach gerufen werden. Wenn irgendwo das profane, immerhin aber goldene Sprichwort ‚Schuster bleib bei deinem Leisten' Anwendung findet, so ist es hier beim Arbeitervolke."

Diese Gedanken sind alle sehr richtig, aber bis sie geltend werden, wird es noch gute Zeit brauchen, denn die Zeit, die vom Unglauben und Kirchenhaß beherrscht ist, wird sich dagegen sträuben. Hier kann überhaupt Rath und Belehrung nichts helfen, sondern lediglich die That. Männer, wie Pater Theodosius, sind aber leider selten und was im Einzelnen und Kleinen möglich ist auszuführen, dem stehen noch unendliche Hemmnisse entgegen, wenn es im Großen ausgeführt werden soll. Man wird indeß endlich doch von dem brutalen Aido toi, das selbst die Hülfe Gottes zurückstößt, zurückkommen müssen. Die Noth führt durch alle Phasen unvernünftiger Ansprüche endlich doch zur Vernunft zurück. Das Selbstvertrauen muß sich bis zum verzweiflungsvollen Stolze Kains, wie ihn Byron schildert, steigern, wenn der tüchtige Mensch beim besten Willen und Wissen und beim redlichsten Fleiß doch nichts verdienen kann, weil ihn ringsum die Concurrenz nur mit Teufelsgesichtern ansieht und er überall verrathen und verkauft ist. Egoismus, Herzlosigkeit, Habgier, Bosheit, Dummheit, Feigheit oder Gewaltthat, wohin er blickt. Er kann zu niemand Vertrauen haben, als zu sich selbst, bis ihm das stolze Herz gebrochen wird und auch er im allgemeinen Moraste untersinkt. Aber eben deswegen wird das Extrem des Mißtrauens und des Kriegs aller gegen alle endlich wieder eine tiefe Sehnsucht nach Vertrauen zu Gott und guten Menschen aufkommen lassen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, **N° 36.** 2. Mai 1868.

Politische Schriften.

Die Stellung der deutschen Standesherren seit 1866. Nach den Forderungen des Rechts und der Politik. **Berlin, Kortkampf,** 1868.

Diese Flugschrift stimmt ziemlich genau mit der des Grafen Henkel-Donnersmark zusammen, welche vor kurzem in unsern Blättern besprochen wurde. Sie räth nämlich, der Aristokratie den ihr gebührenden Platz, aus dem man sie verrückt hat, im Staatsorganismus wieder einzuräumen. Während aber der Graf Henkel von Donnersmark von allen Geburtsvorrechten abstrahirend nur den großen Güterbesitz durch Primogenitur gesichert und im nationalen Parlament würdig vertreten sehen wollte, macht der ungenannte Verfasser der hier vorliegenden Flugschrift die Rechte der Standesherren, oder der mediatisirten, vormals reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen geltend.

Die Schrift hat wohl Recht, wenn sie S. 4 bemerkt: „An die Stelle des überwuchernden Partikularismus ist jetzt die Sucht nach rücksichtslosester Centralisation und Uniformität getreten; den Sieg über die Kleinstaaterei sucht man von manchen Seiten zur Vernichtung aller localen Selbständigkeit und zur Beseitigung aller individuellen Besonderheit auszubeuten, und dem unserem Volksgeist innewohnenden Bedürfniß nach einer mannigfachen Gliederung und nach autonomer Besonderheit droht die Erstickung durch das monotone Einerlei einer unabänderlichen Schablone. Die Großstädte mit ihrem Dünkel und ihrer Exclusivität suchen sich das provinzielle Leben unterthan zu machen; sie lähmen den Localpatriotismus und zerstören die beschränkte Genügsamkeit, und unser Volksleben wird auf diesem Wege um manche Bildungselemente und um manche Pflanzschulen für Verbreitung wahrer Cultur gebracht. Unsere gesammten öffentlichen Zustände werden mehr und mehr denen eines Nachbarlandes ähnlich, welches wir seither nicht um seine Centralisation beneidet haben. Es liegt auf der Hand, daß diesen Gefahren gegenüber eine einflußreiche, selbstbewußte und nach jeder Seite hin unabhängige Aristokratie ein nicht gering zu schätzender Bundesgenosse ist.“ Ohne Zweifel! allein es kommt hier darauf an, bei Leibe keinen Mißgriff zu begehen, weil sonst der Zweck gänzlich verfehlt werden würde.

Vor allen Dingen läßt sich die Angelegenheit der Standesherren nicht in den Prozeßweg leiten. Es ist ihnen Unrecht geschehen, aber die ihnen Unrecht thaten, leben nicht mehr, die Sache ist verjährt. Nur ein Rest von Rechten ist ihnen heute noch verbrieft. Mehr zu verlangen, das längst Verlorene zu reclamiren, wäre ihnen nicht zu rathen, denn sie würden dadurch der herrschenden Gewalt lästig werden und sie haben keine Macht hinter sich, nicht einmal die der öffentlichen Meinung. Am Wiener Congreß wäre es noch Zeit gewesen, besser für sie zu sorgen. Allein daß ein neues Reich der Deutschen auf der alten Grundlage nicht zu Stande komme, war ja grade der Zweck des Wiener Congresses. Wie hätten die, welche sich bei ihren Forderungen einzig auf das alte Reich berufen konnten, reussiren sollen?

Im Fortlauf der Weltgeschichte macht sich ein Gesetz der Wellenbewegung geltend. Wie auf die Ebbe die Fluth und auf die Fluth wieder die Ebbe folgt, so treibt ein Extrem zum andern hin. Deutschland ist bis zum äußersten Uebermaaß decentralisirt worden, wovon grade die kleinen Standesherren Beweise sind. Nichts ist natürlicher, als daß nun ein Rückschlag folgt. Das Bedürfniß der Centralisation im ganzen weiten Gebiete deutscher Nationalität ist so dringend, daß das heutige Geschlecht, immer noch zu sehr an Theilungen gewöhnt,

staunen würde, wenn es vorauswüßte, daß die Centralisation ganz wie von selbst und unvermeidlich in der Folgezeit bis zu demselben Extrem gedeihen wird, wie im zerfallenen alten Reiche die Decentralisation. Erst wird dieses Extrem überstanden seyn müssen, bis wieder ein Gleichgewicht eintritt. Eher schwerlich. Die Fürsten und Herren aber, die seit Jahrhunderten durch Verrath am Reich und an der Nation sich ihre unnatürlichen Territorialhoheiten erkünstelt haben, müssen natürlicherweise die Unnatur büßen, an der sie allein Schuld gewesen sind. Das sind welthistorische Naturgesetze, denen sich niemand entziehen kann. Da übrigens die Vernichtung aller Besonderheiten in einem alles uniformirenden Centralismus auf die Dauer eben so unnatürlich ist, wird sich das Gleichgewicht schon von selbst wieder einfinden.

Gewiß aber nur unter den Bedingungen rein praktischer Natur. Die Befriedigung veralteter Rechtsansprüche ist dabei nicht die Hauptsache. Nur das wird gewährt werden was für die Zukunft als nützlich erkannt werden wird. Insofern nun stehen wir dem Standpunkt des Grafen Henkel näher, als dem der Schrift, die wir hier besprechen.

Wir theilen vollkommen die Ansicht, daß den mediatisirten Familien ihre persönlichen Ehrenrechte bewahrt bleiben, denn jede Nation handelt unedel, die gegen eine ruhmwürdige Vergangenheit gleichgiltig wird und alten ehrenwerthen Geschlechtern nicht um so mehr Pietät bewahrt, als sie dieselben ihrer erst in späterer Zeit mißbrauchten politischen Macht entkleidet hat. Also die Erhaltung der alten Titel, die exemte Gerichtsbarkeit, die Freiheit vom Militärdienst, die Erhaltung ihres Familienrechts, die Primogenitur, die Ebenbürtigkeit möchten wir ihnen nicht geschmälert wissen. Auch erkennen wir in ihnen die natürlichsten Elemente der Aristokratie, welche kein großes Reich auf die Dauer entbehren kann und deren Consolidirung in einem neuen großartigen Staatsorganismus wir lebhaft wünschen. Allein wir finden in der vorliegenden Flugschrift einige Lieblingsmeinungen hervorleuchten, die wir nicht theilen können. Es wird den kleinen niedlichen Schweizereien zu sehr das Wort geredet, die wie glückliche Inseln im Meer des Reichs liegen sollen. „Daß es sich nicht blos um das Sonderrecht einzelner Personen, sondern auch um das Sonderrecht bestimmter Territorien handelt, daß nicht blos die Fürsten und Grafen, sondern auch die von ihnen beherrschten Fürstenthümer und Grafschaften subjicirt und durch die Verträge gleichzeitig privilegirt sind, und daß daher die ganze Lehre von der Stellung der deutschen Standesherren in dem System des Staatsrechts keineswegs blos unter die Rubrik von den Bevorzugungen des Adels oder dergleichen, sondern auch unter das Kapitel von den territorialen Gliederungen des Staats zu bringen ist, das hat man theoretisch und praktisch meistens außer Augen gesetzt. Leider läßt sich nicht leugnen, daß die Lage der Bewohner mancher mediatisirter Territorien seiner Zeit durch die Subjection nicht weniger verschlechtert worden ist, wie die ihrer seitherigen Landesherren, indem der neue Souverän sie zu den vollen Staatslasten heranzog, ohne daß ihnen immer die unter dem alten Regiment entstandenen Abgaben und Dienste in entsprechender Weise abgenommen werden konnten, und erst in einer späten Zeit hat man, und zwar meistens auf Kosten der Standesherren, eine Ausgleichung zu ihren Gunsten eintreten lassen." Wir streiten nicht gegen die Wahrheit dieser Sätze, legen aber durchaus keinen Werth auf solche insularische Glückseligkeiten. Das Glück einer großen Nation muß von einer höhern und allgemeinern Vernunft gehütet werden, als von dem rein zufälligen Wohlwollen einer kleinen standesherrlichen Familie. Haben solche hin und wieder in längerer Zeitfolge segensreich gewirkt, so sind dagegen andere auch wieder durch schlechte Wirthschaft berüchtigt.

Wir bleiben bei dem Satz stehen, den wir früher schon bei Beurtheilung der Henkel'schen Schrift festgestellt haben, bei dem Satze nämlich, daß sich der Partikularismus der kleinen Territorialhoheiten und die organische Gliederung der natürlichen Stände diametral entgegen stehen, wie mechanisches Auseinanderfallen und organisches Zusammenwirken. Jeder großen Nation ziemt es, in einem großen Reich vereinigt zu seyn. Dadurch werden die kleinen Territorialhoheiten von selber ausgeschlossen. Sie sind der Tod des Reichs. Dagegen wird die Gliederung der Stände vom Reichsorganismus nicht ausgeschlossen, sondern ist grade dessen Bedingung. Ein lebendiges Ganze ist der Staat nur durch seine natürlichen Organe Nährstand, Wehrstand, Lehrstand, große und kleine Grundbesitzer und Ackerbauer, große und kleine Industrielle, große und kleine Kaufleute, Schiffer, Bergleute ꝛc. Wozu der Lehrstand in Kirche und Schule kommt. Alle, die eines Berufes leben, gehören als ein Stand zusammen, die Stände dienen einander aber wechselseitig, keiner schließt den andern aus, sondern jeder bedarf des andern. Somit sind sie Organe eines großen lebendigen Leibes, während die Territorien in ihrer Souveränetät einander ausschließen, nur ein Conglomerat von todten, zerstückten, nicht mehr lebendig zusammenhängenden Gliedern eines verwesten Leibes sind. Wie solche Territorien

die Einheit eines großen Reichs, wie es dem Interesse jeder großen Nation angemessen ist, zerstören und unmöglich machen, so gefährden sie auch das Gedeihen der natürlichen Stände. Beweis dafür ist der Wahnsinn derer, die im Jahr 1815 zu Wien den deutschen Bund gegründet haben, zusammengeflickt aus souveränen Territorien, von denen jedes sich vom andern durch Mauthen absperrte. Welcher Nachtheil daraus für Production, Industrie und Handel erwuchs, ist bekannt. Die Unnatur ging zu weit, als daß nicht die Gründung des Zollvereins eine Nothwendigkeit geworden wäre. Wir bevorworten demnach auch in Bezug auf die Standesherren nicht deren mehr oder weniger markirte Territorialhoheit, sondern vielmehr ihre Theilnahme an einer großen aristokratischen Körperschaft im künftigen Reiche der Deutschen. Wir wünschen, sie mögen als Stand den Rang und die politische Bedeutung haben, die in jedem wohlorganisirten Reiche der Aristokratie zukommt; wir können sie aber nicht unter dem Gesichtspunkt einzelner kleiner Souveräne oder wenigstens Quasisouveräne betrachten.

Es ist uns aufgefallen, daß man in einem Kreise, in welchem die vorliegende Schrift mit Interesse gelesen wurde, die vom Grafen Henkel von Donnersmark gar nicht kannte. Solche vereinzelt erschienene Flugschriften werden wenig helfen, wenn sie nicht allen Genossen des Standes, den sie angehen, rechtzeitig zukommen. Warum isoliren sich die gebornen und berechtigten Aristokraten? warum thun sie sich nicht zusammen und berathen gemeinschaftlich, was ihnen allen frommen würde und ausführbar wäre? Sie vor allem wären berufen, das Princip der ständischen Gliederung wieder zur Geltung zu bringen, was sie freilich nicht durchsetzen werden, wenn sie nicht neben ihren besondern Standesinteressen auch die andern Stände principiell sich angelegen seyn lassen. Es wird nicht allzulange dauern, so werden die Associationen von Standesgenossen eine Macht im Staate werden. Die Aristokratie soll zusehen, was die Arbeiter vorbereiten und auch ihrerseits nicht passiv und müssig bleiben. Vor allem ziemt ihnen und liegt es in ihrem Interesse, sich als Genossenschaft zu consolidiren und es nicht für ihre Aufgabe zu halten, in ihrer Vereinzelung den Einheitsbestrebungen aller Deutschen zu widerstreben und dem Partikularismus derjenigen Staaten, deren Willkür und Gewalt zur Zeit der Fremdherrschaft unter Napoleon ihnen ihre frühern Rechte geraubt haben, zu Werkzeugen zu dienen.

Kunst.

Organ für christliche Kunst, herausg. und redigirt von J. van Endert in Köln. Organ des christlichen Kunstvereins für Deutschland. 18. Jahrgang.

Da wir nicht wissen, ob alle unsere Leser dieses verdienstvolle Blatt kennen, erlauben wir uns, einmal darauf hinzuweisen. Das Blatt bekämpft nämlich die bösen Mächte, die im deutschen Kunstgebiete leider schon seit langer Zeit herrschend geworden sind, die fast noch überall maßgebenden Einflüsse eines unchristlichen und undeutschen Geistes. Ohne den hohen Werth antiker Schönheit zu verkennen, mißbilligt es doch die immer wiederkehrende Anwendung heidnischer Motive in christlichem Bau und Bildwerken und in der Baukunst auch die Verpflanzung von Formen, die nur dem Süden anpassen, in unser nordisches Klima. Das Blatt hebt mit Energie die lange verkannte Schönheit, Erhabenheit, Heiligkeit unserer nationalen christlichen Kunst hervor und macht sie geltend gegenüber den ausschließlich heidnischen und antiken Mustern, die uns immer empfohlen werden und gegenüber der Pfuscherei und Mengerei impotenter Geniesucht.

Wir haben schon oft in unsern Blättern die Meinung ausgesprochen, daß der Verfall unserer Kunst mit dem unserer Nationalität überhaupt zusammen hängt und daß unsere Kunst nicht eher wieder die rechte natürliche Bahn wandeln wird, bis wir uns unserer Nationalität wieder vollbewußt seyn und unser einiges großes Reich wieder hergestellt haben werden. Die Entfremdung von der eigenen Nationalität kam mit dem Partikularismus auf. Die Fürsten, welche mit den Fetzen des zerrissenen Kaisermantels ihre Blöße bedeckten, gründeten jene Schulen und Akademien, in denen die Jugend systematisch ihrer Nationalität entfrembet und am Spalier der classischen Studien und des Renaissancestyls herangezogen und, wenn sie darin noch zu eckig blieb, noch nach der französischen Mode polirt und dressirt wurde. Da mußte denn auch unsere Kunst nur die italienische und französische nachäffen. Die herrlichen gothischen Dome, die im Anfang des 16. Jahrhunderts noch nicht fertig waren, blieben unausgebaut und dagegen entstanden geschmacklose Paläste und würdelose Kirchen im Porcellanofenstyle. Die Malerei sank vollends gar bis zu Tischbein und Hackert herab, für welche Göthe noch ohne Schamröthe seine höchste Bewunderung aussprechen durfte.

Es ist nun seit ungefähr anfangs des Jahrhunderts,

seitdem die romantischen Dichter im protestantischen Norddeutschland und die Nazarener (gleichfalls Norddeutsche) in Rom auftauchten, vieles besser geworden. Christlicher und deutscher Geist haben sich mächtig wieder geregt. Große Meister und ansehnliche Schulen haben ihn gepflegt. Ja man hat sogar an den alten ehrwürdigen Domen, die unvollendet geblieben waren, fortzubauen wieder angefangen.

Unter den Meistern der Malerkunst, die der neuen Richtung Bahn brachen, steht in gewissem Sinne Peter Cornelius voran, und doch hatte er sich noch nicht aus den Banden der classischen Sympathien frei machen können. Im vorliegenden Organ Nr. 7 widmet ihm Herr A. Reichensperger einen interessanten Artikel, worin es von ihm heißt: „Sein Naturell wie sein Genie trugen auf das entschiedenste das germanische Gepräge an sich; was die Schöpfer unserer gothischen Kathedralen als Baumeister waren, das hätte er, seiner ganzen Anlage nach, als Maler werden können. Durch den allzu frühen und allzu langen Verkehr mit der Antike und der spätern italienischen Kunst ist er seinem eigensten, innersten Wesen in gewissem Maaße entfremdet worden, und das, was ich den architektonischen Sinn nennen möchte, ist in ihm nicht zu höchster Entfaltung gediehen. Zwar bewunderte er stets die monumentalen Schöpfungen des germanischen Mittelalters, allein ein allseitiges gründliches Verständniß desselben hat er nicht angestrebt und insbesondere war er nicht von der Grundwahrheit durchdrungen, daß die Architektur prinzipiell das Centrum aller Kunstübung bildet, daß insbesondere die Malerei und die Sculptur, wie sie aus ihr erwachsen sind, so auch nach ihr hin graviren, im Großen und Ganzen von ihr Maaß und Regel empfangen müssen, insofern sie überhaupt monumentalen Zwecken dienen wollen. Ich hebe diesen Punkt hervor, weil eben Cornelius die Wiederbelebung der monumentalen Malerei sich von vorn herein zur Lebensaufgabe gestellt, auch seine Naturanlage ihn vorzugsweise auf solchen Wirkungskreis hingewiesen hatte. Der Staffeleimalerei mit Oelfarbe hat er sich niemals zugewendet. Die Bauwerke, welche Cornelius mit seinen Fresken ausstattete, die Villa Bartoldi bei Rom, die Glyptothek, die Pinakothek (kuriose Namen für deutsche Baudenkmale!), und die Ludwigskirche in München, so wie schließlich das, einstweilen nur auf dem Papiere fertig gewordene Berliner ‚Campo Santo' waren namentlich in keiner Weise geeignet, ein harmonisches Zusammenwirken des Malers mit dem Architekten, ein Eingehen des Erstern in die Conception des Letztern zu fordern; es war vielmehr ganz natürlich, wenn in solchen pseudoantiken, prinzip- und charakterlosen Constructionen der Maler nur die ihm zur Verfügung gestellte Wand ins Auge faßte und seine Bilder für die Hauptsache erachtete. Dahingegen trat sofort ein gewisses Mißverhältniß hervor, wenn das mit Bildern zu schmückende Monument in Wahrheit den Namen eines Kunstwerkes verdiente. So zum Beispiel wirkt es geradezu störend, wenn Cornelius für den prachtvollen gothischen Chor des Münsters zu Aachen ein Farbenfenster componirt hat, bei dessen Entwurf er viel zu wenig Rücksicht auf die mittelalterlichen Traditionen sowohl, als auf den Styl des Gebäudes und die Construction des Fensters nahm, wenn er seinem Glasgemälde ein selbständiges Daseyn geben zu können glaubte."

Cornelius selbst schrieb im Jahre 1811 einen seitdem abgedruckten Brief, aus dem hervorgeht, welcher künstlerischen Verführung in Rom er unterlag. „Ich sage dir, lieber Mosler, und glaube es fest, ein deutscher Maler sollte nicht aus seinem Vaterlande gehen. Lange mag ich jedenfalls nicht unter diesem warmen Himmel leben, wo die Herzen so kalt sind; ich fühle es mit Schmerz und Freude, daß ich ein Deutscher bis ins innerste Lebensmark bin. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß hier viel an Kunstmitteln zu holen ist, aber auch viel Verführung ist hier, und zwar die feinste; im Raphael selbst liegt das gefährlichste Gift und ein Empörungsgeist in höherem Maaße, als ich je gedacht hatte. Man möchte blutige Thränen weinen, wenn man sieht, daß ein Geist, der das Allerhöchste gleich jenen mächtigen Engeln am Throne Gottes geschaut, daß ein solcher Geist abtrünnig werden konnte."

Wir finden diese Charakteristik des großen Malers vollkommen richtig. Referent hatte selbst einmal einen lebhaften Streit mit Cornelius in Bezug auf die Freskenmalerei an den Kirchenwänden, die nach seiner Ansicht der Zweck seyen und dem die Architektur nur als Mittel dienen sollte. Es ist zu bedauern, daß die moderne Unvernunft, die mit wissenschaftlicher Arroganz hoch zu Rosse sitzt, und indem sie unsere nationale Kunst verachtet, selber nur eine schwächliche und in ihrer Eunuchenkoketterie rein eckelhafte Nachäffung fremder Style zu Tage fördert, in Lehrbüchern und auf Kathedern das Urtheil der jüngern Generation mißleiten darf; allein es ist nun einmal nicht anders, ein nationaler Geschmack kann nicht durchdringen, bis der nationale Sinn auch in allen andern Gebieten durchgedrungen ist.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, № 37. 6. Mai 1868.

Kriegskunde.

Militärisches Hand-Wörterbuch für die Jahre 1859 bis Ende 1867. Redigirt von W. Rüstow. Nachtrag zum Hand-Wörterbuch. Zürich, Schultheß, 1868.

Dieser Nachtrag von nur acht Bogen ist sehr reichhaltig, denn seine Artikel enthalten das Neueste aus der Kriegsgeschichte, nicht nur kurze Biographien und Charakterbilder aller bedeutenden Generale der letzten Kriege in Dänemark, Italien und Deutschland und kurze Schilderungen der Schlachten in jenen Kriegen, sondern auch Berichte über die neuesten Entdeckungen und Verbesserungen der Schießwaffen, der Befestigungskunst &c.

Wir wählen nur einige Notizen aus. Unter der Rubrik Befestigungskunst lesen wir S. 8: „Alle Erdbrustwehren müssen heute gegen die moderne Artillerie stärker ausgeführt werden, als in vorigen Zeiten. Obgleich dies für alle Befestigungen gilt, kommt es doch nun besonders für die Feldbefestigung, die mit den geringsten Mitteln in kürzester Zeit das möglich Größte leisten soll, praktisch in Betracht. Brustwehren unter 15 Fuß Dicke wird man auch in der Feldbefestigung schwerlich mehr anwenden können. Außerdem müssen die Anlagen der dem feindlichen Feuer ausgesetzten Böschungen, der äußern Brustwehrböschung und der Escarpe größer gehalten werden als sonst, die Berme breiter, um der Zerstörung durch die minenartige Wirkung der Geschosse so weit thunlich entgegenzuarbeiten. Dann stellt sich die Nothwendigkeit, nicht blos bedeckter Munitionsmagazine, sondern auch bedeckter Unterkunftsräume für die nicht an der Brustwehr absolut nothwendige Mannschaft heraus. Alles dieses wirkt zusammen, um die Anlage eigentlicher Feldverschanzungen wesentlich zu erschweren. Dieselben nehmen mehr den Charakter provisorischer Befestigungen an und ihre Herstellung erfordert größere Zeit. Es wird wichtiger, wo man sich überhaupt der Verschanzungen bedienen will, an die allgemeine Wichtigkeit der Stellung zu denken, so daß man die mit Mühe angelegten Befestigungen auch wirklich ausnützen könne. Mehr als je sonst wird es dabei darauf ankommen, das gegebene Terrain zu berücksichtigen und die Mittel, die es bietet, auszubeuten. Wenn es beispielsweise klar ist, daß gewachsener Boden größern Widerstand leistet als aufgeschütteter, so wird man suchen, auch das Innere der Schanzen, nicht blos die Gräben einzuschneiden, so daß die Brustwehren möglichst selbst aus gewachsenem Boden bestehen. Hienach kommen die Verschanzungen, vorzugsweise auf Höhen; denn in der völligen Ebene könnte man sich ja dieses Hülfsmittels gar nicht bedienen."

Aus dem Artikel Dragoner: „In der Armee der Vereinigten Staaten von Amerika agirte schließlich die ganze Cavallerie in der Art von Dragonern. Sie trat vielfach in große Corps organisirt völlig selbständig auf und führte so die berühmten großen Streifzüge aus, welche doch mehr glänzen und die Augen verblenden, als daß sie großen Nutzen gebracht hätten. Wenn man diese Action in großen Cavalleriecorps bei Lichte und im Zusammenhang mit den Hauptoperationen betrachtet, so wird man finden, daß durch jene erstern nur zu oft grade für die entscheidendsten Momente den Armeen die Unterstützung der Reiterei entzogen ward. Sehr zweckmäßig war für die junge Cavallerie der Vereinigten Staaten die Ausrüstung mit dem Revolver, — dann für den speciellen Gebrauch derselben als berittene Infanterie (Dragoner) die Ausrüstung mit dem Repetircarabiner (nach Spencer), für einzelne Regimenter mit dem Repetirgewehr von Henry."

Aus dem Artikel Festungskrieg. „Man wird immerhin von allen Kunstmitteln Gebrauch machen, die

durch neue Erfindungen dem Angriff zu Gebot gestellt werden; so z. B. von einem Dampfpfluge, der schleunig arbeitend im Nu vollständig deckende Approschen in die Erde risse, wie der gewöhnliche Ackerpflug flache Furchen in das Kornfeld. — Gegenüber einer förmlichen Belagerung darf aber unserer Meinung nach der Vertheidiger am wenigsten verzweifeln, auch wenn noch nicht alle seine Kasematten mit Eisenpanzern und noch nicht alle seine Reduits mit eisernen drehbaren Kuppelständen versehen sind. Eine ausreichende Besatzung, eine tüchtige Einwohnerschaft, eine vollständige Artilleriearmirung werden ihn sehr stark machen, wenn er zugleich alle Kunstmittel ausbeutet, deren er sich viel leichter bedienen kann, als der Belagerer. Denn dieser muß sie immer erst aus der Ferne herbeischaffen, der Vertheidiger einer großen Stadt findet jetzt in einer solchen alle Hülfsmittel bereit. — Es ist in neuerer Zeit dem Vertheidiger oftmals empfohlen worden, er solle die Baumbestände auf dem Glacis nicht umhauen lassen, bei der Armirung, sondern er solle sie stehen lassen. Dadurch werde der Belagerer irre geführt werden bei der Anlage seiner Batterien, weil er nicht genau recognosciren könne, und außerdem würden an den Bäumen auf dem Glacis viele Artilleriegeschosse des Belagerers unschädlich zerschellen, weil sie mit Percussionszündern versehen sind. — Die Wahrheit ist diese: daß der Belagerer nur wenig verliert, wenn er die Festungswerke nicht sogleich vollständig übersieht, der Vertheidiger aber ungemein viel, wenn er das Vorterrain nicht von den Wällen aus übersieht. Wie viele Hohlgeschosse des Belagerers crepiren, ohne die Vertheidiger zu treffen, das muß der Vertheidiger abwarten, — läßt er die Glacisbeholzung stehen, so handelt er wie der Vogel Strauß, der den Kopf in den Busch steckt und sich einbildet, nicht gesehen zu werden, wenn er nicht sieht."

Aus dem Artikel von der Kugelspritze: „Vor den Augen wirklicher Soldaten und verständiger Leute hat von den amerikanischen Kugelspritzen, soviel uns bekannt geworden, nur die Gatling-Kanone Gnade gefunden. Wie die Kugelspritzen überhaupt in der Artillerie dasjenige vertreten, was für die Infanterie die Repetirgewehre sind, so ist auch die Gatling-Kanone ein eigentliches Revolvergeschütz. Triebkraft der Geschosse ist das Pulver, der Lademechanismus ist ein sehr ingeniöser, so daß es nach dem, was wir gehört, nur eigentlich auf ein Nachschütten von Patronen ankommt. — Eine andere Art von Kugelspritzen sind diejenigen, bei welchen die Triebkraft der Geschosse durch Anwendung der Centrifugalkraft erhalten wird, in einer Art, die Steinheil schon in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts für die Artillerie zu benutzen vorschlug. Die Kugelspritzen, welche in verschiedenen Gestalten in Amerika zur Anwendung kamen, waren alle nur auf den Gebrauch kleiner Geschosse, bis zu $^3/_4$ Pfund etwa, berechnet. Enthusiasten behaupten aber, daß man Steinheil'sche Kugelspritzen auch für zwölfpfündige Kugeln und noch größere herstellen könne. — Ueber das Schnellgeschütz, welches Napoleon III. seiner Infanterie beigeben will und mit dem zu Meudon noch immer Proben gehalten werden, wird das tiefste Geheimniß beobachtet, so daß über dessen Construction wirklich noch nichts Sicheres bekannt geworden ist. — Was die Wirkung betrifft, so soll es nach mittleren Angaben etwa 40 $^1/_4$pfündige Kugeln in der Minute bis auf 2000 Schritt schleudern. — Eine belgische Kugelspritze, unter dem Namen Mitrailleuse, welche neuerdings auch in Oesterreich probirt ist, hat 31 Stahlläufe von $5^1/_4$ österr. Linien Kaliber, welche in eine Hülse von der Gestalt eines Kanonenrohrs eingeschlossen sind. — Die 31 Patronen werden in das Verschlußstück eingesetzt. Das Abfeuern erfolgt durch Drehen einer Kurbel, sind die 31 Patronen des einen Verschlußstücks abgefeuert, so kann ein neues, unterdeß geladenes eingesetzt werden. — Eine neue zehnläufige Gatling-Kanone, mit welcher man 300! Schuß in der Minute soll thun können, ist angekündigt."

Aus dem Artikel Panzer. „Panzer oder Küraſſe werden nunmehr auch die schweren Eisenhüllen genannt, mit denen man gegen die Gewalt der schweren gezogenen Geschütze die Schiffe umgibt und die auch zum Schutze der Festungs- und Küstenbatterien zu Lande verwendet werden sollen. Ein großer Panzer z. B. für ein ganzes Schiff kann auf keine Weise aus einem Stücke bestehen; er zerfällt in mehrere Stücke, die neben- und übereinander angebracht werden müssen, um den ganzen Küraß herzustellen. Aber das einzelne Stück, welches von 50 bis 100 und mehr Quadratfuß von der ganzen zu deckenden Fläche schützt, kann auf verschiedene Weise hergestellt und zusammengesetzt werden. 1. Das Panzerstück besteht aus einer einzigen schmiedeisernen (oder gußstählernen) Platte. Die größten schmiedeisernen Platten, welche in dieser Weise hergestellt wurden, hatten 12 Fuß Länge, 6 Fuß Breite bei $1^1/_{12}$ Fuß Dicke, oder 20 Fuß Länge, $3^1/_2$ Fuß Breite und 12 Zoll (1 Fuß) Dicke. 2. Das Panzerstück, die einzelne Schuppe des Panzers besteht aus dünneren Platten von derselben Quadratfläche, wie die vorigen, deren drei, vier und noch mehr übereinander gelegt werden, um die ganze Dicke heraus zu bekommen. Diese Platten müssen mittelst durchgehender Bolzen und vielleicht mittelst über-

gehender Schienen mit einander verbunden werden. 3. Das Panzerstück besteht aus starken über einander gelegten Balken von Eisen, die mit einander vernuthet oder verdübelt, außerdem aber auch noch durch hinten und vorn aufgelegte Schienen oder vollständige Platten, wie die unter 2. erwähnten zusammengehalten werden. Die Construction unter 1. scheint vor allen den Vorzug zu verdienen, dann kommt der Balkenpanzer mit vorn und hinten angelegten Platten. — Die Amerikaner haben sich lange für den aus übereinanderliegenden dünneren Platten gebildeten Panzer gewehrt, und nach allen sonstigen, ähnlichen Constructionen — z. B. Kettenbrücken, Gitterbrücken — sollte man meinen, daß sie recht gehabt hätten; indessen es scheint, daß die nothwendigen Nieten und Bolzen zur Verbindung der dünneren Platten die besondere Art des Widerstandes gegen schwere, erschütternde und durchtreibende Geschosse, welche hier verlangt wird, erheblich abschwächt. — Uebrigens wird noch viel herumprobirt und der Gußstahl, dies in andern Dingen so trefflich bewährte Material ist noch kaum in die Arena dieses Kampfes hinabgestiegen. Vgl. Eisen, Fahrzeuge, Kasematte, Thurm. S. dann auch Schutzwaffen."

Aus dem Artikel Raketen. „Die Raketen werden jetzt seit einigen Jahren mit mehr als Nichtachtung behandelt. Man weiß ihnen nicht genug Schlechtes nachzusagen, um ihre vollständige Unbrauchbarkeit für den Krieg nachzuweisen. Wir glauben, daß die plötzliche Verachtung und ein gewisser Grund für sie lediglich daher stammt, daß man sie als ein allgemeines Geschütz der Artillerie, überall verwenden wollte, demgemäß die Raketenbatterien auch ganz falsch organisirte, sie namentlich mit einem Fuhrwerksmaterial versah, welches ihre Haupteigenthümlichkeit, daß die Rakete einzeln auf jeden Punkt geschafft werden kann, auf welchen ein einzelner Mann zu gelangen im Stande ist, vollständig neutralisirte. Wir sind überzeugt, daß die Raketen auch heute noch, einerseits im Gebirgskrieg, andererseits als Artillerie, die leichten Cavalleriecorps, welche als Dragoner agiren sollen, beigegeben wird, eine sehr nützliche Rolle spielen können. — Wenn es Jemandem einfällt, mit einem Spaten nach der Scheibe schießen zu wollen, so beweiset doch, daß er dazu unbrauchbar ist, gewiß nichts gegen die Nützlichkeit des Spatens."

Aus dem Artikel Thurm: „Der eiserne Thurm, Panzerthurm wird nicht blos im Schiffbau, sondern auch in der Belagerungskunst zu Lande eine bedeutende Rolle spielen." Rüstow tadelt ihre Kreisform. „Uns erscheint zweckmäßig, daß man die Grundrißform gewinne durch zwei Ellipsen, deren große Achsen sich kreuzen. Die große Achse jeder Ellipse muß etwa doppelt so groß seyn, als die kleine. Es entsteht so eine Art vierblättriger Rose; die beiden Scharten für die beiden parallel gestellten mit den Mündungen nach entgegengesetzten Seiten gekehrten Geschütze, kommen in die einspringenden Winkel zu liegen; in den beiden Winkeln, in welchen sich keine Scharten befinden, können Beobachtungslöcher angebracht werden. Die Achsen der beiden Geschütze müssen sechs bis sieben Fuß von einander entfernt seyn, wonach sich alle andern Abmessungen bestimmen. — Die hauptsächlichsten Vortheile, welche aus dieser Grundrißconstruction hervorgingen, würden seyn: für die einzelnen Rosenblätter, welche den Umfang constituiren, lassen sich mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit solide Panzerwände construiren; auch die Deckenconstruction wird, gleiche Solidität vorausgesetzt, leichter; die Scharten sind sehr wohl gedeckt, feindliche Geschosse werden noch eher abprallen und sonst ihr Ziel verfehlen, als bei der kreisrunden Construction. An nützlichem Raume geht nichts verloren; die beiden freien Abseiten werden im Gegentheil sehr brauchbar seyn, eine z. B. zur Anbringung der Communication nach unten. — Ihre Anwendung werden nun in der Landbefestigung die Kuppelthürme vorzugsweise finden: auf den Spitzen der Raveline, Bastione, lunettenförmiger Forts; dann auf den gemauerten Reduits oder Defensionskasernen in detachirten Forts und hinter Bastionen, — endlich auch wohl statt der Blockhäuser im gedeckten Wege. Wo die Reduits im Mauerwerk sehr hoch hinaufgeführt sind, so daß sie ihrerseits ins Feld sehen und vom Felde aus gesehen werden, da wird man ihre obere Etage abbrechen und dieselbe eben durch einen oder auch einige aufgesetzte Kuppelthürme ersetzen müssen. — Endlich ist auch noch die Anwendung von Kuppelgeschützständen in Anregung gekommen, die mit ihrem ganzen Bau auf eine Eisenbahn gesetzt und hier mittelst einer Locomotive von einem Ort zum andern geschafft werden können. In weitester Anwendung denkt man sich derartige Eisenbahnen theils auf den Hauptwallgängen, theils auf dem Raume zwischen Hauptwall und detachirten Forts, um letztere durch ein plötzlich concentrirtes Feuer schwerer Geschütze gegen feindliche Batterien unterstützen zu können."

Aus diesen wenigen Proben wird man erkennen, wieviel aus dem schätzenswerthen Nachtrage zu Rüstows militärischem Handwörterbuch zu lernen ist und welches hohe Interesse die staunenswürdigen Veränderungen in der neuern Kriegskunst gewähren.

Geschichte.

Allgemeine Geschichte der neuern Zeit von Cäsar Cantu. Frei bearbeitet von Dr. Brühl. 30. bis 31. Lieferung. Schaffhausen, Hurter, 1867.

Der verständige Italiener, der dieses Geschichtswerk geschrieben hat, urtheilt durchaus nicht einseitig oder befangen über Deutschland, sondern würdigt es fast in derselben Weise, wie es schon vor fünfhundert Jahren der große Dante gethan hat. Nur daß sich Deutschland seit jener Zeit immer mehr getheilt, immer mehr verkleinert hat. Dante sah schon, wie unser großes Reich erschüttert wurde durch die Stöße, die es von der romanischen Welt, von Rom und Paris aus erhielt; aber er hoffte noch, es werde feststehen und ferner über Europa den Segen verbreiten, welcher in der Idee des christlich deutschen Kaiserthumes lag.

Nach einem halben Jahrtausend fand Cantu unser Reich nicht mehr. Der Romanismus hatte es überwältigt, aber die Gewalt war jetzt nicht mehr in Rom, sondern in Paris concentrirt. Die weltliche Herrschaft in Frankreich war erstarkt genug, um das Papstthum nicht mehr zu brauchen, es hatte vielmehr das antike Heidenthum aus dem Grabe geweckt und als Waffe eines neuen Imperialismus benutzt. Nun erfolgte zwar ein mächtiger Rückschlag. Der große Napoleon wurde gestürzt, der ausschließlichen Franzosenherrschaft in Europa ein Ende gemacht und man hätte erwarten dürfen, in dem befreiten Deutschland werde auch das deutsche Kaiserthum wieder aufleben. Aber dem war nicht so.

Cantu schildert die Stiftung des deutschen Bundestags nach dem Sturze Napoleons. „Deutschland war wesentlich verändert. Dahin war die Idee vom römisch-deutschen Kaiserthum; es gab weder einen deutschen Kaiser mehr, noch Kurfürsten, noch eine Rangordnung unter den Fürsten, so wenig als ein gemeinsames deutsches Recht mit einem Reichsgerichtshofe. Der Bund war eine Schöpfung ganz eigener Art; weder die Kirche, noch der Adel, noch das Bürgerthum der Städte waren an demselben vertreten. Seine Beschlüsse waren gültig ohne die Sanction eines an der Spitze des Ganzen stehenden Kaisers. Die goldene Bulle und die uralten Wahlordnungen waren außer Kraft gesetzt, Macht und Titel ja nur das Geschenk eines fremden Eroberers. Preußen suchte seinen Einfluß immer mehr auszudehnen, während Oesterreich sein Augenmerk auf Italien und die Slaven richtete. Der Katholicismus, welchem am Bunde nur die Stimmen Oesterreichs und Bayerns eingeräumt waren, kam allmälig in eine seiner unwürdige, untergeordnete Stellung in jenem deutschen Reiche, welches das ganze Mittelalter hindurch an der Spitze der Christenheit gestanden hatte. Man suchte reine Nationalitätenpolitik zu treiben und die Einheit des Stammes zu erhalten, war aber ganz und gar nicht bedacht auf jene gleich bedeutende Einheit, welche aus der Gesetzgebung, gemeinsamen Einrichtungen und Garantien entspringt. Es gab von nun an keinen Mittelpunkt mehr. Man hatte alle Schwächen und Fehler der alten deutschen Reichsverfassung in die neue Zeit mit herübergenommen, dafür aber das moralische Gewicht, welches dem Kaiserthume sein ehrwürdiges Alter und die Geschichte verlieh, auf immer vernichtet. Deutschland sah sich um die Freiheiten gebracht, die auf seinem Boden gekeimt hatten und um derentwillen es sich gegen den Druck der Fremdherrschaft erhoben hatte.*)"

Das ist vollkommen richtig und es macht dem Italiener Ehre, daß er sich so über die Bedeutung ausgesprochen hat, die unserm ehemaligen großen Reiche zukam und die etwas Höheres und Besseres für Europa war, als alles, was seither von den romanischen Staaten ausgegangen ist.

*) Als Stein in Rußland war, schmähte einst die Kaiserin Mutter bei Tische das deutsche Volk um der Erfolge Napoleons willen. ‚Ew. Majestät haben sehr Unrecht.' — erwiderte der Freiherr, — ‚der Deutschen brauchen Sie sich nicht zu schämen, wohl aber Ihrer Vettern, der deutschen Fürsten, die allein an allem Unglücke Schuld sind; hätten sie dem braven deutschen Volke vertraut und es zu brauchen verstanden, kein Franzose wäre auch nur an die Elbe gelangt.'

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, № 38. 9. Mai 1868.

Reise.

Reise von Belgrad nach Salonik. Nebst vier Abhandlungen zur alten Geschichte des Morawagebietes. Von J. G. von Hahn, Consul. 2. Aufl. mit 2 Karten. Wien, Tendler und Comp., 1868.

Herr von Hahn ist durch seine trefflichen albanesischen Studien rühmlichst bekannt. Hier setzt er diese Studien fort, aber vorzugsweise zu einem praktischen Zwecke. Er bevorwortet nämlich damit einen für ganz Europa höchst wichtigen Plan, die Eisenbahn, welche bereits durch Ungarn führt, von Belgrad aus südwärts nach Salonik weiter zu führen, d. h. nach demjenigen europäischen Hafen, von welchem aus man auf dem kürzesten Wege über das mittelländische Meer nach Alexandria und Suez gelangt. Es ist dies mithin die kürzeste Linie zwischen Wien und Bombay. Da Eisenbahnen die Dampfschifffahrten $2\frac{1}{2}$ mal an Schnelligkeit übertreffen, würde man auf diesem Wege auch von England aus ungleich schneller nach Ostindien gelangen, als über Triest oder Marseille.

Man hat bisher an diesen so nutzbaren Weg nicht gedacht, weil man allgemein das Vorurtheil hegte, südwärts des Balkan laufe noch eine unübersteigliche Gebirgskette durch die ganze europäische Türkei. Es half nichts, daß schon 1840 Boué den Irrthum aufklärte und kurz nach ihm auch Grisebach, die Karten wurden dennoch immer wieder mit dem fabelhaften Gebirge ausgestattet, bis erst vor vier Jahren Kiepert ein treues Bild der europäischen Türkei gegeben hat. Die Kiepert'sche Karte veranlaßte Herrn von Hahn, sich selbst auf den Weg zu machen, um mit eigenen Augen das Terrain und vorzugsweise die Lücke zu untersuchen, welche jene Karte noch im Süden von Serbien übrig ließ. Sobald er einmal wußte, anstatt des fabelhaften Quergebirges, welches Thessalien von Serbien absperre, laufe vielmehr eine Rinne von Belgrad bis Salonik, längs der in die Donau fließende Morawa und sodann längs der in das Mittelmeer fließenden Wardar hin, schöpfte er die Hoffnung, die Natur selbst möchte diese Rinne für eine Eisenbahn offen gelassen haben, und es kam ihm nur noch darauf an, die Wasserscheide zwischen den beiden Flüssen näher kennen zu lernen.

Die Bevölkerung ist im Norden und Osten (Serbien und Bulgarien) slavisch, im Westen albanesisch. Beide sind in der Cultur sehr zurückgeblieben, doch sind die Albanesen, obgleich wahrscheinlich die ältesten Bewohner des Landes, noch wilder als die erst später eingedrungenen Slaven. „Dem albanesischen Blicke scheint überhaupt eine gewisse Starrheit und Härte eigenthümlich, welche je nach den Individuen zwischen Selbstbewußtseyn, Kühnheit, Wildheit und Frechheit nuancirt, aber immer jeder feinern Herzensregung entbehrt. Dieser starre Blick ist darum noch kein offener, weil dieser Seele voraussetzt, doch dürften lauernde und versteckte oder scheue Züge sich öfter bei dem Slaven als bei dem Albanesen finden, auch stießen wir bei jenen wohl hie und da auf einen weichen Blick, der aus dem Herzen kam."

Der Weg, den Herr von Hahn von Belgrad bis Salonik genommen hat, ist auf der beigegebenen Karte sehr genau verzeichnet und läuft fast schnurgrade südlich. Da er zwei Flüssen entlang läuft, steigt er nie hoch in die Höhe und bietet keine Schwierigkeiten dar, welche nicht durch die Mittel der heutigen Eisenbahnbaukunst überwunden werden könnten. Allerdings hat die Morawa schwierige Engpässe zu passiren. So bei dem Städtchen Leskowatz. „Es ist eine grün durchwachsene behäbige Landstadt, in der besonders an den Markttagen, wenn die lange Bazarstraße mit Büffelwagen und Marktleuten vollgepfropft ist, und die Menge, die sie nicht zu fassen vermag, in die Nebenstraßen überfluthet, das regste

Leben herrscht. In einer solchen wird auch der Viehmarkt abgehalten. Wir bemerkten hier, daß die großen langhalsigen Donauochsen, deren Farbe von weißlich zu isabell und mäusegrau nuancirt, die aber sämmtlich mit dem Esel den schwarzen Kreuzstrich über dem Rückgrate und den Schulterblättern theilen, mit schönen Köpfen und malerisch aufgesetzten und kühn geschwungenen, mitunter kolossalen Hörnern bereits mit dem kleinen, buntfarbigen, mitunter gescheckten, meist struppig und verkommen aussehenden Hornviehschlag vermischt waren, welcher sich durch Macedonien, Thessalien, Albanien und Griechenland zieht, und nur des Fleisches wegen gezogen zu werden scheint, denn wir erinnern uns, nur äußerst selten diesen Schlag vor einem Pfluge oder Wagen gesehen zu haben; er ist zu schwach dazu." Von der Acropole dieser Stadt aus hat man einen Ueberblick über die dardanische Hochebene. „Ihre östlichen Ausläufer bilden mit der Schirena Planina den untern Theil des sechs Stunden langen Défilé's, in welches die Morawa aus der Ebene eintritt, und dessen Richtung sich durch vier übereinander lagernde Winkeleinschnitte seiner Wände weithin verfolgen läßt, eines der wenigen pittoresken Bilder dieser an großartiger Scenerie so armen Länder. So schön es aber auch war, so fiel es uns schwer auf die Brust, und die bündigsten Versicherungen unserer Begleitung, daß das Défilé bequem zu Wagen passirbar wäre, konnten den beklemmenden Eindruck nur theilweise heben, denn außer dem Wagen sollte ja nach unsern Gedanken auch die Locomotive ihren Weg künftig durch diese Bergwände finden, und der Blick schweifte vergebens an ihnen hin und her, um irgend eine zweite Lücke zu finden, welche weniger haarsträubende Curven darböte, als sie das Morawa-Défilé von hier aus vermuthen ließ."

Die kriegerischen Albanesen wohnen auf den Gebirgen, die slavischen Bulgaren in der Ebene. Die erstern werden mit den alten Dardanern, Illyriern, kurz mit den ältesten Einwohnern des Landes identificirt, die alle den Eroberern entweder widerstanden, oder auch unter der römischen, byzantinischen und türkischen Herrschaft eine große Selbständigkeit bewahrt haben. Noch jetzt findet man bei ihnen Gewohnheiten, die in das mehr als zweitausendjährige Alterthum zurückgreifen. So ihre Frauentänze, die vollkommen antiken Bildwerken entsprechen, so das wilde Drehen der Derwische. Von den Frauen heißt es hier: „Man brauchte jedem dieser Geschöpfe nur einen Thyrsusstab in die Hand zu geben, um die tanzende Mänade in allen Bewegungen, wie sie uns aus den erhaltenen Darstellungen bekannt sind, leibhaftig vor sich zu haben, und diese Reminiscenz war grade hier um so interessanter, wo wir nicht allzuweit von dem uralten Dionysus-Heiligthume der Besser*) entfernt waren. In diesen Frauentänzen hat sich der Orgasmus des alten Naturdienstes als bedeutungslose Form erhalten. Anders ist dies jedoch bei den heulenden Derwischen, wo er auf breiter und fester religiöser Basis ruht und sich höchst wunderbarer Weise dem Monotheismus des Islams anbequemt hat. Wir betrachten diese bis in die Gegenwart reichenden Reste des alten Kybeledienstes als eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Culturgeschichte."

Skopia, die Hauptstadt von Dardanien, hieß in der römischen Zeit Justiniania nach dem Kaiser, der sie gänzlich umbaute, erhielt aber nachher doch wieder den alten Namen. Erinnerungen an die alte Zeit sind übrigens in Denkmälern von Stein wenig bewahrt. Dagegen lebt noch die serbische Heidenzeit in gutem Andenken. Das Amselfeld, auf dem die berühmte Entscheidungsschlacht geschlagen wurde und von dem in den serbischen Volksliedern so viel gesungen wird, ist ein trocken gelegter Seeboden, umringt von schönen Gebirgen. „Dieses Flachland scheint ein langgestrecktes Viereck zu bilden, welches mit seiner schmalen Seite bis an den nördlichen Fuß der alpinen Kette des Schar reicht, da wo sie, wie mit letzter Anstrengung zur majestätischen Pyramide der Ljubatrn aufsteigend, von dieser nach Norden, Osten und Süden plötzlich abfällt und nur vermittelst der Hügelmassen, durch welche sich der Lepenatz gewaltsam Bahn gebrochen, mit dem Karadag zusammenhängt. Dieser gewaltige, das ganze Flachland beherrschende Kegel war für uns leider nur an dem Abende sichtbar, wo wir von Gilan nach Katschanik zurückfuhren."

Herr von Hahn macht darauf aufmerksam, daß die an die Schlacht auf dem Amselfelde geknüpften serbischen Sagen in Bezug auf den Streit der Schwägerinnen an unser Nibelungenlied erinnern. „Die serbische Sage von Milosch Kobilitsch dürfte die nähere Aufmerksamkeit der Mythenforscher verdienen, weil sie Anklänge an den Frauenstreit unserer Niebelungensage bietet, und wir in den Sagen von Marko Kral die Tendenz des indogermanischen Mythus, sich an ausgezeichnete historische Persönlichkeiten zu heften, sich gleichsam wieder zu gebären, auch bei dem slavischen Elemente mit einem schlagenden Beispiele belegen können. Nach dieser Sage hatte König Lazar zwei Töchter, Wukosawa und Mara, von welchen die erstere an Milosch Kobilitsch, die zweite an Wuk Brankowitsch verheirathet war. Beide Schwestern stritten

*) Bésso-a alb. der Glaube.

sich über die Tapferkeit ihrer Gatten, und Wukosawa wurde dadurch so gereizt, daß sie ihrer Schwester eine Ohrfeige gab. Die Mißhandelte klagte bei ihrem Gemahl und dieser forderte Milosch Kobilitsch zum Zweikampfe, unterlag aber bei demselben, indem er von seinem Gegner aus dem Sattel gehoben wurde. Aus Rache verschwärzte er ihn bei seinem Schwiegervater, daß er ein Verräther sey und es heimlich mit den Türken halte. König Lazar aber reichte beim Abendmahle vor der Schlacht dem Milosch den Becher und sagte: ‚Nimm und trinke auf meine Gesundheit, obgleich es heißt, daß du Verrath treibest,‘ worauf jener antwortete: ‚Ich danke dir, der morgige Tag soll meine Treue bewähren.‘ Auf dem Amselfelde, erzählen sie nun weiter, daß Wuk Brankowitsch vor der Schlacht auf dem Berge Golesch gelagert habe, und während dieser zu den Türken übergegangen sey, daß von da an aber kein Gras mehr auf dem Golesch wachse, und man ihn darum den Kahlberg heiße. Wuks Uebergang zu dem Feinde scheint nicht historisch belegt zu seyn.“

Mitten unter den Slaven und Albanesen findet man noch nomadisirende Rumänen mit Schafheerden. „Diese Wanderhirten sind auf der Südosthalbinsel sehr zahlreich, und meist wlachischen Stammes; sie gehen im Winter an die Meeresküsten Macedoniens, Thessaliens und des griechischen Festlandes und im Sommer in den Pindus und Scardus. Sie sind entweder volle Nomaden und wandern Jahr aus Jahr ein mit Weib und Kind, oder sie haben in irgend einer Gebirgsgegend Häuser, in denen ein Theil der Familie mit den kleinen Kindern und Greisen wohnt. Die Schafschur halten sie, je nach den Wollpreisen, in Skodra oder Salonik, ihren Absatzorten, entweder in den Sommer- oder Winterquartieren.“

Die größte Stadt zwischen Belgrad und Salonik ist Bitolia, Sitz des Generalcommandos des türkischen Armeecorps von Rumänien.

Am Schlusse des Werks stellt der Verfasser noch gelehrte Untersuchungen über die Abkunft der Albanesen an. „Bopps Untersuchungen über die albanesische Sprache führten zu dem Resultate, daß dieselbe der siebente selbständige Zweig des indogermanischen Sprachstammes ist, und Potts neueres Gutachten über diese Sprache weist sie gleichfalls demselben Stamme zu. Dasselbe Resultat ergibt auch die Vergleichung der Sitten der heutigen Albanesen mit denen der Altrömer und der Hellenen und der heutigen ethnographischen Verhältnisse Albaniens mit denen des alten Illyrien und Epirus. Es kann mithin jetzt als unbestreitbar angenommen werden, daß die heutigen Albanesen Nachkommen der alten Illyrier und Epiroten sind.“ Der Verfasser vergleicht die ältesten Nachrichten von Herodot und Strabo. Unter anderm sagt der letztere von den Dardanern: „Sie sind so roh, daß sie Höhlen in die Misthaufen graben und darin wohnen; doch lieben sie die Musik, sie haben daher fast immer Spielleute bei sich oder spielen selbst auf Flöte und Laute. Dies ist eine sehr beachtenswerthe Angabe, denn diese Bauart findet sich noch gegenwärtig auf der Halbinsel. Alle walachischen Bauernhäuser nördlich von der Donau stehen bis zum Dache in der Erde, und ihre ziemlich flach aus dem Boden hervorragenden, strohgedeckten Dächer sind für den Fremden schwer von Misthaufen zu unterscheiden.“ Auch die Liebe zur Musik hat sich erhalten.

Die wichtigsten Erörterungen des vorliegenden Werks betreffen den Eisenbahnplan. Der Verfasser dehnt diesen Plan noch weiter aus, in einer Weise, die aus dem österreichischen Standpunkt, wie aus dem deutschen, wie auch aus dem europäischen überhaupt die vollste Beachtung verdient. Sein Optimismus geht zu weit, indem er Wien zum Mittelpunkt alles Verkehrs in Europa überhaupt machen will, „denn, sagt er, über Wien führen die kürzesten Wege:

1. von Moskau und Petersburg nach Venedig und ganz Italien, und von Moskau nach Südfrankreich und Spanien;
2. von London, Edinburgh und Dublin nach Constantinopel;
3. von Paris nach Odessa;
4. von Hamburg oder Berlin nach Constantinopel, Salonik und Athen.“

Im Uebrigen hat Herr von Hahn sehr Recht, wenn er Oesterreich ermahnt, seine Mission im Orient zu suchen. Er findet die frühere commercielle Abgeschlossenheit des österreichischen Kaiserstaats durchaus unnatürlich. Eben so unnatürlich aber auch den gegenwärtigen Dualismus des Kaiserstaats. Nicht zuschließen und nicht theilen, sondern öffnen und erweitern ist die Losung. Die projectirte Eisenbahn würde mitten durch die Balkanhalbinsel führen, wie die große Wasserstraße der Donau ins schwarze Meer. Es handelt sich um mehr als Handelsverkehr. Auf den bezeichneten Wegen soll auch Civilisation nach dem Osten getragen werden. Oesterreich hat in dieser Beziehung bisher alles versäumt. Während Rußland, welches kaum seit anderthalb Jahrhunderten aus der ärgsten Barbarei herausgerissen worden ist, an seinen persischen und türkischen Grenzen große und wichtige Eroberungen gemacht, Armenien, Transkaukasien, den ganzen Kaukasus, den ganzen Norden des schwarzen Meeres mit der Krim und

Bessarabien erworben und dort sein System eingeführt, Festungen und den großen Handelsplatz Odessa angelegt hat, ist von Seiten Oesterreichs nicht das mindeste geschehen, um gleiche Erwerbungen innerhalb seiner nächsten türkischen Grenzen und an der untern Donau zu machen. Wien liegt ungleich näher an den Mündungen der Donau, als St. Petersburg und selbst als Moskau von Odessa. Oesterreich ist ein älterer Culturstaat als Rußland. Oesterreich hätte mithin schon seit viel längerer Zeit eine viel bequemere Gelegenheit gehabt, ans schwarze Meer vorzudringen, als Rußland. Oesterreich hatte zudem durch die Entwicklung seiner Geschichte und durch seine geographische Lage die Aufgabe erhalten, die abendländische Civilisation und Kirche gegen Osten auszubreiten, mit der überlegenen germanischen Kraft und mit dem überlegenen Geiste, welcher der abendländischen Kirche innewohnt, die Völker des Ostens von der geistlosen Tyrannei zu befreien, welche dem russischen Cäsaropapismus kaum weniger innewohnt wie dem Islam der Osmanen. Aber anstatt diese Mission, diese Pflicht des europäischen Ostreichs zu begreifen, haben die Habsburger im Orient die Russen allein wirthschaften lassen und in dieser Beziehung schienen sie auf ihrem schönen Throne immer nur zu schlafen. Wenn man eine lebhafte Thätigkeit bei ihnen wahrnahm, so richtete sich dieselbe immer nur gegen den Westen. Gegen den Osten verhielten sie sich höchstens defensiv, grade da, wo sie offensiv hätten verfahren und der Cultur und Freiheit hätten Bahn brechen sollen. Nach dem Westen hin brachten sie, wo vorher Licht war, Finsterniß, — wo vorher Freiheit war, Knechtschaft. Betraut mit der höchsten Würde auf Erden, dem deutschen Kaiserthum, machten sie sich so hohen Ranges unwürdig, indem sie sich mit dem Romanismus in Italien und Spanien gegen den Germanismus, gegen die heiligsten Rechte der deutschen Nation verbanden. Noch zuletzt mißkannten sie den sichtbaren Willen Gottes nach der Ueberwältigung Napoleons in dem Grade, daß ihr Spiritus familiaris, Fürst Metternich, die deutsche Nation kunstreicher fesseln und schmachvoller um Einheit und Freiheit betrügen durfte, als es je vorher geschehen war. Zum zweitenmal können sie jetzt den Willen Gottes in den Sternen lesen, die am deutschen Himmel endlich aus der tiefen Nacht der Metternich'schen Zeit aufgestiegen sind. Die alten Fesseln sind zerbrochen, die österreichischen wie die französischen. Im dringendsten und natürlichsten Interesse der deutschen Nation hat Preußen, wie es 1813 am Zerbrechen des französischen Jochs das meiste mitgewirkt, so auch 1866 wieder das Joch zerbrochen, welches Metternich auf dem Wiener Congreß der deutschen Nation über den Nacken geworfen hatte. Wenn die Habsburger jetzt noch nicht einsehen, daß ihre nach Westen gerichtete Politik eine schlechte und undankbare gewesen ist, wenn sie auch jetzt noch nicht einsehen, daß ihre Wirkungssphäre nicht mehr im Westen, sondern im Osten liegt, so ist ihnen nicht mehr zu helfen.

Noch ist es Zeit. Noch hat Rußland die Donau nicht abgesperrt, noch seine eiserne Mauer nicht bis ans adriatische Meer vorgerückt. Noch kann Oesterreich seinen vollen Einfluß als nächster Nachbar üben, wenn es nicht fortfährt, sich zur russischen und französischen Agitation in Serbien, Bosnien, Bulgarien passiv zu verhalten. Die Türken aus Belgrad zu entfernen, hat Oesterreich sogar mitgewirkt, während es erstes Gebot seiner Politik seyn sollte, hier keinerlei fremde Einmischung zu dulden und die Türken so lange zu lassen, wo sie sind, bis es selbst seine Garnisonen an die Stelle der türkischen setzen kann. Nur die fabelhafte Passivität Oesterreichs hat es verschuldet, daß ferner liegende Staaten in den Donauländern mehr gelten, als das nahe Oesterreich, daß dort Dinge geschehen, als ob Oesterreich gar nicht vorhanden wäre.

Und doch kann Oesterreich, wenn es will, mit Sicherheit der Donau entlang und im Balkan operiren, weil es ganz Europa hinter sich hat. Wie 1854 würden auch in jedem kommenden Conflict mit Rußland die Westmächte auf österreichischer Seite stehen und jetzt auch Preußen, dessen natürliche Politik es ist, sobald es von Oesterreich nicht mehr in seiner deutschen Politik gestört wird, es aufs kräftigste gegen Rußland zu unterstützen.

Mit dieser großen Frage der auswärtigen Politik sollten sich auch die Delegationen mehr und einläßlicher beschäftigen, als mit dem kleinlichen Abtheilen und Abmarken im Innern und mit dem Concordatstreite. Sie zwingen dadurch Herrn von Beust, ängstlich auf Socken zu gehen und seine auswärtige Politik durch die innere zu lähmen. Wie sinnlos ist vollends das liberale Anstürmen gegen die Kirche! Oesterreich könnte seine Kirche nicht genug ehren und pflegen, um ihr das Ansehen zu geben, das ihr zukommt, und dem Popenthum entgegenzuwirken, das immer mehr Eroberungen in den Gebieten der abendländischen Kirche macht und in diesem Augenblick Polen gänzlich zu dekatholisiren im Begriff ist. Dorthin, woher die Gefahr kommt, sollten die katholischen Oesterreicher ihre Blicke richten, und nicht zum Vergnügen des Czaaren den armen h. Vater in Rom ängstigen helfen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint eben Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, **N° 39.** 13. Mai 1868.

Alpenreisen.

Neue Studien aus den Alpen. Von Heinrich Noë. München, Finsterlin, 1868.

Herr Noë hat schon mehreremal die deutsche Alpenwelt in kleinen handlichen Büchern geschildert und unsere Blätter haben nicht verfehlt, auf den feinen Geschmack dieses neuen Landschafts- und Genremalers aufmerksam zu machen. Er übertrifft alle bisherigen Touristen an malerischem Genie. Alles lebt unter seiner Feder und tritt uns mit einer Klarheit und Schärfe vor Augen, als ob wir selbst ihn auf seinen Wanderungen begleitet hätten. Die Kunst, der Landschaft ihren geheimsten Reiz abzugewinnen, ist ihm in einem eminenten Grade eigen. So finden wir unter den Gemälden, die uns das vorliegende Buch wie ein Bildersaal vorführt, auch eine Nachweisung, daß die Gegend von München schön ist und keineswegs so häßlich und einförmig, wie man sich eingebildet und einer dem andern nachgeredet hat. Als Gustav Adolf in München war, verglich er die Stadt mit einem goldnen Sattel auf einem magern Pferde. Mit Unrecht. München hat den schönen, rasch dahinrollenden Fluß, in der Nähe prächtige Wälder und in nicht zu weiter Ferne das große Panorama der Alpen. Das ist des Schönen genug. Und die Beleuchtungen, besonders der Wälder an den oft steilen und wilden Ufern der Isar! Vergißt man, daß Claude Lorrain hier gelebt und an diesen Wäldern die Wunder seiner Beleuchtungen studirt hat?

Das erste Bild führt uns in den Nonsberg, jene Gegend Südtirols, wo die deutsche Sprache jetzt in den letzten Zügen liegt. Hier an der Grenzscheide der Sprachen sieht der Wanderer mit Wehmuth in die schöne untergehende Sonne der deutschen Nationalität. Er befand sich im Wirthshaus auf dem Mendel. „Die gelben, ausgemergelten, schlecht genährten und gewaschenen Gesichter, welche eben als Gäste dort ausruhen, gehören schon sämmtlich Welschen an. Als Winkelmann nach Italien reiste und auf dem Brenner das erste ‚Si' hörte, brach er als echter Deutscher in Freudenthränen aus. Ich für meinen Theil habe mich dieser Seite unserer germanischen Natur längst entschlagen und freue mich beim Anblick eines simpeln Welschen nicht mehr und nicht weniger, als über seine Gasthäuser mit kahlen Wänden und schmutzigen Küchen, über seine Kunstfertigkeit im Zusammenzählen, über seine Habsucht, seine Grausamkeit gegen die Thiere, mit welchen er Brod erwirbt und seine vielgerühmte schäbige Nüchternheit. Nicht weit vom Wirthshause, an den Wänden des Monte Roen findet man jene unvergleichliche Blume, welche der barbarische Deutsche Edelweiß, der Repräsentant des Kunstvolkes conserve nennt. Der Italiener, welcher sich schon unmäßig darüber wundert, daß jemand auf einen Berg steigt, ohne Geld dabei zu verdienen, staunt nicht weniger das Einsammeln solcher ‚erbe' an. Jeder Holzknecht, jeder Wildschütz in den deutschen Alpen hat seine innige Freude an den bunten Blumen des Berges, wagt sich ihretwegen nicht selten an den Abstürzen gefährlicher Wände hin und befestigt sie freudevoll an seinen Hut. Der Italiener in ähnlichen Lebensverhältnissen betrachtet alles und jedes Ding, was nicht ‚Soldi' bringt, für eine Thorheit."

Ueberall findet der Wanderer an diesen Grenzen, daß die deutsche Nationalität die Lichtseite, die italienische dagegen die Schattenseite darstellt. „Von jenen reinlichen Höfen, die wie große weiße Blumen weit verstreut aus dem Tannengrün des Mittelgebirgs winken, ist hier nichts zu sehen. Die Leute wohnen alle in einem ruinenartigen Steinklumpen zusammen, welcher stets — und beherberge er auch nur zweihundert Men-

schen — das Fragment einer Stadt zu seyn scheint. Der deutsche Begriff Dorf, welcher in uns Allen das Bild einer Idylle, das bescheidene, hinter Obstbäumen versteckte Häuschen, vor den Fenstern den Garten mit Lilie und Althäa und Astern, den grünen Anger hinter dem Hause, auf welchem Kinder spielen, vor unsere Erinnerung ruft, wird hier durch eine gepflasterte, enge, übelriechende Gasse ersetzt, aus deren ununterbrochenem Mauerwerk links und rechts schwarze Höhlen gähnen und in deren Hofräumen Haufen von Steinblöcken, die aus irgend einer Wand herabgefallen sind, wirr durcheinander liegen."

Wem ginge nicht das Herz auf, wenn er aus Italien nach Tirol kommt, die kleine verschmitzte welsche Race hinter sich hat und die großen alemannischen Heldengestalten der Tiroler wiedersieht, und wer müßte dem Metternich'schen Systeme nicht fluchen, welches seit 50 Jahren dahingearbeitet hat, durch italienische Priester, Schulmeister und Beamte, uralt deutsche Dörfer zu verwelschen. In frühern Zeiten hielten die Südtiroler immer treu zum deutschen Kaiserhause. Jetzt wühlen dort die Garibaldianer, und die Unvernunft der deutschen Fortschrittsmänner windet diesem Garibaldi, dem Todfeinde der Deutschen, noch Lorbeerkränze.

Die Naturschilderungen des Verfassers sind ungemein lebendig, die Landschaft durchsichtig klar. Hier ein Beispiel: „Zwischen Revo und Cagno bewunderte ich abermals das wahrhaft großartige Thal, welches sich hier in seiner ganzen Breite und Länge übersehen läßt. Auch freute ich mich in Cagno an dem Anblick, der so sehr an Italien gemahnt: ein Knecht, welcher unter dem Thorweg eines im edelsten Renaissancestyl gebauten, mit Marmorsäulen und Balkonen ausgestatteten Hauses Häcksel schneidet. Hier fallen die Weingärten in wohlangelegten Terrassen, wie in Deutschland, gegen den Fluß hinab. Die Cicade, welche die bisher durchwanderten höhern Lagen des Val di Non nicht bewohnt, ließ sich wieder in diesen heißen Gärten vernehmen. Sie zirpt Dir um die Ohren, daß Du meinst, sie nur mit der Hand fassen zu dürfen; sie schreit klar und metallen aus diesem Strauch, Du siehst genau auf alle Blätter und betrachtest die Aeste von oben bis unten, umsonst, Du wirst sie nicht erspähen. Vielleicht sitzt sie doch auf dem Strauche, vielleicht aber singt sie ihr Lied einige Klafter von Dir entfernt und schaukelt sich auf irgend einem der duftigen Rebenblätter. Sie ist also unter den Insecten das, was der Kukuk unter den Vögeln — sie foppt den Nachsteller."

Ein hell erleuchtetes Fabrikgebäude, also ein ganz gemeiner Gegenstand, wird in der mondbeglänzten Zaubernacht zu etwas Hochpoetischem. „Draußen lagen Nebelstreifen über den feuchten Wiesen — keine zusammenhängende Dunstwand, sondern langgestreckte, flimmernde Walken, welche, wie die Wolken droben um den prächtigen Mond, so über seinem Wiederspiel in schilfigen Teichen sachte hin und her schwebten. Die Mooskolben und das schwarze Mannagras, welche aus den glitzernden Wassern hervorragten, rührten sich nicht. Nur die Strahlen lebten. Es war eben Nacht und in ihr zittern, wie im Gehirn des träumenden Menschen die feinen Nervengeister sich tummeln, während das grobe Fühlen schläft — so hier nur die unkörperlichen Lichter. In weiter Ferne aber zeigte sich ein Gegenstand, welcher noch seltsamer aussah, als das Thun und Treiben der Strahlen, die vom Monde kamen. Dort erhob sich ein Bau, welcher aus körperlosem Licht geschaffen schien. Auf seinen zahllosen Fenstern lag der Mond, goldklare und ätherblaue Fäden, und durch diesen Wiederschein hindurch drangen, ihn überwältigend, die röthlichen Lampen des ungeheuren Hauses. Die Einheimischen der Gegend fanden an jenem Baue freilich nichts Seltsames. Sie wußten, daß Garn und gewebte Stoffe in ihm verfertigt wurden, und nannten ihn eine Spinnfabrik."

Reizend ist die „Tiroler Idylle." Hier ist besonders die Genremalerei zu loben, z. B. im Porträt eines armen Bauerndoctors. „In seiner Armuth hatte er der Gemeinde vorgeschlagen, sämmtliche Ortsangehörige umsonst zu behandeln, wenn ihm jeder Bauer jährlich den geringen Betrag von zwei Gulden zahlen wollte. Der gute Felder kannte damals seine biedern Bergbewohner noch nicht. — Nachdem die Bauern diesen Antrag angenommen hatten, durfte er nicht eine einzige Nacht mehr ruhig schlafen. Wenn der Bauer betrunken nach Hause kam, ließ sein Weib den Doctor holen, um ihm die zwei Gulden abzuschinden. Wenn dieser dann nach einem Marsch von zwei Stunden vor dem Haus auf irgend einem Berge stand, wurde er gar oft nicht einmal hingelassen, aber mit Hohngelächter oft wieder fortgeschickt. Diesen Vertrag mußte er aufheben, wenn er über der Thorheit der Menschen nicht zu Grunde gehen wollte. So blieb alles beim Alten. Die Bauern kamen wieder und zahlten, wenn sie wohlhabend waren und vorher alle Zauberkünstler und Schinder der weiten Umgegend ohne Erfolg consultirt hatten und sich eben bei großmüthiger Laune befanden, einige Kupferkreuzer, die Aermeren weder Geld noch Dank. Dieser Mann machte mir die einsamen Abende, welche ich mit ihm zubrachte, zu Festen der Erinnerung, an welchen ich mich im Getümmel aufrichte, wenn ich an die Treue denke,

welche um alles unbekümmert im Dienste der Liebe steht. Der gute Doctor hatte zwar eine kleine Apotheke, es war doch manchmal nothwendig, um eine seltener vorkommende Arznei in die nächste Stadt zu schicken. Eines Tages war einer der wohlhabendsten Bauern erkrankt und Felder verschrieb ihm ein Medicament, welches er nicht selbst vorräthig hatte, sondern um welches die Bötin, ein steinaltes Weib, vom Bauern in die Stadt mit dem Recept gesendet werden mußte. Das Weib kam erst am nächsten Tage zurück. Mittlerweile aber hatte die Krankheit des Bauern eine unverhofft schlimme Wendung genommen, so daß die Bötin nur mehr die Leiche vorfand. Das alte Weib hatte einen Gulden für die Arznei ausgelegt, deren Annahme jetzt von der wohlhabenden Familie verweigert wurde, weil sie ja dem Manne nichts mehr nützen konnte. Das Weib weinte um seinen Gulden, aber es half ihm nichts. Endlich setzte es das Glas an den Mund und trank die ganze Arznei aus, um für seinen Schaden doch ein klein wenig etwas zu haben."

Das Porträt eines Bauernmalers. „Eine merkwürdige Gestalt unseres Dorfes war der Maler Franz, ein hoher, schlank gewachsener Mann von etwa fünfzig Jahren. Er trug ein Hemd, dessen Farbe in der Regel nicht viel heller schien, als die des langen abgeschabten Künstlerrockes, der darüber gezogen war, — eines Künstlerrockes von altdeutschem Schnitt mit Schnüren, denen auf der andern Seite weder Schlinge noch Knopf zum Einhängen entgegenkam. Ein früher schwarzes, jetzt graues Baret von Sammt bedeckte den Kopf, der sich durch eine hohe, oben etwas eingedrückte Stirn und gewaltige dunkle Augen auszeichnete. Die Züge stellten ein Gemisch von Gutmüthigkeit und Verrücktheit dar — denn über dem gewinnenden Ausdruck des massiven Gesichtes konnte man die Starrheit der Augäpfel und einige tiefgezogene Linien, welche die Muskeloberfläche über dem Mund zerrissen, nicht übersehen. Er sah aus, wie ein Künstler aussieht, der unter äußerer Noth und in bäuerischer Umgebung seit Jahren verkommt. Die Gemeinde zahlt jedes Jahr für seinen Unterhalt eine kleine Summe. Manchen Gulden verdiente er sich auch mit der Anfertigung von Heiligen, Unglückstafeln und Votivbildern, obwohl der seelengute Mensch dafür nie das Geringste verlangte und ihm jeder Kreuzer mit Behutsamkeit aufgezwängt werden mußte. Er war mit Recht der Liebling aller Leute, besonders aber derjenigen, bei welchen er seine Pflege genoß. Dort versah er nicht nur die Stelle einer Kindsmagd, sondern half auch bei allen häuslichen Verrichtungen getreulich mit. An ihm sah ich abermals die Zweifelhaftigkeit des Maßstabes, mit welchem die Welt das Glück abschätzt."

Ein hübsches Bild ist auch die Ersteigung eines hohen Berggipfels, von dem zwei kühne Burschen die schwere Last eines erschossenen Hirsches glücklich herunterbringen. Ferner „ein Tag unter Dörchern," d. h. Strolchen, heimathlosen Vagabunden. Eine der längsten Idyllen ist „die Seerose." Das Motiv hat uns zwar nicht gefallen, aber der Charakter des Mädchens ist glücklich durchgeführt und das Ganze lieblich erzählt. Ein Baron verliebt sich in ein schönes Landmädchen, die aber ihrem Toni treu bleibt, obgleich er nur ein geringer Schiffer ist, der die Leute für Geld über den See fährt. Der noble Baron entsagt und kauft den Liebenden großmüthig ein Eigenthum. Rührend ist auch die letzte Erzählung „der Tod eines Führers." In einer Schilderung der Brennerbahn contrastirt der Verfasser den Lärm des großen Weltverkehrs mit der Stille der Alpenwelt.

Einige Landschafts- und Genrebilder gehen über die deutsche Alpenwelt hinaus und versetzen uns auf den rauhen Karst vor Triest, an den Comersee, auf die Insel San Gregorio an der nördlichsten Spitze Dalmatiens und sogar nach Montenegro. Dieses berüchtigte Räuberland wurde vom Verfasser ungenirt besucht. Die Hauptstadt Cetinje „gleicht mit ihrer einen langen Gasse einstöckiger gemauerter Häuser beinahe einem böhmischen Dorf. Es fällt uns nicht ein, der Armuth der ‚Bergmäuse', wie Türkenstolz dieses Volk nennt, zu spotten, aber die Aufgeblasenheit und barbarische Prunksucht seiner großthuerischen Häupter, und der unsinnige Lärm, mit welchem diese Handvoll Menschen in der Welt von sich reden macht, müssen im trockensten Besucher eine gelinde Regung zur Komik anfachen. Einige Weiber kehrten von der Thätigkeit heim, welche man auf diesem Steingeröll seltsamer Weise Feldarbeit nennt. Bewaffnete Männer saßen, Papier-Cigaretten rauchend, auf der Schwelle ihrer Thüren und schauten lungernd in den Platzregen. Die schlanken, von schwerer Arbeit etwas gekrümmten Gestalten der Weiber mit edlen Gesichtszügen und pflaumengroßen, schwarzen Augen waren der erste Gegenstand, der mir eigentlich Ver- oder besser Bewunderung abnöthigte. Das montenegrinische Sprichwort: ‚Schaue ein Weib der Cerna Gora nicht an, wenn du nicht willst, daß deine Haut an der Sonne trocknet!' hielt mich nicht im geringsten ab, deren herabgewürdigtes Aeußere mit objectivem Eifer und ohne die geringste Scheu vor ihrem tabakqualmenden Tyrannen zu studiren."

Der Fürst von Montenegro hat sich ein Museum

angelegt. Darin befindet sich unter anderem die Haut des Ismael Aga, eines Hauptfeindes der Montenegriner. „Seine gegerbte und mit Heu angefüllte Haut stellte einen Körper dar, der mit allem Schmuck eines muselmannischen Kriegers angethan war. Er befand sich einem Crucifix gegenüber in einer solchen Stellung angebracht, daß er bei der geringsten Erschütterung sich gegen das Kreuz verneigen mußte. Nie trat ein Montenegriner in dieses Gemach, ohne mit seinem Fuß jenen Körpertheil des ausgestopften Aga's zu berühren, in welchem das Gleichgewicht des Sitzenden ruht. Jetzt sind der Aga, sowie die abgeschnittenen Türkenköpfe, die man sonst auf der rothen Umfassungsmauer der Fürstenwohnung aufzustecken pflegte, verschwunden. Dutzende von Kanonen, Hunderte von prachtvollen Säbeln und Flinten, dann eine große Anzahl von Medschidieh- und Nifam-Orden, die von der Brust des Paschas heruntergerissen worden sind, und an denen zum Theil noch Fetzen der Uniformen hängen, sind noch immer die Glanzpunkte jenes seltsamen Museums." Auch fand der Verfasser hier alles enthusiasmirt für Rußland, nicht für Oesterreich.

Kirchengeschichte.

Die Mönche des Abendlandes vom h. Benedikt bis zum h. Bernhard. Vom Grafen von Montalembert. Deutsche Ausgabe von Brandes. Vierter Band. Regensburg, Manz, 1867.

Dieser Band umfaßt nur die Geschichte der Mönche in England, vornehmlich des h. Wilfrid, welcher mit unsäglichen Opfern und Mühen die trotzigen Angelsachsen dem einheitlichen römischen Kirchengebiete gewann, unter der eifrigen Mithülfe der abendländischen Mönche oder Benediktiner. Man war nämlich in England, auch wo das Heidenthum schon überwunden war, noch zu einem christlichen Sonderthum, zu einer von Rom unabhängigen Kirche geneigt. Mit dem Siege Roms über diese Tendenzen ist nun der ganze Band angefüllt.

Ist der Kampf an sich interessant, weil er sich bis auf einen gewissen Grad in unserer Zeit noch wiederholt, so sind auch die Details sehr anziehend, weil die Mönche mit allen möglichen Hindernissen weltlicher Macht und Verwilderung zu kämpfen hatten, großen Gefahren und grausamen Mißhandlungen ausgesetzt waren. Hier nur ein kleines Bild von den Leiden des h. Wilfrid. Derselbe hatte sich in Rom zum Bischof von York ernennen lassen und zeigte dem König und der Reichsversammlung „das Decret des h. Stuhles und der römischen Synode mit den Bleisiegeln und mit den Unterschriften sämmtlicher Bischöfe versehen. Der König berief die Versammlung seiner Reichsgroßen und der Geistlichkeit und ließ die apostolischen Briefe in Aller Gegenwart vorlesen. Auf diese Lesung folgte eine geräuschvolle Scene. Nicht daß die Autorität des Papstes und des Concils in Frage gekommen wäre; aber man rief von mehreren Seiten, das Urtheil sey mit Geld erkauft worden. In Uebereinstimmung mit dem ganzen Rathe und mit ausdrücklicher Zustimmung der eingedrungenen Bischöfe verurtheilte der König den Bischof Wilfrid zu einer neunmonatlichen infamirenden Gefängnißstrafe. Einige Zeit darauf wollte König Egfrid mit seinem Gefangenen unterhandeln. Er bot ihm die Rückgabe eines Theiles seiner Diöcese nebst reichen Geschenken an, wenn Wilfrid sich herbeilassen wolle, das apostolische Decret als unterschoben zu erklären. Wilfrid gab ihm zur Antwort, es sey viel leichter, ihm das Haupt vom Rumpfe zu trennen, als ihm eine derartige Aussage zu entreißen. Wiederum in seinen Kerker abgeführt, gab er in demselben das Beispiel wahrhaft bischöflichen Heldenmuthes und frommer Geduld. Seine Wächter hörten ihn Psalmen singen, als wäre er in seinem klösterlichen Chorstuhle zu Ripon oder Herham, und bei Nacht sahen sie, wie oftmals der finstere Kerker plötzlich von einem hellen Lichte erleuchtet ward, das ihnen Schrecken einflößte. Die Gemahlin des Grafen Osfrid ward damals von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen, und der Graf kam auf den Gedanken, zu dem frommen Manne, dessen Hut ihm anvertraut war, seine Zuflucht zu nehmen: er ließ ihn aus dem Kerker an das Bett der Kranken führen. Diese erzählte, nachdem sie in spätern Jahren Aebtissin geworden war, ihrer neuen Familie oftmals, wie der Gefangene sie in den letzten Zuckungen des Todes angetroffen und zu ihrer Heilung unter Gebet nur nöthig gehabt, ihr einige Tropfen Weihwasser ins Gesicht zu sprengen. Osfrid berichtete, von Bewunderung und Dank erfüllt, alsbald an den König, was sich zugetragen." Der König aber ließ sich nicht dadurch besänftigen, sondern den Gefangenen in einen noch schlimmern Kerker werfen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, № 40. 16. Mai 1868.

Neueste Geschichte.

Politische Geschichte der Gegenwart von Wilhelm Müller, Professor. I. Das Jahr 1867. Berlin, Springer, 1868.

Dies Buch ist in einem guten, nämlich deutschen Geiste geschrieben, und wenn es auch die Geschichte des letzten Jahres ein wenig flüchtig behandelt, so enthält es doch ein gesundes Urtheil über die vaterländischen Dinge. Unpassend erscheint uns, daß es ohne alle Unterbrechung beinahe zweihundert Seiten lang fortläuft, ohne eine Eintheilung, ohne einen Abschnitt. Nur über jeder Seite ist kurz angegeben, wovon sie handelt. Da nun Inhaltsübersicht und Register fehlen, ist eine Einzelheit, die der Leser vielleicht aufsuchen will, schwer zu finden.

Das rasche Niederschreiben entschuldigt es, daß der Verfasser nur die wichtigsten Thatsachen überblickt und viele interessante Einzelheiten wegläßt. Auch führt er manche recht gute Erörterung doch nicht ganz durch, als sey ihm die Zeit dazu ausgegangen. Gleich im Eingang lesen wir z. B. eine recht gute Parallele zwischen Preußen und Italien. „Neben Preußen ist es Italien, welches an den Spolien von 1866 sich eifrig betheiligt hat. Das Erworbene zu befestigen, das Neue mit dem Alten zu verschmelzen, das noch Fernerliegende mit materiellen und ideellen Banden zu umschlingen, um es im günstigen Augenblick mit einem raschen Zug zu seinem Eigenthum zu machen, dies war die Aufgabe des einen wie des andern Staates im verflossenen Jahre. Wie ein rother Faden zieht sich dieses Streben durch alle zwölf Monate hin, und dazwischen hinein erblickt man jeden Augenblick die täppische Hand des westlichen Nachbarn, welche den Faden zu zerreißen, den Knoten zu zerhauen sucht. Damit ist schon dasjenige angeführt, was das Jahr 1867 neben seinem glorreichen Vorgänger zu einem bedeutenden macht. Die Consolidirung des norddeutschen Bundes und Italiens, die Beziehungen des einen zu Süddeutschland, des andern zum Kirchenstaat, das daraus entstehende mehr oder minder gespannte Verhältniß beider Staaten zu Frankreich sind weitaus die wichtigsten Momente in der Geschichte dieses Jahres.

Aber wenn Italien neben Preußen genannt wird, wenn Vergleichungspunkte in der Entwicklung beider Staaten schon angedeutet sind, wie gewaltig sind doch auch, zum Troste Deutschlands, die Unterschiede! Es ist zwar wahr: Kirchenstaat und Süddeutschland, Septemberconvention und Artikel IV. des Prager Friedens haben einige Aehnlichkeit; es ist nicht minder wahr, daß die Einheit Italiens und Deutschlands ohne den Hinzutritt der ebengenannten Staaten keine wirkliche ist, und daß endlich die ‚intellectuellen' Urheber jener Conventionen sich auffallend gleich sehen; aber mehr läßt sich auch mit dem besten Willen nicht sagen, nnd aus der Aehnlichkeit sieht die Unähnlichkeit schon heraus. Während Italien 1859 nur durch die Hülfe Frankreichs seine Unabhängigkeit gewann und diesen Dienst mit Preisgebung Savoyens und Nizzas bezahlen mußte, hat Preußen durch eigene Kraft, ohne irgend welche Unterstützung des Auslandes seine heutige Machtstellung errungen, und als Frankreich für sein bloßes Zusehen Compensationen verlangte, hatte Preußen den Muth, sie ihm zu verweigern und zu erwidern, es könne die Herstellung deutscher Einheit nicht damit beginnen, daß es wenn auch nur ein Dorf des großen Vaterlandes an das Ausland verschenke. Mit eigenen Händen und mit reinen Händen ist der Neubund Deutschlands errichtet worden: dies ist unser Stolz, und das Ausland weiß, zu welchem Riesenkampf wir fähig sind, wenn irgend jemand den wahnsinnigen Versuch machen sollte,

uns in der Einrichtung unseres neuen Hauswesens zu stören."

Hier vergißt der Verfasser, daß die unvollendet gebliebene Einheit Deutschlands mit der Italiens wohl nicht verglichen werden kann, weil bei dem Partikularismus; der in Deutschland noch die volle Einigung aufhält, die Mächte nicht betheiligt sind, die ein Interesse haben, das Stück, was Italien noch zu seiner Einheit fehlt, selbständig und von der sardinischen Hauspolitik unabhängig zu erhalten, nämlich den Kirchenstaat. Denn alle Katholiken in der neuen, wie in der alten Welt sind dabei interessirt. Um Roms Selbständigkeit bekümmert sich die halbe Welt. Um die von Hessen-Darmstadt dürfte nicht so viel Nachfrage seyn, nicht einmal an der Seine.

Vortrefflich ist, was der Verfasser über die deutsche Politik Preußens sagt und mit Thronreden des Königs und Parlamentsreden des Grafen Bismarck gründlich belegt. Es ist schimpflich für die, die es thun und lächerlich vor der ganzen Welt, wenn Kleinstaatler, die bei Frankreich um Schutz ihrer Krähwinkel betteln, sich großdeutsch nennen und Preußen die Deutschheit absprechen wollen. Jene Rheinbündler, die nie ein Deutschland wiedergesehen hätten, wenn die Preußen von 1813 das deutsche Vaterland den Franzosen nicht wieder abgerungen hätten.

Recht gut ist im vorliegenden Buch auch die französische Politik des vorigen Jahres erörtert. Es nimmt mit Recht den offenen Brief Napoleons III. vom 12. Juni 1866 zur Grundlage. Darin wünschte der Imperator den secundären Staaten des deutschen Bundes eine engere Vereinigung, Preußen eine größere Gleichartigkeit und Macht im Norden und Oesterreich die Aufrechterhaltung seiner bedeutenden Stellung in Deutschland. Das hieß nun mit andern Worten nichts weiter als Durchführung der Triasidee der Herrn von Beust und v. d. Pfordten, eine neue Verbriefung der deutschen Uneinigkeit durch die Dreitheilung, falls es nun doch mit dem alten Bunde nicht mehr gehen sollte. Auch die Machtvermehrung Preußens im Norden, will sagen, dessen Ausdehnung bis zur Mainlinie, war kein neuer Gedanke mehr. Indem Frankreich diese Linie zugeben wollte, verband es damit ohne Zweifel den Hintergedanken einer Compensation auf dem linken Rheinufer. Der ganze Plan wurde bekanntlich durch die Schlacht bei Königgrätz zerrissen. Oesterreich verlor seine bedeutende Stellung zu Deutschland, ohne daß Frankreich etwas gethan hätte, sie aufrecht zu erhalten. Das war die Hauptsache. Das Verhältniß der Mittelstaaten war zur Nebensache geworden, sobald überhaupt ihr Complex halbirt war und nur noch die vier süddeutschen Staaten übrig blieben, die in einer Trias mit Preußen und Oesterreich kein Gleichgewicht mehr repräsentirten. Gleichwohl suchte sie Frankreich zu protegiren, um sie entweder für einen künftigen Rheinbund sich zu reserviren, oder was ihm wahrscheinlich noch leichter erreichbar schien, sie als schätzbares Ausgleichungsmaterial Preußen zur Verfügung zu stellen, wenn es sich mit dieser Macht schließlich mit einigem Profit verständigen könne.

Der Verfasser spricht S. 35 von den Bemühungen Frankreichs, zu Gunsten der, im Mainfeldzug besiegten Mittelstaaten. „Herr Drouyn de Lhuys gab also dem Gesandten in Berlin, Benedetti, die Anweisung, im Namen Frankreichs bei der preußischen Regierung ein gutes Wort für die Südstaaten einzulegen. Graf Bismarck hörte die Fürsprache des Gesandten an und machte bei den Friedensverhandlungen mit den süddeutschen Ministern diese darauf aufmerksam, wie Unrecht sie daran thun, lieber der französischen Gnade als der preußischen sich in die Arme zu werfen; denn das nämliche Frankreich, welches jetzt für die Integrität ihres Gebietes einzutreten vorgebe, habe von ihm die Abtretung deutscher Provinzen und zwar Luxemburg, Rheinhessen und Rheinbayern mit den Festungen Mainz und Landau verlangt. Dies sollte der Kaufpreis seyn, um welchen Frankreich in die preußischen Annexionen und in die Gründung des Nordbundes einwillige. Nun erst merkten die Minister, daß sie mit ihrem Hülfegesuch an eine falsche Adresse sich gewandt haben, und daß es besser, vielleicht auch nationaler sey, mit einer deutschen als mit einer welschen Macht zu verkehren. Sie trugen daher dem Grafen Bismarck ein Schutz- und Trutzbündniß an. Diesem kam ein so rascher Temperaturwechsel anfangs etwas verdächtig vor; er fürchtete, die Sache sey durchaus nicht nachhaltig und werde bald wieder ins Gegentheil umspringen. Doch ließ er sich endlich von dem Ernst und der Ehrlichkeit ihres Anerbietens überzeugen, erkannte aber auch zugleich, daß jetzt, wo es sich um Bundesgenossen handle, von größern Gebietsabtretungen keine Rede seyn könne, da durch solche die Gemüther entfremdet, nicht gewonnen würden." Hier hat der Verfasser zweierlei nicht gewußt. Einmal, daß die Südstaaten sämmtlich, mit Ausnahme Badens, bereits Frankreich um Hülfe gegen Preußen angefleht hatten (Bayern damals noch unter dem Ministerium v. d. Pfordten), und zweitens, daß nicht blos Frankreich seinen Compensationsplan dem Grafen Bismarck vorgelegt hatte, sondern auch Bayern den seinigen. Als sich nämlich Bayern von Oesterreich betrogen und den mit ihm am 14. Juni 1866 abgeschlossenen Vertrag, der ihm Ge-

bietserweiterungen auf Kosten seiner deutschen Nachbarn und Bundesgenossen versprochen hatte, vereitelt sah, trug es Preußen seine innige Allianz unter der Bedingung an, daß ihm nunmehr Preußen gewähre, was ihm Oesterreich nicht hatte gewähren können, Gebietserweiterung auf Kosten seiner deutschen Nachbarn und Bundesgenossen. Diese Anträge Bayerns legte Graf Bismarck den Ministern der andern drei Südstaaten vor und diese erkannten es doch besser für sie, ihr Gebiet durch Annahme des Schutz- und Trutzbündnisses mit Preußen unversehrt zu erhalten, als wichtige Theile ihres Gebietes an Bayern abtreten und nach dieser Verkleinerung ganz von Bayern abhängig werden zu müssen.

Der Luxemburger Handel wird hier recht gut abgewickelt. Ebenso die Salzburger Zusammenkunft. In Bezug auf die letztere glaubt der Verfasser, die deutsche Frage sey dabei in den Vordergrund getreten. „Da man wußte, wie aufmerksam Frankreich das Verhältniß zwischen Süddeutschland und Norddeutschland beobachtete, wie es jede weitere Annäherung zu hintertreiben suchte, gegen die gegenseitige Absendung von Militärbevollmächtigten agitirte, der Wiederherstellung des Zollvereins entgegenarbeitete, die süddeutschen Staaten zu veranlassen suchte, unter sich allein einen süddeutschen Zollverein zu gründen, zuletzt wenigstens darauf drang, daß von dem neuen Zollverein die parlamentarische Form ferngehalten werde, damit nicht aus diesem Zollparlament ein deutsches Parlament hervorgehe, so bedurfte es grade keiner besondern Kühnheit, um zu behaupten, daß die süddeutsche Frage von Frankreich aufs Tapet gebracht worden sey. Denn da die Allianz- und Zollverträge von den süddeutschen Landtagen noch nicht genehmigt waren, so war das Terrain durchaus noch nicht so ungünstig, daß nicht das Project einer engern Vereinigung der Südstaaten und ihrer Allianz mit Oesterreich mit den Staatsmännern an der Donau besprochen werden konnte. Die Verwirklichung dieses Projects war freilich ohne einen furchtbaren Krieg mit dem norddeutschen Bund nicht möglich, und in einem solchen, wenn es ihn bei der Abneigung Ungarns und bei dem absoluten Mangel an Geld und Credit je führen konnte, riskirte Oesterreich seine ganze Existenz." Die österreichische Presse erklärte sich sehr laut gegen jede Allianz Oesterreichs mit Frankreich gegen Preußen. Die Wiener „Presse" vom 28. August erklärte: „Die Interessen Oesterreichs, welches mit großen und noch ungelösten innern Fragen und mit Finanzcalamitäten schwierigster Art in diesem Augenblick zu kämpfen hat, verbieten es dieser Macht, für die Suprematie Frankreichs in Europa jetzt einen Krieg zu führen, wenn auch immerhin eine Anzahl einflußreicher Persönlichkeiten in Wien den Wunsch hegen mag, ihre Revanche für Königgrätz zu nehmen. Die Verhältnisse sind aber mächtiger als die Menschen, und Herr von Beust ist klug genug, um zu wissen, daß die Kriegserklärung Oesterreichs und Frankreichs an Preußen ganz Deutschland, die deutschen Provinzen Oesterreichs nicht ausgenommen, um die Fahnen Preußens schaaren würde.'"

Die Verhältnisse Oesterreichs sind im vorliegenden Buch richtig beurtheilt, wenn auch viele Details, namentlich in Bezug auf die finanziellen und Sittenzustände fehlen. Völlig unrichtig ist nur, daß es den Sturm gegen das Concordat für berechtigt und praktisch hält. Wir haben in unsern Blättern schon öfter den Liberalismus des neuen Oesterreich getadelt und ihm einen bösen Ausgang vorhergesagt. So große katholische Ländermassen lassen sich wohl politisch trennen, auch von mancherlei Corruption anstecken, aber nicht über Nacht von einem unbesonnenen neuen Josephinismus und von der Judenpresse erobern. Endlich muß alles, was die österreichische Regierung dem Katholicismus zu Leide thut, einzig Rußland zu gute kommen, und wer nicht im Hier und Heute befangen ist, wer einigermaßen den Zusammenhang der europäischen Dinge und den großen Gang der Geschichte kennt, muß sagen, die deutschen Liberalen in Wien arbeiten dem Czaaren noch viel besser in die Hände, als die tollköpfigen Czechen, die ihm ganz leibeigen scheinen, aber ihn nur compromittiren.

Diese Deutschen in Oesterreich suchen sich jetzt, wie vor vierzig Jahren die Deutschen in den Mittelstaaten, über die Schwächung ihrer Nationalität mit Liberalismus zu trösten. Das ist kein für sie ausreichender Trost und auch, daß sie sich im Nothfall an das übrige Deutschland halten wollen, verräth nur das Gefühl ihrer eigenen Schwäche. Anstatt sich in Anstürmen gegen den armen Papst und die Bischöfe unnütz zu erschöpfen, sollten sie die nationale Frage fest ins Auge fassen. Einst herrschte das germanische Element in Oesterreich über alle andern. Aber jetzt? Seitdem Fürst Metternich den deutschen Geist in Oesterreich unterdrückte, Oesterreich gegen das übrige Deutschland absperrte, das übrige Deutschland selbst nicht zum Bewußtseyn dessen kommen ließ, was ihm allein Noth that, es schmachvoll durch den Bundestag bevogtete, seitdem begünstigte er auch mehr oder weniger die Magyaren, Slaven und Italiener, ohne zu ahnen, daß sie ihm selbst über den Kopf wachsen würden. Wie steht es nun? Die Czechen wollen unter einer nationalen Wenzelskrone von Oesterreich unabhängig werden mit Hülfe Rußlands und tragen

den wüthendsten Deutschenhaß zur Schau. Die Magyaren haben sich thatsächlich unabhängig gemacht und spielen nur noch mit Oesterreich.

Es ist gewiß sehr charakteristisch und sollte allen Deutschen zur Nachachtung vorgehalten werden, daß die Ungarn Oesterreich verachten, aber Preußen fürchten, und zwar beides aus dem gleichen Grunde, weil Oesterreich nie verstanden hat, troß seiner Macht zu germanisiren, was aber Preußen sehr gut versteht. „Der Magyare Szechenyi rief einst aus: ‚Was doch diese Deutschen für unbeholfene und unpraktische Leute sind! Doch dies ist ein Glück für uns. Denn wären sie anders, so hätten sie uns längst vernichtet.‘ Daraus erklärt sich die Furcht, welche sie vor einer nähern Verbindung mit Deutschland, vor einem Bündniß mit Preußen haben. Hierüber sagte Franz Deak: ‚Wollten wir uns mit einer fremden Großmacht verbinden, so fürchte ich, daß wir dadurch nur die Gefahr der Absorption über unser Vaterland heraufbeschwören würden.‘ Allerdings würden die im Germanisiren geübten Norddeutschen in einigen Jahrzehnten ein anderes Resultat in Ungarn hervorbringen als Metternich und seine Nachfolger. Der frühere Insurgentengeneral Perezel bezeichnete es daher als eine Lebensfrage Ungarns, daß Preußen seine Macht nicht bis an die Leitha ausdehne. Und andere erklären es offen, daß das wiederhergestellte Kaiserthum ein wesentlicher Factor des europäischen Friedens sey, da ohne die Verwilligung der Landtage in Wien und Pesth und ohne das Einverständniß der Delegationen beider Theile kein Geld und kein Soldat erhoben werden könne. Ohne Ungarn vermöge Oesterreichs nichts. Das neue Ungarn aber habe bei keinem Krieg etwas zu gewinnen; der Friede sey für dasselbe eine Existenzfrage.“

Die Slaven in Oesterreich werden immer mehr von den Polen und Russen angesteckt und für den Panslavismus gewonnen. Sogar die österreichischen Serben auf dem linken Donauufer sind bereits in diesen Ton gefallen. Der Verfasser vergleicht ihre Sprache mit der der Czechen. „Rieger aus Prag rief auf dem Slaventag in Moskau aus, ‚die Slaven seyen die zerstreuten Glieder eines Körpers, welche mit geschworenen Feinden, den Deutschen, Magyaren, Italienern und Tataren, kämpfen. Die Sonne der slavischen Gemeinschaftlichkeit sey nun aufgegangen; die Slaven werden bei gegenseitiger Unterstützung ein großes Volk, nicht nur an Zahlen, sondern auch an Thaten seyn.‘ Was würde wohl in Frankreich denjenigen Elsäßern geschehen, welche, ihres germanischen Ursprungs sich erinnernd, in Berlin von den Franzosen als ihren geschworenen Feinden sprächen? Das äußerste in Aufrichtigkeit leistete ein Mitglied des serbischen Landtags, welches unter anderem äußerte: ‚Die Befreiung des europäischen Ostens ist die große Aufgabe Rußlands. Man muß endlich der Herrschaft einer Nationalität über die andere ein Ende machen, gleichviel ob diese Herrschaft sich eine türkische, magyarische oder österreichisch-deutsche nennt. Die Schlacht bei Sadowa hat das Schicksal des europäischen Ostens entschieden. Die germanische Welt hat sich von der slavischen getrennt. Die Frage über das Schicksal des Slaventhums können jetzt wir allein, die Slaven, entscheiden, und in diesem Falle fällt die erste Rolle Rußland zu. Rußland ist nicht nur eine russische, sondern eine slavische, eine panslavistische Macht. ‘Es bereitet in Europa die Verbrüderung der slavischen Familie vor. Der erste Schritt zu dieser großen That ist die Lösung der orientalischen Frage.‘“ Genug, alles haßt uns arme Deutsche, alle Nachbarn sind gegen uns und wir geben nicht einmal darauf acht. Millionen deutsche Philister wissen nichts davon und dämmern behaglich in ihrer dummen Vaterlandsvergessenheit fort. Der Verfasser des vorliegenden Buchs macht am Schluß noch eine gute Bemerkung über die Deutschen, die das kleine Fürstenthum Waldeck alles Ernstes für ein Vaterland halten und vom großen deutschen Vaterland nichts wissen, und die sich deshalb auch beschweren, wenn man ihnen zumuthet, irgend etwas für die Unabhängigkeit Deutschlands, für die Wiedergewinnung der alten Größe und Macht Deutschlands zu thun. „Als in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 11. December die Administrativconvention Preußens mit Waldeck verhandelt wurde, und ein Redner behauptete, die Waldecker verlieren auf diese Weise ihr Vaterland, da sie keine eigentlichen Waldecker mehr und auch keine Preußen seyen, so erwiderte Graf Bismarck: ‚Die Waldecker werden nicht vaterlandslos; sie behalten den Ehrennamen ‚Deutsche‘, und einen bessern Ehrennamen hat keiner von uns in Anspruch zu nehmen.‘ Und auf die Einwendung, daß durch diesen Vertrag dem preußischen Volk eine Last von etwa 100,000 Thaler jährlich auferlegt werde, entgegnete er: ‚Ich höre immer nur von Lasten reden. Dies hörte ich auch in Frankfurt am Bundestage. So oft es sich um nationale Einrichtungen handelte, hieß es: dies legt uns Lasten auf. Dies ist die Sprache des Partikularismus. Wie? sollten wir für unsere staatliche und nationale Freiheit kein Opfer bringen können? In Amerika schlägt der Deutsche sich jetzt mit Stolz auf die Brust und sagt: ich bin ein Deutscher! während er sonst beschämt das Auge niederschlug. Die staatliche Ehre und Freiheit sollte uns doch über alles gehen.‘“

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint eben Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{3}{4}$ Thaler.

Mittwoch, — N° 41. — 20. Mai 1868.

Biographie.

Federzeichnungen aus der Geschichte des Despotismus von Dr. H. von Holst. Erstes Bändchen: Ludwig XIV. Heidelberg, Bassermann, 1868.

Ein ausgezeichnetes Charakterbild. Ludwig XIV. ist noch nie so geistvoll und treffend gezeichnet worden.

Dieser König war ein Muster des civilisirten Despotismus und daher nach den greulichen Umwälzungen der Religionskriege in Deutschland und der Revolution in England das leuchtende Vorbild für alle europäischen Könige. Es kam ihm zu statten, daß man sich in Frankreich nach den Hugenottenkriegen und nach den Kämpfen der Fronde einer geordneten Regierungsgewalt gern fügte und diese lieber von einem einheimischen jungen Fürsten, als von einem alten oder gar ausländischen Cardinal, wie Mazzarin, ausgeübt sah. Er besaß aber auch in vorzüglichem Grade die Eigenschaften eines absoluten Königs und nahm die ihm vom Schicksal zugewiesene Rolle als etwas Selbstverständliches und mit natürlicher Grazie an. Es ist nichts Ungewöhnliches in der Weltgeschichte, daß in gewissen neuen Epochen derselben der Mann, der sie politisch oder auch nur geistig beherrschen soll und ihr physiognomischer Ausdruck wird, sich wie von selber findet.

Herr von Holst hat die Persönlichkeit des Königs mit Meisterzügen portraitirt und den Schlüssel zu seinem Charakter in der echt gallischen Eitelkeit gefunden, zu der ihn die Situation und seine persönliche Schönheit entschieden berechtigten, sobald er einmal von den Pflichten gegen Gott und die Menschen absah. Davon mußte er absehen, weil ihm, wie so vielen andern Fürsten, mit der ganzen Bildung der Zeit der christliche Sinn bereits entschwunden, das Christenthum nur noch eine Aeußerlichkeit war und er eigentlich durch und durch heidnisch fühlte. Schon lange vor ihm herrschte in Frankreich die Renaissance, der classische Geschmack, Lucianische Frivolität in Bezug auf heilige Dinge und ein Uebergewicht des monarchischen über das klerikale, aristokratische und demokratische Princip, so daß die Vergötterung des Fürsten in einem neuen augusteischen Zeitalter hinlänglich vorbereitet war.

Es ist schon oft bemerkt worden, wie sehr sich Ludwig XIV. den römischen Augustus zum Muster genommen hat und wie die französischen Höflinge, Gelehrten, Dichter und Künstler ihn in dieser Illusion bestärkten. Weil aber die Zeit um mehr als anderthalb tausend Jahre vorgerückt war, so war dieser Rückgriff von Versailles nach dem alten Rom doch nur etwas Comödienhaftes, wie überhaupt die ganze Renaissance. Daher die Schaustellungen Ludwigs XIV. sich nicht blos aus einer zufälligen persönlichen Eitelkeit erklären, sondern auch mit der ganzen Lüge der Zeit zusammenhängen.

Der Verfasser hat das Comödiantenmäßige im Benehmen des großen Bourbon sehr treu dargestellt. „Von Natur mit einem starken, gewandten und graziösen Körper ausgestattet, verwandte er von früh auf viel Zeit auf Leibesübungen aller Art und brachte es in ihnen zu großer Vollkommenheit. Bis in die spätesten Jahre lag er ihnen deswegen mit größtem Eifer ob, weil er sicher war, über alle seine Mitbewerber zu triumphiren. Lange Zeit hindurch glich der Hof fast mehr einer Schauspieler- und Tänzergruppe, als der Versammlung des höchsten Adels und der ersten Würdenträger eines großen Königreichs. Wer in einem Ballet mittanzen solle oder nicht, war eine Frage der allergrößten Wichtigkeit, weckte Neid und Eifersucht, und ward Veranlassung zu den feinsten Intrigunen. Der Führer des Reigens aber war immer der allerchristlichste König, der nach jedem Debut mit wohlverdienten Lobsprüchen überhäuft ward, die er mit dem gnädigen Lächeln eines

Triumphators empfing. Noch lieber jedoch bestieg er im Schauspiel die Bühne, weil er hier den Mund aufs vollste nehmen konnte, um in hochtrabenden Versen aufs schamloseste sein eigenes Lob, bis zur Lächerlichkeit übertrieben, zu singen. Verdienten Beifall für seine schwungvolle Declamation und sein grazlöses Spiel ernten und zugleich selbst der Welt von seiner Göttergröße und seinem blendenden Ruhme sagen, das war ein Hochgenuß, dem nicht leicht was Anderes an die Seite gestellt werden konnte. Es läßt sich da verstehen, wie jeder Triumph, den er auf den Brettern, die die Welt bedeuten, errang, ihm nicht weniger werth war, als die Sieges- und Ruhmeskränze, die andere in der wirklichen Welt für ihn erstritten. Wohl wußte er es in höchstem Grade zu schätzen, wenn Turenne und Condé in hartem Strauß die Gegner niedergeworfen, oder wenn Louvois und Vauban eine Belagerung so weit geführt, daß er hineilen konnte, um die Schlüssel der Festung in Empfang zu nehmen. Das waren Siege, die den Namen des Herrschers von Frankreich fürchten und rühmen machten. Allein der Mensch Ludwig erntete reichlicher Schmeicheleien, wenn er in den harmlosen Conterfeien des ernsten Kriegsspieles den Sieg davon trug. Die Eitelkeit aber lechzt mehr nach Schmeicheleien, als nach Ruhm. Schmeicheleien jedoch werden mehr gespendet, wenn man, sey es in noch so kleinen Dingen, aber ohne jede fremde Beihülfe, alle Andern überstrahlt, als wenn man sich in großen Dingen auszeichnet, aber seinen Erfolg zum großen (oder gar größten) Theil der Mitwirkung anderer verdankt. Wie stolz sich daher auch Ludwigs Brust heben mochte, wenn ihm ein Sieg, wie der von Senef, gemeldet, oder wenn ihm gar die Thore einer Festung geöffnet wurden, sein Herz schlug doch noch stärker und rascher, wenn er mit kräftiger Faust den feurigen Renner lenkte, in wildem Jagen dahin stürmte, sicheren Blicks sein Ziel ins Auge faßte, mit unnachahmlicher Grazie sich vorwärts beugte, jetzt den verhängnißvollen Stoß führte und — einen Ring im Ringelstechen davon trug. Der rauschende Beifall der Tribünen machte ihn in dem Augenblick freudiger erbeben, als wenn er das Te Deum für Luxembourgs Sieg bei St. Denis hörte.

Ballet, Theater und Carroussel wurden nun freilich mit den Jahren aufgegeben, weil er doch einsah, wie es sich nicht ganz mit der Würde des Herrschers vereinige, sich in der Weise seinen Unterthanen zum Schauspiel zu geben und ihnen durch Possen, wenn sie gleich in Göttermasken gehüllt waren, die Zeit zu vertreiben. Nur den gesetzteren Leibesübungen, wie Ballspiel und Jagd, blieb er bis zuletzt treu. Der Jagd lag er besonders gerne ob und entlockte durch seine große Geschicklichkeit immer den Zuschauern manchen ungeheuchelten Beifallsruf; denn wenn er, oft mit mehreren Damen im Coupé, mit seinem Viergespann im verwegensten Rennen dem Hirsche nachsetzte, so entfaltete er eine Virtuosität im Wagenlenken, die eines olympischen Wettkämpfers würdig gewesen wäre.

Allein die Einbuße gegenüber dem Ueberfluß früherer Jahre, da er noch declamirte und tanzte, wäre doch zu groß gewesen, wenn seine Eitelkeit sich nicht von jeher noch weit mehr an andere Dinge gehängt hätte, in denen er sich keine Einschränkung aufzuerlegen brauchte, sondern mit ruhigem Gewissen von Jahr zu Jahr mehr hingeben konnte. Fand er als Tänzer und Reiter selten einen Rivalen, so fand er in der Kunst des Repräsentirens sicherlich nie einen. Dessen war er sich wohl bewußt, und er gab sich deswegen nie schlicht und natürlich, sondern er repräsentirte stets: in seiner langen Regierung lassen sich kaum drei oder vier Momente nachweisen, wo sich der Mensch ohne Maske zeigte; er ist immer der König."

Daß sich der König in die Illusion, der Gott der Erde zu seyn, so tief und lange einwiegen konnte, ohne aus dem Traume einmal zu erwachen, erklärt sich leicht, wenn man weiß, wie seine ganze Umgebung, die ganze Nation, ja selbst das Ausland ihn vergötterte. „Selbst Molière macht Ludwig XIV. gegenüber keine Ausnahme. Und sie begnügten sich nicht etwa, ihn im Allgemeinen in einer Weise zu verherrlichen, die lächerlich wäre, wenn sie nicht empören würde, sie steigen so weit herab, das Schlechte, das ganz Gemeine der Welt mit Trompetengeschmetter als bewunderungswürdig und erhaben zu verkünden. Was Ludwig that, war an und für sich groß, oder mindestens über den leisesten Vorwurf erhaben,*) wenn es auch Thaten waren, für die jeder Andere am Pranger gepeitscht und auf die Galeeren geschickt worden wäre.

,Un partage avec Jupiter
N'a rien du tout qui déshonore.' **)

Das war das sittliche Urtheil des Molière, der so schneidig Harpagons Geiz, die hart gestrafte Eitelkeit

*) Molière läßt den Merkur sagen:
,Un tel emploi n'est bassesse
Que chez les petis gens,
Lorsque dans un haut rang on a l'heure de paraître,
Tout ce qu'on fait est toujours bel et bon;
Et suivant ce qu'on peut être
Les choses changent de nom. (Amphitrion, Prologue.)

**) Amphitrion III, 9.

George Dandins, die aufgeblasenen Albernheiten der Précieuses, die scheinheilige Lüsternheit Tartüffes gezüchtigt hatte, über den feigsten und niederträchtigsten Despotenart Ludwigs fällte. Das war der erbärmliche Hohn, den er dem Marquis Montespan ins Gesicht schleuderte, der von Ludwig schlimmer behandelt wurde, als Uria von David, denn er durfte nicht sterben, um nicht ahnen zu müssen, daß das Laster lauere, das Heiligste seines Hauses zu beflecken; er hatte seinen Grimm mit Lachen beantworten gehört und saß in ohnmächtiger Wuth über seine Schande brütend an den Grenzen des Reiches, um noch zu erleben, wie der ‚große König' verächtlich sein Weib von sich stieß, nachdem er sich überdrüssig mit ihr gebuhlt.*) Das war die Weise, in der ganz Frankreich, von dem Bettler bis zu den Fürsten, von den Thoren bis zu den Weisesten, Ludwig XIV. von dem Augenblick an gegenübertrat, da er selbst zu regieren begann. Wir dürfen das nicht vergessen, wenn wir über ihn zu Gerichte sitzen wollen, und wenn unser Spruch gerecht seyn soll."

Auf einer solchen Höhe der Verehrung stehend, hielt sich auch der König für berechtigt zu allem, was bei andern Menschen nach als Sünde gilt, für unsträflich und infallibel und duldete daher auch nicht den geringsten Zweifel, Widerspruch oder Tadel. „Es darf daher keineswegs als übertrieben erscheinen, wenn St. Simon versichert, daß selbst der Ruf von Redlichkeit ihm von Neidern leicht in solch' einem Lichte vor Augen gestellt werden konnte, daß er Veranlassung zu Vorwürfen, Abneigung und Zurücksetzung wurde. Dieses macht es denn auch vollkommen erklärlich, warum diejenigen, die am meisten Einfluß auf ihn ausgeübt haben, zum größern Theil mehr oder weniger sittlich anrüchige Charaktere waren. Menschen, die, sich ihrer Würde bewußt, die wahren Aufgaben des Lebens erkannten und mit Ernst sie zu erfüllen strebten, konnten unmöglich in dem Grade Nachsicht und Gefälligkeit für seine Lieblingsschwächen und Sünden haben, als unbedingt erforderlich war, um ihn sicher zu leiten. Ihm darin gefällig zu seyn, dazu trieben aber gleichstark der Egoismus, wie die übertriebene Ehrfurcht vor der königlichen Würde, die verlange, daß er auch in sittlicher Beziehung nach ganz anderem Maßstabe, als alle übrigen Menschen, gemessen werde. Laxheit in dem sittlichen Urtheil über andere und in Folge dessen natürlich auch sittliche Laxheit in den eigenen Handlungen wurden daher der Fundamentalsatz des höfischen Glaubensbekenntnisses. Da Ludwig jedoch zu gleicher Zeit, und je älter er wurde, desto mehr auf Aufsichirung christlich orthodoxer Ueberzeugungen und auf äußere Befolgung der kirchlichen Satzungen hielt, so entstand dadurch ein Gemisch von Frivolität und Orthodoxismus, von bewußter Heuchelei, Scheinheiligkeit und naiver Selbstlüge, das fast eben so sonderbar als widerwärtig ist, fast eben so sehr zum Lachen reizt, als es dem Staate durch Untergrabung aller Sittlichkeit verderblich wurde. Wer am geschicktesten die beiden Seiten zu vereinigen verstand, der wurde am meisten den Neigungen des Königs gerecht und mußte daher, wenn er ihn sonst zu behandeln wußte und ihm angenehm war, die weitgehendste Herrschaft über ihn erlangen und sie am leichtesten dauernd behaupten können. Wer sich dagegen nicht mit der Maske der Aftersittlichkeit und Frömmigkeit zu schmücken wußte, sondern in Aufrichtigkeit bestrebt war, ohne alle Winkelzüge der christlichen Lehre oder den seit Menschengedenken existirenden allgemeinen Sittengesetzen nachzuleben, der wurde im besten Falle geduldet, so lange er sich keiner Weise verdächtig machte, des Königs Wege irgend kreuzen zu wollen; ließ er dagegen seine abweichenden Ansichten, wenn auch nur durch Thaten, zu deutlich zu Tage treten, so war das Grund genug, in Ludwig einen geheimen Groll zu erwecken, der gerne die erste beste Gelegenheit ergriff, um sich Luft zu machen und zu zeigen, wie Herr und Knecht den gleichen Katechismus haben müßten. Wer sich selbst höher achtete, als des Königs Gunst, wer seine Ueberzeugung als seinen höchsten Richter erkannte; wer sich nicht dazu verstand, Lüge und Wahrheit, Frömmigkeit in Worten und Gottlosigkeit in Thaten mit einander zu verbinden, auf dem ruhte ein unfreundlicher, argwöhnischer Blick, der nur eines Scheines des Rechts wartete, um aus der beglückenden Ruhe des Herrschers zu verbannen. Was Wunder, daß bald kaum Einer von solchem Charakter mehr an den Stufen des Thrones zu finden war!"

Nur ein Wesen liebte den schönen König wirklich als Menschen, nicht als König. „Die La Vallière ist wirklich eine poetische Gestalt, fesselnd durch die Tiefe ihres Gemüths, ihre Magdalenen-gleiche Demuth, die Innigkeit ihrer Liebe und den schlichten Heroismus

*) Daß Molière an den beiden angeführten Stellen nicht bis auf einen gewissen Grad seine gewohnte satyrische Geißel schwinge, leugne ich nicht. Allein er wußte, daß Ludwig nicht die Ironie heraushören würde, und darum allein wagte er das Wort. Und ferner wog er auch ganz unzweifelhaft Ludwigs Handlungen auf durchaus anderer Wage, als die aller übrigen Sterblichen. Auch er hielt, wie alle Andern, ihn für ‚weniger Mensch'. In dem ersten Placet wegen des Tartüffe läßt er ihn ‚wie Gott' (comme Dieu) handeln.

im Leib. Wer aber bei Ludwig eine wirkliche Liebe zu dem einfachen Hoffräulein finden will, dem geht auch die geringste Vorstellung von der wahren Beschaffenheit seines Charakters ab. Nichts als die Eitelkeit war es, die ihn zu ihr hinzog. An der Dianenstatue hatte er das Bekenntniß ihrer Liebe belauscht, die sich von dem Glanze der Krone nicht blenden ließ, aber in heftiger Leidenschaft für den Menschen erglühte. Das war eine Schmeichelei einzig in ihrer Art, wie Ludwig sie nie wieder, weder früher noch später, gehört." Die Liebe der La Valliere zum König wird vom Verfasser nach ihrer ganzen tragischen Tiefe gewürdigt. Es lag eine gewisse poetische Nothwendigkeit darin, daß einmal der reinste Engel der Unschuld, Liebe und Treue dem herzlosesten Egoisten gegenüber stehen mußte. „Sicherlich wäre nun nach errungenem Sieg gar bald Erkaltung und Bruch erfolgt, wenn die La Valliere nicht nach wie vor dieselbe Furcht, man könnte mit gewissem Rechte sagen, denselben Abscheu vor dem Herabziehen der Liebe in die Sinnlichkeit bewahrt hätte. Jedesmal hatte Ludwig einen neuen harten Kampf zu bestehen, ehe sie seine Umarmungen duldete; denn nur, wenn es ihm gelungen war, ihre Leidenschaft so weit zu entflammen, daß sie in dem Augenblick bereit war, ihm alles, selbst ihr Seelenheil, zu opfern, nur dann willfahrte sie ihm unter Thränen. Dieser stete Kampf allein hielt Ludwigs Begierde so lange rege, und fachte sie selbst noch mehrmals an, als das Strohfeuer seiner eingebildeten Liebe schon erloschen war. Die La Valliere merkte aber doch bald, wie anders Ludwig für sie fühlte, als sie für ihn. Verzweiflung faßte sie und sie floh vor sich selbst, dem herzlosen Liebhaber und der Welt, sich, ihre Schande und ihren unsäglichen Schmerz hinter den Mauern eines Klosters zu begraben. Dieser Schritt mußte den Egoismus und die Eitelkeit Ludwigs stark verwunden, und dadurch für einen Moment seine Passion zu der frühern Höhe ihrer Energie und — Rücksichtslosigkeit erwecken. Er eilte der Flüchtigen nach, entriß sie mit Gewalt dem freiwillig gewählten Kerker; und sie — sie warf sich von neuem bedingungslos, aber unter Thränen an seinen Busen, denn noch lebte die Liebe zu ihm so mächtig in ihr, daß sie für ihn der Liebe zu sich selbst, und, was ihr unendlich schwerer ankam, der Liebe zu ihrem Gott entsagen konnte. Allein nicht nur ihr Seelenheil brachte das liebegemarterte Weib durch ihre Rückkehr wieder in Gefahr, sondern sie rief auch irdische Leiden über sich herein, so schwer und so stechend, wie sie sie früher in ihren schwärzesten Träumen nicht für möglich gehalten. Der neue Rausch Ludwigs verflog so rasch, als er gekommen. Seiner Eitelkeit war Genüge geschehen, seine Begierde gesättigt, keinerlei Widerstand reizte ihn mehr — was sollte er da noch mit dem Weibe? Blicke unendlicher Liebe, ein thränengenetztes Antlitz, auf dem sich die tödtliche Angst ausprägte, mit der sie ihn gegen das fieberhaft pochende Herz preßte, das es für unsägliches Glück gehalten hätte, an dem seinen ausschlagen zu dürfen, wenn es damit der Gefahr entgehen konnte, deren Hereinbruch von Tag zu Tag gewisser wurde — waren das Dinge, die einen Ludwig XIV. fesseln oder auch nur rühren konnten? ‚Madame, je n'aime pas d'être gêné dans mes amours!'"

Man wird aus diesen Proben erkennen, daß unser Lob des Buches gerechtfertigt ist. Es schließen sich noch manche Betrachtungen daran, namentlich solche, welche den französischen Nationalcharakter betreffen. Dieser gefällt sich in Extremen, weil er gleich jenem König, von dem hier die Rede war, etwas Comödienhaftes an sich hat, sich gern im Neuen und im Wechsel der Rollen gefällt. Kein Volk, wie das französische, ist in diesem Grade fähig, sich in eine neue Rolle hineinzulügen und sich auf einige Zeit förmlich in das zu verlieben, was es zu einer andern Zeit eben so leidenschaftlich verabscheut. Dem Extrem des Servilismus unter Ludwig XIV., der den sterblichen König vergötterte, mußte sich deshalb ein Jahrhundert später das andere Extrem des königsmörderischen Jakobinismus gegenüberstellen. Ludwig XIV. selbst entging dem Mißgeschicke nicht, welches seine königliche Person, die einst auf dem Throne angebetet wurde, noch lange nach seinem Tode an den Pranger stellte. Als während der Revolution der Convent alle Spuren des Königthums verwischte, fielen die wilden Horden der Sansculotten wie rasend über die Gräber in St. Denis her, in dessen heiligem Klosterfrieden alle Könige der Franken, von den Merovingern an ihre Ruhestätte gefunden hatten. Da wurden alle diese Majestäten herausgeworfen, verhöhnt, mit Füßen getreten und endlich in einer gemeinschaftlichen Grube mit ungelöschtem Kalk überschüttet. Ludwigs XIV. durch Einbalsamirung wohlerhaltene Leiche, einst der Abgott des schönen Geschlechts, wurde auf einen Stein gesetzt und von einem alten Weibe geohrfeigt, ehe man ihn in die Kalkgrube warf.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, | N° 42. | 23. Mai 1868.

Sociale Politik.

Wirthschaftspolitische Rückblicke auf die letzten zehn Jahre von H. C. Carey. Deutsche Originalausgabe von Carl Adler. München, Fleischmann, 1868.

Dieses kleine Buch verdient allen Deutschen empfohlen zu werden, weil es dem deutschen Fleiß und dem deutschen Rechtssinn die höchste Stelle in Europa anweist und ihnen die Herrschaft verspricht. Der große Fehler und das große Unglück Deutschlands sey nur der Partikularismus, die Kleinstaaterei, das Abschließen von einander gewesen. Jetzt aber seyen wir auf dem rechten Wege, durch gemeinsames Zusammenwirken mit all' unsern reichen Kräften die Rolle der ersten Nation der Welt zu übernehmen.

Carey sagt S. 20: „Vor zehn Jahren hatte der Verfasser die Ansicht ausgesprochen, daß Deutschland, dessen ‚Nationalsünde seit den letzten zwei Jahrhunderten' nach Ritter v. Bunsen ‚die Armuth war, als Zustand aller Classen, mit wenigen Ausnahmen,' Deutschland, welches erst 30 Jahre vorher für so sehr übervölkert gehalten ward, daß man den Vorschlag machen konnte, zur Infibulation als dem einzigen Hülfsmittel seine Zuflucht zu nehmen.*) Deutschland stand damals, was geistige Bildung anbelangt, allen andern Ländern Europas voran und in der physischen und moralischen Lage seines Volkes schritt es mit einer größern Raschheit voran, als die irgend eines andern Theiles der östlichen Hemisphäre! Seitdem ist dort ein Reich gegründet worden mit einer Bevölkerung von wenig unter 40 Millionen Einwohnern, bei denen gute Erziehung ein Gemeingut ist, mit einem Verkehrssystem, das wohl von keinem andern Lande übertroffen wird, jenes für die sehr dichte Bevölkerung und den beschränkten Flächenraum von England und Belgien vorgesehene ausgenommen, mit einem Binnenhandel, eben so vollkommen organisirt, wie irgend ein anderer auf der Welt, und von Tag zu Tag mit außerordentlicher Geschwindigkeit zunehmend, mit einem inländischen Markte für fast alle seine Produkte und in natürlicher Folge mit einer Landesbevölkerung, die täglich sowohl an Intelligenz wie an Leistungsfähigkeit zunimmt, mit einer Handelsflotte, die nun mehr als 10,000 Schiffe zählt, mit einem solchen Staatsschatze versehen, daß nicht allein das am Schlusse des letzten Krieges bewilligte Anlehen unangetastet blieb, sondern man auch in Stand gesetzt war, einen bedeutenden Zuschuß zu den der öffentlichen Erziehung gewidmeten Fonds zu gewähren, und mit so wohl versehenen Privatkassen, daß seine Bewohner nicht nur mit ihren eigenen Mitteln ihre Hochöfen und Fabriken zu bauen und ihre eigenen Straßen anzulegen im Stande waren, sondern auch Hunderte von Millionen dem übel versorgenden Volke Amerikas vorstrecken konnten, die dort zur Anlage von Straßen dienen sollten, in einem Lande, dessen Ueberfluß an natürlichen Hülfsmitteln freilich es lange vorher in die Lage versetzt haben sollte, eher ein geldleihendes, als — wie es nun allgemein der Fall — ein geldborgendes zu seyn."

Das ist das gegenwärtige Deutschland, seitdem Preußen sich der deutschen Sache angenommen hat. Schon der Zollverein war ein mächtiger Fortschritt aus der scheußlichen Uneinigkeit heraus, und Metternich und die österreichische Politik hatte im Bunde mit Rußland, Frankreich und England und mit den Rheinbundfürsten,

*) Weinhold: von der Uebervölkerung ꝛc. — Er schlug vor, daß Infibulation gesetzlich eingeführt und dadurch bewerkstelligt werde, daß man alle männlichen Einwohner von ihrem vierzehnten Jahre an infibulire, und zwar jedesmal so lange, bis jemand beweisen könnte, daß er die Mittel zum Unterhalt einer Familie besitze.

die um jeden Preis ihre usurpirte Souveränetät behaupten wollten, die großen Siege der Deutschen in den Jahren 1813—1815 vereitelt, unnütz gemacht, die deutsche Nation um deren Lohn betrogen und Deutschlands Uneinigkeit unter der Bevormundung fremder Mächte zu verewigen gesucht. Ganz allein in Preußen bewahrte man noch die heilige Erinnerung an die Begeisterung von 1813 und die Sehnsucht nach der Einigung des großen deutschen Vaterlandes, und obgleich die preußische Regierung lange unter russischem und österreichischem Einfluß stand, so ergriff sie doch die erste Gelegenheit, im Gegensatz gegen das Metternich'sche Absperrungssystem durch Gründung des Zollvereins die Schranken des Verkehrs zu erweitern. Sie wandte sich an das materielle Bedürfniß, was jeder eher begreift, als das geistige, sittliche oder den Ehrenpunkt. Vom Zollverein spricht der englische Verfasser mit hoher Achtung. Nachdem er die erstaunlichen Fortschritte der Industrie und des Handels in Deutschland charakterisirt hat, sagt er: „Welchen Ursachen nun ist dies alles zuzuschreiben? Dem ruhigen und einfachen Walten des vom Zollverein geübten Schutzsystems, das von dem Verfasser lange schon als die wichtigste Schöpfung des Jahrhunderts und als eine der wichtigsten je in Europa zu Stande gebrachten Institutionen betrachtet ward. Im Zollverein wurde allenthalben die Arbeit wohl gespart. In ihm wurden die positiven und negativen Elemente einer ganzen Nation in Wechselverkehr mit einander gebracht und so eine große Batterie von 40 Millionen Plattenpaaren geschaffen, innerhalb deren nun eine Raschheit der Circulation stattfindet, wie sie größer kaum sonst irgendwo besteht, und welcher aller Wahrscheinlichkeit nach bestimmt ist, schließlich über den ganzen östlichen Horizont Wirkungen zu verbreiten, wie sie nur von dem vollkommensten Sanguiniker für unsern westlichen Continent erhofft werden können. Der Löwe und der Tiger, — die Cäsar und Napoleon der thierischen Welt, — lassen nichts zurück, was irgend ihre einstige Existenz darthun könnte. Das kleine Coralleninsekt erschafft Inseln, die ewig dauern. — So auch scheint es mit dem großen Monument zu seyn, das grade jetzt um den Preis einer einzigen Woche von Schlachten dem Andenken Friedrich List's und seiner Anhänger errichtet ward, den schlichten Arbeitern, denen die Welt im großen Ganzen für die Schöpfung des Zollvereins zu Dank verpflichet ist."

Von welcher Art die erwähnten Fortschritte der Industrie in Deutschland sind, davon zeugen z. B. die Eisenarbeiten. „Im Jahr 1850 war der Ertrag von Stahl auf 350,000 Dollars geschätzt. Zehn Jahre später hatte er die Ziffer von 1,400,000 Dollars erreicht. Noch 5 Jahre später, während welcher die Welt mit der werthvollen Gabe des Besemer-Verfahrens beschenkt war, war die erreichte Ziffer bereits 10 Mill. Dollars. Im Jahre 1850 war der Gesammtwerth des Roheisens und Schmiedeeisens nur 15,000,000 Dollars, während er 1865 bis auf 55 Mill. angewachsen war, und dieser gesammte bedeutende Zuwachs war doch nur ein Vorspiel für neues und weiteres Vorschreiten in derselben Richtung, da, wie man uns sagt, Maßregeln zu noch größerer Ausdehnung der Werke im Gange sind."

Weiter wird gesagt von Deutschland im Gegensatz gegen England: „Aus den losen Fragmenten, die vor 35 Jahren vor der Welt als Deutschland galten, hat sich bereits der wichtigste Staat Europas gebildet, ein Staat, dessen Macht zur Selbstvertheidigung aus der Thatsache hervorgeht, daß er eben jetzt der Welt die größte Verbesserung lieferte, die je in Bezug auf Production jenes Metalls gemacht worden, in dessen reichster Verwendung der höchste Beweis der Civilisation gefunden wird, und weiter aus der Thatsache, daß bei gleicher Bevölkerung die Zahl der jungen Leute, die jährlich das Alter erreichen, das sie zum Kriegsdienste tauglich macht, derjenigen in Frankreich um die starke Ziffer von 68,000 überlegen ist, eine Ziffer, die allein schon hinreicht, den Kriegsbedürfnissen zu genügen, für den Fall, daß ein Krieg unglücklicherweise zu irgend einer Zeit nothwendig werden sollte."

Im Gegensatz gegen Deutschland wird England trotz seines unermeßlichen Reichthums als keineswegs glücklich und noch weniger als zukunftsreich charakterisirt. Hier findet man neben dem Reichthum, in der weit überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung die bitterste Armuth. Nirgends ist das Verhältniß der Arbeit zum Besitze unnatürlicher, als hier und nicht nur zum Kapital, sondern auch zum Grundbesitz. Wir haben zwar Fabrikarbeiter genug, aber doch noch mehr Bauern. Diese fehlen in England gänzlich, denn es gibt dort nur Tagelöhner, die nicht viel besser gestellt sind, als die Sclaven auf den großen Latifundien der alten Römer. Wie dort der achtbare und tapfere Bauernstand, von dem Roms Tugend und Größe ausgegangen war, zu Grunde ging, der Stand der kleinen Besitzer ganz aufhörte, großer Landbesitz nur noch reichen Herrn in der Stadt gehörte und draußen von armen Sclaven unter harten und habgierigen Verwaltern bearbeitet wurde, so ist es jetzt in England.

Wir lesen hier folgende Schilderung. „‚Der Stand der Bauernschaft, eines Landes Stolz,' sagt D'Israeli, ist ‚vom Angesicht des Landes verschwunden.' Suchen

wir ihre Abkömmlinge, so finden wir sie von einem Lohne von 2 bis 4 Dollars per Woche lebend, von dem ein Theil für Miethe einer elenden Wohnung abgeht, während die Frau unterdeß 6 Pence täglich durch Feldarbeit verdient, und die Kinder zu ‚Gangwerk' verwendet werden, wie dies in Folgendem beschrieben ist. Das ‚Gang'-System, wie es neulich im Parlament dargestellt wurde, besteht in kurzen Worten in Folgendem: In den ‚Fen'-Distrikten, die fast eine Million Morgen des reichsten Landes in England bedecken, in Huntingdonshire, Campridgeshire, Nottinghamshire, Norfolk, Suffolk und in Theilen der Grafschaften Northampton, Bedford und Rutland werden gegen 7000 Kinder von 5 Jahren aufwärts, neben Personen beiderlei Geschlechts von 15 bis 18 Jahren in ‚Gangs' verwendet, die je zwischen 15 und 20 Arbeiter unter einem Meister umfassen, und zwar in einem Zustande, der von Sclaverei einzig dadurch unterschieden ist, daß er unendlich schlechter noch als diese. Der ‚Gang'-Meister ist fast regelmäßig ein lüderlicher Mensch, der als Arbeiter keine ständige Beschäftigung bei irgend einem anständigen Pächter erhalten kann. In den meisten Fällen kauft er thatsächlich die Arbeit der Kinder von armen Eltern, verkauft diese Arbeit wieder an Pächter, zahlt dem ‚Gang' so viel ihm beliebt, und steckt den Nutzen in die Tasche. Sieben oder acht Monate im Jahr werden diese ‚Gangs' oft 7 oder 8 Meilen täglich zu Pächtereien getrieben, wo sie mit Pflanzensetzen, Ausjäten von Unkraut, Auflammeln und Wegbringen von Steinen und dergleichen Arbeit von ½6 Uhr des Morgens bis 7 oder 8 Uhr des Abends beschäftigt sind. Der ‚Gang'-Meister wird pr. Tag oder pr. Morgen bezahlt und er seinerseits zahlt wieder den Kindern 4 bis 6 Pence täglich, während die ältern Burschen und Mädchen von 9 bis 15 Pence erhalten. Der Meister verschafft sich damit, daß er seine Mannschaft aufs Feld treibt, sie bei der Arbeit hält und zwar mit dem Stocke, einen Gewinnst, der auf ohngefähr 1 Pfund Sterling wöchentlich geschätzt wird. Es ist Zeugniß dafür vorhanden, daß Hunderte von den jüngern Kindern auf den Armen der ältern Bursche jede Nacht nach Hause getragen werden. Bis an die Brust in nassem Getreide arbeitend, werden viele der Kinder für ihr ganzes Leben gelähmt durch rheumatische Leiden, während andere die Anlage zu Fieber, Rückenlähmung und Auszehrung sich holen. Es sind Fälle bekannt, wo kleine Mädchen von 4 Jahren diese langen schrecklichen Tage hindurch zur Arbeit angetrieben wurden. Die schwungvollsten Gemälde, die die Wilberforce von dem Wesen der Sclaventreiber, wie es vor 40 Jahren in den Colonien herrschte, uns entwarf, lassen das britische Westindien, im Vergleich mit den heutigen ‚Fen'-Distrikten in England selbst doch noch als ein wahres Arkadien erscheinen. Diese Darstellung des ‚Gang'-Systems, so sehr wir uns an ihr entsetzen, bietet doch noch keineswegs die schrecklichste Phase des ‚Gang'-Systems. Die Gangs stehen unter keiner sittlichen Beschränkung irgend einer Art. Oft sind bei Nacht beide Geschlechter in Scheunen zusammengesteckt, wo unter den ältern Knaben und Mädchen die schamlosesten Dinge natürlicherweise vorkommen, und Geistliche und andere achtbare Gewährsmänner bezeugten der Untersuchungscommission, daß die ‚Gang'-Arbeiter ‚unter aller Moral' ständen. Sie haben keinen Begriff von Keuschheit und kennen die Bedeutung des Wortes gar nicht. Aerztliche Vorsteher von Krankenhäusern sagen aus, daß ‚Gang'-Mädchen, nicht älter als 13 Jahre, in schwangerem Zustande zu ihnen gebracht worden seyen. Ihre Sprache und ihr Betragen sind so verworfen, daß Dutzende von Gemeindegeistlichen, von Chirurgen und anständigen Arbeitsleuten der Commission erklärten, daß die Einführung von ‚Gang'-Arbeitern in ein Dorf jedesmal die Sittlichkeit untergrabe. Evening Post. Wenden wir uns nun nach Irland, dem Lande ‚der bekannten Hungersnöthe,' dem alle entfliehen, die die Mittel dazu finden; dem in dem letzten Jahrzehnt so viele entflohen, daß die Verminderung der Bevölkerung nahezu 800,000 Seelen erreichte ꝛc."

Indem in England der Stand der kleinen Besitzer immer mehr abnimmt, vermindert sich die Zahl der Wohnungen in dem Maaße, wie sich die Menschenzahl vermehrt, welche dann durch das immer engere Zusammenwohnen in unreiner Luft immer mehr degenerirt. Das vorliegende Buch schließt daraus auf ein allmäliges, aber unvermeidliches Sinken Englands von seiner alten Höhe. Armuth, Hunger und Verbrechen im Innern weisen nicht allein darauf hin. Das englische System, unchristlich, gewissenlos, rechtslos, herzlos nur mit Gewalt und mit der Macht des Geldes die niedern Classen im Innern zu unterdrücken, ist bereits merklich erschüttert durch die verhängnißvolle Arbeiterunion und durch den Fanatismus der Fenier. Es hat sich aber auch in der auswärtigen Politik nicht bewährt, es hat auch hier Erschütterungen leiden müssen. Es hat den großen Aufstand in Ostindien nur für einmal, nicht für immer besiegt. Es hat auch am Cap die ehrlichen Boers vertrieben und sich diese nützliche Menschenclasse, gegen die es die schwarze Race aufhetzte, für immer entfremdet. Weit entfernt, den Völkern in Indien, China, Afrika Civilisation, Freiheit, Bildung

und Christenthum zu bringen, hat es ihnen nur Tyrannei und Opium gebracht, duldet den abscheulichsten und abgeschmacktesten Götzendienst und fördert ihn sogar aus bloßer Habgier. Kurz England thut nichts für den Fortschritt der Menschheit und für die Erhaltung der uns überlieferten Güter der Religion, der Sittlichkeit, des Rechts, sondern es fröhnt nur der Habgier mit allen Mitteln der Arglist und Gewalt. Die ganze Weltgeschichte lehrt, daß solche Regierungssysteme nie von Dauer gewesen sind. Das vorliegende Buch schließt damit, es müsse jedermann klar seyn:

„Daß das System, welches darauf ausgeht, eine einzige ‚Werkstätte für die Welt' zu haben, unchristlich ist, und nicht lange mehr sich aufrecht erhalten läßt;

daß England seinen Höhepunkt überschritten und daß es, gleich Tyrus, Carthago, Venedig, Holland und allen andern lediglich Handel treibenden Gemeinwesen, die ihm vorangegangen, bestimmt ist, und zwar in nicht ganz ferner Zeit, seinen Platz nur noch unter den Großmächten der Vergangenheit einzunehmen;

daß Frankreich unter dem centralisirenden System des Kaiserreichs unvermeidlich in derselben Richtung folgen muß; daß in Uebereinstimmung mit dem großen Gesetze, aus dessen Beachtung wir lernen, daß der reichste Boden immer zuletzt in Cultur genommen worden, — Deutschland, Rußland und unsere Vereinigten Staaten von Nordamerika — die Großmächte der Zukunft seyn werden."

Sehr gut ist auch die Parallele zwischen Deutschland und Nordamerika. „Vor fünfunddreißig Jahren boten Deutschland und die amerikanische Republik Zustände dar, die schnurstracks einander entgegengesetzt waren. Ersteres war getheilt und voll Verwirrung, sein Binnenhandel auf allen Seiten gehemmt, sein Volk und seine verschiedenen Regierungen waren sehr arm und fast ohne sonstige Hoffnung für die Zukunft, als etwa die aus der Thatsache geschöpfte, daß damals Versammlungen über die Bildung einer Zollunion im Gange waren, die auch 5 Jahre später wirklich zu Stande kam. In letzterer dagegen war alles ganz verschieden gestaltet; der Binnenhandel lebhafter als je zuvor, — der Staatsschatz bis zum Ueberfließen gefüllt, die Nationalschuld grade daran, getilgt zu werden, und das Kapital in solcher Fülle vorhanden, daß man es für geboten erachtete, durch Eröffnung von Bergwerken, Häuser- und Fabrikbauten und Anlegung von Straßen die gesammte Arbeitskraft eines damals nur 13 Millionen Seelen zählenden Volkes zu beschäftigen. Die Ursache dieser merkwürdigen Verschiedenheit war in dem Umstande zu suchen, daß bis zu jener Zeit Deutschland vollkommen verfehlt hatte, irgend Maßnahmen zur Coordination zu ergreifen, wie sie doch zur Herstellung einer Circulation unter den 30 Millionen menschlichen Plattenvaaren, aus welchem sein gesellschaftlicher Körper damals bestand, — benöthigt waren, — während des Congreß der amerikanischen Union erst 4 Jahre zuvor Maßregeln ergriffen hatte, die die Entwicklung aller physischen, geistigen oder sittlichen Kräfte ihrer Bevölkerung, des ganzen Reichthums ihres Bodens und aller der wunderbaren Gesteinlager, die den Untergrund ihres Bodens bildete, — zum Gegenstande hatten. — Das eine hatte verfehlt, Producenten und Consumenten von Nahrungsstoffen und Wolle zusammenzubringen und blieb von den Händlern entfernter Märkte abhängig; das andere hatte grade damals gewollt, daß solche Abhängigkeit in nicht ferner Zeit zu einem Ende käme, daß Producenten und Consumenten zusammengebracht werden sollten und damit begann auch sofort eine Lebhaftigkeit der Circulation und eine Besserung des physischen und moralischen Zustandes, desgleichen man nie zuvor in so kurzer Zeit hatte zu Stande bringen sehen. Drei Jahre später (1835) finden wir die beiden Länder wiederum vollständige Gegensätze zu einander bilden; denn Deutschland hatte damals seinerseits das amerikanische System adoptirt und so sich Freiheit des Binnenhandels verschafft, Amerika aber hatte gleichzeitig das System angenommen, das sich für Deutschland als so verderblich erwiesen und dort grade verworfen wurde. Von da an schritt das eine stätig vorwärts in der Richtung, die ihm einen bedeutenden Binnenhandel schuf, indem es sich ein Eisenbahnsystem schuf, das um sein ganzes Volk ein so inniges Band schlingen sollte, daß jeder Gedanke einer ferneren Trennung ausgeschlossen blieb. Bei einem zeigt sich schon der Erfolg in der ruhigen Bildung eines mächtigen Staates. Das andere hatte unterdessen große Landstraßen angelegt, durch die es in Stand gesetzt wurde, seinen Boden in der Form von Tabak, Korn und Baumwolle nach entfernten Märkten auszuführen und so die Macht zur Unterhaltung eines Binnenhandels zu vernichten, — die Folge aber zeigte sich in einer großen Rebellion, die dem Lande — Nord wie Süd — eine halbe Million Leben, hunderttausende von Krüppeln und die Ausgabe von Tausenden von Millionen kostete."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint eden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅚ Thaler.

Mittwoch, **N° 43.** 27. Mai 1868.

Thierseelenkunde.

Der Vogel und sein Leben, geschildert von Dr. Bernard Altum. Münster, Niemann, 1868.

Der im Gebiet der Thierkunde sehr erfahrene und scharfsinnige Verfasser tritt mit vieler Energie den modernen Thierpsychologen entgegen, welche einerseits die Thiere, ja sogar die Pflanzen zur Höhe des Menschen hinaufschrauben möchten, andererseits aber auch wieder den Menschen zum Thier erniedrigen, ihn vom Affen abstammen lassen oder ihn zu einer bloßen Maschine machen. Die erstern sind gar zu sentimental und dichten den Thieren, ja selbst den Pflanzen, ein zartes Seelenleben an, die andern meinen es nicht ernst, sie treiben nur Humbug. Karl Vogt lacht den vornehmen Pöbel nur aus, der in seine kostbaren Vorlesungen läuft. Er genießt das gebildete Publikum wie Eulenspiegel einst das ungebildete.

Die Frage hat auch eine ernste Seite. Es ist kein günstiges Zeugniß für unsere Wissenschaft, daß sie auf solche Abwege gerathen kann, daß man mit Glück so absichtlichen Unfug mit ihr treiben darf, während man sich rühmt, in ihrer exacten Behandlung bereits das Höchste erreicht zu haben.

Der Verfasser bezeichnet seine Grundansicht in Folgendem, auf S. 7: „Daß der Mensch dem Thiere körperlich nahe steht, und zwar dem einen Thiere näher als dem andern, daß er folglich einer Thierform am nächsten stehen muß, daß er einem Affen näher steht, als etwa einem Maikäfer, das wissen wir auch ohne die vielen wissenschaftlichen Arbeiten, welche in neuer und neuester Zeit über diesen Gegenstand erschienen sind. Aber darum handelt es sich in keiner Weise. Die thierähnliche Körperlichkeit des Menschen wird wohl von keiner Partei in Zweifel gezogen, eben so wenig, als der einen dieser Parteien der Beweis möglich seyn wird, daß der Mensch körperlich aus dem Thierreiche hervorgegangen sey. Es handelt sich bei dieser überaus gewichtigen Frage lediglich um die Realität des Anthropomorphismus des Thierlebens. Wir sind der Ueberzeugung, daß ein zweckesetzendes Wesen nur ein reflectirendes, denkendes Wesen seyn kann, und daß hienieden ein solches nur der Mensch ist. Das Thier denkt nicht, reflectirt nicht, setzt nicht selbst Zwecke, und wenn es dennoch zweckmäßig handelt, so muß ein Anderer für dasselbe gedacht haben." Dieser Andere ist niemand anders als Gott, der Schöpfer aller Dinge, der große Zauberer und Künstler, dessen schönes und unübertreffliches Kunstwerk die Natur ist und der den Thieren ihren Instinkt gegeben hat, aus welchem allein sich alles erklärt, was sie thun und treiben.

Herr Altum weist auf die überzeugendste Weise aus der Erfahrung nach, daß die Thiere gar nicht wissen, was sie thun, sondern nur dem blinden Instinkte folgen und damit nur allgemeinen Zwecken der Natur dienen. Die Zweckmäßigkeit, von der die moderne Wissenschaft nichts wissen will, wird vom Verfasser mit Recht zum Hauptmotiv aller Bildungen und Einrichtungen in der Natur gemacht. Die ganze Natur muß als das Werk des größten Künstlers angesehen werden, der alles berechnet, alles im überraschendsten Zusammenhange geordnet hat. In ihr ist nichts zu wenig, nichts zu viel; das Unscheinbarste in ihr hat seinen bestimmten Zweck. Wie das in Bezug auf die Vögel der Fall ist, beweist Herr Altum in siegreicher und unwiderleglicher Weise. Und zwar beschränkt er sich nicht blos darauf, aus dem innern Organismus und der äußern Gestalt, den Trieben und Fähigkeiten der Vögel die Zweckmäßigkeit, das Nützliche und Nothwendige für ihre eigene Existenz nachzuweisen, sondern er zeigt auch, was die Vögel im ganzen Haushalt der Natur be-

deuten, was sie zum Gedeihen des Ganzen beitragen, und über das alles hinaus, wie sie zugleich auch dem ästhetischen Naturzweck dienen.

Je nachdem die Vögel von Vegetabilien, Insekten oder größern Thieren leben, im flachen Feld, im Wald, im Sumpf oder im Wasser wohnen, sind sie für den jedesmaligen Zweck ganz verschieden gebaut, haben lange oder kurze, schwache oder starke Schnäbel und Beine, verschiedenes Gefieder 2c. Die Farbe des Gefieders, so wie auch der Eier ist nicht selten der Farbe der Umgebung ähnlich, was zum Zweck hat, sie vor Feinden besser zu verbergen, in manchen Fällen aber auch zur Harmonie der Landschaft gehört. „Wer je am Seestrande dem Treiben der zierlichen Seeschwalben und Möven zuschaute, wird wahrhaft überrascht gewesen seyn von der farbigen Aehnlichkeit zwischen diesen Vögeln und dem Meere mit seinem Schaum. Eine nahe über dem Wasserspiegel dahin schwebende Seeschwalbe, deren gemächlich ruhig bewegten langen spitzen Schwingen einer schaukelnden Welle sehr gleichen, wird so von der Meeresfarbe aufgenommen, daß sie trotz ihrer Größe und der Nähe, worin sie an uns vorüber rudert, kaum sichtbar ist. Die Strandvögel, welche auf dem Sande und Kiese der Ufer und Gestade leben, z. B. die kleinen Charadrinen; der Goldregenpfeifer, dessen eigentliche Heimath die gelbgrünen Flächen der Tundras zu seyn scheinen; die Bekassinen auf unsern Mooren; die Wüsten- und Steppenhühner auf ihrem sandgelben Areal; unsere Lerchen auf dem grauen Erdboden; der Wasserschwätzer wie aus schwarzem Stein und einem Schaumballen des Gebirgsbaches zusammengesetzt, die Nachtschwalbe auf dem Haideboden oder der grauen Baumrinde, worauf dieselbe am Tage ruhet, u. s. w., sie alle könnten nach ihrem Colorite wahrlich kaum übereinstimmender mit ihrer Umgebung gedacht werden. Die Vögel des Waldbodens, Waldschnepfe, Auer-, Birk-, Haselhuhn sind so vollkommen ähnlich unter sich wie mit dem abgefallenen Laube, den Flechten und Reiserchen des Bodens, auf dem sie leben, gefärbt und gezeichnet, daß es auch bei dem Vorstehehund schwer, gewöhnlich unmöglich ist, sie zu entdecken, sie heben sich von dem Boden, worauf sie ruhen, durchaus gar nicht ab. Die beiden erstgenannten Hühner, das Auer- und Birkhuhn, führen uns aber noch einen Schritt weiter. Von ihnen nehmen nämlich nur die Hennen und die Jungen, nicht aber die schwarzdunklen Hähne an der farbigen Conformität Theil. Der Zweck dieser auffallenden Erscheinung bietet sich demjenigen, welcher mit der Lebensweise derselben auch nur ganz oberflächlich vertraut ist, fast von selbst. Die Hennen sind es nämlich allein, welche wochenlang, theils während des Brütens, theils während des Umherführens ihrer Jungen auf dem Boden des Waldes verweilen müssen; nur sie und die Jungen, nicht aber die aufbäumenden scheuen Hähne bedürfen des farbigen Schutzes, bedürfen einer Waldbodenfarbe. Aus demselben Grunde sind die Hennen sämmtlicher hühnerartigen Vögel höchst unscheinbar, grau in grau, braun in braun mit mannigfaltigen Strichelchen und Wellenlinien gezeichnet."

Hier noch ein Beispiel von der Zweckmäßigkeit in der verschiedenartigsten Federstructur der Vögel. „Die äußerst weichen Federn der Eulen bewirken für sie einen unhörbar leisen Flug, und dieser ist durch die Natur ihrer Beute (Mäuse, Spitzmäuse) so sehr bedingt, daß jene ohne diesen lautlosen Flug schwerlich im Stande wären, ihre so leicht entwischende Nahrung für sich und namentlich für ihre Jungen zu erbeuten. Dahingegen bewirkt der wirbelnd schnelle Schlag der steiffedrigen Flügel des Rephuhns ein starkes Brausen, und hier ist dieser Lärm, worauf wir später zurückkommen werden, für die andern das Signal zu eiliger Flucht."

Interessant ist vorzugsweise die Untersuchung der Brutplätze der Vögel und des dieselben umschließenden Rayons ihrer Ernährung. Die Isolirung der einzeinen Paare hat lediglich den Zweck, die Alten und Jungen zu ernähren, ihnen gleichsam ein Weide- und Jagdrevier zu sichern, in welchem sie von keinem andern gestört werden. Einzig um sich ihr gesondertes Revier zu sichern, kämpfen in jedem Frühjahr vor der Brutzeit die Männchen mit einander und jeder treibt das andere aus der Nähe seines Nestes fort. Diesen Instinkt haben sie blos zum Zweck der Ernährung und von Eifersucht und Galanterie, die man ihnen deßfalls angedichtet hat, ist nichts in der Wirklichkeit zu spüren. Die Paare finden sich instinktmäßig einzig zum Zweck der Fortpflanzung und Ernährung zusammen. Werden sie gewaltsam getrennt, so paart sich jeder Theil wieder mit einem andern und von Liebesschmerz und Trauer ist nie das geringste wahrzunehmen. Die Absonderung der Ernährungsreviere der Vögel dient zugleich noch andern Zwecken, z. B. zu gleichmäßiger Vertilgung des Ungeziefers. Andrerseits dienen die Vögel, so weit sie nicht zur Erhaltung der Gattung leben müssen, in ihrer Ueberzahl andern Thieren zur Nahrung.

Vor sechs Jahren frug Doctor Brehm, warum unsere Zugvögel so außerordentlich weit in das glühende Afrika hineingehen, da sie doch schon an der Küste

Futter genug fänden, und bemerkte dazu: das warum hat noch keiner erforscht. Herr Altum wendet nun einfach seine Theorie von der Theilung der Ernährungsbezirke der Vögel auch auf jene südlichen Länder an.

Das schlagendste Beispiel von der Wichtigkeit jener Theorie, liefert der Kukuk. Das ist der einzige unserer Waldvögel, der die behaarten oder s. g. Bärenraupen vertilgt und dadurch unserem Forstwesen außerordentlichen Nutzen bringt. Er vermöchte das aber nicht, wenn er nur einen Brutplatz hätte. Um mehr Raupen vertilgen zu können, muß er mit seinem Ernährungsrayon wechseln und daher jedes seiner Eier in das Nest eines andern Vogels legen. Das ist die natürliche und einzig richtige Erklärung einer Naturerscheinung, über die schon so erstaunlich viel gesungen und gesagt ist. „Der Kukuk dient von allen hiesigen Vögeln ganz allein als Gegengewicht gegen die behaarten Raupen. Kein anderer Vogel frißt letztere, und wenn es gezwungen geschehen sollte, so geht er durch die Raupenhaare ein, welche sich in des Vogels Speiseröhre und Magenwand einbohren und eine heftige Entzündung bewirken. Der Kukuk aber frißt diese ohne Nachtheil mit außerordentlicher Vorliebe. Als Waldvogel im eigentlichsten Sinne ist er selbstverständlich auf die behaarten Baumraupen vorzüglich angewiesen. Soll nun der Kukuk in der freien Natur als Hemmung grade gegen diese Insekten verwendet werden, so muß er ein Doppeltes zeigen. Er muß erstens in normalen Raupenjahren über alle Waldpartien mehr oder minder gleichmäßig zerstreut leben, um diese Aufgabe ausführen zu können. Es sind aber die Raupenmonate, Mai, Juni und Anfang Juli, grade auch die Brutmonate der Vögel. Es folgt deshalb daraus, daß der Kukuk in vereinzelten Paaren dann nicht auf lange Zeit an die Wiege der Jungen gefesselt, daß er ein für alle Mal vom Nestbau, Brut- und Fütterungsgeschäft entbunden seyn muß, um frei von derartigen Hemmnissen dorthin wandern und dort bleiben zu können, wo ein Raupenfraß sich eingestellt hat. Und factisch ziehen sich wirklich die Kukuke nach den bedrohten Stellen und zwar in einer Anzahl, welche der Masse der auftretenden Raupen entspricht, zusammen. Ich selbst habe diese Thatsache in unsern westfälischen, recht oft von der Processionsraupe gefährdeten Eichenwäldern zur Genüge beobachtet; die Mittheilungen Anderer über die Kiefernspinner-, Nonnen- und Weidenspinnerraupe stimmen damit vollkommen überein."

Noch merkwürdiger als der Trieb des Kukuks, seine Eier in fremde Nester zu legen, ist die Sorgfalt, mit der die Vögel, die in jenen Nestern brüten, das fremde Ei und den daraus schlüpfenden fremden Vogel, pflegen. Um einen großen Zweck der Natur zu erfüllen, vernachlässigt die Vogelmutter ihre eigenen Jungen. Das geht nicht von ihr aus, sie folgt nur dem zwingenden Instinkt nach der weisen Einrichtung des Schöpfers. „So ist denn in der That der Trieb, junge Kukuke zu füttern, bei den Bachstelzen sehr stark, ja stärker als der, die eigenen Jungen mit Nahrung zu versehen. Ueber einem sehr niedrigen Gewächshause bei einem hiesigen Kunstgärtner befand sich vor zwei Jahren ein Bachstelzennest, welches außer fünf jungen Bachstelzen auch einen Kukuk enthielt. Der letzte füllte bald den Nestnapf, und alsbald zerrte die alte Bachstelze ihre eigenen Jungen zur Flugöffnung, welche vom Neste etwa einen halben Fuß entfernt war, und stürzte sie herab auf die Glasscheiben eines unten befindlichen Mistbeetes. Der in der Nähe arbeitende Gärtner durch den Ton des Falles aufmerksam gemacht, hebt die Thierchen auf und legt sie wieder in ihr Nest; allein zu seiner nicht geringen Entrüstung sah er sich sehr bald diese Kindsmörderei wiederholen. Die Bachstelzen wollten ihre eigenen Jungen nicht in dem Raume dulden. Was lehrt uns diese Beobachtung? Sollte man, menschlich gedacht, nicht erwarten, daß die Bachstelzen den Kukuk fortgeschafft hätten, um ihre eigenen Jungen zu retten, welche sie doch, wenn sie bereits früher gebrütet hatten, nach Größe, Gestalt und Stimme als solche ‚erkennen' konnten und mußten? Aber nein! sie opfern ihre Brut, um den Wechselbalg groß zu ziehen. Sollte unsern Naturforschern, welche das Thier durchaus zu einem geistig menschenähnlichen Wesen erheben wollen, nicht schon die unangenehme Frage aufgestoßen seyn, wie es doch komme, daß diese ‚geistig' doch so hoch begabten Vögel den Betrug nie ‚merken', selbst dadurch nicht, daß das untergeschobene Pflegekind sich so weit ausgebildet, daß es nach aller ihrer frühern Erfahrung, nicht mehr unerkannt bleiben kann, selbst dann nicht, wenn es sich durch das laute unablässige Schreien in der auffallendsten Weise als ein durchaus fremdes Wesen documentirt! Diese ohne Ausnahme feststehende Thatsache wird aber mit Stillschweigen übergangen; beweiset aber so schlagend, wie möglich, daß die Pflegevögel grade Kukuke füttern müssen mit Vernachlässigung aller anderweitigen Elternpflichten. Ist der Kukuk auf sie angewiesen, so sind auch sie auf den Kukuk angewiesen, das eine bedingt das andere so nothwendig, daß eins ohne das andere nicht gedacht werden kann. Wenn Kukuke in fremder Vögel, etwa in Bachstelzennester ihre Eier legen müssen,

so müssen auch Bachstelzen Kukuke füttern. Setzen wir einen beliebigen jungen Kukuk an beliebiger Stelle aus, sofort kommen auf sein Schreien bei uns außer einigen andern Vögelchen namentlich zwei Arten, die weiße Bachstelze und die Braunelle herbei, und tragen ihm mit dem größten Eifer Nahrung zu. Ja sogar junge Bachstelzen, welche noch das erste Gefieder tragen, füttern junge Kukuke; ich selbst bin Zeuge davon gewesen."

Wie sehr der zwingende Instinkt des Thieres von jeder Vernunft fern bleibt, erhellt aus vielen Beispielen. „Nimmt man Vögeln ihre Jungen vor ihren Augen, trägt sie unter ihren Augen fort oder tödtet sie, so müßten jene doch nach aller menschlichen Auffassung wissen, daß sie eben nicht mehr sind. Sie könnten in Folge dessen trauern und klagen, ja sogar ‚vor purem Seelenschmerze nicht fressen wollen'; wenn man sie aber nichts desto weniger noch längere Zeit nachher mit dem Futter im Schnabel umherfliegen sieht, als müßten sie noch für jene sorgen, so ist das doch wahrlich wiederum ein Beweis, daß der Vogel kein geistig menschenähnliches Wesen ist. Nicht selten versehen ihrer Jungen beraubte Vögel die Jungen einer andern Art mit Futter. Sie müssen füttern, und was sich fütterungsbedürftiges vorfindet, namentlich durch Stimme und Geberde dazu reizet, das wird gefüttert. — Auch Vögel, welche gar nicht zur Fortpflanzung kommen, füttern, wie angedeutet, gereizt, fremde Jungen sehr leicht. So erkläre ich mir das Factum, daß eine Elster auf dem Hofraume einem jungen betteinden Sperlinge Nahrung brachte. Als aber derselbe mehr erwachsen nicht mehr durch Flügelzittern und Schreien zum Füttern reizte, verspeiste ihn jene Elster mit großem Appetit. Man erzählte mir den Vorfall als Beleg für die große Berechnung und Schlauheit der Elster. Ihr sey nämlich der junge Spatz sicherlich im Anfange noch zu klein gewesen, deshalb habe sie sich denselben mit Absicht gemästet und dann später verzehrt! — Das Auffallendste in der Rede stehenden Hinsicht theilt uns Faber in seinem ‚Leben der hochnordischen Vögel' mit von den Baßgänsen (Sula alba, ein zu den pelekanartigen Vögeln gehörender Seevogel). Wenn ihnen nämlich das Ei genommen ist, so brüten sie nicht nur auf der leeren Stelle, sondern sie fliegen auch zur Zeit, wo sie unberaubt Junge haben würden, nach Futter aus, bringen die entsprechende Menge mit und speien sie hin, als wenn Junge da wären. Ist ihr Ei faul gebrütet, so betragen sie sich ebenso; dem faulen Ei wird die Nahrung vorgelegt. Ich möchte gern wissen, wie man nachweisen wollte, daß solche Handlungen aus Liebe oder Mitleid hervorgingen. Rührende Schilderungen können uns über die Schwierigkeiten nicht hinwegheben."

Der Verfasser vergleicht das Benehmen der Vogelmännchen im Frühjahr und im Herbst, zum Beweise, daß sie keine Ueberlegung und keinen Eigenwillen haben, sondern lediglich dem Instinkt folgen. „Wie grimmig kämpften im Frühlinge und beginnenden Sommer die Männchen derselben Art mit einander, sobald sie sich nur näherten. Stieg trillernd neben einer Lerche eine zweite etwa bis 50 Schritt entfernt empor, sofort unterbrach eine derselben ihren Balzflug und stürmte auf die Nachbarin los, und beide sah man sich in schnellen Wendungen eine weite Strecke verfolgen. Wir haben das kennen gelernt, wie auch den tiefern Lebensgrund dieser so allgemeinen Erscheinung. Jetzt aber wissen sie nichts mehr von Kampf und Streit. Die Lerchen schwärmen dicht geschaart zu Hunderten umher, ein Gleiches zeigen Finken, Ammern, Drosseln, Seidenschwänze u. a. Die frühere unerbittliche Feindschaft ist verschwunden und zwar, weil der Lebenszweck des Kampfes jetzt nicht existirt. Jetzt ist nicht ein nothwendiges Brutrevier abzugrenzen, jetzt sind nicht unter den zur Fortpflanzung kommenden Männchen die gesundesten kräftigsten Individuen auszuwählen. Der Zweck hat aufgehört und so ist auch das Mittel nicht mehr vorhanden."

Wir fügen noch eine hübsche Erklärung der Einbildung bei. Das Ei ist anfangs hart zum Schutz des darin verborgenen Thierchens. Weil aber aus dem Kalk der Schale des Thierchens Knochen gebildet werden, wird die Kalkschale allmälig dünner, wodurch zugleich dem Thierchen das leichtere Ausschlüpfen ermöglicht wird.

Zur Erklärung des thierischen Instinktes darf man wohl den Somnambulismus herbeiziehen, den man bereits wenigstens im Staatswesen der Bienen zu erkennen geglaubt hat. Der Instinkt scheint in der Thierwelt dieselbe Rolle zu spielen, wie der Elektromagnetismus in der unorganischen Natur.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 44. 30. Mai 1868.

Biographie.

Franz von Deák. Biographische Charakterskizze des ungrischen Staatsmanns. Mit dessen Bildniß. Fünfte Ausgabe. Leipzig, Pardubitz, 1868.

Ein Panegyricus, schwärmerisches, maßloses Lob des Ungarn, der hauptsächlich die Trennung Ungarns von Deutsch-Oesterreich durchgesetzt hat, und den wir nun, als gutmüthige deutsche Philister, in fünf Auflagen mitbewundern.

Vom ungarischen Standpunkt aus verdient dieser Mann allerdings alle Achtung. Geboren 1803 in einem kleinen adeligen Besitzthum trat er frühzeitig, erst 22 Jahre alt, bereits in den ungarischen Reichstag von 1825 ein und widmete seitdem seine Thätigkeit, wenn auch mit größern Unterbrechungen, ausschließlich der Sache Ungarns. Unmittelbar vor ihm war Széchenyi der große Agitator Ungarns gewesen, der jedoch der wilden und revolutionären Opposition, wie sie später Kossuth trieb, nicht zuneigte und auf friedlichem Wege die Lage Ungarns verbessern wollte. Der ungenannte Verfasser spricht vom ersten Aufsehen, welches Deák im Reichstag erregte und wie er den ersten Rang unter den Vertretern Ungarns einnahm, im Jahr 1840. „Nach dem Reichstage von 1840 stand Deák als Sonne unter den Sternen. Im Oberhause der reichste Magnat, Graf Ludwig Batthyányi — nachher Ungarns Egmont, 1849 so freventlich hingerichtet —, neben diesem der Mirabeauartige Graf Ladislaus Teleki — nachher Gesandter in Frankreich, durch Sachsen 1860 ausgeliefert, vom Kaiser begnadigt, 1861 auf so räthselhafte Weise sich Nachts erschießend — und Baron Eötvös, geboren 1813, der, nachdem er seit 1830 bereits in der Literatur wirkte, seit 1840 auch in der Pairskammer saß, und schon damals der Doctrinär des Fortschrittes war; im Unterhause B. v. Szemere, G. v. Klauzál, E. v. Beöthy, M. v. Perezel, F. v. Pulszky, A. v. Trefort, L. v. Szalay, J. v. Ludvigh und ein Dutzend andere jener glänzenden Redner der Reformpartei, — sie alle sahen Deák als ihre Centralsonne an. Daneben agitirte, außerhalb des ihm noch verschlossenen Reichstags, der Journalist Ludwig Kossuth, durch sein Organ ‚Pesti Hirlap‘, dessen Abonnenten in die Tausende, dessen Leser in die Hunderttausende stiegen, und ging schon damals viel weiter als die Männer des ausgesprochenen Programms. In dieser Zeit stand Franz v. Deáks Ruf im Zenith; man hielt ihn für eine im Strahlen Alles überdauernde Sonne; denn wer dachte damals an Wolken? Doch diese erste Periode von Deáks Wirksamkeit sollte merkwürdig, und in ihrer Art beispiellos unterbrochen werden!“

Deák stand gewissermaßen in der Mitte zwischen dem aristokratischen Széchenyi und dem demokratischen Kossuth. Er legte nicht wie der erstere den höchsten Werth auf das materielle Gedeihen, sondern auf Rechtsgewährungen. Er wollte das verbriefte Recht Ungarns voll und ganz hergestellt sehen, aber nicht auf dem Wege der revolutionären Gewalt, wodurch er sich wieder von Kossuth unterschied. Als bei seiner Wiederwahl im Jahr 1843 gegen seinen Willen ungesetzliche Mittel, Bestechungen und Blutvergießen angewandt wurden, lehnte er die Wahl ab und wurde deshalb für feig gehalten. Nun erst kam Kossuth an die Reihe, die ungarische Agitation zu leiten. Deák wurde zudem krank und mußte Heilung in den Bädern suchen. Als aber die Revolution von 1848 mehr und mehr zur Selbständigkeit Ungarns drängte und ein eigenes neues ungarisches Ministerium geschaffen wurde, rief der Chef desselben, Graf Louis Batthyány Deák zu sich und machte ihn zum Justizminister. Bekanntlich ist dieses Ministerium bald gestürzt und Batthyány hingerichtet worden.

Oesterreich bestrafte die besiegte Revolution in Ungarn mit großer Strenge, erklärte alle Privilegien Ungarns für erloschen und behandelte es wie ein erobertes Land. Deák blieb unbehelligt, ja es wurden ihm sogar von Wien aus Anträge gemacht. Minister Bach ließ ihn kommen und sprach mit ihm, Deák antwortete ihm aber: „Ew. Excellenz mögen mich entschuldigen; ich kenne jedoch nichts, als die ungrische Constitution; sobald diese nicht existirt, wie es gegenwärtig provisorisch der Fall ist, existire ich auch nicht!"

Der Verfasser ereifert sich bei dieser Gelegenheit über die Wiener Regierung und den „entagirten Wahnsinn der Centralisation". Das ist nun aber doch ungerecht. Zugegeben, daß der österreichische Kaiserstaat, indem er so viele und verschiedene Völkerschaften umschloß, nicht zu den ganz natürlich organisirten Staaten gehörte, so hat er doch in langen Jahrhunderten unverkennbar eine welthistorische Bestimmung gehabt und diente dem übrigen Deutschland insbesondere zur Abwehr der orientalischen und halborientalischen Barbarei, der Türken und Slaven. In dieser Weltstellung mußte Oesterreich ein absolutistischer, militärisch streng centralisirter Staat seyn und wenn es ein solcher nicht mehr seyn kann, so fällt er nothwendig auseinander. Der ungenannte Verfasser hätte daher keine so kindische Freude über die Decentralisation Oesterreichs an den Tag legen, er hätte vielmehr darüber nachdenken sollen, wie werthvoll der Zusammenhang mit Deutsch-Oesterreich, oder mit dem ganzen Deutschland, den Ungarn selbst seyn muß, da sie allein zu schwach sind, ihre Selbständigkeit gegenüber den Slaven, insbesondere dem mächtigen Rußland, zu behaupten.

Die Niederlage Oesterreichs in Italien im Jahr 1859 nöthigte das Wiener Cabinet, um Popularität zu buhlen. Es schrieb allgemeine Reichstagswahlen aus und suchte die Ungarn zu gewinnen. Der ungarische Reichstag wurde einberufen, aber Deák antwortete der Wiener Regierung in einer geharnischten Adresse im Namen des Landes. Der Inhalt derselben war kurz folgender: „In Ungarn hat niemand zu herrschen, als blos der gekrönte König, und dann nicht als Autokrat, blos als Vollführer der zwischen der Nation und ihm vereinten Gesetze. König von Ungarn ist aber niemand, er mag welch Blut immer tragen, welche sonstigen persönlichen Rechte immer haben, bevor er nicht die Verfassung beschwor, und als Zeichen der schon erfolgten Ablegung dieses Schwurs feierlich gekrönt worden war. Um jedoch diesen Schwur ablegen zu können, muß die Verfassung complet existiren; es gibt aber in Ungarn keinerlei gesetzlich reactivirbare Verfassung als die gesetzlich zwischen Volk und Monarch vereinbarten Gesetze von 1848, welche alle frühern Gesetze legislatorisch aufhoben, daher in jeglicher Consequenz die einzig gültigen sind. Die Gesetze von 1848 endlich verlangen als Cardinalpunkt die absolute Integrität aller Länder der Stefanskrone, die absolute Unabhängigkeit dieser Länder von allen andern der weitern Monarchie, und mit dieser Monarchie keinerlei andern, irgend wie Namen habenden Zusammenhang, als blos den der reinen Personalunion; daß der König von Ungarn zufälligerweise daneben auch Kaiser von Oesterreich, oder Tischlermeister, oder Siegelwachsfabrikant ist, das ändere an dem Verhältnisse gar nichts. So lange daher die Reintegrität aller ungrischen Lande, die völligst unberührte Herstellung der Gesetze von 1848, und darauf hin die Schwurleistung des Monarchen nicht erfolgte, könne der ungrische Reichstag jenem hohen Herrn, der erblich Kaiser von Oesterreich ist, keinerlei Antworten geben; denn der ungrische Reichstag habe mit fremden Fürsten nichts zu verhandeln, fremde Monarchen haben in Ungarn gesetzlich weder zu befehlen, noch zu erlauben oder zu verbieten; und wenn der Kaiser von Oesterreich momentan, als der Stärkere, diese Ungesetzlichkeit auch ausübt, so sey er eben blos factischer Monarch, legitimer nie und nimmermehr. Die Pragmatische Sanction von 1727 spreche zu klar dieses Princip aus, indem die Familie Habsburg darin auch für die weibliche Nachfolge es zusagt und beschwört, daß nie ein Individuum jenes Geschlechts den Thron Ungarns besteigen wolle, ohne die Beschwörung der Gesetze des Landes vorhergehen zu lassen, ohne gekrönt zu seyn. Stütze daher der Kaiser von Oesterreich sein ungrisches Erbrecht auf diesen bilateralen und freiwillig von beiden Parteien unterschriebenen Vertrag, so habe dieser Vertrag für ihn nur Rechtskraft, erst nachdem er die Bedingniß erfüllt habe, zu deren Erfüllung dieser Vertrag abgeschlossen worden war. Ein neuer König jedoch könne in Ungarn nur dann zur Thronfolge in diesem Sinne gelangen, wenn sein Vorgänger entweder wirklich starb, oder mit unausweichlicher Einwilligung der Nation gesetzlich abdicirte. König Ferdinand V. aber, der lebe noch, könne zwar als Kaiser von Oesterreich beliebig abdanken, aber nie als König von Ungarn, bevor ihm die Nation das nicht erlaubte; am wenigsten endlich könne er seine Krone weiterbegeben, denn ein König von Ungarn dürfe aus eigener Macht nichts vergeben, als sein etwaiges Privatvermögen, jedoch was seiner Würde oder dem Lande gehöre, weder weggeben, noch verschenken, verkaufen, verpfänden, ganz oder theilweise abtreten, und jeglich ähnlicher Willkürschritt ist bereits in dem Momente gesetzlich ungültig und wider-

rufen, in dem er geschieht. Endlich hat Ungarn, wie schon gesagt, keinerlei gemeinsame Angelegenheiten mit der übrigen Monarchie, das seien zweierlei complet geschiedene Reiche, können unter sich nur wie zwei unabhängige nachbarliche Staaten verhandeln; sollte daher je die Nothwendigkeit gemeinsamen Berathens oder Wirkens eintreten, so haben sie von ‚Fall zu Fall' durch ihre gesetzlichen Organe zu verhandeln, diese beiderseitige Freiwilligkeit könne jedoch nie zu einem durch Gesetzkraft bindenden Muß zusammengeschweißt werden. Daß aber sogar ein blos freiwilliges Berathen von Fall zu Fall in der Möglichkeit bleibe, müsse dann in der andern Reichshälfte eine freie Verfassung gleicher Principe vorausgesetzt werden, wie die, auf denen die ungrische basirt. Diese Voraussetzung ist nicht zu befehlen, denn auch Ungarn habe in einem fremden Staate nichts mitzusprechen; es flehe aber bereits seit 1529 um diese Garantie für die eigene Verfassung, habe diesen einzigen Ausweg einer friedlichen Nachbarlichkeit seit 330 Jahren auf jeglichem neuen Reichstage neu gerathen, und wiederhole diese Bitte nun mit aller herzlichen Theilnahme eines guten Nachbars.'"

Die Geschichte muß von dieser Adresse Act nehmen, denn sie enthält das Programm des folgenden Jahrzehnts. Die Wiener Regierung hat sich genöthigt gesehen, alle Forderungen, welche Deák damals stellte, zu bewilligen und Herr von Beust mag es als einen Eintrag, der seinem Ruhm widerfährt, ansehen, wenn man hier liest, wie die geniale Schöpfung seines Dualismus in der Adresse Deáks schon wie im Keim enthalten ist. Zwar versuchte die Wiener Regierung unmittelbar vor dem Kriege mit Preußen Deáks Forderungen noch einmal zurückzuweisen, schickte den ungarischen Reichstag heim und würde, wie der Verfasser glaubt, wenn es über Preußen gesiegt hätte, Ungarn nichts mehr bewilligt haben. Allein sie unterlag und mußte sich in alles fügen, was Deák verlangte.

Die Flugschrift schließt mit einer Expectoration des ungarischen Stolzes. „Man kämpfte gegen Oesterreich 251 Jahre, um es zur Vernunft zu bringen, um ihm den Intriguenteufel auszutreiben, es in seiner Raubthiernatur zu bändigen, um aus den habgierigen und reactionären wie bigotten Feind einen Freund zu machen, der endlich die Solidarität der Interessen begreifen, der nicht stets bei allen fremden Völkern sich einmischen und das böse Princip spielen, sondern bei seinen eigenen Völkern daheim bleiben, und durch deren Freiheit und Größe auf sichererem Wege eine factischere Weltmachtrolle erlangen sollte, als die illusionäre auf dem Wege der Intrigue und Reaction. Vernichten wollte der Ungar Oesterreich nie, sondern es zurückreißen von seinen fixen Ideen, es ihm nicht nur ungefährlich, sondern direct noch gegenseitig nützlich machen. 1867 galt es also das ohnmächtige Oesterreich wieder zu stärken, um für die Gefahren der Zukunft eine nachbarliche Stütze zu haben, um in dem Meere des Slaventhums, in dem Ungarn als Insel schwimmt, einen Nachbar von gleichen Interessen und durch ihn ein Verbindungsglied mit Mitteleuropa, mit der Civilisation zu besitzen. Das nun so reducirte Oesterreich kann sichs so bald nicht wieder beifallen lassen, dem geographisch zweimal größern, politisch wie national gekräftigten Ungarn seine Weltstellung wie seine innere Freiheit neuerdings streitig machen zu wollen — diese Gefahren drohen in Zukunft nur von den Slaven im Lande und von Rußland — und am allerwenigsten kann Oesterreich, als ein freies, sobald wieder zu solch dynastialem Uebermuth gelangen. Der Staatsbankerott aber trifft Ungarn factisch mit, wenn es auch keine Schuld daran hat. Aber wenn auch beim bösesten der Nachbarn, der uns nichts bisher als Schaden zugefügt, Feuersbrunst ausbricht, so werden wir ihm doch zu Hülfe eilen, nicht seines, sondern unseres Hauses wegen. Franz v. Deák bleibt das große Verdienst, den Weg der Versöhnung schroffer Gegensätze aufgefunden, und — wie er selbst sagte — sich darauf gewagt zu haben, als er noch so schmal war, daß ihn nur Eine Person beschreiten konnte. Er erweiterte ihn soweit, daß nach und nach die ganze Nation ihm nachzufolgen vermochte, und, als die übrigen Ereignisse eintraten, sie mit einem längst vereinten Programme, und als die einzige Macht da stand, mit der noch zu paktiren übrig blieb, wollte Oesterreich nicht ganz zu Grunde gehen, der es daher die volle Reactivirung des historischen Zustandes zugestehen, und sie als den ‚Schwerpunkt der Monarchie' anerkennen mußte, wie schon 40 Jahre vorher Gentz, 30 Jahre vorher Massimo d'Azeglio, 20 Jahre vorher Kossuth, und 10 Jahre vorher Bismarck gerathen. So wurden die 4 Millionen Ungarn Herr der Situation und errangen den 28 Millionen der übrigen Völker Ungarns und Oesterreichs die gleiche Freiheit. Da man es aber mit Oesterreich zu thun hat, dem man in Folge 342jähriger Erfahrung nie ganz trauen kann, sogar nicht, wenn es schon halbtodt darnieder liegt; und da man von andern Seiten her noch viel dunklerer Gefahren entgegengeht, so will man jetzt, wo alles wieder reactivirt ist, auch Garantien, und zwar in eigenen Händen haben, daß nicht wieder neue Intriguen versucht werden, daß man in der Stunde der Gefahr sich nicht einer österreichischen Armee, wie sie bisher war, preisgegeben — und diese

Garantie kann nur in Reactivirung eines eigenen ungarischen Heeres gegeben werden."

Wenn aber dieser letzte Gedanke verwirklicht würde und nicht nur die Landwehr, sondern auch das stehende Heer Ungarns ausschließlich unter den Befehl des ungarischen und nicht des Gesammtministeriums der Monarchie gestellt würde, so könnte Ungarn im Kriegsfall Oesterreich den Gehorsam verweigern. Dadurch wäre die Gesammtmonarchie factisch aufgelöst. Es kann sehr wohl dazu kommen, wenn die Wiener Regierung unvorsichtig ist und Zwecke verfolgen will, welche das ungarische Interesse nichts angehen aber wohl gar verletzen. Deshalb kommt alles darauf an, das ungarische Interesse mit dem deutschen in einer neuen naturgemäßen Weise zu identificiren. Das kann aber nur auf zweierlei Weise geschehen, einmal wenn Ungarn im Bunde mit Deutschland Bürgschaften gewährt werden, die ihm seine Nationalität, seine Freiheit und Selbständigkeit im Innern, daneben vor allem Schutz gegen die Slaven und jedweden Uebergriff Rußlands und Ausdehnung seines Einflusses auf die untern Donauländer sichert; sodann wenn Oesterreich sich endlich entschließt, die Endziele seiner Politik nicht mehr im Westen, sondern im Osten zu suchen und ein aufrichtiges und dauerndes Bündniß mit dem norddeutschen Bunde eingeht, aus dem es allein die Stärke zu schöpfen vermag, deren es bedarf, um weiterem Vordringen der Russen vom Osten her in die Donauländer vorzubeugen.

Theologie.

Ueber den Ursprung der Vorstellungen von Engeln und Teufeln. Vortrag von C. Altenburg. Erfurt, Villaret, 1868.

Der Vortragende bemüht sich, indem er von der Möglichkeit einer wirklichen Existenz guter und böser Engel ganz absieht, nur auszuführen, wie die Vorstellungen davon als reine Einbildungen und Phantastereien entstanden und allmälig weiter ausgebildet worden seyen. Gewiß außerordentlich plausibel für unsere aufgeklärte Leserwelt! Der Verfasser wird Beifall ernten.

Sein Gedankengang ist kürzlich folgender. In der h. Schrift erscheinen zunächst die Engel als Gottes Boten, Diener, Kräfte und Erscheinungen mit Gott selbst identificirt. So der Engel des Herrn im feurigen Busch. So die Engel der Winde, Psalm 104. 4. 148. 8. Daß die Engel mit Löwen-, Stier- und Adlersgestalt bei Ezechiel bloße Symbole seyen, leuchte ein. Auf einer zweiten Stufe der Entwicklung des Engelbegriffs erscheine der Engel schon getrennt von Gott. Bei Hiob 15, 15. umgeben sie Gott, wie einen Hofstaat und keiner von ihnen ist ohne Tadel. Daraus entwickelt sich nun der weitere Begriff eines bösen Engels. Der Vortragende sucht nachzuweisen, daß die Schlange im Paradiese mit dem Teufel nicht zu verwechseln sey und daß auch Satan im Buch Hiob nur im Dienst Gottes handle und den Hiob nur prüfen, keineswegs verführen wolle. Ebenso bei Sacharja 3., wo der Satan nur die absolute Gerechtigkeit Gottes vertritt. Den eigentlichen Teufelsbegriff leitet der Verfasser lediglich vom altpersischen Ahriman ab und glaubt, die Juden hätten ihn erst in der babylonischen Gefangenschaft kennen gelernt.

Damit wäre nun der Teufel gründlich escamotirt. Er war ja nur immer eine bloße Vorstellung, ein Phantom. Schade nur daß mit dieser Beweisführung nicht auch die wirklich vorhandene Bosheit aus der Welt hinausgeschafft werden kann und das ist eben der Teufel. Herr Altenburg schließt seinen Vortrag mit den Worten, in der Tiefe des religiösen Selbstbewußtseyns liege das Verständniß der Engel- und Teufellehre. Das ist sehr richtig, wenn damit gemeint ist, daß der Teufel im Selbstbewußtseyn des Menschen eine ungeheure Macht ausübt. Aber das hätte der Redner offen und klar aussprechen sollen. Es kommt gar nicht darauf an, was man am Teufel leugnet, Hörner, Huf, Schwanz 2c., sondern ob man das Wesen der Urbösen überhaupt leugnet, und nur gegen das letzte thun wir Einspruch. Die Existenz des Bösen ist die Bedingung auch des Guten, denn nichts kann sittlich gut seyn, es geschehe denn aus dem freien Willen, der auch die Wahl hat, Böses zu thun. Dieser freie Wille in seiner Hinneigung zum Bösen ist allemal der Teufel, und da diese Neigung des Willens sich überall so häufig findet, wimmelt es auch an jedem Gelage wüster und besoffener Gesellen, wie bei diplomatischen Congressen und nicht selten auch in Parlamenten von Teufeln und ein feineres Auge erkennt ihre teuflische Physiognomie auch unschwer in der menschlichen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint eden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 45. 3. Juni 1868.

Biographie.

Blätter aus dem Tagebuch der Königin Victoria. Nach dem englischen Original bearbeitet. Parchim, Heussi, 1868.

Dieser Auszug enthält zwar nicht das Ganze, wird aber deutschen Lesern genügen, um sich an der liebenswürdigen und echt deutschen Gemüthlichkeit der Königin erfreuen zu können. Das ganze Büchlein handelt ausschließlich von ihren Vergnügungsreisen in Schottland, an der Seite ihres geliebten Prinzen Albert und ihrer Kinder.

Im Eingang wird uns das schottische Hochland im Allgemeinen charakterisirt. Die Königin bemerkt aus Anlaß ihres ersten Besuchs: „Land und Leute haben einen von England und den Engländern ganz verschiedenen Charakter. Die alten Frauen tragen dicht anschließende Mützen, und alle Kinder, Knaben wie Mädchen, gehen barfuß. Ich sah mehrere hübsche Kinder mit langen Haaren; alle armen Mädchen von 16 und 17 bis zu 2 und 3 Jahren herunter, tragen fliegendes Haar; bei vielen ist es roth. Albert sagt, viele Leute sähen wie Deutsche aus." Das glückliche Paar reiste ohne Prunk und wurde von den Schotten überall gemüthlich und ländlich empfangen. „Dicht vor Dunkeld, bei einem Triumphbogen, kamen uns Lord Glenlyon's Hochländer, mit Helebarden ausgerüstet, entgegen und bildeten unsere Escorte; ein Pfeifer spielte vor uns her. Dunkeld ist schön gelegen, in einem schmalen Thale, an den Ufern des Tay." Die Königin ist ganz entzückt. „Kurz vor 4 Uhr fuhr mich Albert im Pony-Phaeton bis gegen 6 — das war einmal eine Fahrt! In der That, so in einem Pony-Fuhrwerk zu sitzen, und solche wilde, schöne Landschaft um sich zu sehen, wie es hier der Fall war, der fernste Punkt war nicht über 5 Meilen vom Hause entfernt, — o, das ist ein köstliches Vergnügen!" Sie bestiegen einen Berg und erfreuten sich der schönen Aussicht. „Hier befanden wir uns mit dem einzigen Hochländer, der unsere Ponies hielt, ganz allein — kein Haus, kein lebendes Wesen in der Nähe, außer den niedlichen Hochlandschafen mit ihren Hörnern und schwarzen Gesichtern — oben auf der Spitze des Tulloch, von schönen Bergen umgeben. Wir kamen denselben Weg zurück, auf dem wir ausgeritten waren, und hielten an der Furth an, um die Ponies zu tränken. Vom Thore ab gingen wir zu Fuß und kamen halb 12 nach Hause zurück, — der köstlichste, romantischste Ritt und Gang, den ich je gemacht. Ich war nie auf solchem Berge gewesen, und dazu war das Wetter so schön. Der Tullochhügel ist mit Gras bewachsen, und es geht sich so schön weich darauf."

Es war Mitte September. Die Königin bestieg noch mehrere malerische Berge. „Wir hielten auf dem Gipfel des Chrianan an, von wo man in eine unermeßliche Tiefe hinunterschaut. Hier lassen sich die Adler zuweilen nieder. Albert stieg ab und sah sich mit großer Bewunderung um, er spazierte ein wenig umher und stieg dann wieder auf seinen Pony. Dann stiegen wir fast auf den Gipfel des Cairn Chlamain und trennten uns hier; Albert ging mit Peter, Lawley mit zwei anderen Parkaufsehern fort, um, wie sie's nennen, ‚einen ruhigen Schuß' zu haben; Lady Canning, Lord Glenlyon und ich stiegen dann ganz zum Gipfel hinauf, der mit hohem Moos bedeckt ist. Hier setzten wir uns nieder und zeichneten die unten stehenden Ponies, während Lord Glenlyon und Sandy bei uns blieben. Die Aussicht war sehr schön, ringsum Nichts als Berge und Einsamkeit, volle Einsamkeit, Alles sehr eindrucksvoll."

Die Königin und ihr Gemahl gingen auch auf das Meer und besuchten die berühmten schottischen Inseln. „Um 3 Uhr ankerten wir dicht vor Staffa, stiegen

sogleich mit Charles, den Kindern und den Uebrigen von unserem Gefolge in die Barke und ruderten auf die Höhle zu. Als wir um die Spitze der Insel herumfuhren, bekamen wir die wunderbare Basaltformation zu sehen. Der Anblick ist ein außerordentlich schöner; und als wir uns um die Ecke wendeten, um in die berühmte Fingalshöhle hineinzufahren, machte diese einen so großartigen Eindruck auf uns wie der Eingang in eine gewölbte Halle: beim Hineinfahren sah das Ganze fast ehrfurchtgebietend aus und die Barke hob und senkte sich auf der Brandung der See. Sie ist sehr hoch, aber nur 227 Fuß lang und schmaler als ich erwartete, nämlich nur 40 Fuß breit. Das Meer ist in der Höhle unermeßlich tief. Die Felsen, die unter dem Wasser sind, schienen in allen Farben, rosa, blau und grün, was sich sehr schön ausnahm. Es war das erste Mal, daß die britische Flagge mit einer Königin von Großbritanien, ihrem Gemahl und Kindern die Fingalshöhle besucht hat; die Leute gaben drei Hurras, wovon das Echo einen mächtigen Eindruck auf die Anwesenden machte."

Bekanntlich gefiel es der Königin so wohl im Hochland, daß sie sich dort Balmoral, ein neues kleines Schloß im altschottischen Styl erbauen ließ, wo sie oft, in der Regel jeden Herbst vom Jahr 1848 an, mit dem Gatten und den Kindern zubrachte und von wo aus sie eine Menge Ausflüge in die schöne Gegend machte. Prinz Albert trennte sich von ihr nur, um zu jagen. „Ich sah Schneehühner sich erheben und Albert schießen — dann kam er mir aus dem Gesicht und ich ritt weiter. Als wir auf dem Loch-na-Gnar waren, wurde es kalt und neblig. Nach einer halben Stunde oder noch weniger kam Albert mit zwei Schneehühnern wieder zu mir; er war einen kürzeren Weg gegangen. Hier war es ganz weich, leicht zu gehen, und wir schauten auf zwei Seen hinunter, die Na Nian heißen; da sie so hoch oben in den Hügeln liegen, fallen sie so sehr ins Auge. Albert war müde und bestieg seinen Pony wieder; ich war auch eine kleine Strecke zu Fuß gegangen. Die Steigung begann, und damit ein sehr dicker Nebel, und als wir beinahe die Höhe des Loch-na-Gnar erreicht hatten, fiel der Nebel in dicken Wolken, so daß Alles, was über hundert Yards von uns entfernt war, verschwand."

In ihren glücklichen Tagen auf Balmoral hatte die Königin ihre jungen Kinder bei sich und erzählt unter anderm S. 67, wie sie Morgens „ihre Kinder einige deutsche Gedichte überhört" hatte. Sie war auch fromm. „Wie gewöhnlich, gingen wir um 12 Uhr zur Kirche. Der Gottesdienst wurde von dem Reverend Norman Mac Leod aus Glasgow, Sohn des Dr. Mac Leod, abgehalten, und etwas Schöneres habe ich nie gehört. Die Predigt, ganz aus dem Stegreif gehalten, war bewunderungswürdig; so einfach und doch so beredt, und so schön disponirt und ausgeführt. Der Text war aus der Erzählung genommen, wie Nicodemus in der Nacht zu Christo kommt, Johannes Capitel 3. Herr Mac Leod zeigte in der Predigt, daß wir Alle versuchten, uns selbst zu gefallen, und dafür lebten, und deshalb keine Ruhe fänden. Christus wäre nicht allein gekommen, für uns zu sterben, sondern auch uns zu lehren, wie wir leben sollten. Das zweite Gebet war sehr rührend; seine Beziehungen auf uns waren so einfach, denn nachdem er Unserer erwähnt, sagte er nur: ‚segne ihre Kinder.' Das gefiel mir so recht, ebenso, wenn er für ‚die Sterbenden, Verwundeten, Wittwen und Waisen' betete. Jeder kehrte entzückt nach Hause zurück; und wie befriedigend ist es, mit solchen Gefühlen aus der Kirche zu kommen! Die Dienerschaft und die Hochländer — Alle — waren gleich entzückt."

Im Jahr 1855 war die älteste Tochter der Königin schon herangewachsen. Die Königin schreibt: „Unsere liebe Victoria wurde heute mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, der seit dem 14. zum Besuche bei uns war, verlobt. Er hatte schon am 19. von seinen Wünschen mit uns gesprochen; aber wegen ihrer außerordentlichen Jugend waren wir unschlüssig, ob er selbst mit ihr sprechen, oder warten sollte, bis er einmal wieder hieher käme. Indessen, wir hielten es für besser, daß er es jetzt thue; als wir nun heute Nachmittag auf den Craig-na-Ban hinausritten, pflückte er ein Stück weißes Heidekraut (das Sinnbild des ‚Glücks',) und gab es ihr; dies gab ihm Gelegenheit, als sie den Girnoch herunter ritten, eine Andeutung seiner Hoffnungen und Wünsche zu machen, was denn zu diesem glücklichen Ende führte."

Noch im Jahr 1859 begleiten wir die Königin mit ihrem Gemahl auf einen hohen Berg. „Grade als wir uns niedersetzten, kam ein Windstoß, der den Nebel zerstreute, was einen wundervollen Anblick gewährte, grade wie die künstlich nachgeahmten Nebelbilder — es enthüllte die großartigste, wildeste Landschaft, die man sich denken kann! Wir saßen oben auf dem Steinhaufen, um unser Vesper einzunehmen, — unsere guten Leute mit den Ponies hatten sich in unserer Nähe versammelt. Nach dem Vesper lief Albert mit Alice nach dem Bergrücken, um die prächtige Aussicht zu sehen, und ließ mich nachkommen. Ich folgte; aber nicht ohne Grant's Hülfe, denn es waren Mengen von großen, losen Steinen auf Haufen zusammengelegt, über die man gehen mußte. Der Wind war fürchterlich stark, aber

die Aussicht war des Sehens werth. Ich kann nicht Alles beschreiben, aber wir sahen, wo der Dee zwischen den Bergen, die man Quelle des Dee — Ben-y-Ghlo — nennt, und den anliegenden Bergen Ben Brackie entspringt, dann Ben-na-Bhourd, — Ben A'an u. s. w. und so herrliche wilde Felsen, Abgründe und Spitzen. Es machte einen erhabenen, feierlichen Eindruck; so wild, so einsam — Keiner da, außer uns und unserer kleinen Gesellschaft. Albert ging mit den Kindern weiter, ich aber kehrte mit Grant zu meinem Sitze auf den Steinhaufen zurück, da ich nicht gut klettern konnte. Bald nachher fingen wir Alle an, Bergkrystalle zu suchen, und fanden auch einige kleine. Der Nebel war unter uns ganz verschwunden, so daß wir alle schönen Aussichten sehen konnten. Ben Muich Dhui ist 4297 Fuß hoch, einer der schönsten Berge in Schottland. Ich und Alice ritten einen Theil des Weges und gingen zu Fuß, wo es sehr steil war. Albert und Bertie gingen die ganze Zeit über zu Fuß."

Wir enthalten uns weiterer Auszüge aus dem Tagebuch. Sie gleichen sich alle, indem sich darin immer auf dieselbe Weise die innere Zufriedenheit, die mütterliche Zärtlichkeit und das gute Herz der Königin wiederspiegelt.

Dramatische Dichtkunst.

Molieres Lustspiele übersetzt von Wolf Grafen Baudissin. Vierter Band. Leipzig, S. Hirzel, 1867.

Unsere Blätter haben bereits die frühern Bände dieser trefflichen Uebersetzung angezeigt. Der vierte Band enthält die Stücke: der Unbesonnene, Sganarelle, der Arzt, der Sicilianer, Amphitryon, Herr von Pourceaugnac, Scapins Schelmenstreiche. Ueber den berühmten Dichter brauchen wir nichts Neues mehr zu sagen und können nur wiederholt darauf aufmerksam machen, daß er, wenn gleich Lustspieldichter an einem der unsittlichsten Höfe der Welt, doch dem Laster nicht geschmeichelt, sondern es nur in seiner, wahrhaft classischer Weise von der komischen Seite aufgefaßt hat.

In der Vorrede hebt der Uebersetzer insbesondere den Amphitryon hervor, den schon die Alten auf die Bühne brachten. Außer Euripides behandelten ihn noch zwei andere griechische Dichter; von den Römern Plautus und des letztern Stück allein ist uns erhalten. Der Stoff ist sehr frivol und charakterisirt vortrefflich den schamlosen Mißbrauch, der von den Dichtern des vielgepriesenen classischen Alterthums mit der Religion getrieben wurde. Die altgriechische Religion lehrte das Volk an mächtige Götter glauben, vor denen es Ehrfurcht hegte, zu denen es in zitternder Furcht oder kindlichem Vertrauen betete. Der höchste dieser Götter war Zeus, der schreckliche Donnerer, der aber im Frühlingsregen die Erde fruchtbar macht und als höchster Herrscher Himmel und Erde regiert. Diese Gottheit, der man die größten Tempel errichtete, wurde vom Volk ursprünglich ernst und würdig aufgefaßt. Erst später an den Höfen üppiger Könige und Tyrannen wurde über die Religion der Väter gespottet, ganz so wie im vorigen verderbten Jahrhundert an den meisten europäischen Höfen über die christliche Religion gespottet worden ist. Feile Dichter, die Schmeichler der Tyrannen, heckten nun, um die letztern zu ergötzen, niederträchtige Märchen von den alten Göttern aus, oder gaben den vorhandenen alten Mythen, die einen ernsten Charakter getragen hatten, eine neue frivole Deutung und zogen sie ins Lächerliche. So war es ein alter, durchaus ernster und unschuldiger Mythus, daß Zeus im Zeichen des Stiers im Zodiakus die Fruchtbarkeit des Frühlings hervorrufe. Daraus machten nun aber die frechen Dichter eine muthwillige Liebesgeschichte. Zeus mußte als eine Art Don Juan, der alle Weiber mit List oder Gewalt verführt, vermöge seiner Zauberkraft sich in einen Stier verwandeln und die schöne Europa zur Beute seiner Lüste machen. Nach einem tiefsinnigen alten Mythus bewirkte der höchste Naturgott, daß vermittelst des Lichts in der Urnacht, wie in einem verschlossenen Ei zwei Dotter, Sonne und Mond entstanden. Leto heißt die Nacht, der weiße Schwan ist ein Sinnbild des Lichtes. Nun fabelten die frivolen Dichter, Zeus habe, verlockt durch die Schönheit der badenden Leda, dieselbe in Schwanengestalt überfallen und mit ihr den Sonnengott und die Mondgöttin erzeugt. Dergleichen muthwillige Verwandlungen des Zeus kennt man noch viele, alle von Dichtern ersonnen, die der alten ehrwürdigen Volksreligion spotten und den Fürsten, an deren Höfen sie schmarotzerten, die Sinne kitzeln und einen Vorwand leihen wollten, sich dieselbe Lust und dieselben Schelmereien zu erlauben, wie der höchste der Götter.

Das war nun auch mit ein Grund, warum die s. g. christlichen Fürsten der Neuzeit sich mit Widerwillen von dem allzu ernsten Christenthum ab- und mit Entzücken jenem lustigen Heidenthum zuwandten, wie es die alten Dichter für die Fürsten ihrer Zeit so anlockend zugeschnitten hatten. Zuerst die italienischen Fürsten, die Mediceer, die Este rc., dann die französischen Könige bezahlten neue Dichter, um sich von denselben auf dieselbe Weise ergötzen und die Sinne kitzeln

zu lassen, und neue Künstler, um die Säle ihrer Paläste und ihre Gärten mit nackten Statuen aus der alten Mythologie zu schmücken. Wie hätte es einem Ludwig XIV. oder XV. nicht gefallen sollen, indem sie selbst mit einer Maitresse nach der andern schwelgten, ihr lüderliches Leben in dem des heidnischen Götterkönigs zu spiegeln und sich dabei als Götter auf Erden zu fühlen? Und das thaten diese Herrn im reichsten Maaße, während sie ehrlos genug waren, sich noch die „allerchristlichsten" Könige zu nennen und Ketzer mit Dragonaden zu verfolgen.

Wir glauben diese Bemerkungen machen zu müssen, um immer wieder daran zu erinnern, wie einseitig die Beurtheilung des classischen Alterthums immer noch ist, wie sehr man es nur im rosenfarbenen Lichte zu sehen liebt und seine schlimmsten, grade der christlichen Moral und dem germanischen Rechts- und Ehrgefühl am meisten widerstrebenden Eigenheiten beschönigt oder als etwas Gleichgültiges ansieht und somit dem deutschen Publikum und insbesondere der deutschen Jugend in den Schulen in honigsüßer Umhüllung ein Gift beibringt, von welchem sie sich mit Eckel und Abscheu abwenden würde, wenn man es ihr nicht künstlich versüßte, sie nicht im Irrthum darüber ließe. In der Duldung und Verherrlichung der classischen Frivolität und Unzucht wurde beim Beginn der Renaissance der tiefste Keim der Corruption in die europäische Gesellschaft gelegt, welcher seitdem an allen Höfen, auf allen Schulen und Universitäten reichlich fortgewuchert und das vormals christliche Europa wie ein Unkraut überzogen hat. Die Regierungen und Schulbehörden lassen es geschehen, verpflichten sogar gesetzlich die unschuldige deutsche Knabenwelt, die raffinirten Wollüsteleien des Ovid zu studiren. Auch die Kirche gibt über solche Dinge höchstens einmal einen vereinzelten Seufzer von sich. Sie ist zu ohnmächtig, um etwas daran ändern zu können, daß die ganze s. g. gebildete Welt wieder heidnisch wird.

Der Uebersetzer macht darauf aufmerksam, daß Moliere, als er den Amphitryon schrieb, an Ludwig XIV. gedacht habe und zwar speciell an das Verhältniß desselben zur Frau von Montespan. Wie nämlich bei Plautus Zeus die Gestalt des Amphitryon annimmt, um dessen Frau zu verführen, so schob sich der allerchristlichste König an die Stelle des Herrn von Montespan. Man kann sich denken, wie piquant unter diesen Umständen die Aufführung des Amphitryon von Moliere gewesen seyn muß. Der Dichter war in der besten Laune und mit Recht wird sein Stück vom Uebersetzer für geistreicher erklärt, als das von Plautus.

Derselbe Stoff ist noch von vielen andern Dichtern behandelt. So in einer indischen Dichtung, welche Voltaire von Dow erfuhr. So auch im Roman des Merlin, in einer Dichtung des Camoëns, noch in ältern italienischen, spanischen und französischen Lustspielen und noch in neuerer Zeit in einem sehr geistvollen Lustspiel des Heinrich von Kleist. Das indische Gedicht zeichnet sich dadurch aus, daß der Gott und der Ehemann vor Gericht streiten, wer der echte sey, und daß der Gott für den echten erklärt wird, dann aber lachend sich demaskirt.

Kunstgeschichte.

Die Legende vom h. Christophorus und die Plastik und Malerei. Eine Studie über christliche Kunst. Von August Sinemus. Mit einem Titelbilde: St. Christoph von Memling. Hannover, Carl Meyer, 1868.

Eine gute Monographie. Voran steht die bekannte Legende von dem großen Riesen, der das Christkind trug, hier wörtlich mitgetheilt nach dem alten Passional des 13. Jahrhunderts, dem auch die Verse von Gottfried von Straßburg und Aeußerungen in Prosa über den Heiligen von Suso, Luther und Melanchthon beigefügt sind und eine Uebersicht der Darstellungen der Legende in den verschiedenen spätern Passionalen. Darauf folgt, was sich auf den Cultus des Heiligen bezieht, auf die Ritter- und Brüderschaften, die sich ihm widmeten, die auf ihn geschlagenen Münzen und Medaillen 2c.

Daran schließen sich dann Uebersicht und Verzeichnisse der überaus zahlreichen Bildwerke vom h. Christoph. Der Verfasser vermuthet, sein Bild sey in frühern Zeiten öfter an Brücken aufgestellt worden, ehe Nepomuk der eigentliche Brückenheilige wurde. Am häufigsten aber findet man seine Statue an den Eingängen der Städte, Kirchen und selbst der Wohnhäuser. Als Thürsteher und starker Wächter mit seinem Wanderstabe, der meist ein roher Baumstamm ist, befindet sich der gewaltige Riese ganz an seinem Platz. Man hat ihn mit dem deutschen Volke verglichen, welches in seiner urkräftigen Natur der treue Träger der christlichen Kirche geworden ist. An die Statuen schließen sich sodann die Malereien an, die der Verfasser in überaus großer Zahl verzeichnet und nach den verschiedenen Malerschulen, Stylen und Zeiten eintheilt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, N° 46. 6. Juni 1868.

Kriegswesen.

Militärische Federzeichnungen aus Großbritannien oder das Leben der englischen Offiziere und Soldaten und der innere Dienst. Von Dwyer. Darmstadt und Leipzig, 1868.

Obgleich man im Allgemeinen schon weiß, daß die englische Armee ganz anders organisirt ist, wie die continentalen Armeen, so werden die hier gegebenen Details doch gewiß viele Leser interessiren.

Der Verfasser schickt eine gute Vergleichung voran. „In Frankreich gilt die öffentliche Stellung, in England dagegen die sociale am meisten, und da die letztere von Geburt, Erziehung und — vor allem Andern — von genügenden Mitteln, eine gewisse Lebensweise zu führen, in der Wirklichkeit bestimmt wird, so ist es leicht begreiflich, daß die Uniform nicht nur einen, im Vergleich zur festländischen Anschauungsweise ganz untergeordneten Werth besitzt, sondern daß sogar das Tragen derselben von einem fremden Offizier, außer bei Hof, als ein Beweis angesehen wird, daß es dem Betreffenden an den andern Bedingungen zum Eintritt in die Gesellschaft — fehlt! Die englischen Offiziere tragen die Uniform nur im Dienst oder beim Diner, und obwohl sie — ganz abweichend von den Gebräuchen anderer Armeen — sämmtlich in den Kasernen untergebracht werden, so tragen sie auch dort nur Jagdröcke, Matrosenjacken und dergleichen, und wie gesagt, nur im wirklichen Dienste die vorgeschriebene Bekleidung. Vor 25 oder 30 Jahren war dies nicht der Fall; der Offizier durfte damals nur in Uniform öffentlich erscheinen, aber es scheint, daß der passive Widerstand endlich den Sieg über diese Vorschrift errungen hat, und zur Zeit des Krimkriegs schleppten die Offiziere alle ihre bizarren Civilkleidungen mit, sammt ihren Badewannen und tausenderlei anderem Gerümpel, ohne welches sie nicht existiren zu können behaupten. Man muß den Bagagetrain eines marschirenden Bataillons angesehen haben, um einen Begriff hiervon zu bekommen!“

Das Eigenthümlichste und nach unsern Begriffen Unziemlichste ist der Stellenverkauf in der englischen Armee: „Bis vor einigen Jahren rekrutirte sich das Offiziercorps der Garde und der Linie einfach dadurch, daß jeder junge Mann in einem gewissen Alter, von einem General oder Oberst dem Armee-Obercommando als durch gesellschaftliche Stellung, Erziehung und Vermögensverhältnisse geeignet geschildert, in einer Liste eingeschrieben werden konnte; wenn sodann eine offene Stelle in der erwählten Truppengattung disponibel war, erlegte er das Kaufgeld und wurde zum Unterlieutenant ernannt. Es gehörte aber nicht nur Geld, sondern auch noch parlamentarische Protection dazu, um in der königlichen Armee eine Stelle erhalten und auf Beförderung rechnen zu können. Dasselbe galt auch für fast alle Civilämter, wie z. B. bei der Post, dem Zollamt und dergleichen; nur wo kein Kaufpreis bestimmt, aber um die niedrigste Stelle zu erhalten, mußte man irgend einen Parlamentsherrn hinter sich haben; um die Befähigung kümmerte sich niemand, ebensowenig bei den Aspiranten für Stellen in der Armee wie für jene der Civilbranchen. Ich kann nicht genau angeben, auf welche Weise oder durch wessen Betrieb es endlich vor etwa 10 Jahren durchgesetzt wurde, daß künftighin, um eine Stelle zu erlangen, sey es in der Armee mittelst Kaufs oder im Civildienst ohne denselben, jeder Aspirant eine Art Staatsprüfung bestehen muß.“

Das Avancement ist höchst complicirt. „Es besteht, wie bekannt, ein regiementarischer Preis für jede Charge, z. B. Ensign (d. h. Unterlieutenant der Infanterie) 450 Pfund, Lieutenant (dem deutschen Oberlieutenant äquivalent) 700 Pfund, Captain d. h. Hauptmann 1800

Pfund u. s. w. Wenn nun ein Unterlieutenant in seinem Rang der älteste wird und ein Hauptmann austreten will, so sollte gesetzlich folgendermaßen verfahren werden: Der älteste Oberlieutenant wird aufgefordert, sich zu erklären, ob er die 1100 Pfund Differenz zwischen dem Preise seiner Charge und jener des Hauptmanns zahlen will oder nicht. Um zur Beförderung befähigt zu seyn, muß er 2 Jahre gedient haben. Es kommt nun häufig vor, daß dieser Offizier, wenn er auch bemittelt ist und die nöthigen Summen zur Disposition hat, bennoch nicht kaufen will, weil er auf einen Sterbefall zu warten gedenkt, denn solche werden ohne Kauf ersetzt; oder aber der Betreffende kann nicht zahlen. In beiden Fällen geht nun die Wahl auf den zweitältesten über, u. s. f., auf den dritten, vierten, bis einer oder der andere sich zu kaufen entschließt. Auf gleiche Weise wird mit dem ältesten Unterlieutenant (Ensign) verfahren, der aber nur die Differenz zwischen 450 Pfund und 700 Pfund, d. h. 250 Pfund zu zahlen hat. Hiermit sind nun 1350 Pfund von dem reglementsmäßigen Preise der Hauptmannscharge für den austretenden Hauptmann zusammengebracht; die noch fehlenden 450 Pfund werden von dem neu eintretenden Unterlieutenant erlegt, und hiermit ist das Geschäft beendigt. Sobald es sich aber um die Besetzung einer höhern Charge handelt, z. B. eines Oberstlieutenants, wird die Sache complicirter. Wie in allen andern Armeen, so ist auch in der englischen die Majors- oder erste Stabsoffiziersecke am schwierigsten zu umschiffen, deshalb fängt hier schon ein System der Versteigerung an. Der Oberstlieutenant und Regimentscommandant geht nicht gern ab, ohne eine bedeutende Summe über den reglementarischen Preis seiner Charge zu erhalten; somit müssen geheime oder wenigstens vertrauliche Verhandlungen unter den andern Offizieren stattfinden, um zu ermitteln, wer in die Charge avanciren soll, und weil die Auszahlung eines höhern Betrags als des reglementaren eigentlich ungesetzlich ist, so bietet dieses Verfahren manche Schwierigkeiten; dennoch werden solche Geschäfte häufig gemacht, und die Behörde drückt ein Auge zu, weil das Avancement dadurch beschleunigt wird."

„Trotz — oder vielleicht auch wegen — des Kaufsystems ist das Avancement in dieser Armee sehr langsam, war es auch von jeher. Um diesem Uebelstande zu begegnen, hat man mittelst Brevet du Roi (denn daher kommt augenscheinlich dieser Ausdruck) Offizieren einen höhern Rang geben können, ohne Rücksicht auf ihre Charge, selbst wenn sie auf halbem Solde standen und keine Charge bekleideten. Von Zeit zu Zeit bei besondern Gelegenheiten, wie z. B. Krönungen, Geburten von Thronerben und dergleichen, hat man sämmtliche Generale bis zu einem gewissen Rangalter und die verschiedenen Stabsoffiziere und Hauptleute in jedem Grade ebenfalls nach einem gewissen Rangalter um eine Rangstufe höher gestellt, ohne ihre sonstige Lage zu verändern. So könnte z. B. ein Hauptmann auf Halbsold zu Hause vegetiren und nach und nach Major, Oberstlieutenant, Oberst und General werden. Auch die activen Offiziere rücken im Rang auf dieselbe Weise vor, und wenn ein Regiments-Oberstlieutenant, der auf diese Weise Oberstenrang bekommen hatte, hoch oben stand und daher mit der Brevetbeförderung zum Generalmajor bedroht war, so sputete er sich, seine Charge gänzlich oder halb zu verkaufen, weil ein General nicht verkaufen kann. Vor einigen Jahren hat man dieses absurde System dahin abgeändert, daß niemand General werden konnte, ohne zwei Jahre hindurch eine Majors- oder Oberstlieutenantscharge wirklich bekleidet zu haben; dann gab man jedem Generalmajor, der nicht Oberst eines Regiments war, einen fixen Gehalt von 450—600 Pfund jährlich. Mit dieser Oberststelle hatte es aber folgende Bewandtniß. In frühern Zeiten bestand in England wie fast überall das Regiments-Inhabersystem. Diese Inhaber verkauften die Chargen ihrer Regimenter und bekamen eine Pauschalsumme, um die Mannschaft zu bekleiden. Als nun der Staat sich für den halben Sold der Offiziere verantwortlich machte, übernahm er auch von den Inhabern das Recht, die Offiziere zu ernennen, resp. den Chargenverkauf zu handhaben, und es blieb dem Oberstinhaber nur das Recht, sein Regiment zu bekleiden. Dieses that er natürlich nicht selbst, sondern durch die Vermittelung eines sogenannten Armeebekleiders, d. h. eines Lieferanten, und das Pauschale war so bemessen, daß für ein Infanterieregiment ungefähr 1000 Pfund jährlich als Ueberschuß blieben. Bei der Cavallerie war die Summe für den Inhaber etwas höher, etwa 1300 Pfund. Dieser Scandal ist aber jetzt endlich beseitigt worden; man zahlt dem Inhaber direct 1000 Pfund jährlich und läßt die Bekleidung durch eigene Anstalten fabriciren."

Der ganze Stab ist somit eigentlich eine große Belohnungs- und Versorgungsanstalt; will man einen weitern Beweis hierfür, so findet man ihn in der Vorschrift, daß eine Stabsanstellung nur für eine gewisse Zeit — nämlich 3 Jahre — von einem Individuum besetzt werden kann. Ist diese sogenannte Dienstperiode abgelaufen, so muß sich der betreffende Offizier auf seinen halben Sold zurückziehen, und ein anderer erhält

das Amt u. s. w. Diese Vorschrift wird zwar manchmal im Interesse des Dienstes oder vielleicht auch nur aus individuellen Rücksichten dadurch umgangen, daß ein Offizier, der heute seine Periode in der Adjutantur vollendet, morgen auf halben Sold gesetzt wird und dann nach einigen Wochen irgendwo anders eine General-Quartiermeistersstelle bekommt. Aber weil eine Masse Aspiranten immer das Obercommando und das Kriegsamt belagern, und diese zwei Behörden sich auch noch dazu über jede einzelne Stelle verständigen müssen, so geht das eben nicht so leicht, wenigstens nicht ohne manche Reclamationen in den Zeitungen, besonders den Militärwochenblättern, oder gar Interpellationen im Parlament. In der Sandhurster Militärakademie besteht eine höhere Schule mit einem Cursus für angehende Generalstabsoffiziere, (es sind gegenwärtig 33 Hauptleute und Lieutenants) die eine Eintritts- und eine Austrittsprüfung zu bestehen haben. Es sollen in der Folge nur die hier erzogenen Offiziere Generalstabsanstellungen erhalten, auch will das Obercommando dieses durchsetzen, aber so lange das Kaufsystem fortbesteht, wird es sehr schwer seyn, irgend etwas Vernünftiges in dieser Richtung zu erzielen. Alles in Allem genommen, ist das System, nach welchem die englischen Offiziere ursprünglich ernannt und befördert werden, viel zu künstlich und complicirt, das Geld und die Protection zusammen spielen die Hauptrolle, und wenn hier und da ein unbemittelter Offizier sich ohne Freunde emporarbeitet, wie z. B. der verstorbene Lord Clyde, so ist das ganz zufällig."

Nur „die Artillerie- und Ingenieurcorps haben wissenschaftliche Corps-Institute beim Hauptquartier in Woolwich und geben von Zeit zu Zeit Hefte von Aufsätzen wissenschaftlichen Inhalts heraus, die manchmal sehr interessant sind. Es besteht auch in London ein s. g. United Service Institut, welches ein schönes Museum besitzt, so wie eine Bibliothek und einen Hörsaal, in welchem Vorlesungen über militärische Gegenstände gehalten werden."

Bei der Infanterie wird besonders das Drillsystem getadelt. „Einzelne Bataillone, die in gewöhnlichen Garnisonen liegen, haben keine Zeit zu vergeuden auf Feldübungen in der Compagnie oder im Bataillon, es muß gedrillt werden und jetzt ‚strammer' als je, seitdem die preußische Strammheit sich so gut bewährt hat! Während des Krimkriegs haben sich die englischen Truppen auf eine sehr unangenehme Weise in dem praktischen Felddienst ausgezeichnet, und trotz ihrer damaligen Erfahrungen scheinen sie noch nicht zur Einsicht gelangt zu seyn, daß Marschordnung und Sicherheitsdienst, bei denen die Subalternoffiziere immer eine Hauptrolle spielen müssen, im Kleinen und nicht im Großen gelernt und geübt werden müssen. Noch etwas ist sehr auffallend. Man scheint der Ansicht zu seyn, daß Truppenübungen nur auf ganz offenem Terrain ausgeführt werden können, wie z. B. in Aldershot, Shorncliffe, Colchester, der Curragh. Ich erkühnte mich einmal, einem Obersten zu bemerken, daß Kriegsoperationen denn doch manchmal auf coupirtem Terrain stattfänden und erhielt zur Antwort, daß in Ostindien, wo man am häufigsten Krieg führe, das Terrain meistens tabula rasa sey! — Aber dennoch, sagte ich, könnte jener Fall eintreten; wie wollen Sie überdieß die jüngern Offiziere in die niedere Taktik einführen, oder wie sollen sie denn die höhere begreifen, wenn sie nur den mechanischen Theil, den strammen Drill, kennen lernen? Die Antwort war: ‚Ja, es würde zu viel kosten, Feldübungen anderwärts als auf Haiden und in ähnlichem Terrain auszuführen; (als wenn ein guter Theil sich nicht auf Straßen und Wegen üben ließe!) übrigens haben die Offiziere zu viel sonstigen Dienst zu thun.' Worin besteht nun ‚dieser sonstige Dienst?' In nie endenden Inspectionen der Zimmer, der Lebensmittel im rohen und gekochten Zustande, der Küche, Latrinen, Stallungen u. s. w. Es ist wahr, alle diese Sachen werden reinlicher gehalten und viel genauer überwacht als in den meisten andern Armeen; das ist eigentlich ein Glanzpunkt des Dienstes, aber es kostet auch viel. Die englischen Offiziere verrichten den Dienst, der in andern Armeen von den Unteroffizieren besorgt wird, während diese letztern die Abrichtung ausschließlich besorgen unter Leitung des Adjutanten."

Bei alledem ist die englische Armee respectabel, äußerst tapfer und zähe. Das liegt in der Race. Der Pedantismus erklärt sich nur aus der Aristokratie des Reichthums und seiner Tyrannei. Auch ist die Begünstigung und der Stellenverkauf einer-, das verwickelte Anstellungs- und Avancementsystem andrerseits und endlich die Drillerei und die studirte Verachtung des Soldatenstandes als solchen ein Regierungsmittel, wie es schon Phöniker und Karthager, Venetianer und Holländer, kurz alle Geldaristokratien und reichen Handelsstaaten angewendet haben, damit nie der Soldatengeist Herr werde über den Kaufmannsgeist und nie ein glücklicher General die Adelskette sprenge.

Kirchensache.

Die weltliche Herrschaft des Papstes und das Concordat. Nach dem Französischen des Fürsten Broglie. Münster, Krick, 1868.

Unter vielen im gleichen Sinne geschriebenen Flugschriften zeichnet sich diese durch Kürze und Klarheit aus. Vor allen Dingen hält sie sich an die Tagesfrage und setzt auseinander, was die nächste Folge seyn würde, wenn der Papst den Kirchenstaat verlöre und gleichwohl in Italien bliebe. „Der König von Italien würde durch Anwendung der Landesgesetze auf den Papst (Gesetze haben bekanntlich eine wächserne Nase) nach seinen Launen über die ganze katholische Kirche verfügen können. Möge man sich nicht im Voraus über eine solche Möglichkeit entrüsten: sie ist im angenommenen Falle unausweichlich. Die Herrschaft des Papstes über die Gläubigen der ganzen Erde ist allerdings rein geistlicher Natur und erstreckt sich nur auf die Seelen. Aber so lange die Seelen in Leibern wohnen, können sie nur vermittels dieser in Verkehr mit einander treten. Daraus folgt, daß jene rein geistliche Herrschaft sich nur durch äußere Handlungen bethätigen kann. Diese würden aber, den Papst als italienischen Unterthan angenommen, sofort den Bestimmungen der italienischen Gesetze unterfallen. — Der Papst kann z. B. seine Beschlüsse unmöglich zur Kenntniß der ganzen Kirche gelangen lassen, wenn das Wort oder die Presse dieselben nicht überall hin verbreiten. Seine Entscheidungen kann er ferner ohne den Beistand seiner Rathgeber nicht fassen, da er allein ja gar keine genaue Kenntniß jedes einzelnen Punktes der kirchlichen Verwaltung besitzen kann. Da es nun aber einmal die Verhältnisse so mit sich bringen, daß die Gott und dem Dienste der Kirche geweihten Personen jedenfalls vom Brode leben müssen, wenn sie auch nicht allein vom Brode leben, so muß man nothwendig dem Papste ein standesmäßiges Einkommen sichern. Wenn der Papst nicht mehr, als ein einfacher, italienischer Bürger ist, so kann er kein Decret, kein Breve, keine Encyclica veröffentlichen ohne vorherige Genehmigung der Preßcommission. Thut er es ohne dieselbe, so wird man ihn vor Gericht stellen. Er darf dann ohne vorher eingeholte Erlaubniß der Polizei nicht die Bischöfe der katholischen Welt, nicht einmal seine Cardinäle um sich versammeln. Endlich aber, sich ein Vermögen sammeln und besitzen, seinen Nachfolgern erblich Etwas vermachen — das darf er nur insofern, als er dadurch den betreffenden Bestimmungen der italienischen Gesetzgebung über Eigenthumsrecht, todte Hand &c. nicht zuwiderhandelt."

„Der König Victor Emanuel brauchte beispielsweise nur mit dem französischen Preßgesetze vom 17. Februar 1852 und mit dem Artikel 291 des Strafgesetzbuches, der Versammlungen von über 20 Personen untersagt, Ernst zu machen, so wäre es mit der Redefreiheit des Papstes, mit all' seinem Regen und Bewegen für immer vorbei."

Gesetzt der Papst bliebe unter solchen Umständen nicht in Italien, nicht innerhalb der Sphäre, in welcher Victor Emanuel seine Macht auszuüben vermag, so würde die katholische Welt wieder in Verlegenheiten kommen, wie diejenigen gewesen sind, die zum großen Schisma geführt haben. Napoleon III. ist weise genug, um nicht zu verlangen, der Papst solle wieder nach Avignon kommen, denn lebhafter noch als im 14. Jahrhundert würde sich im 19. die Opposition gegen Avignon regen. Welchen Vortheil auch derjenige katholische Staat sich von der Gastfreundschaft, die er dem Papst erwiese, versprechen könnte, ein allgemeines Mißtrauen in den andern Staaten würde ihn diesen Vortheil nicht gönnen. Man würde sagen, das Oberhaupt der Kirche ist nicht mehr frei und unabhängig. Der leiseste Verdacht, der dem Nachfolger des jetzt regierenden Papstes als Unterthan oder auch nur Gast und Schützling einer weltlichen Macht treffen würde, als diene er derselben zum Werkzeug, oder sey gezwungen, ihr zum Werkzeug zu dienen, würde Protestationen und im Gedränge der Ereignisse und leidenschaftlichen Entgegnungen sehr leicht ein neues Schisma herbeiführen. Gewiß das größte Unglück für die ohnehin schwer bedrängte Kirche. Es liegt also im dringenden Interesse aller Katholiken, es zu verhüten. Nicht nur im Interesse der Bevölkerungen, sondern auch der Regierungen, von denen vielleicht noch nicht alle die Schwierigkeiten überdacht haben, die ihnen aus einer großen Neuerung in Bezug auf das Oberhaupt der Kirche erwachsen würden. Ein zweites Rom ist auf der ganzen Erde nicht zu finden. Zerrissen die altgewohnten Bande, so würde wohl der eine Staat neue knüpfen wollen, der andere aber sich nicht damit zufrieden geben.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, **N° 47.** 10. Juni 1868.

Kirchensachen.

Allgemeine kirchliche Chronik, begründet von K. Matthes, fortgesetzt von M. H. Schulze. Vierzehnter Jahrgang. Das Jahr 1867. Altona, Haendke und Lehmkul, 1868.

Diese freisinnige Chronik gibt alle Jahre eine Uebersicht über sämmtliche kirchliche Vorkommnisse, läßt zwar hie und da etwas weg, was dem Herausgeber nicht besonders gefällt, und urtheilt einseitig, ist aber doch brauchbar zur Orientirung.

Diesmal nimmt der Herausgeber einen gewissen Schwung und sieht schon im Geiste den Triumphwagen der protestantischen Kirche über die Trümmer der katholischen daher fahren. Nach der Erschütterung des Concordats in Oesterreich und beim Stande der Dinge in Italien scheint ihm nicht nur die Ueberlegenheit des Protestantismus gesichert, sondern er erkennt auch in den mannigfaltigen Protesten gegen Consistorialautoritäten ein gewisses Kennzeichen, daß die Idee des allgemeinen Priesterthums und der Laiensynoden siegreich sich Bahn breche. „Jedenfalls, sagt er am Schluß der Einleitung, treiben wir einer jener weltgeschichtlichen Krisen entgegen, die die Religion zu etwas macht, für die es heißt, Hab und Gut einzusetzen, und es ist gut, in Zeiten sich zu entscheiden, ob man an seinem Theile das Reich Gottes helfen vollenden oder aufhalten, ob man die Confession Roms, Zwingli's, Luthers, oder die Religion Jesu zum Panier machen wolle oder nicht. Gott helfe zum Besten!" Wir unserntheils denken, es wäre sehr schlimm, wenn es zu einer solchen Krisis, d. h. zu neuen blutigen Religionskriegen käme. Wir fürchten es aber auch nicht, denn der weltliche Sinn und die weltlichen Interessen herrschen zu sehr vor und die Kirche wird nur noch als Mittel benutzt, das man plötzlich wieder fallen läßt, sobald es Zweck werden will.

Der wirkliche Thatbestand ist ein anderer, als der Chronist sich einbildet oder ihn durch seine fortschrittliche Brille ansieht. Die katholische Kirche ist noch lange nicht so tief herabgekommen, wie der Chronist glaubt. Sie ist allerdings durch Unglauben im Innern und durch Angriffe der weltlichen Macht von außen heftig erschüttert, aber sie hat immerhin noch einen starken Anhang und Einfluß theils bei den Conservativen der höhern Stände, theils beim gemeinen Volk, besonders beim Landvolk. Ueberdies erwirbt ihr das in ihr liegende Princip der Autorität nothwendig immer neue Freunde. Oder woher käme denn sonst das dem Chronisten so tief verhaßte Romanisiren in Kunst, Romantik, Puseyismus, in der englischen Hochkirche und selbst im strengen Lutherthum? Auf der andern Seite ist es außerordentlich beschämend für den Protestantismus, daß er trotz englischer Traktätlein, Missionen und diplomatischer Verwendungen weder in Spanien, noch sogar in Italien Anklang findet, obgleich im letztern Lande der Haß gegen das Papstthum jetzt noch heftiger entflammt ist, als er es vor dreihundert Jahren in Deutschland war. Schlechte, abgefallene Katholiken werden eher Heiden, Juden und Türken, ehe sie Protestanten werden. Das liegt in ihrem südlichen Blute. Der Abfall vom Christenthum kommt dem Protestantismus nicht zugute, sollte daher von diesem nicht mit Schadenfreude und Frohlocken betrachtet werden. Die Chronik sagt hier „in Bezug auf Spanien ist eine bekannte Thatsache, daß je mehr mittelst der alten Gesetze dem Protestantismus Schrauben angelegt sind, sich öffentlich zu entfalten, desto mehr im Stillen für ihn Propaganda gemacht wird. Am 31. Juli 1866 ist zwar der rührigste Agitator Matamoras, ein Märtyrer für die gute Sache, entschlafen. Es hat nicht an Leuten gefehlt, die sein

Wirken verdächtigten, um so erfreulicher ist, daß in kirchlichen Kreisen Englands man ihm ein öffentliches Ehrenzeugniß votirt hat und zwar von Seite verschiedener Personen verschiedener Länder, die ihn und sein Wirken kennen gelernt hatten, worin sie seiner Hingebung und Energie Gerechtigkeit widerfahren lassen und schließlich der Sache des Protestantismus weitern guten Fortgang wünschen." Mit dem Wünschen ist es nicht gethan, die Behauptung aber, daß im Stillen für den Protestantismus viel Propaganda gemacht werde, ist aus der Luft gegriffen. Spanien denkt nicht daran, lutherisch werden zu wollen.

In Oesterreich erscheint der Katholicismus allerdings gefährdet, aber weniger von der Seite her, von wo jetzt am meisten gegen ihn gelärmt wird. Die Wiener Juden und der liberale Unglaube werden ihn nicht umbringen. Ihm droht nur von einer andern Seite her Gefahr, wo man keinen Lärmen hört, wo aber rührig gearbeitet wird, nämlich von Rußland her. Gegenüber von Rußland hat schon die frühere Metternich'sche Regierung, die man für ultramontan zu halten in der protestantischen Presse dumm genug war, alles versäumt, um die katholische Kirche vor den arglistigen Eingriffen und Gewaltthaten der griechisch-russischen Kirche zu schützen. Oestrreich hat geduldet, daß alle unirten Griechen in Polen zur griechischen Kirche übertreten mußten, und duldet noch gegenwärtig die systematische und immer fortschreitende Unterdrückung der katholischen Kirche auch im westlichen Polen. Eben so wenig hat es je etwas Ernstliches geleistet, um der griechischen Propaganda in den untern Donauländern, in Galizien, dem nördlichen Ungarn und Mähren entgegenzuwirken.

Die glänzenden Erfolge, welche die Chronik dem Protestantismus verkündet, sind auch noch sehr fraglich, denn bekanntlich fehlt der protestantischen Welt die Einheit im Innern mehr als der katholischen und hat auch sie Terrain an das unaufhaltsam vorrückende Rußland verloren. Wenn der Chronist S. 38 rühmt, die evangelischen Kirchen und Schulen in Warschau seyen jetzt nicht mehr gezwungen, die katholischen Feiertage einhalten zu müssen, so ist das ein sehr kleiner Fortschritt im Vergleich zu den ungeheuren Verlusten, welche die evangelische Kirche seit zwanzig Jahren in Livland erlitten hat und von denen der Chronist nichts sagt. Während der Protestantismus diese Verluste im Nordosten erleidet und auch im Nordwesten beständig durch den Puseyismus verkürzt wird, hat er nicht den geringsten Fortschritt an den Grenzen des katholischen Südens gemacht. Und was sollte er denn auch für Fortschritte machen können, da sein weites Gebiet vom Unglauben kaum weniger durchfressen ist, wie das katholische; und die, welche wirklich noch etwas glauben, nicht einig sind, sondern im beständigen Hader liegen.

Die Kirche in England bildet kein Ganzes. Außer den vielen Katholiken, namentlich in Irland, hat sich auch eine fabelhafte Menge von Sekten von der englischen Kirche fern gehalten. Die „Times" gibt nach dem Registrar-General folgendes — in der englischen Sprache alphabetisches — Verzeichniß der in England bestehenden christlichen Religionsgemeinden, oder wie sie schreibt, Sekten; wobei natürlich die anglikanische oder bischöfliche Staatskirche, als die Kirche vorzugsweise, für sich apart steht: Apostolische, Armenische neue Gesellschaft, Baptisten, Taufgläubige (Baptized Believers), Christgläubige, Bibel-Christen, Bibelvertheidigungs-Vereinler, Calvinische Brüder, Calvinische Baptisten, katholisch-apostolische Kirche, Christen (schlechtweg), ‚Christen, die nicht anders heißen wollen', Christliche Brüder, Christliche Eliasiten, Christliche Israeliten, Christliche Teetallers, Christliche Mäßigkeitsmänner, Christliche Unionisten, Kirche von Schottland, Kirche Christi, Gräfin-von-Huntingdons-Connexion, Christschüler, anatolisch-orthodoxe griechische Kirche, Eclectics, Episkopal-Dissenter, Evangelische Unionisten, Nachfolger Jesu Christi, Freie Gnaden-Evangeliums-Christen, Freie Evangeliums-Christen, Freie Christen, Freie Kirche, Freie Episkopal-Kirche, Freie Kirche von England, Freie Unions-Kirche, General-Baptisten, General-Baptisten-neuer-Bund, Deutsch-Lutheraner, Deutsch-Katholiken, Griechisch-katholische, Halleluja-Bund, Independenten, Independente religiöse Reformer, Independente Unionisten, Inghamiten, Jüngste-Tag-Heilige (Latter Day Saints), Moderne Methodisten, Mormonen, Neu-Wesleyaner, Neu-Jerusalem-Kirche, Neue Kirche, Alt-Baptisten, Ursprüngliche (Original Connexion) Wesleyaner, Plymouth-Brüder, Eigene Leute (Peculiar People), Englische Presbyterianer, Ur- (Primitive-) Methodisten, Progressionisten, ‚Protestanten, welche den ersten achtzehn Artikeln der anglikanischen Kirche anhängen, aber Ordinirung und Ritual verwerfen', Vorsehungs- (Providence-) Christen, Quäker, Ranters (eine Abzweigung der Wesleyaner, in deren Versammlungen gehüpft wird. Das Wort selbst bedeutet Schwärmer), Reformer, Reformirte Presbyterianer oder Covenanters, Recrative Religionists, Zufluchts- (Refuge-) Methodisten, Freie Reformkirche, Wesleyanische Methodisten, Revivalisten, Römische Katholiken, Salem-Societät, Sandemanianer, Schottische Baptisten, Wiederkunft-des-Herrn-Brüder, Protestantische Separatisten, Siebente-Tags-Baptisten, Swedenborgianer, Zeugniß-Congregations-Christen, Trinitarier,

Unions-Baptisten, Unitarier, Unitarische Christen, Unirte christliche Kirche, Unirte freie Methodisten-Kirche, Unirte oder Mährische Brüder, Unirte Presbyterianer, Unitarische Baptisten, Welsche calvinische Methodisten, Welsche freie Presbyterianer, Wesleyanische Methodisten-Assoziation, Wesleyanische Reformer, Wesleyanischer-Reform-Glorien-Bund."

In Deutschland haben sich von der evangelischen Unionskirche gleichfalls eine Menge religiöser Gemeinschaften ausgeschlossen und die Frage, ob es nicht besser wäre, sie schlössen sich ihr an, ist grade in neuester Zeit, im Jahr 1867, in einer Menge von Streitschriften mit überwiegender Mehrheit absolut oder wenigstens beziehungsweise verneint worden. Die bekannte Denkschrift des evangelischen Oberkirchenraths in Berlin selbst war weit entfernt, einen Druck auf andere religiöse Gemeinschaften ausüben zu wollen, sondern warnte nur vor den falschen Consequenzen der Glaubensfreiheit, wenn sie zur Glaubensanarchie werden will. Wir entheben dieser interessanten Denkschrift nur eine wichtige Stelle, deren Vernünftigkeit jedermann einleuchten sollte.

Sie lautet: „Die große Mehrzahl der Evangelischen ist nicht einfach lutherisch, sondern unirt, wenn auch theilweise unter Vorbehalt des lutherischen Bekenntnisses, dessen sie bisher ungestört sich erfreuten. Wie sollte es nun mit der Gerechtigkeit sich reimen, den Charakter, den sie durch den Beitritt zur Union erworben, einfach zu annulliren? Man meint, ihn durch einen Machtspruch beseitigen zu können, oder hofft, daß, wenn die Geistlichen vorangingen, die Gemeinden willenlos folgen, aus der Landeskirche ausscheiden und in eine lutherische Separation übergehen werden. Allein eine solche radicale Aenderung wäre ohne Befragung der Gemeinden eine rechtliche Unmöglichkeit, die kein evangelisch denkendes Kirchenregiment über sich nehmen könnte. Sodann würde man sich, was die factische Lage anlangt, wie vielfache Erfahrungen uns zeigen, in gefährliche Träume sich einwiegen und über den Stand der Dinge in den Gemeinden sich schlecht unterrichtet zeigen, wenn man meinte, dieselben würden ihren Hirten einmüthig in die Separation von der Landeskirche und in das Aufgeben der Union folgen, auch nachdem ihnen die wirkliche Lage der Dinge und die Folgen eines solchen Schrittes von den Behörden pflichtgemäß und rechtzeitig dargelegt wären. Sollte aber hienach, was nicht zu umgehen wäre, in jeder einzelnen Gemeinde Umfrage gehalten werden, ob die Einzelnen bei der bisherigen Landeskirche, beziehungsweise Union verbleiben, oder jenen Plan der Trennung derselben in drei Theile gut heißen wollen, so würde kaum in Einer Gemeinde Einstimmigkeit zu erwarten sein, mithin Spaltung und Friedensstörung bis in die einzelnen Parochien hineingetragen werden. Und da ein gesonderter lutherischer Kirchenorganismus auch einen gesonderten Bestand der Geistlichkeit und sonstigen Amtsträger erfordern würde, so ergäbe sich auch eine Auflösung der bisherigen Parochien und die Nothwendigkeit einer endlosen Vermehrung der Kirchensysteme, wobei jedoch die dem bisherigen Rechtszustand treu bleibenden, seyen sie Wenige oder Viele, im Besitz und Gebrauch ihrer Rechte zu schützen wären. Ebenso müßte folgerichtig des Religionsunterrichtes halber auch für die Schulen und Schullehrerseminarien die confessionelle Scheidung versucht werden. Die projectirte Dreitheilung wäre aber ganz besonders in den Behörden, den Superintendenturen und Consistorien durchzuführen; überall wären mehrere nebeneinander gehende gesonderte Instanzen und Collegien zu organisiren. Auch die evangelisch-theologischen Facultäten wären statt ihrer bisherigen Einheit zu spalten und auf den engen Rahmen jener confessionellen Dreifachheit zu spannen, im Widerspruch mit der berechtigten Lehrfreiheit, sowie mit der Mission der Wissenschaft, an der Verständigung der Gegensätze ihrerseits mit zu arbeiten. Und wie würde in den Massen die Sicherheit darüber, was evangelische Wahrheit sey, durch die beabsichtigte Vielfachheit evangelischer Kirchen erschüttert werden müssen! Wie Viele würden durch solche einreißende Unsicherheit in die Hände von Secten oder der katholischen Kirche zu fallen Gefahr laufen! Blickt man auf dieses Alles, so wird man nicht mehr behaupten können, daß Plane dieser Art von Liebe, praktischer Weisheit und Gerechtigkeit eingegeben seyen. Was sie bewirken könnten, wäre nicht Eintracht, Friede, Stärkung des evangelischen Lebens im Volke, sondern höchstens könnten sie als Brandfackel wirken, deren Flammen aus unserer evangelischen Kirche zur Freude ihrer Feinde einen Trümmerhaufen machen könnte. Erwägt man aber ferner, wie enge die geschichtlichen Wurzeln des preußischen Staates mit der evangelischen Kirche zusammenhängen, sowie die gegenwärtige Lage des preußischen Vaterlandes, welche auffordern muß, alle seine Kräfte den drohenden Gefahren gegenüber zu einträchtigem Wirken und zum Besten für ganz Deutschland zusammenzuhalten: so wird man es schwerlich Sache eines erleuchteten Patriotismus nennen können, grade jetzt Funken der Zwietracht auszustreuen, und in dem innersten Gebiete des Volkslebens religiöse und kirchliche Spaltungen hervorzurufen."

Der Chronist bemerkt, in wie vielfach verschiedenem Sinne diese Denkschrift von den Parteien besprochen

worden ist, und führt nach einander alle die zahlreichen Kirchentage und Pastoralkonferenzen, Vereinsversammlungen 2c. an, in denen die Mannigfaltigkeit der religiösen Meinungen sich abspiegelt. Den weitesten Horizont beansprucht, wie man weiß, die evangelische Allianz. Doch überschreitet sie die Grenzen des Protestantismus nicht, wird also in Toleranz noch von denen übertroffen, die, wie hier S. 113 gerühmt wird, Katholiken, Protestanten und Juden nicht nur in demselben Kirchhof, sondern auch in demselben Betsaal zulassen.

Da die Gegensätze des Glaubens und Unglaubens, der Autorität und der schrankenlosen Freiheit unversöhnlich sind, konnte es der Staatsgewalt und den Ruheliebenden in der Mehrheit der Bevölkerung nur darauf ankommen, zu einem Compromiß zu gelangen, der den Andersdenkenden ihr Sonderthum läßt und dabei doch auch dem Bedürfniß der Einheit Rechnung trägt. Ein solcher Compromiß ist die Union und ein anderer ist nicht wohl denkbar. Man sollte sich damit begnügen und einander nicht immer verdächtigen. Allen gerecht zu werden, ist nicht möglich. Wie außerordentlich wünschenswerth auch eine volle Einheit und unbestrittene Autorität wäre, die heutigen Bildungszustände und Mischungen der Gesellschaft lassen sie nicht zu.

Hier ist besonders festzuhalten, daß die nationale Einheit nicht mit der confessionellen verwechselt werden darf. Wenn auch der confessionelle Particularismus, wie die Reformationsgeschichte bewiesen hat, nicht selten durch einen politischen begünstigt worden ist, so entspricht er doch der Mannigfaltigkeit von Geistesrichtungen und Gemüthseigenschaften, die sich nun einmal in der deutschen Nation vertheilt haben, und wie die verschiedensten Stände und Berufsclassen, Talente und Capacitäten, Gebirgsbewohner und Seeleute, Alte und Junge, Ernste und Lustige, Langsame und Vorschnelle 2c. doch alle zu einem großen nationalen Zweck zusammenwirken, für den nationalen Besitzstand, Recht und Ehre der Gesammtnation brüderlich zusammentreten können, so können und sollen es auch die Genossen verschiedener Religionsgesellschaften, wenn sie nur alle gute Deutsche sind. Es wäre eben so ungerecht als unpraktisch, die confessionelle Einheit zur Bedingung der nationalen machen zu wollen.

Wir können nicht umhin, hier zu erwähnen, was Professor Baumgarten auf dem letzten Protestantentage zu Neustadt an der Hardt über die vermeintliche Nothwendigkeit, die Glaubenseinheit mit der Nationaleinheit zu identificiren, vorgetragen hat. „Die apostolische Gemeinde, welche Christum als das, die alte Zeit abschließende und die neue Zeit schaffende, Geschichtsprincip in die antike Völkerwelt eingeführt, muß auch jetzt das Vorbild seyn, wenn der wirkliche und geschichtliche Christus unserer Gegenwart wieder neu auferstehen soll. In demselben Maaße, als die Religion sich irgendwie wiederum materialisirte, entnationalisirte sich die Sittlichkeit, bis diese Verirrung in der römischen Hierarchie ihr Aeußerstes erreichte. In dem Anfang der deutschen Reformation durchdringt sich wiederum die Geistigkeit der religiösen Seite mit der nationalen Gesinnung auf der ethischen Seite. Gleicherweise aber hat die Veräußerlichung jener Seite in dem scholastischen Doctrinärismus und dem staatlichen Mechanismus die Abstumpfung der andern Seite im Gefolge.

Auf weltlichem Gebiete sind Individualismus und Kosmopolitismus durch das allgemeine Erwachen des Nationalitätsbewußtseyns überwunden, nicht aber auf dem kirchlichen Gebiete, wo einerseits Pietismus und unorganischer Missionstrieb gepriesen werden, andererseits der große Mangel an Liebe und Begeisterung für die nationalen Pflichten einer zukunftschwangeren Zeit kaum empfunden wird. Wenn aber im Sinn unseres Vereins das individuelle und nationale Bewußtseyn in dem Tiefpunkte des innern Lebens geeinigt ist, ruht die gesammte Thätigkeit nach außen auf der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß der göttliche Beruf unseres Volkes trotz aller innern und äußern Hemmungen sich erfüllen werde.

Durch diese principielle Beziehung des innersten Bewußtseyns und Lebens auf den nationalen Beruf erhält die christliche Sittlichkeit wiederum ihre plastische Kraft und einen gemeingültigen Ausdruck, so daß, was an Empfänglichkeit für das Gute in unserer Nation vorhanden ist, von dieser nationalen Bethätigung des Christenthums angezogen wird, was dagegen sich feindlich abwendet, auf unzweideutige Art seine Schlechtigkeit offenbart.

Die auf dieser Grundlage ruhende Ethisirung des gesammten Volkslebens wird die ursprüngliche Christianisirung und spätere Evangelisirung unseres Volkes vollenden."

Die Glaubenseinheit wäre wohl eine schöne Sache, aber wir möchten sie nicht zu erzwingen suchen, denn bei dieser Schwergeburt würde die deutsche Nation vollständig zerrissen werden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, № 48. 13. Juni 1868.



Ungarische Zustände.

Ungarische Monatschrift für Politik, Landwehr, Staatsökonomie, Statistik, Völkerkunde, Geschichte u. s. w. Herausgegeben von mehreren Fachmännern. Verantwortlicher Redakteur Graf Olivier Bethlen. Erstes und zweites Heft: April und Mai 1868. Pest, Pfeifer.

Eine neue Monatschrift von Bedeutung. Die politischen Grundgedanken, die darin verfochten werden, haben Interesse für unser deutsches Vaterland. Die Zeitschrift strebt eine innige Allianz zwischen Ungarn und Deutschland an, nur in einem andern Sinn, als das Wiener Cabinet bisheran die Vereinigung Ungarns mit Deutsch-Oesterreich wollte verstanden wissen.

Gleich der erste Artikel erklärt sich gegen Deak, auf den wir erst kürzlich eine (in Nr. 44 unserer Blätter) verfaßte Lobschrift lesen mußten. Deak ist der Partei, deren Organ die Monatschrift werden soll, noch viel zu österreichisch. Es heißt hier von ihm: „In dem langen, ersprießlichen politischen Wirken Deaks finden wir keinen einzigen Moment der Inconsequenz oder Schwachheit. Er ist ein reiner, klarer Kopf, seiner Ziele stets bewußt und von einer Ehrlichkeit, die in politischer Hinsicht in unserem Zeitalter kaum seines Gleichen hat. Deak besitzt, außer der orientalischen Langsamkeit, keinen einzigen Fehler der ungarischen Nation. Er verspricht nur das, was er auch halten kann. Er verachtet jeden Prunk und jede Eitelkeit, er ist arm und will es auch bleiben und alles, was sonst sterbliche Menschen reizt, Orden, Titel, Rang und Reichthümer weist er entschieden zurück. Deak ist ein zweiter Cato. Man würde glauben, ein Mann wie dieser, müßte ein Volk glücklich machen. Unglücklicherweise besitzt Deak einen Fehler, für den er nichts kann. Er hat nämlich Ungarn niemals auf längere Zeit verlassen; er hat sich mit den Localangelegenheiten des Landes verkörpert, und man vermißt bei ihm die europäische Bildung und den hohen europäischen Standpunkt, den jeder Staatsmann in Europa, der sonst mit Deak nicht zu vergleichen wäre, nothwendigerweise einnehmen muß. Deak beurtheilt die Dinge in Europa durch die Brille der ‚alten Schule' der österreichischen Staatsmänner. Da er aber instinktmäßig fühlt, daß sein Urtheil in der auswärtigen Politik zu wünschen übrig läßt, so ist er geneigt, die Geschicke des ungarischen Volkes in der äußern Politik gänzlich den österreichischen Staatsmännern anzuvertrauen, indem er einmal festgestellt hat, daß die österreichisch-ungarischen Interessen identisch sind. Die Umwälzung, die nach Sadowa in den europäischen Angelegenheiten vor sich gegangen, hat die Ruhe Deaks nicht gestört. Er glaubt fest, daß Ungarn ohne Oesterreich nicht bestehen könne, und er kann sich den Moment nicht denken, wo es kein Oesterreich geben wird. Diesen persönlichen Zug seines Charakters hat Deak seiner ganzen Partei aufgeprägt. Ganz anders steht es mit Kossuth. Er besitzt alle Tugenden und Fehler der ungarischen Nation. Er ist herrschsüchtig und edel, großmüthig und verwegen. Er hat im Exil viel erfahren, viel gelernt und nichts vergessen. Sein Wort übt auf das Volk einen magischen Reiz und auf seine Stimme erzittert jede Fiber in dem Herzen der Massen, die er einst in den Freiheitskampf geführt. Was er auch gethan oder gesprochen, sein Name ist und bleibt eine Fahne, um die sich die große Mehrheit des ungarischen Volkes schaart. Außerdem besitzt Kossuth den Weltstandpunkt, den jeder europäische Staatsmann einnehmen muß. Er glaubt an den Bestand Oesterreichs nicht, folglich will er für Ungarn neue Allianzen suchen; andererseits hat er ein unerschütterliches Ver-

trauen in die Kraft der Nation. Diesem Vertrauen verdankt er auch einen Theil seiner Popularität; es schmeichelt der Eitelkeit der ungarischen Nation, während das Streben Deaks nach fremder Stütze, das Gefühl des Volkes tief verletzt. Wir wiederholen, daß es im ungarischen Volke nur zwei Parteien gibt: die österreichische oder Deakpartei und die nationale oder Kossuthpartei."

Der freisinnige Ungar traut Oesterreich nicht, trotz aller Scheinsiege des Liberalismus in Wien. Er setzt voraus, der Kaiser könne die verschiedenen Völker, die er unter seinem Zepter vereinige, nach wie vor nur mit Gewalt, mit der Armee und mit dem Absolutismus zusammenhalten. Das lehre die ganze Geschichte Oesterreichs. Ungarn könne daher ein wahrhaft freisinniges System und die gewissenhafte Achtung seiner Nationalität von Wien aus auf die Dauer niemals erwarten. Eben so wenig von Rußland, von dem ihm nur Vernichtung der Freiheit und der Nationalität zugleich drohe, wie in Polen. Es bleibe ihm daher nur ein enger Anschluß an das von der österreichischen Politik unabhängige Deutschland übrig.

Einen solchen Anschluß allen Deutschen plausibel zu machen, ist der Zweck dieser von echten Ungarn und doch deutsch geschriebenen Monatschrift. Sie beweist uns Deutschen, was freilich nicht schwer zu beweisen war, daß es keinen bessern Alliirten für uns gibt als Ungarn, weil durch Ungarn allein die türkischen und österreichischen Südslaven noch von den russischen Nordslaven getrennt sind und Deutschland alles daran liegen muß, daß sie getrennt bleiben. Eben so scharfsinnig wird dargethan, wie sehr es Deutschland zu statten komme, daß Ungarn kein deutscher Staat sey. „Die große Mehrheit des Volkes glaubt an den Bestand des österreichischen Kaiserstaates in seiner jetzigen Gestaltung nicht; folglich mußte es nothwendigerweise jenen Moment ins Auge fassen, wo Ungarn sich mehr selbst überlassen und gezwungen seyn wird, sich neue Allianzen bei den Nachbarvölkern zu suchen. Schon die nächste Zukunft dürfte die deutsch-österreichische Reichshälfte in einen engern Verband mit Deutschland bringen, und schon diese Uebergangsperiode zur Einheit Deutschlands lockert wesentlich die Bande zwischen den zwei Reichshälften und ruft zwischen denselben an die Stelle der jetzt bestehenden Realunion die reine Personalunion ins Leben. Es ist jedem Unbefangenen klar, daß bei dieser in nächster Zukunft bevorstehenden Neugestaltung der österreichischen Staaten die ungarische Reichshälfte eine Art von Selbständigkeit erlangt, die von europäischer Bedeutung werden wird. Je mehr die westliche Reichshälfte sich Deutschland zuneigt und ihr Verhältniß zu Deutschland in entschiedenen Formen bezüglich der Auswärtigen- und Kriegsangelegenheiten präcisirt, um so freier und unabhängiger muß sich Ungarn in Betreff der gemeinsamen Angelegenheiten des ganzen deutschen Reiches bewegen können. Ungarn ist in diesem Falle angewiesen, eine vermittelnde Stellung im Oriente einzunehmen, deren Aufgabe es seyn wird, die deutschen civilisatorischen Tendenzen mit den slavischen Nationalbestrebungen zu vereinbaren. Die ungarischen Politiker der Deakpartei haben unglücklicherweise diese höhere Mission des ungarischen Volkes nicht gehörig aufgefaßt und in Hinsicht der auswärtigen Politik den österreichischen Staatsmännern der ‚alten Schule' gänzlich freie Hand gelassen. Hiedurch wurden die russischen absolutistischen Eroberungsgelüste mit den südslavischen Unabhängigkeits- und Freiheitsbestrebungen in einen Topf geworfen, und es wurde gegen Alles, was slavisch spricht, von ungarischer Seite — was die Deakpartei betrifft, Front gemacht. Die Mission Ungarns ist, einen Vorposten des großen deutschen Reiches zu bilden und die Interessen der Civilisation im Oriente zu befördern. Um aber dieser Mission gerecht werden zu können, darf Ungarn sich nicht auf rein deutschen Standpunkt stellen; auch Deutschlands Interesse weist entschieden eine Auffassung der europäischen Lage, welche die russischen und südslavischen Zwecke identificirt, zurück. Es ist leicht zu begreifen, daß ein nach Außen conservatives Oesterreich jede freiheitliche Staatenbildung im Oriente entschieden perhorrescirt. Nicht so aber das einheitliche Deutschland und dessen Vorkämpfer, das ungarische Königreich." „Sobald der Zerfall des türkischen Reiches eine Thatsache werden, und an dessen Stelle eine unabhängige südslavische Ländergruppe treten wird, so wird dann das natürliche Interesse dieses Staates seyn, die neue Freiheit gegen die russische Absorbirungspolitik zu schützen, und da dieser Staat in dem ungarischen Staate einen nicht deutschen Staat findet, so wird ihm eine Allianz mit Ungarn gegen die russische Agression nur willkommen seyn. Nur wenn Ungarn ein deutscher Staat wäre, würde das südslavische Nationalgefühl eine solche Allianz perhorresciren. Daß heute, und so lang es ein Oesterreich mit der alten Politik nach außen geben wird, die Südslaven gezwungen sind, mit Rußland Hand in Hand zu gehen — ist begreiflich."

In Folgendem wird nachgewiesen, wie das nationale Interesse Deutschlands, d. h. des großen außerösterreichischen Deutschland, ebenso mit dem ungarischen

übereinstimme, als es dem specifisch österreichischen Interesse widerspreche. „Der König von Ungarn ist angewiesen, den Einfluß der Stephanskrone im Oriente thatsächlich zu begründen. Der Zerfall des türkischen Reiches ist ihm eben so erwünscht, wie er dem Kaiser von Oesterreich, der nach Frankfurt blickt, gefährlich erscheinen muß. Der König von Ungarn ist berufen, die neue Ländergruppirung im Oriente zu befördern, zu leiten und hiedurch zu einer Conföderation der Donauländer einen Grund zu legen. Rumänien und Serbien nehmen schon heute von ungarischer Seite die höchste Aufmerksamkeit in Anspruch. Ungarn zählt in Siebenbürgen eine große compacte rumänische Bevölkerung und soll Rumänien Ungarn gegenüber nicht die Rolle eines zweiten Piemonts spielen, so wäre schon heute eine Politik anzubahnen, die zu einem Verband Ungarns mit Rumänien führen soll. Dasselbe gilt für Serbien. Der erste Schritt zu einem Verband der Donauländer liegt in den gemeinsamen Verhandlungen der Handelsinteressen. Eine Art von Handelsparlament der neuen Ländergruppen und der Stephanskrone sollte zu einer innigen Allianz derselben den Weg ebnen, wo auch die gemeinsame Vertheidigung gegen äußere Feinde in Erwägung zu ziehen wäre. — Man wird uns entgegnen, daß Rußland eine solche Verbindung der Donauländer niemals gestatten werde. Es wird also Krieg führen. Oesterreich ist hier in derselben Lage, wie es im Jahre 1866 gewesen; es hatte damals zwischen dem Einfluß in Italien und in Deutschland zu wählen; es wollte Alles behaupten und verlor Alles. Dasselbe gilt heute. Führt Oesterreich heute den Beweis durch den Eintritt Westösterreichs in den ‚deutschen Bund', daß es für immer mit dem Hintergedanken der Suprematie in Deutschland gebrochen hat, so hat es von Rußland nichts zu fürchten, denn sollte das isolirte Rußland einen Krieg gegen den Ungarkönig wagen, so wird letzterer nicht allein in Ungarn, sondern in dem ganzen civilisirten Europa jene Stütze finden, die ihn in die Lage versetzen dürfte, jede russische Agression mit Erfolg zurückzuweisen. Will aber Oesterreich gegen Rußland und Preußen zugleich Front machen, so ist es verloren und hat zugleich die dynastischen Interessen in Ungarn gefährdet. Napoleon will Oesterreich als Werkzeug gebrauchen und sich in einem Kriege, wo es sich um das ‚seyn oder nicht seyn' der Napoleonischen Dynastie handelt, einen Alliirten werben. Wenn auch Napoleon in Frankreich fällt, so bleibt Frankreich wie es ist; aber nach einem unglücklichen Kriege gegen Rußland würde es nicht nur kein Oesterreich mehr geben, sondern es würde im Oriente ein Chaos geschaffen werden, das nur dem russischen Absolutismus zu Gute käme."

In der Voraussetzung, die Hauspolitik Oesterreichs könne keine andere seyn, als eine absolutistische, gestützt auf eine starke Armee, wie früher immer, und belehrt durch die geschichtliche Erfahrung, daß die Dynastie nach jeder Revolution in der Stärkung der Armee und in dem monarchischen Impulse, den sie ihr gab, immer ein Mittel gesucht und gefunden hat, um die alte despotische Gewalt aufs Neue auszuüben, verlangt die ungarische Monatschrift einen wohl berechneten Widerstand gegen die neue Einimpfung eines bürgerfeindlichen, freiheitsfeindlichen und antinationalen Soldatengeistes. „Der Absolutismus wird es versuchen, die Ungarn zu Janitscharen der Ordnung heranzubilden, um hiedurch auch die demokratische und freiheitliche Bewegung in Westösterreich zu moderiren. Im Interesse der Freiheit sollten die Vertretungskörper der beiden Reichshälften sich in dem Gedanken einigen, daß man sich vorläufig nicht nur um die nationalen Formen der Armee kümmern möge, aber hauptsächlich den absolutistischen Geist der Armee gründlich auszurotten bemüht sey. Also nicht nur die Nationalisirung der Armee, sondern deren Umgestaltung in ein Volksheer sollte der leitende Gedanke der Liberalen beider Reichshälften seyn. Der Geist der Freiheit soll auch in die Armee einziehen. Der erste Schritt hiezu ist die Verminderung des stehenden Heeres und die Errichtung einer Landwehr, wo der ‚Kastengeist' gänzlich beseitigt und jeder Soldat vor allem Bürger, und jeder Bürger in der Stunde der Gefahr — Soldat sey."

Die Monatschrift zieht besonders in Erwägung, daß Ungarn kaum dem Schicksal entgehen kann, wieder einmal Kriegsschauplatz zu werden, wenn es in Bezug auf die Zukunft der untern Donauländer zur Entscheidung kommen wird. Sie geht demnach auch in mehreren Aufsätzen auf die strategische Vertheidigung Ungarns gegen Osten und Norden ein. „Auf dem, gegen das schwarze Meer sich senkenden Abhange Europas, auf welchem einst die christliche Cultur, vor dem alles zu überschwemmen bedrohenden Muhamedanismus, gerettet wurde, wird voraussichtlich auch das riesige russische Reich mit den bei weitem gebildeteren, aber an Zahl geringern Bewohnern des Donaubeckens, in Kampf gerathen. Diese Völker, durch das traurige Schicksal Polens gewitzigt, werden ihre Culturbestrebungen, Religionen, Nationalitäten und Unabhängigkeit auf jeden Fall vertheidigen und einen unerwarteten Angriff ausgenommen, nicht zugeben können, daß ein ohnehin schon im Besitze einer solchen Uebermacht befindlicher Staat,

durch seine weitere Ausbreitung nach Westen, sie gleichzeitig im Norden und Süden, einerseits bis zum Oderthale, andererseits bis zum adriatischen Meere mit seinen eisernen Armen umklammere. In diesem Theile Europas ist daher ein Kampf zu erwarten, dessen entscheidender Ausgang für die politischen und materiellen Verhältnisse, ja selbst für die allgemeine Culturentwicklung der europäischen Völker von so ernsten Folgen begleitet seyn wird, daß es nothwendigerweise von Interesse ist, die strategischen Verhältnisse des Schauplatzes dieses künftigen Krieges, gegenwärtig wenn auch nur flüchtig, zum Gegenstande einer Betrachtung zu machen, und aus den ewig unwandelbaren Grundsätzen der Strategie jene Hülfsmittel abzuleiten, welche die Vertheidigung unseres Vaterlandes erleichtern können."

Von der größten Wichtigkeit ist hier Siebenbürgen, das Gebirgsland, welches als eine natürliche Festung das ganze untere Donaugebiet und namentlich auch den Uebergang aus Bessarabien nach Bulgarien, d. h. den gewöhnlichen Weg der Russen über Pruth und Donau nach dem Balkan beherrscht. Als im Jahr 1854 eine österreichische Armee unter dem Befehl Coroninis in Siebenbürgen stand und Oesterreich, dem sich damals Preußen in einem Allianzvertrage angeschlossen hatte, den Russen den Rückweg zu versperren drohte, wenn sie den Balkan überschritten, kehrten sie augenblicklich um und gingen über den Pruth zurück, denn wenn sie es nicht gethan hätten, würden sie im Angesicht der hohnlachenden Franzosen und Engländer, welche bereits im Schwarzen Meere herumschifften, sich durch Capitulation den Oesterreichern haben ergeben müssen. Die Position in Siebenbürgen ist der Schlüssel zum Orient, und ohne Zweifel würden sich die Russen desselben schon im Jahr 1849 bemächtigt haben, wenn das Gebirgsland nicht durch den Polen Bem auf das ritterlichste und genialste vertheidigt worden wäre. Es liegt nun auf der Hand, welchen großen Werth die Ungarn auf den Fortbesitz Siebenbürgens legen müssen, damit es den Russen nicht in die Hände falle, und eben so natürlich ist, daß sie im voraus und für alle Fälle den Schutz Deutschlands ansprechen. Das sollte man nun in Deutschland begreifen, darauf sollte man achten und vor allen Dingen sollten die, welche sich Großdeutsche (a non lucendo) nennen, nicht den Russen in die Hände arbeiten, indem sie Oesterreich gegen Preußen hetzen und sich dazu den französischen Beistand erbetteln. Preußen von allen Seiten zu bestürmen, um es in die Arme Rußlands zu treiben und den Russen dadurch neue Vortheile im Westen, neue Eroberungen möglich zu machen, ist die undeutscheste Politik von der Welt. So lange das die Presse der Partikularisten, Ultramontanen und Demokraten in Deutschland nicht einsieht, bleibt sie die Feindin der Nation.

Den deutschen Demokraten ist noch zu Gemüthe zu führen, daß die ungarische Monatschrift selber ziemlich demokratisch denkt. Sie theilt einen langen Brief Kossuths mit, der vom 3. März dieses Jahres datirt ist und vom nationalen ungarischen Standpunkt wie von dem eines freien Bürgerthums aus das tiefste Mißtrauen gegen Oesterreich hegt, auch gegen den gegenwärtigen Scheinliberalismus, der mit zu großer Ostentation betrieben wird und der zu schnell über Nacht gekommen ist, als daß man ihn für solid halten könnte. Kossuth schreibt: „Ich stimme mit Ihnen vollkommen überein, wenn Sie sagen, der Staat selbst müsse mit Beseitigung jeglicher confessionellen Färbung gemeinsame nationale Lehranstalten errichten, ausrüsten, dotiren, erhalten und mittelst zweckmäßiger Anwendung des in der Natur der ungarischen Staatseinrichtungen liegenden Verwaltungsmechanismus leiten; denn nur solche Schulen können jenen vielseitigen politischen, bürgerlichen, volkswirthschaftlichen, Cultur- und Fortschrittsansprüchen entsprechen, von denen die Gesundheit des Staatskörpers abhängt. Wenn nun aber auch Gott unser Vaterland zehn Jahre hindurch fortwährend mit reichlichen Ernten segnen wollte, während das übrige Europa zehn Jahre lang an mageren Ernten laborirte, so daß also unser reicher Erntesegen voll zu verwerthen wäre, so glaube ich doch nicht, daß wir bei der Quote, den österreichischen Staatsschulden, der österreichischen Politik, den gemeinsamen Angelegenheiten und dem aus all diesem zusammengesetzten Systeme auf der erwähnten Grundlage einer solchen Reform des Unterrichtswesens gewärtig seyn dürften, wie sie auch nur der Hälfte des großen nationalen Bedürfnisses entsprechen könnte. Wenn Sie hierin mit mir gleicher Meinung sind, dann werden Sie mit mir auch darin übereinstimmen, daß bei uns die Frage der Reform des Unterrichtswesens hinsichtlich ihrer Ausführung keine abgesonderte Fachfrage ist, sondern ganz enge zusammenhängt mit den großen politischen Tagesfragen."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 49. 17. Juni 1868.

Romane.

Rauch. Aus dem Russischen des Iwan Turgénjew. Mitau, Behre, 1868.

In diesem Roman spiegelt sich die russische Gesellschaft, wie man sie in St. Petersburg und auch in Baden-Baden findet. Sie ist eigentlich nicht sehr verschieden von der vornehmen und galanten Welt der übrigen civilisirten Staaten, denn das tatarische Element ist ganz mit moderner Eleganz überfirnißt und der Sieg der Nützlichkeit über die Liebenswürdigkeit, der Realität über die Romantik ist an der Seine ebenso entschieden, wie an der Newa. Mit Recht aber hebt der Verfasser hervor, daß es eigentlich nicht so seyn sollte und daß die Russen in einen groben Widerspruch mit sich selbst gefallen sind, wenn sie einerseits mit ihrer sittlichen Ueberlegenheit über alle Völker des Westens prahlen und sich demgemäß die künftige Weltherrschaft ausschließlich aneignen wollen, und doch andererseits nur immer die Moden, Phrasen, Laster und Thorheiten des Westens nachahmen. Wir lesen hier S. 41: „Wenn zehn Russen irgendwo zusammenkommen, so taucht unter ihnen sofort die Frage — nun, Sie haben es ja eben mit angehört — über die Bedeutung, die Zukunft Rußlands auf, und wird dann in allgemeinen, phrasenhaften Ausdrücken und zudem resultatlos verhandelt. An dieser unglücklichen Frage kauen sie dann wie Kinder an einem Gummistück, ohne Saft und Kraft, ohne Witz und Verstand. Natürlich wird bei dieser Gelegenheit von dem Westen grade nicht besonders respectirlich gesprochen. Ein sonderbares Ding, sollte man denken, dieser Westen; er schlägt uns auf allen Punkten und doch soll er faul seyn. Und wenn wir ihn nur in der That ernstlich verachteten, fuhr Potugin fort, aber es ist auch das nichts als Lüge und Phrase. Schimpfen, ja schimpfen können wir auf ihn wohl, fürchten aber doch sein Urtheil.“

Der Held des Romans ist Litwinow, ein gebildeter junger Russe, der bereits mit einer sanften jungen Russin verlobt ist, sich aber in Baden-Baden durch die schöne und geistreiche Irina, die Gemahlin eines russischen Generals, umstricken läßt und ihre Koketterie für wahre und innige Liebe nimmt. Hier eine Scene, die uns die beiden in einer vornehmen russischen Gesellschaft vorführt und aus der man erkennen mag, wie gut der Roman geschrieben ist und wie fein er porträtirt. „Litwinow traf bei Irina vielen Besuch vor. In einer Ecke saßen um den Kartentisch drei der Generale vom Picknick: der finstere, der aufgeregte und der nachsichtige. Sie spielten Whist mit einem Strohmanne, und es gibt keinen genügenden Ausdruck, um hinreichend die Würde zu kennzeichnen, mit der sie die Karten ausgaben, die Stiche nahmen, Treff und Carreau ansagten — es waren eben lauter Staatsmänner. Indem sie es kleineren Leuten, aux bourgeois, überließen, die beim Spielen üblichen Scherze und Redensarten zu gebrauchen, beschränkten sie sich selbst auf das Unumgänglichste; der finstere General erlaubte sich jedoch in einer Pause, seinem Herzen durch den Stoßseufzer „ce satané as de pique!“ Luft zu machen. Unter den weiblichen Gästen erkannte Litwinow gleichfalls Theilnehmerinnen am Picknick, doch waren noch andere Damen da, die er noch nicht gesehen hatte. Die eine von ihnen schien so alt zu seyn, daß man für ihre Auflösung fürchten mußte; sie saß mit gekrümmtem, furchtbar aussehendem, aschfarbenem Nacken da, und während sie ihren Mund durch einen Fächer zugedeckt hielt, sahen ihre erloschenen Augen schmachtend auf Ratmirow; man schätzte sie in der Gesellschaft als das noch lebende Hoffräulein aus den Zeiten der Kaiserin Katharina besonders hoch. Am Fenster saß, als Schä-

ferin gekleidet, die „Königin der Wespen“, die Gräfin Sch., umgeben von jungen Leuten; unter diesen ragte durch sein anmaßendes Wesen, seinen platten Schädel und seelenlos thierischen Gesichtsausdruck, würdig eines bucharischen Chan oder römischen Heliogabal, der durch seinen Reichthum berühmte Stutzer Finikow hervor; eine andere Dame, ebenfalls eine Gräfin, die unter dem Namen Lise allgemein bekannt war, unterhielt sich mit einem langhaarigen blonden und bleichen Spiritisten; neben ihr stand ein langer, gleichfalls blasser und langhaariger Mann, der immer bedeutsam zu lachen pflegte; er glaubte auch an den Spiritismus, beschäftigte sich außerdem aber noch mit dem Wahrsagen und prophezeihte auf Grundlage der Apokalypse und des Talmud verschiedene merkwürdige Begebenheiten, von denen regelmäßig keine einzige eintraf, was ihn indessen keineswegs irre machte, in seinen Prophezeihungen fortzufahren. An das Clavier setzte sich dann jenes Original, das Potugin so sehr erzürnt hatte; zerstreut, d'une main distraite griff er in die Saiten und blickte nachlässig um sich. Irina saß auf dem Sopha zwischen dem Fürsten Coco und der Frau Ch., die, einst durch ihre Schönheit und ihren Geist bekannt, jetzt nur noch eine eckelige, nach Fastenöl riechende Murchel war. Als Irina Litwinow erblickte, erröthete sie, erhob sich, ging auf ihn zu und drückte ihm fest die Hand. Sie trug ein schwarzes Kreppkleid mit kaum bemerkbarem Goldbesatze; ihre Schultern glänzten wie frisch gefallener Schnee und das blasse, von einer momentanen Röthe überzogene Gesicht athmete das Bewußtseyn der Schönheit und nicht der Schönheit allein: eine versteckte, fast übermüthige Freude sprach aus ihren halbverschlossenen Augen, zitterte um die scharf geschnittenen Lippen und um die Nasenflügelchen.“

Litwinow wird von der Schönen so bezaubert, daß er sie endlich beschwört, mit ihm zu entfliehen. Aber eine Entführung ist nicht nach dem Geschmack der Dame. Sie will es bequemer haben. Er soll ihr nach St. Petersburg folgen. „,Folge uns nach St. Petersburg,‘ wiederholte er bitter lachend, ‚wir werden für Dich eine Beschäftigung finden.‘ Wer sind diese Wir? Das klingt an ihre Vergangenheit, an jenes geheimnißvolle unwürdige Etwas, das ich nicht kenne, das sie zu verlöschen, zu verbrennen suchte! Das ist jene Welt der Intriguen, der geheimen Verbindungen, der Geschichten von den Belskys und Dolskys. Und welch' eine Zukunft, welch' eine würdige Rolle erwartet mich dort? In ihrer Nähe zu leben, sie zu besuchen, mit ihr die verdorbene Melancholie der Modedame zu theilen, die sich in der großen Welt langweilt und doch außer ihr nicht leben kann, der Hausfreund ihrer und natürlich seiner Excellenz zu seyn — so lange — so lange die Caprice dauert und der plebejische Freund seinen Reiz nicht verloren, um dann von dem finstern General oder von Herrn Finikow abgelöst zu werden, — das ist möglich, angenehm und vielleicht sogar nützlich — spricht sie doch von der nützlichen Verwerthung meiner ‚Talente‘, während jener Plan unmöglich, unmöglich ist . . . Litwinow war nah an Verzweiflung; jeder Ausdruck in Irinas Brief erregte seinen Unwillen, die Versicherungen der Unwandelbarkeit ihres Gefühles verletzten ihn. ‚Das darf nicht so bleiben,‘ rief er endlich, ‚ich werde ihr nicht erlauben, so erbarmungslos mit meinem Leben zu spielen.‘“

Er hielt Wort. Er floh allein in tiefstem Eckel vor dem Nützlichkeitsprincipe, das die Welt beherrscht und selbst aus dem Busen des schönsten Weibes die Liebe verdrängen konnte. Im Wagen verfolgten seine finstern Blicke den flüchtigen Rauch der Locomotive. „,Rauch, Rauch,‘ wiederholte er mehreremale, und alles erschien ihm plötzlich als Rauch — alles, das eigene Leben, das russische Leben — alles Menschliche, namentlich aber alles Russische. ‚Alles ist Rauch und Dunst,‘ bemerkte er, ‚alles erscheint im ewigen Wechsel, überall sieht man neue Gestalten sich bilden, eine Erscheinung jagt die andere, im Wesen bleibt sich aber doch alles gleich; alles eilt und stürmt irgend wohin — und alles vergeht spurlos, ohne etwas zu erreichen; plötzlich weht ein anderer Wind und die ganze Masse wirft sich auf die entgegengesetzte Seite, um dort dasselbe ruhelose, rührige und unnütze Spiel zu beginnen.‘ Er erinnerte sich der vielen in den letzten Jahren unter Donner und Geräusch geschehenen Dinge — ‚Rauch‘, flüsterte er, ‚Rauch‘; er erinnerte sich der heißen Debatten und des Geschreis bei Gubarew, bei andern hoch und niedrig Gestellten, bei Fortschrittsmännern und Reactionären, bei Alt und Jung — ‚Rauch ist alles, Rauch und Dunst; er erinnerte sich endlich des berühmten Picknicks, der Urtheile und Reden anderer Staatsmänner — und auch alles dessen, was Potugin ihm vorgetragen hatte — Rauch auch das, Rauch und nichts als Rauch! Aber die eigenen Bestrebungen, Gefühle, Versuche und Träumereien? Er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.“ Daher der Titel des Romans.

Schließlich kehrt Litwinow reuig zu seiner ersten bescheidenen Braut zurück, die ihm treu geblieben ist und an deren Seite er ein Glück findet, wie es ihm die Weltdame nie hätte gewähren können.

Aus dieser kurzen Skizze lernt man erkennen, in welchem guten Geiste der vorliegende Roman geschrieben ist. Die russische Gesellschaft leidet an zwei Hauptübeln, alter Barbarei und moderner Corruption. Wie die erstere in der vornehmen Gesellschaft Rußlands vertreten ist, lernen wir am besten aus Puschkins berühmtem Romane Iwan Wuishigin kennen; wie die letztere, aus dem Rauch des Turgénjew.

Das Nützlichkeitsprincip kommt als neue Mode aus Paris. Das Programm lieferte eine Lithographie des Charivari. Alfred geht eben weg, um dem reichen Russen Platz zu machen, der die schöne Person unterhält. Der ältere Herr blickt eifersüchtig dem schönen Jüngling nach. Sie aber ruft erzürnt: Sie werden mich doch nicht für so einfältig halten, daß ich das Angenehme dem Nützlichen vorziehen könnte! Die frivolen Romane des vorigen Jahrhunderts waren satyresk, aber es war immer eine Grazie dabei und das Motiv nur die feinste Sinnlichkeit. In der Restaurationsperiode gingen aus der romantischen Schule in Paris Dichtungen der colossalsten Frechheit hervor und ihr Motiv war Revolutionsgier aus langer Weile, Lust am Verbrechen, wollüstiges Wühlen im Schauderhaften. Aber alle diese unsittlichen Romane und Schauspiele waren wenigstens nicht gemein. Sie würdigten die Liebe nicht zu etwas herab, das schlechterdings feil seyn müsse und das jedermann um Geld müsse kaufen können.

Sprachkunde.

Die etymologische Bedeutsamkeit der deutschen Sprache, nachgewiesen an Worten für wichtige, der intellectuellen und religiös-sittlichen Sphäre des Menschenlebens angehörende Begriffe. Von Dr. Karl Hoffmann. Passau, Elsässer und Waldbauer, 1868.

In dieser kleinen Schrift wird nachgewiesen, welchen großen Vorzug die deutsche Sprache besitzt, indem sie grade für die wichtigsten Seele und Geist betreffenden Begriffe die glücklichsten Wörter wählt.

In der Einleitung bemerkt der Verfasser, daß die Wahl des Wortes nicht gleichgültig ist. „Vielfach erweist sich die Geschichte eines Wortes zugleich als die Geschichte des Begriffs selbst und verkündet, welchen Gang die Bedeutung der Begriffe und Ideen bei verschiedenen Völkern genommen hat. Die etymologischen Resultate dürfen jedoch, wie gesagt, wissenschaftlichen Werth nur unter der Voraussetzung ansprechen, daß bei ihrer Gewinnung der Abweg der willkürlichen Deutung der Worte aus einem nur hypothetisch angenommenen philosophischen Grundsatze vermieden wird. Nur zu gern sind grade die tiefsinnigsten Philosophen einem ihnen eigenthümlichen Gange gefolgt, durch gewaltsame, den Sprachgesetzen zuwiderlaufende Etymologien die Uebereinstimmung der Sprache mit ihren Ideen nachzuweisen. Die sprachgesetzlich etymologische Deutung dagegen wird das Wort nicht zu einem bloßen Zeichen des Begriffs herabsinken und gleichsam von einer im Gedankenverkehr höchst werthvollen Münze zum Rechenpfennig entwerthet werden lassen; vielmehr wird sie dazu dienen, den Sinn und die Bedeutung des Wortes aus der Region eines bewußtlosen Sprachgefühls zur Klarheit des Bewußtseyns zu erheben, und es wird mit der nunmehr gewonnenen lebendigen Anschauung des Wortes zugleich die größere Sicherheit und Richtigkeit in Handhabung und Anwendung desselben sich verbinden; hiedurch aber kann einer Begriffsentstellung und Verwirrung vorgebeugt oder entgegengearbeitet werden, welche vielfach, bewußt oder unbewußt, mißverständlich oder böswillig, gewissen oder grade den wichtigsten Worten eine andere, mitunter ganz entgegengesetzte Bedeutung unterschiebt, als jene, die ursprünglich ihnen zukommt. Bekanntlich hat im Hinblick auf die verderblichen Folgen einer solchen Begriffs- und Wortverfälschung Papst Pius IX. den gewichtigen Ausspruch gethan: ‚Es muß den Worten ihre Bedeutung zurückgegeben werden.‘ Nachstehende Zeilen haben den Zweck, beispielsweise an einer Reihe von Worten für geistige Facultäten, Thätigkeiten und Zustände, sowie für wichtige religiös-sittliche Begriffe und Beziehungen durch etymologische Erklärung derselben, hie und da mit vergleichendem Hinblick auf Sprachen der alten Culturvölker, den Reichthum, den metaphysischen Tiefsinn, die Bedeutsamkeit, die Erfindsamkeit und Bildsamkeit, sowie das ausgezeichnete Versinnbildlichungs- und Veranschaulichungsvermögen der deutschen Sprache nachzuweisen, welche bei ihrem philosophischen Geiste, bei ihrer strengen Gewissenhaftigkeit die Dinge, ihrem Wesen entsprechend, stets beim rechten Namen zu nennen, sowie bei der, ihr eigenthümlichen Klarheit und Entschiedenheit nirgends mit gefälliger Leichtfertigkeit über die Oberfläche hin weggleitet und sich sträubt, leerem Wortgeklingel und nichtssagender Phrase den Ausdruck des Gedankens und den Schein innern Gehaltes zu leihen.“

Aus einer Reihe von Beispielen theilen wir hier nur die ersten mit. „Seele (saivala, seola, sêla, seula), wurzeleins mit saivs See, von siv, si bewegen, ursprünglich die bewegende wogende Kraft; Bewegung ist das allgemeinste Bild des Lebens. Geist, Gist, Gischt, Gäscht, von gäschen, gischen, d. i. schäumen, aufbrausen, von gährender brausender Bewegung, zugleich in Uebereinstimmung mit den Sprachen aller Culturvölker Wind, Hauch, Athem. In dem durch das Christenthum erfüllten und vertieften Sinne und in der kirchlichen Sprache ist Geist, πνεῦμα, Spiritus sanctus, der heilige Geist und dessen unsichtbares, geheimnißvolles Wesen, die durch göttliche Gnadenwirkung in dem Menschen erzeugte höhere Erkenntniß und Liebe Gottes, gegenüber dem Fleische (σάρξ), als dem sinnlich Natürlichen, dem Weltlichen, dem hinfällig Vergänglichen, dem Zunder sündlichen Begehrens. Der Geist als immaterielle Substanz, welche denkt und will, in seiner organischen Verbindung und Zusammengehörigkeit mit dem Leibe, als forma corporis, oder in Beziehung auf diesen gedacht, heißt Seele (ψυχή, anima). Die menschliche Seele ist kein reiner, sondern ein für einen Körper geschaffener und mit ihm organisch verbundener Geist. Hiemit analog in uneigentlicher Bedeutung ist die Seele der Gesellschaft jenes Individuum, von welchem alle Thätigkeit in ihr ausgeht, das alle Mitglieder beständig in geregelter Action erhält; den Geist der Gesellschaft dagegen bestimmt die Beschaffenheit der in ihr waltenden Intention, sowie jene des Zwecks und der Mittel, durch welche dieser mit Bewußtseyn angestrebt wird. In Zusammensetzungen repräsentirt Geist mehr das Männliche, die Energie des Erkenntnißvermögens und des Willens; Seele mehr das Weibliche, das Innige, Tiefe, die Bewegungen des Gefühls- und Gemüthslebens. Geistesgröße und Geistesstärke geht vorzugsweise auf eine außerordentliche Energie der höhern Erkenntnißkräfte und bewährt sich im vollen Bewußtseyn und Verständnisse einer Aufgabe idealer Art, im klaren Ueberschauen und Beherrschen des hiemit zusammenhängenden weiten Ideenkreises, wobei Lösung oder Verwirklichung nicht in selbstischem oder im Interesse des Augenblicks, sondern mit einem wohlerwogenen, durch ideale Motive gehobenen Kraftmaaß von Selbständigkeit, Selbst- und Gottvertrauen angestrebt wird. Nichts ist ihr zu entfernt, um es zu erfassen, zu schwer, um es zu erreichen, zu tief, um es zu ergründen. Seelengröße und Seelenstärke bezieht sich mehr auf das durch die Ideen der allein wahren und höchsten Güter des Menschen in außerordentlicher Weise begeisterte und gehobene Gefühls- und Gemüthsleben in Verbindung mit einer intensiven Wirksamkeit, welche innere und äußere Hindernisse überwindend, durch den Kampf des Entsagens und Ertragens nicht geschwächt, vielmehr gekräftigt, selbst bei zusammenbrechender Lebenskraft siegreich bleibt. Verräth es Größe des Geistes, über Unbilden in deren richtiger Erkenntniß und Werthschätzung sich hinwegzusetzen, so ist es Seelengröße, dem Todfeinde von Herzen zu verzeihen und für ihn zu beten.“ Man wird aus diesen Proben erkennen, daß der Verfasser den Geist in der deutschen Sprachbildung tief und richtig erfaßt hat, und daß eine gewisse Vernunft, die dem Volke angeboren war, die Wörter richtiger gewählt hat, als es die Terminologie aller spätern philosophischen Systeme vermocht hätte.

Durchgängig gibt sich in der deutschen Sprache etwas Actives und Männliches, ein von Innen heraus Arbeitendes zu erkennen. „Kennen (kunnan, kuni) weist tiefsinnig, wie γένω, γιγνώσκω, νοεῖν, gigno und gnosco, Sskr. dschan und dschna, auf die Vorstellung von zeugen und gebären. Der Denkende erzeugt ein dem Objecte seiner Anschauung gleiches innerliches Bild oder Wort (λόγος Vernunft und Wort). Sprache (sprak, sprah, brah brechen) ist das Hervorbrechen dieses Innern (ῥῆξαι φωνήν, rumpere vocem), die Sprache bricht weit mehr selbstthätig und naturnothwendig aus dem Menschen hervor, als daß sie willkürlich oder künstlich von ihm erzeugt wird; oder auch vom Brechen, Spalten, Gliedern der einzelnen Laute geltend. Das Wort (war wahr, offenbar) ist ein geäußertes, verlautbartes Innerliches; das Wort ist hier seinem Wesen gemäß bezeichnet als das Wahre, Offenbare, das sich selbst und Andern Offenbarwerden, der natürliche entsprechende Ausdruck des Gedankens.“

Das Mannhafte in der deutschen Sprache verbindet sich zugleich mit der Demuth vor Gott und der Treue, womit man Gott dienen soll. „Echt deutsch verbindet Frömmigkeit (frumicheit) mit der Vorstellung von Tapferkeit, Redlichkeit und Förderlichkeit jene der gottesfürchtigen Gesinnung als der vornehmsten Tugend. Die schönsten Züge der germanischen Natur sind hier in Einem Worte verbunden.“

Mögen diese hier ausgezogenen Stellen das kleine nur 36 Seiten einschließende Buch unsern Lesern empfehlen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 50. 20. Juni 1868.

Kirchensachen.

Die katholischen Stimmen des österreichischen Herrenhauses. 1. Reden in der Ehegesetz-Debatte. 2. Reden gehalten in der Schulgesetz-Debatte. Wien, Sartori, 1868.

Es ist erfreulich, wahrzunehmen, daß in dem katholischen Oesterreich nun doch endlich, wie es im katholischen Frankreich schon längst der Fall war, Bonalds und Montalemberts das Wort ergreifen, um der Partei zu steuern, welche die Kirche zu zerstören lechzt. Nur zu lange hat es in Oesterreich an solchen Stimmen gefehlt, so daß sogar die Frage entstehen kann, ob es nicht schon zu spät ist.

Die vorliegenden zwei Flugschriften enthalten die Reden, welche die Cardinäle Rauscher und Schwarzenberg, Fürst Salm, die Grafen Rechberg, Blome und Leo Thun und Regierungsrath Arndts gegen das neue Ehegesetz und die Fürsten Windischgrätz und Sanguszko, die Grafen Blome, Mittrowsky und Leo Thun, wie auch wieder Arndts, gegen das Schulgesetz im verwichenen März gehalten haben. Es handelte sich um neue Gesetze, durch welche die Bestimmungen des Concordats beseitigt werden sollten. Die Redner vertheidigten den positiven Glauben, die göttliche Autorität, das kirchliche Recht und die Heiligkeit der Verträge. Da sich die Regierung in Oesterreich selbst, wie schon Jahrzehnte lang ausschließlich der Judenpresse, so in neuerer Zeit dem seichtesten Liberalismus in die Arme geworfen hat, war es kein Wunder, daß sich der Kirchenfeinde ein ungeheurer Uebermuth bemächtigte und daß die Conservativen in der Minderheit blieben.

Die Gründe, aus denen die oben genannten Herrn das Concordat vertheidigten, sind im Wesentlichen folgende. Erstens sind Verträge dazu da, daß sie gehalten werden. Es ist nicht gut, einseitig und eigenmächtig Verträge zu brechen, weil dadurch nothwendig jedes Vertrauen verscherzt wird und weil das gegebene Beispiel dem, der es gibt, selber verderblich werden muß, wenn man auch ihm bündige Verträge bricht.

Ein zweiter Grund ist, daß die Hetze gegen das Concordat eigentlich durch nichts motivirt ist, als durch den bösen Willen der Judenpresse und durch die Beschränktheit der liberalen Philister, die sich von der gedachten Presse bei der Nase herumführen lassen. Durch das Concordat ist niemand gedrückt oder auch nur genirt gewesen. Die Kirche hat sich zu allem, was der Staat gethan und zugelassen, nur allzu passiv verhalten. In einem der ersten Wiener Blätter durfte erst noch vor zwei Jahren in der Christtagsnummer ein frecher Jude öffentlich den infamsten Spott über das Christkind ausgießen. Jesuiten, denen nicht die geringste Sünde nachgewiesen war, wurden durch aufgehetzten Pöbel verfolgt. Sogar fromme, mildthätige Nonnen mußten dieses Schicksal leiden. Die Kirche, von der die Judenblätter lügen, sie übe durch das Concordat eine tyrannische und unerträgliche Gewalt aus, besaß bisher in Oesterreich gar keine Gewalt. Die Gewalt war ausschließlich in der Hand der Börsen- und Literaturjuden. Man lese Jarckes nachgelassene Schriften, um die Wiener Zustände in ihrer Wirklichkeit kennen zu lernen. Jarcke convertirte aus Ueberzeugung, aus einer Begeisterung „für die Glorie der katholischen Religion," wie Deutschlands erster Romantiker sagte. Er kam nach Wien und mußte sich dort zu seinem Erstaunen und Erschrecken überzeugen, daß die Kirche nirgends weniger als dort gelte, daß es dort nirgends mit ihr Ernst sey, daß sie nur Aushängeschild und Mittel für Metternichs Politik sey, für die frivolste Politik unter der Sonne, und daß man wohl Jarckes Feder für die Staatskanzlei be-

nutzen wollte, seinen religiösen Ernst aber nur lächerlich fand.

Im benachbarten Rußland begann die arglistigste und grausamste Verfolgung der katholischen Kirche. Das bekümmerte niemand in dem katholischen Oesterreich. Die Bischöfe waren auf bequemen Sorgenstühlen eingeschlafen. Die Regierung würde eine religiöse Begeisterung, wie sie wirklich in Oesterreich bereits unmöglich geworden war, wenn sie etwa noch in einem letzten Winkel zum Vorschein gekommen wäre, als polizeiwidrig sogleich unterdrückt haben. Unablässig warfen jüdische Arglist und liberale Dummheit der Wiener Politik ultramontane, mittelalterliche Tendenzen vor und concentrirten die Vorwürfe später zum Angriff auf das Concordat. Wenn aber wirklich auch nur noch eine Spur von mittelalterlichem Feuereifer für die Kirche Gottes in Oesterreich zu finden gewesen wäre, oder wenn das Concordat irgend eine Macht über die Gemüther und über die Presse und irgend einen Einfluß auf die Staatsgewalt geübt hätte, so würde man der gräßlichen Mißhandlung der katholischen Glaubensgenossen in Polen unmöglich so ruhig haben zusehen können. Auf allen österreichischen Akademien und Universitäten herrschte in dieser Beziehung tiefe Stille und Gleichgültigkeit. Auch die Wiener Dichter lyrilirten nur für Freiheit und Fortschritt, und waren auch noch ein paar Christen unter ihnen, so durften sie es doch nicht wagen, noch christlich zu erscheinen, um nicht wie Sebastian Brunner den tödtlichen Haß und die Verfolgung der Judenpresse auf sich zu ziehen. Dagegen wurde die Bühne, die in Oesterreich so großen Einfluß übt, Jahr aus, Jahr ein mehr verjüdelt, mit erlogenen edlen Juden und Jüdinnen überschwemmt, deren Großmuth auf den Brettern vergessen machen sollte, wie sehr das christlich-deutsche Volk durch den Börsenschwindel und die tausendfachen Betrügereien der Juden ausgesogen wurde, welche die Criminalstatistik bis zu einem hohen Grade und doch nur zum Theil enthüllt hat.

Während von Seiten Oesterreichs nicht das mindeste geschah, um die katholischen Glaubensbrüder in Polen zu schützen, übte die Judenpresse eine gewaltige Macht aus zum Schutz auch des unbedeutendsten, ja sogar verbrecherischer Juden, wenn es auch nur den Schein hatte, oder man ihm den Schein geben konnte, als sey ihm Unrecht geschehen. In dem berüchtigten Mortarahandel wurde durch die Judenpresse und die ihr wie der geduldige Esel immer nachtrabende Philisterpresse ganz Europa allarmirt, um einem Judenkinde, welches eine fromme Magd in aller Unschuld getauft hatte, das Taufwasser wieder abzuwaschen. Der Concordatstaat kennt keine Sympathie, wenn ein ganzes katholisches Volk wie in Polen gemartert wird; aber für ein Judenkind, dem nichts zu Leide geschehen, soll er in Enthusiasmus aufbrausen! In Gallizien entfloh vor Kurzem ein Judenmädchen den Mißhandlungen ihres grausamen Vaters in ein Nonnenkloster. Da kochte die Judenpresse wieder in voller Wuth auf und die Regierung des Concordatstaates hatte nichts Eiligeres zu thun, als Befehl über Befehl abzusenden, damit das unglückliche Mädchen dem Barbaren zurückgegeben werde. Als vor etwas über zwanzig Jahren Pater Thomas und sein Diener in Damaskus von Juden umgebracht wurde, gelang es der Judenpresse, die Meinung zu verbreiten, die Juden seyen dabei unschuldig gewesen, und wirklich den Arm der Gerechtigkeit unter dem Einfluß eines österreichischen Consuls und des bekannten Ministerjuden Cremieux zu hemmen. Als Eynattens und Brucks Selbstmord die ungeheuersten Betrügereien enthüllten, war es die Judenpresse, die alles möglichst zu bemänteln und dick zu verschleiern verstand, weil bei den Betrügereien vorzugsweise Juden betheiligt gewesen. Wiederum in neuester Zeit, als sich in Rumänien das arbeitende Christenvolk endlich einmal gegen das müssig gehende Volk, das auf ihm schmarotzert, empörte, behauptete die Judenpresse wieder, die Juden seyen vollkommen unschuldig, und machte ein entsetzliches Geschrei, die österreichische Regierung aber schritt officiell ein. Für die katholischen Polen geschah nichts, für die Juden alles.

Wir könnten die Reihe der Thatsachen noch stark vermehren, aus denen unwiderleglich bewiesen wird, daß seit dreißig Jahren in Oesterreich nicht mittelalterliche Bigotterie, nicht hierarchische Finsterniß, nicht christlicher Fanatismus, überhaupt kein christliches Princip, sondern nur ein jüdisch-heidnisches Princip im Mammons- und Venuscultus vorgeherrscht hat, und daß daran das Concordat am allerwenigsten im Stande gewesen ist, etwas zu ändern. Der ganze Sturm gegen das Concordat ist also auch nur eine künstliche Erhitzung, die Anklage gegen das Concordat durch und durch verlogen.

Der dritte Grund, aus welchem die Eminenzen, Durchlauchten und Erlauchten in den hier gesammelten Reden das Concordat vertheidigen, ist die Freiheit. Man redet so viel von der Freiheit, man will die Staatsomnipotenz zu Gunsten der Freiheit eingeschränkt wissen, man überhäuft deshalb die Volksvertretung mit Rechten und Freiheiten gegenüber der Krone, man will unbedingte Preßfreiheit für die Opposition &c. Nur die arme Kirche soll nicht frei seyn dürfen, nur sie will

man zur Sclavin der Staatsgewalt machen. Mit Recht sagt Graf Leo Thun: „Wenn man die Freiheit der Kirche anstreben will, dann sey es eine wahre Freiheit, auch der katholischen Kirche gegenüber eine wahre Freiheit; wenn man aber darunter das verstehen will, was in Baden unter dem Namen angestrebt wird, wenn man die Knechtung der katholischen Kirche als den Zustand der freien Kirche darstellen will, dann freilich wird man zu einer friedlichen Lösung dieser Frage in Oesterreich nicht gelangen.“

Ein vierter Grund, für den Augenblick wohl der wichtigste, ist die Gefahr, die für Oesterreich entsteht, wenn der von der Judenpresse und dem liberalen Ministerium in Scene gesetzte Kirchensturm endlich die Gemüther des Volkes aufs tiefste erschütterte. Möchte in einem so muthwillig heraufbeschworenen Glaubenskriege die eine oder andere Partei siegen und zu leidenschaftlichen Gewaltthaten hingerissen werden, immer würde Oesterreichs innerer Frieden und Bestand dadurch mehr als durch alle andern schwebenden Streitfragen unterwühlt werden. Mit Recht sagte Professor Arndts: „„Regierungen können Fehler begehen, einen größern aber gibt es nicht, als kirchliche Fragen ohne Noth in Anregung zu bringen.' Dies Wort hat jüngst Thiérs gesprochen. Darnach würde es schwerlich des vielerfahrenen Staatsmannes Beifall haben, daß man mitten in den schwierigen Neubau unserer Verfassung die Concordatsfrage und die Concordatshetze hineingeworfen hat. Schwerlich gibt es einen einsichtsvollen Mann, den unsere mühsam fragmentarisch zusammen gezimmerte dualistische Reichsverfassung befriedigt, wie gut ihm auch freiheitliche Grundgesetze munden mögen. Immerhin aber, bei äußerem und innerem Frieden, mit weiser Mäßigung und politischem Verstand durchgeführt, könnte sie allenfalls noch praktisch sich besser gestalten, als man nach ihrem ganzen Wesen zu erwarten berechtigt ist. Aber wenn der Geist der Ungerechtigkeit und des Hasses gegen die Kirche, welcher in den Verhandlungen über die vorliegenden Gesetzesentwürfe sich kund gegeben hat, ferner fortwuchert, so ist alles zu fürchten, und die Schwierigkeiten, welche die Annahme dieses Gesetzes hervorrufen wird, werden sich als ein bedenkliches Hinderniß gedeihlicher Entwicklung unserer innern Zustände erweisen, die Erwartungen derjenigen aber, denen man alles erdenkliche Gute von der Beseitigung des Concordats versprochen hat, werden sich in ernüchternden Enttäuschungen auflösen.“

Bei diesem Anlaß widerlegt Arndts zugleich die irrthümliche Ansicht, nach welcher die Sympathie für Oesterreich im Ausland in dem Maaße steigen würde, in welchem das Concordat fiel. „Fragen wir endlich darnach, welche Wirkung der Bruch des Concordats für Oesterreich nach außen hin haben werde, so kann sie nur eine unheilvolle seyn. Man redet zwar viel davon, durch das Concordat sey Oesterreich der Sympathien in Deutschland verlustig gegangen. Aber das wurde nur erzeugt durch die falschen Vorstellungen, die darüber verbreitet worden. Seitdem der thatsächliche Beweis geliefert wurde, daß es einer freien und gleichberechtigten Stellung der Protestanten in Oesterreich nicht im Wege stehe, fehlte es an allem Grund dazu selbst bei Protestanten, und der Empfang, der dem Kaiser bei dem leider erfolglos gebliebenen Fürstencongreß, sieben Jahre nach Abschluß des Concordats, bereitet worden, widerlegt jene Behauptung. Festbegründete Sympathien fand Oesterreich ohnehin nur bei den Katholiken in Deutschland. Sie waren es, die im Jahre 1848 am entschiedensten gegen die Ausscheidung Oesterreichs aus Deutschland kämpften. Bei der Nachricht von dem Siege, welchen die Oesterreicher unter der Führung eines tapfern Mitglieds dieser hohen Versammlung in Schleswig erfochten, brach in einer Gesellschaft in der Hauptstadt Westphalens großer Jubel aus und am andern Abend war die Stadt erleuchtet. Bekannt ist es, daß im Jahre 1866 unter den Katholiken in Preußen sich der entschiedenste Widerwille gegen den Krieg kund gab, die sich nicht einreden ließen, daß Oesterreich der Friedensbrecher sey. In Schlesien gab dies sogar zu drohenden Anfeindungen gegen die Katholiken und gegen den Fürstbischof persönlich Anlaß, die erst durch das Erscheinen des Königs beschwichtigt wurden. In einer Regierungshauptstadt Westphalens ließ ein Landwehrbataillon den Kaiser Franz Joseph hochleben, und ein anderes stimmte die österreichische Hymne an. Die Leute haben deshalb nicht weniger ihre Pflicht gegen ihren Kriegsherrn erfüllt, und Viele sind geblieben, Viele mit Auszeichnungen heimgekehrt, in dem Lande aber, das sie als Feinde occupirt, haben sie den Ruhm einer musterhaften Haltung. Leider mußte ich schon bald nach dem Kriege vernehmen, daß durch die Erzählungen der heimgekehrten Landwehrmänner die frühern Sympathien für Oesterreich sehr abgeschwächt seyen. Seitdem aber sind dieselben, wie Berichte von verschiedenen Seiten melden, mehr und mehr gesunken und nahezu erstickt: Dank den kirchenfeindlichen Manifestationen in österreichischen Blättern, in gemeinderäthlichen und andern Versammlungen. Das wird Mancher verächtlich geringschätzen, befriedigt durch den Sieg seiner Parteibestrebungen; aber politischen Verstand, gesunden österreichischen Patriotismus beweiset

der nicht, dem es gleichgültig ist, daß sich die Meinung verbreitet, die sogar schon in Petitionen an dieses Haus einen Anklang gefunden hat, unter der protestantischen Macht finde die katholische Kirche bessern Schutz und mehr Achtung, als unter dem Scepter des Apostolischen Königs. Politischen Verstand, österreichischen Patriotismus beweist es nicht, wenn man es darauf ankommen läßt, durch rücksichtslosen schroffen Vertragsbruch einen Zwiespalt mit dem ganzen Episcopat im Innern, einen offenen Bruch mit Rom hervorzurufen, Oesterreich in Parallele mit Rußland und Italien, unter Preußen gestellt zu sehen."

Noch ist zu bemerken, daß man in perfider Weise der Kirche und dem Concordat Fehler und Unterlassungssünden aufgebürdet hat, die vielmehr der Staat verschuldet hat. So sagt Professor Arndts in der Debatte über das Schulgesetz: „Was aber auch als Mangel zu rügen seyn mag, so halte ich für unbegründet, dies dem Concordat und der durch dieses der Geistlichkeit eingeräumten Leitung zu imputiren. Ist denn die staatliche Schulgesetzgebung durch das Concordat wesentlich alterirt worden? Hat nicht die Regierung fortwährend in wirksamster Weise ihr Aufsichtsrecht über die Schule geübt unter der obersten Leitung des Ministeriums? die Lehrgegenstände, die Schulbücher u. s. w. durch ihre Verordnungen bestimmt? Ein Hauptübelstand war wohl meistens die ungenügende Dotation der Lehrerstellen. Man sorge für Verbesserung der ökonomischen Lage der Lehrer, und man wird bessere Leistungen erwarten dürfen. Außerdem lag, meiner Ueberzeugung nach, ein Haupthinderniß des Erfolges des Volksschulunterrichtes darin, nicht daß zu wenig, sondern daß zu viel oder richtiger zu vielerlei in den Elementarschulen als vorgeschriebener Lehrgegenstand gelehrt wurde, dann, daß die Kinder zu viel methodisch mit der Grammatik der Muttersprache gequält werden, die sie praktisch durch häufige Lese- und Schreibübungen lernen sollten, wie längst renommirte Pädagogen anerkannt haben ꝛc."

Vollkommen wahr ist, was Graf Blome in der Schulfrage bemerkt: „Eine Erziehung ist religiös oder sie ist irreligiös, ein Mittelding gibt es da nicht, und ich weiß auch gar kein Lehrfach, welches von einem gewissenlosen Lehrer nicht benützt werden könnte, um das Gift des Unglaubens in die arglosen Gemüther seiner jugendlichen Zuhörer zu streuen. Wer übt die Aufsicht? Der confessionslose Staat; nun wenn er in seinen Organen die Ansichten des Lehrers theilt, welche Garantie haben da die Eltern?" Wir constatiren aus fünfzigjähriger Erfahrung, daß die Trennung der Schule von der Kirche immer nur von der irreligiösen Partei gewollt wurde, und daß der große Führer dieser Partei, der vormalige preußische Generalissimus aller Schulmeister Diesterweg es in seinen Schriften auch nie verhehlt hat, daß Ausrottung der Kirche der letzte Zweck aller seiner pädagogischen Agitationen sey. Wenn die betreffenden Agitatoren in den Schulbehörden noch immer thun, als seyen sie Christen und wollten nur ein reines, zur Vernunft gebrachtes Christenthum, so ist das plumpe eckelhafte Heuchelei und Scheinheiligkeit, denn nichts ist ihnen in tiefster Seele so verhaßt als — das Kreuz. Daß die Menschheit sich selbst erlöse, ist ja das große Wort der Partei.

Finden wir nun den Sturm gegen die katholische Kirche in Oesterreich in höchstem Grade ungerecht und unzeitgemäß, so wollen wir damit doch den Episcopat in Bezug auf sein früheres Verhalten keineswegs entschuldigen. Die geistlichen Hirten haben geschlafen, als der Wolf in die Heerde einbrach, und jetzt da sie erwachen, sehen sie mit Schrecken, daß es zu spät ist. Wenn die weltliche Macht und Bureaukratie vergaß, daß Oesterreich katholisch ist, so hätte wenigstens der Klerus dem Reich seinen katholischen Charakter wahren und jede mögliche Anstrengung machen sollen, um die maaßlose Frivolität und Religionsspötterei in der Judenpresse zu hemmen, jener Hauptquelle aller Corruption in Oesterreich. Der österreichische Klerus hatte die Wacht für die abendländische Kirche nach Osten hin, aber die Wächter haben geschlafen, als der russische Bär in die polnische Heerde einfiel. Das Popenthum gewann an allen Grenzen Oesterreichs im Osten Terrain; kein katholischer Apostel ist thätig jenseits der Grenzkosakenlinie, während diesseits Hunderte von russischen Agenten die Bevölkerung Galiziens und das nördliche Ungarn bearbeiten. Ist es nicht unvernünftig, unter solchen Umständen alle Kraft Oesterreichs gegen das ohnmächtige und unschuldige Rom aufzubieten und zu thun, als ob Rußland mit seiner alles verschlingen wollenden Politik gar nicht existirte?

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 51. 24. Juni 1868.

Neuestes Werk über Mexiko.

Erinnerungen aus Mexiko. Geschichte der letzten 10 Monate des Kaiserreichs. Von Dr. S. Basch, Leibarzt des Kaisers Maximilian. Zwei Bände. Leipzig, Duncker und Humblot, 1868.

Dieses neue Werk ist mit der größten Unparteilichkeit und Ruhe geschrieben und wird ohne Zweifel dazu beitragen, manches Vorurtheil zu beseitigen, welches zu fassen für die Lesewelt bisher fast unumgänglich war, wo die Presse mit so vielen Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen, Entstellungen und Verleumdungen gewetteifert hat.

Der Verfasser betrat den mexikanischen Boden erst im Februar 1866 als Militärarzt, wurde aber durch den kaiserlichen Leibarzt Dr. Semeleder, als derselbe abtrat, dem Kaiser als Nachfolger empfohlen und übernahm dessen Stelle erst am 18. September desselben Jahres. Er lernte daher den Kaiser erst kennen, als dessen Katastrophe schon nahe bevorstand. Schon hatte Napoleon III. im Einvernehmen mit dem Cabinet von Washington, welches ihn drängte, den Rückzug der französischen Hülfsarmee beschlossen. Ohne deren fernere Beihülfe schien es unmöglich zu seyn, daß der Kaiser sich in Mexiko behaupten könne. Die Partei, welche den Erzherzog zum Kaiserthum berufen hatte, war die klerikale. Die Priester wollten die Kirchengüter wiederhaben, die ihnen durch die liberale Regierung der Republik geraubt worden waren. „Die Geistlichkeit hatte einst den größten Grundbesitz im Lande gehabt und noch heutzutage erkennt man an der großen Anzahl Klöster, wie rother Häuser — die Geistlichen ließen die ihnen gehörigen Häuser roth anstreichen — die Spuren ihres frühern weitausgedehnten Besitzthums. Das Juaristische Ministerium Lerdo de Tejada hatte durch die leyes de reforma die Kirchengüter eingezogen. Diese Reformgesetze mit ihren durchdachten Bestimmungen waren von vornherein so angelegt, daß es im Verlaufe von wenigen Jahren nahezu unmöglich ward, den status quo ante herzustellen; und doch hatten die Geistlichen die Hoffnung nicht aufgegeben, ihr Besitzthum wiederzugewinnen; es lag somit auch in diesen Bestrebungen der Hauptgrund ihres Kampfes gegen die Liberalen. Mit dem Klerus innig verbunden waren die Großgrundbesitzer, denen es sich hauptsächlich darum handelte, ihr Vermögen zu erhalten. Sie hatten dieselben Besorgnisse um ihren Besitz wie der Klerus, denn die Republikaner confiscirten schon seit Jahren unter dem Vorwande, daß das Besitzthum von Verräthern dem Staate anheimfalle, ihre Güter, und was ihnen etwa noch blieb, wurde durch Kriegscontributionen der revolutionären Bandenchefs, die sich doch Existenzmittel schaffen mußten, geraubt, zerstört."

Es ist bekannt, daß der nach Paris emigrirte mexikanische Klerus und Adel, an deren Spitze der Erzbischof La Bastida stand, in Europa Hülfe suchten und daß der Kaiser der Franzosen den genialen Gedanken faßte, ihnen diese Hülfe zu gewähren, um in dem schönen Mittel- und Südamerika Zucht und Ordnung, Frieden und Wohlstand wieder herzustellen, der romanischen Race in der neuen Welt einen neuen Impuls europäischer Bildung zu geben und dieselbe der in den Vereinigten Staaten von Nordamerika angesiedelten germanischen Race würdiger als bisher an die Seite zu stellen. Frankreich konnte diese Mission grade damals mit umsomehr Sicherheit übernehmen, als die Vereinigten Staaten von Nordamerika in einem mörderischen Bürgerkriege begriffen, den Vorgängen in Mexiko keine Aufmerksamkeit schenken, die Einmischung der Franzosen dort nicht hindern konnten. Es lag im Interesse und in der Pflicht des Papstes, die französische Expedition

und den Monarchen zu segnen, der sich entschlossen hatte, nach dem Wunsche Frankreichs die Krone anzunehmen, die ihm die klerikale und conservative Partei in Mexiko bestimmt hatte.

Aus allen diesen Thatsachen geht hervor, daß Erzherzog Maximilian, als er nach Mexiko kam, sich unabänderlich an die klerikale und conservative Partei hätte halten und daß er auch von den Franzosen, deren Hülfe er nun einmal nicht entbehren konnte, unentwegt und ohne sich gekränkt zu fühlen, sich alles hätte gefallen lassen müssen, bis der Zweck erreicht war, bis er fest und sicher auf dem mexikanischen Throne saß. Das war die Linie, die er nothwendig einhalten mußte, wenn es ihn auch einige Opfer des Stolzes und Eigenwillens kosten mochte. Nun sehen wir aber, wie er einzig von der klerikalen Partei nach Mexiko gerufen, völlig eingehend in den romanischen Plan des französischen Kaisers, den auch der alte verständige König der Belgier, Maximilians Schwiegervater, billigte, und in Rom vom Papst persönlich eingesegnet, allen diesen Verbindungen und dem ursprünglichen Plan untreu wurde, sobald er den Boden von Mexiko betreten hatte. Darin wurzelte sein ganzes Unglück.

Der Verfasser sucht ihn zu entschuldigen. „Der Erfolg der leyes de reforma war bereits ein solcher gewesen, daß dieselben, ohne gänzliche Revolutionirung des gegenwärtigen Besitzes, welche bis in die kleinsten Privatverhältnisse hätte eingreifen müssen, nicht mehr umgestoßen werden konnten. Durch die Logik der Thatsachen war der Kaiser genöthigt, die leyes de reforma zu adoptiren; damit waren zugleich die Klerikal-Conservativen zu ihrer größten Enttäuschung bei Seite geschoben, und es blieb ihnen nichts übrig, als sich mit Geduld zu fassen und Tag und Gelegenheit abzuwarten, wo man sie wieder brauchen würde.“ Es mag seyn, daß die Wiedereinsetzung der Kirche in ihr früheres Besitzthum große Schwierigkeiten darbot. Sie hätten sich aber vielleicht vermindern lassen, wenn man nur einen Theil der Kirchengüter zurückgefordert hätte. Jedenfalls mußte Maximilian, wenn er das Programm, wie es in Rom und Paris verabredet war, nicht ausführen konnte, von vorn herein seine Mission aufgeben und nach Europa zurückkehren. Nie und unter keinen Umständen durfte er sich auf die liberale Partei stützen wollen. Von den Liberalen, von den Republikanern, von denen, welche die schlechtesten Impulse von den Yankees empfingen und denen es weder um Freiheit, noch um Bildung, sondern lediglich um Gewinn, einflußreiche Stellen und Plünderung der Gegner zu thun war, ging schon seit fünfzig Jahren alles Unheil im spanischen Amerika, alle Verwilderung und Entsittlichung der romanischen Race aus. Mit ihnen durfte der Gesegnete des Papstes und der Schützling Napoleons niemals Frieden schließen, niemals den unnatürlichen Bund eingehen.

Eben so wenig durfte er sich mit den französischen Hülfstruppen überwerfen. Mochte Marschall Bazaine anmaßend und übermüthig verfahren, wie er wollte, Maximilian durfte sich nie von ihm beleidigt fühlen, ihm nie trotzen, denn er war der Schwächere. Genug, wenn ihm die Franzosen nur halfen, die Juaristen zu unterwerfen, die Republik aufzulösen und das Kaiserreich zu befestigen. Wenn nur dieser große Zweck erreicht wurde, konnte der neue Kaiser die Eigenmächtigkeiten und Unarten Bazaines leicht verschmerzen. Indem er sich aber mit seinen einzigen Freunden, der klerikalen und conservativen Partei in Mexiko, dem Papste und den Franzosen überwarf, sie am liebsten alle mit einander los zu seyn wünschte und sich seinen bisherigen schlimmsten Gegnern, den mexikanischen Liberalen, in die Arme warf, that er es in der thörichten Hoffnung, sie, als die stärkere Partei in Mexiko, würden ihn allein tragen und schützen können, würden sich von Juarez alle zu ihm wenden, und ihn so mächtig machen, daß er die Franzosen und den Klerus entbehren könne, und sah sich natürlicherweise betrogen. Seine bisherigen Stützen von sich werfend, suchte er nach einer andern, die ihm in den Händen zerbrach.

Der Verfasser gesteht dies zu. „Wollte nun der Kaiser seine Idee, das Kaiserreich auf Grundlage des liberal-nationalen Princips aufzubauen, verwirklichen, so hätte er zunächst die Haupthindernisse rücksichtslos hinwegräumen, d. h. mit den Klerikal-Conservativen vollkommen brechen und die Franzosen als Feinde des Landes behandeln müssen. Aber er that weder das eine noch das andere. Die Conservativen wurden nur hinter die Coulissen gestellt, und mit den Franzosen führte man einen Cabinetskrieg. Nur ein Theil des liberal-nationalen Programmes wurde wirklich zur Ausführung gebracht: das erste Ministerium ward aus Führern der liberalen Partei gebildet. In der Unvollständigkeit dieses Vorgehens, sowie in der Gesinnungshalbheit der liberalen Minister, denen wirkliche innerliche Ehrlichkeit durchaus nicht nachgesagt werden kann, lag von vorn herein der Mißerfolg. Hatte es auch Anfangs den Anschein, als wäre der Versuch ein richtiger gewesen, so darf man sich nicht darüber täuschen, daß die ersten Erfolge auf Rechnung der vollen Machtentfaltung von Seiten der Franzosen zu setzen sind. So lange die Franzosen zugleich mit ihrem Interesse und ihrer Macht

das Kaiserreich beschützten, so lange jeder Widerstand gegen das noch nicht befestigte Regime mit Erfolg unterdrückt werden konnte, war es vollkommen gleichgültig, ob der Kaiser mit den Conservativen oder den Liberalen regierte, weil eben die Franzosen mit dem Aufgebote ihrer Macht jede Regierung deckten und deren Verfügungen den nöthigen Nachdruck verliehen."

Mußte nicht Marschall Bazaine an dem Benehmen des Kaisers irre werden? Konnte Napoleons III. romanisches Programm jetzt noch durchgeführt werden, wenn Maximilian die Klerikalen vor den Kopf stieß und die bisherigen Anhänger des Juarez an sich zog? Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Napoleon III. selbst das Bedenken seines Marschalls getheilt hat, daß er in der Wahl des Erzherzogs einen Mißgriff gethan zu haben, sich bald überzeugt hat und daß er vielleicht dieses Werkzeug mit einem andern vertauscht hätte, wenn sich im Verlauf des nordamerikanischen Bürgerkrieges die Chancen für seinen romanischen Plan etwa durch einen Sieg der Südstaaten über die Nordstaaten günstiger gestaltet hätten. Da nun aber die Südstaaten unterlagen, die Union zu ihrer alten Macht gedieh, durfte es der französische Kaiser zu einem Kriege mit der Union nicht kommen lassen und handelte nur klug, indem er seinen ganzen Plan mit Mexiko aufgab. Maximilians falsche Politik trug aber gewiß nicht wenig dazu bei, Napoleon III. die mexikanische Expedition zu verleiden. Wäre Maximilian der klerikalen Partei treu geblieben, hätte er die frommen, zahlreichen Indianer gleich anfangs bewaffnet und enthusiasmirt, so würde er vielleicht die Franzosen ermuthigt haben, ihm noch länger in Mexiko zur Seite zu stehen.

Der Verfasser ist erzürnt über Bazaine, daß derselbe Maximilian nicht genug respectirt und zuletzt mit wahrer Schadenfreude seinem Verderben zugesehen habe. „Einem ruhenden Ungethüm gleich lag von nun an die französische Armee unthätig da, gleichgültig zusehend, wie die Dissidenten, durch die Passivität Bazaines muthig gemacht, einen Platz nach dem andern nahmen. Während dabei die Franzosen Gewehr in Arm standen, wurde die letzte militärische Stütze des Kaisers, das österreichisch-belgische Freicorps dadurch, daß der Marschall dasselbe in kleine Detachements exponirte, systematisch zu Grunde gerichtet." Aber Bazaine konnte in der That nichts mehr thun, als die ihm von Paris zugekommenen Befehle befolgen.

Nachdem Maximilian den gegen den Papst eingegangenen Verbindlichkeiten untreu geworden war und auch die Franzosen bei jeder Gelegenheit hatte fühlen lassen, er wolle allein Herr in Mexiko seyn, konnte er sich auch nur auf eine Partei in Mexiko selber stützen. Aber die liberale Partei, welcher er sich bisher anvertraut hatte, verließ ihn in dem Maaße, in welchem seine Kriegsmacht durch den Abzug der Franzosen geschwächt wurde. Sie berechnete, daß, wenn erst alle französischen Truppen fort wären, Juarez allein mit Hülfe der Nordamerikaner das Feld behaupten werde. Wozu also noch sich um den Fremdling bemühen, der ihnen nicht einmal mehr einen persönlichen Vortheil gewähren konnte? Er konnte sich also nur auf die klerikale Partei stützen. Er hätte das gleich anfangs thun und nie davon abweichen sollen.

Die Frage, ob es noch Zeit war, sich dieser Partei wieder anzuschließen, nachdem er sie so hart vor den Kopf gestoßen hatte, nachdem er die französische Hülfe verscherzt hatte, ist in der Presse fast einstimmig verneint worden und man hat deßfalls dem s. g. Pater Fischer, der den Kaiser Maximilian der klerikalen Partei wieder zuführte, schwere Vorwürfe gemacht. Der Verfasser nennt ihn immer Pater, er wird also wohl in Mexiko so genannt worden seyn, obgleich uns nicht bekannt ist, daß er einem geistlichen Orden angehöre, also auch nicht Pater genannt werden darf, sondern entweder Pfarrer, oder wenn er sich nach keinem frühern geistlichen Amte mehr nennen lassen will, Abbate, Abbé. Was die Beschuldigung betrifft, so theilen wir die fast übereinstimmende Ansicht der Presse nicht. Es spricht sehr vieles für Fischer. Erstens war er Vertreter des h. Stuhls und kam eben mit seinen Aufträgen von Rom nach Mexiko zurück, als er der vertraute Rath des Kaisers wurde, ja eine Zeitlang dessen Ministerium regierte und überwachte. Ein Concordat und die Berufung einer Synode waren vorbereitet. Die Rede, womit Maximilian die Synode eröffnen wollte, ließ er durch seinen Leibarzt, Herrn Basch, den Verfasser des vorliegenden Buchs, in die lateinische Kirchensprache übersetzen und sie liegt uns hier im deutschen Text und der Uebersetzung vor. Man erkennt daraus leider, daß Maximilian immer noch nicht recht wußte, was er wollte. Der Sinn der Rede war eine Halbheit. Der Kaiser kündigte die Verhandlungen über das Concordat an, fügte aber hinzu, seine Regierung werde nie auf solche Mittel eingehen, welche die Freiheit und das Recht der mexikanischen Nation verletzen könnten. Er mußte sich entweder ganz auf liberaler Seite halten oder ganz auf klerikaler, weder ein Concordat verlangen, noch eine Synode einberufen, oder das letztere ohne alle Angst und ohne irgend einen liberalen Vorbehalt thun. Fischer dachte hierüber gewiß klarer als der Kaiser und mußte tief bedauern, daß der Kaiser schwankte, das Miß-

trauen, welches die klerikale Partei noch immer in ihn setzen mußte, nicht frischweg beseitigte. Die klerikale Partei war nicht so ohnmächtig, als wofür man sie ausgab, aber sie traute dem Kaiser nicht und hielt deshalb zurück. Was hätte sich nicht thun lassen, wenn man gleich anfangs den naiven Enthusiasmus der Indianer benutzt hätte, der nur zurückgehalten wurde, als der Kaiser so unbesonnen war, sich auf die liberale Seite zu stellen. Wenn Maximilian einsah, daß diese seine Hingebung an die Liberalen ein politischer Fehler gewesen war, so durfte er ihn nicht zum zweitenmal begehen, indem er der klerikalen Partei Concessionen wieder nur mit liberalen Vorbehalten machte.

Maximilian schwankte noch, als die Trauerbotschaft von der Erkrankung seiner Gemahlin aus Europa anlangte. In seiner tiefen Niedergeschlagenheit dachte er an die Niederlegung seiner Krone und an seine Rückkehr nach Europa. Sein Leibarzt rieth ihm dazu. „‚Wird wohl jemand daran glauben,‘ fragte der Kaiser, ‚daß ich wegen der Krankheit der Kaiserin nach Europa gehe?‘ ‚Euer Majestät,‘ entgegnete ich, ‚haben wohl der Gründe genug, und Europa wird anerkennen, daß Sie nicht mehr verpflichtet sind, in Mexiko zu bleiben, da Frankreich vorzeitig seine Verträge gelöst hat.‘ ‚Was glauben Sie,‘ rief der Kaiser hier aus, ‚welcher Ansicht wohl Herzfeld und Fischer darüber sind?‘ ‚Ich bin der Meinung,‘ erklärte ich offen, ‚daß Herzfeld meine Ansicht theilen wird, und was Pater Fischer betrifft, so flößt er mir in der That nicht recht Vertrauen ein; er ist Geistlicher und bei aller Ehrlichkeit, die ich bei ihm voraussetze, werden ihm doch die Vortheile seiner Partei immer höher stehen, als die speciellen Interessen Euer Majestät.‘“ „Die Rolle, die Staatsrath Herzfeld in dieser Zeit spielte, war die eines Mannes, dem es als treuer Diener der Person des Kaisers und als Oesterreicher mehr um den Erzherzog von Oesterreich als um den Kaiser von Mexiko zu thun war. Herzfeld hatte nur Eines im Auge: die Abreise so schnell als möglich vor sich gehen zu sehen.“

Wenn der Verfasser hier dem österreichischen Standpunkt des Staatsrath Herzfeld zustimmt, so durfte er doch auch wohl dem römischen Standpunkt Fischers und dem der großen klerikalen und conservativen Partei in Mexiko mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. „Die Conservativen wußten sehr wohl, daß sie dem Kaiser sehr wenig Argumente für sein Bleiben im Lande vorbringen konnten, sie waren sogar überzeugt, daß Gründe genug ihn bestimmen mußten, den Thron aufzugeben; aber nachdem sie eben erst zu neuem politischen Leben erwacht und mit regem Eifer an die im Dienste ihrer Interessen stehende Arbeit gegangen waren, sollten nun alle ihre Hoffnungen, alle ihre Pläne, die klerikale Ummodelung des Kaiserreiches, die Restitution ihres Besitzes mit einem Schlage vernichtet werden: alle Kräfte mußten sie einsetzen, dies zu verhindern, und mit Gewalt stemmten sie sich gegen die Absicht des Kaisers.“

Welchen Entschluß Maximilian auch noch fassen mochte, so schien es ihm doch räthlich, die Hauptstadt zu verlassen und sich Veracruz zu nähern, von wo aus er, wenn er wirklich abdanken wollte, sich am schnellsten den mexikanischen Wirren entziehen und frei nach Europa zurückkehren konnte. Das war nun wieder eine Halbheit. Er ließ das Ministerium in der Hauptstadt zurück und wollte schon unterwegs auf einer kleinen Station seine Abdankung erklären, eine Handlungsweise, von der ihm nicht blos Fischer, sondern auch der Leibarzt dringend abrieth. Maximilian ließ sich nun bis Orizaba bringen, blieb aber immer noch unentschlossen. Man mag sich denken, was in seiner Seele vorging, indem der warme und begeisterte Empfang, den er überall auf seinem Wege fand, ihn mahnte, im Lande zu bleiben, eine bange Sehnsucht ihn aber über Meer nach Miramare zog. Der Verfasser rügt hier eine Unwahrheit in dem Werke Kératrys. „Graf Kératry macht dem Kaiser den Vorwurf ‚pendant tout le trajet Maximilien ne s'arrêta que chez le clergé mexicain.‘ Das ist eine entschiedene Lüge, und wenn der Kaiser auch zweimal bei Pfarrern übernachtete, so sollte der mit den mexikanischen Verhältnissen vertraute Graf Kératry doch wohl wissen, daß die Behauptung ‚unterm Krummstab sey gut ruhen,‘ am wenigsten sich auf Acatzingo und Canada anwenden lasse. — Auf dem ganzen Wege war die Bevölkerung Maximilian mit größter Theilnahme entgegengekommen. In Mexiko selbst hatte schon einen Tag nach der Abreise des Letzteren eine große Procession stattgefunden, welcher alle Vertreter der fremden Mächte beiwohnten, um die baldige Genesung der Kaiserin zu erflehen. Ueberall, wo wir Rast hielten, kamen Deputationen, um ihr Beileid auszudrücken, man streute Blumen auf den Weg und warf Bouquets in den kaiserlichen Wagen. Nicht selten sah ich den Kaiser tiefgerührt von der Theilnahme mit Thränen in den Augen.“

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{3}{4}$ Thaler.

Sonnabend, № 52. 27. Juni 1868.

Neuestes Werk über Meriko.

Erinnerungen aus Meriko. Geschichte der letzten 10 Monate des Kaiserreichs. Von Dr. S. Basch, Leibarzt des Kaisers Maximilian. Zwei Bände. Leipzig, Duncker und Humblot, 1868.

(Schluß.)

Mit noch mehr Unwillen erklärt sich der Verfasser gegen Kératrys Bericht in Bezug auf den famosen Brief Eloins, der so viel Aufsehen in der Welt gemacht hat, ohne es zu verdienen. „Ich finde mich veranlaßt, die schamlosen Insinuationen zurückzuweisen, mit welchen Kératry einen Brief Eloins (S. 220 der franzöf. Ausg.) commentirt. Kératry bringt dort einen wohldienerischen, plumpen Bericht Eloins über die innere Lage Oesterreichs nach Königgrätz im Zusammenhang mit der dem Kaiser angedichteten Absicht, diesen Nothstand Oesterreichs für seine Person auszubeuten. Ein solcher Bericht und ein solches Raisonnement charakterisiren am besten die Herren Eloin und Kératry. Es hieße das Andenken des Kaisers verunglimpfen, wenn ich ihn gegen derartige Beschuldigungen rechtfertigen wollte. So viel ich weiß, und Herr Kératry wird zugeben, daß ich um die kaiserlichen Absichten mindestens so viel gewußt wie er, hatte sich der Kaiser damals vorgenommen, nie mehr ins öffentliche Leben zu treten; er wollte längere Zeit reisen, und Oesterreich erst nach ein bis zwei Jahren wiedersehen."

Herzfeld reiste nach Europa zurück, ohne seinen kaiserlichen Herrn nach sich ziehen zu können. Auf diesen gewann nun Fischer vorwiegenden Einfluß. Der Verfasser macht nun diesem Fischer einen Vorwurf nach dem andern, ohne sie hinlänglich begründen zu können. In der Zeit, in welcher Maximilian noch lebhaft an dem Gedanken hing, nach Europa zu fliehen, soll ihm Fischer einmal gerathen haben, er möge zu Gunsten Napoleons III. abdanken. Für diesen Rath verdient Fischer keinen Vorwurf. Vielmehr war es, wenn Maximilian wirklich abdanken wollte, der klügste Rath, dem die Geschicke Merikos wieder in die Hände zu legen, der ihn zu einer kurzen Uebernahme derselben verleitet hatte, und ihm die Verantwortung zu überlassen.

Maximilian würde auch wohl abgedankt haben, wenn nicht die klerikale und conservative Partei die größten Anstrengungen gemacht hätten. Die Generale Marquez und Miramon eilten nach Orizaba und zeigten ein solches Vertrauen auf ihre Streitkräfte und auf den Zulauf, den sie noch finden würden, daß Maximilian vorzüglich durch sie bewogen wurde, in Meriko zu bleiben. Jetzt erst gewann auch Fischer freies Spiel. „Fischers Endziel war das Concordat, den Conservativen war das vorderhand Nebensache; für sie handelte es sich nur um die Restitution des Besitzes. Beide konnten die Realisirung ihrer Pläne nur im Kaiserreich finden und es war somit natürlich, daß die Conservativen den Pater Fischer, welcher jetzt dem Kaiser nahe stand, solange als Werkzeug zu benutzen suchten, bis sie auf eigenen Füßen stehen würden. Ich muß Fischer die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er es immer ehrlich mit den Conservativen meinte und ihre Interessen fortdauernd auf das Wärmste vertrat; diese vergalten ihm jedoch mit wenig Dank. Ich werde später Gelegenheit haben zu erzählen, wie die Minister, welche Fischer in Orizaba hüteten und hätschelten wie ein Kind, ihn vernachlässigten und bei Seite schoben, als der Kaiser nicht mehr in Meriko war. Für seinen eigentlichen Plan, — das Concordat — konnte Fischer natürlicherweise in Orizaba Nichts thun. „Der Kaiser

geht wieder nach Merika,' sagte er eines Abends freudestrahlend, als die Rückkehr des Kaisers nach der Hauptstadt an Wahrscheinlichkeit gewann. ‚Nun werde ich an meine eigentliche Arbeit gehen, an das Concordat.'" Auf der folgenden Seite sagt der Leibarzt, Marimilian habe später im Gefängniß geäußert: „Fischer hat mich mit dem Concordat betrogen und belogen." Damit kann doch aber nichts anderes gemeint seyn, als daß Fischer beim besten Willen und indem er dabei selbst seine Person großer Gefahr aussetzte, nicht im Stande gewesen ist, durch das erst angebotene, aber noch nicht abgeschlossene Concordat dem Kaiser Marimilian in seiner Noth und beim Drängen der Zeit eine Hülfe zu gewähren. Von einem absichtlichen Betruge kann nicht die Rede seyn, denn Fischer hätte davon weder für sich, noch für den h. Stuhl den geringsten Vortheil erlangen können. Er blieb einfach dem ursprünglichen Plane der klerikalen Partei in Merike und des heil. Stuhles treu. Entweder diese Partei drang durch und führte auch ohne die Franzosen mit ihrem neuen Kaiser allein das romanische Programm Napoleons III. durch, oder sie ging einem Martyrium entgegen. Weder das eine noch das andere kann dem zum Vorwurf gereichen, der diese feste und gefährliche Bahn betrat und seinem Princip treu blieb.

Es waren indeß nicht blos die Ueberredungen Fischers und der oben genannten Generale allein, die Marimilian zum Dableiben bestimmten. Er wurde nämlich grade damals von Frankreich auf eine Weise maltraitirt, daß er sich um keinen Preis ferner als die verachtete Puppe dieser Macht ansehen lassen wollte. Er hatte nämlich seine Abdankung gegen sichere Garantien angeboten. „Als Antwort kam eine Erklärung vom 16. November, unterzeichnet vom Marschall Bazaine, dem französischen Gesandten Dano und dem General Castelnau, worin im Wesentlichen der Forderung des Kaisers zugestimmt, gleichzeitig aber von den Bevollmächtigten Napoleons, in der freudigen Aufregung, daß der Kaiser freiwillig das Feld räumen werde, die Unvorsichtigkeit begangen wird, am Schlusse des Actenstückes aus der Schule zu schwatzen und von Verhandlungen mit einem ‚nouveau gouvernement du Mexique' zu sprechen. Diese offene Erklärung der bisher geheim betriebenen französischen Transaction mit den Nordstaaten, machte auf den Kaiser einen mächtigen Eindruck. Mehr denn je fühlte er jetzt die tiefe Verletzung, und sein Stolz mußte sich gegen eine solche Beerbung bei lebendigem Leibe, gegen ein Hinwegsetzen über die ersten Regeln des diplomatischen Anstandes erheben. Es war klar, Napoleon wollte die Scharte seines Vertragsbruches auswetzen. Er hatte der Welt, da er sein gegebenes Wort nicht einlösen konnte, seine Ohnmacht zeigen müssen, es galt ihr nun Sand in die Augen zu streuen und einen Schritt weiter zu gehen. Die Abdankung des Kaisers sollte nichts seyn, als die Abberufung eines Statthalters, mit dessen Verwaltung er nicht zufrieden war. Großmüthig sollte nun der Schmerzensschrei Merikas erhört werden, und Europa Gelegenheit haben die Vielseitigkeit Napoleons zu bewundern, indem er zur Abwechslung die Gesellschaft auch einmal mit einer Republik beglückte."

Marimilian warf sich nun ganz den Klerikalen in die Arme und wollte Kaiser bleiben, aber nur unter der Bedingung, daß er durch einen merikanischen Nationalcongreß bestätigt werde und daß man ihn mit Geld und Mannschaften ausreichend unterstütze. „Hätten die Conservativen und ihre dermaligen Verbündeten, die Gemäßigten, nur einen Funken von Ehrlichkeit besessen, so mußten sie und mit ihnen Pater Fischer sich dahin aussprechen, daß auf die Bedingungen des Kaisers einzugehen unmöglich sey, weil keine Aussicht vorhanden war, dieselben zu erfüllen." Dieser Vorwurf erscheint nicht unbegründet, allein die Conservativen sind dadurch entschuldigt, daß sie sich selbst in einer Täuschung befanden. Sie logen dem Kaiser nicht vor, daß sie viel stärker seyen, als sie es waren, sondern sie glaubten damals noch selbst, sie seyen stark genug, um der juaristischen Banden Meister zu werden. Wenn sie den Kaiser betrogen hätten, hätten sie sich ja selbst betrogen, denn sie setzten sich der schrecklichsten Rache der Juaristen aus. Ein gerechtes Urtheil nach gesunder Logik kann ihnen daher nur Selbsttäuschung vorwerfen, aber nicht Betrug.

Die Schuld, daß alles mißlang, lag wesentlich an einigen Generalen und zweideutigen Charakteren im Ministerium, die nicht einig handelten und nicht Farbe hielten. General Marquez z. B. war eigenmächtig, diente nur seinem Ehrgeiz. Andere hatten Angst vor Nordamerika, ließen sich von den Franzosen beschwatzen, trachteten, wenn alles schlimm ginge, Verrath zu üben oder wenigstens noch günstig zu capituliren, und hielten vor allem das wenige noch vorhandene Geld zurück, anstatt es dem Kaiser zu geben. Am besten gelang es den Franzosen, die Oesterreicher und Belgier, die dem Kaiser bisher so treu gewesen, einzuschüchtern. Bazaine hatte sie in isolirter Stellung den Angriffen der Juaristen preisgegeben und sie hatten großen Verlust erlitten. Man hatte ihnen Niederlassungen in dem paradiesischen Lande versprochen. Jetzt sahen sie nur Noth und Elend vor sich und die Franzosen verfehlten

nicht, indem sie selber abzogen, sie vor dem Dableiben dringend zu warnen. Maximilian glaubte diese deutschen Hülfstruppen als solche auflösen zu müssen, erlaubte jedem die Heimkehr, lud aber alle, die ihm treu bleiben wollten ein, in die mexikanische Nationalarmee einzutreten. Er hoffte, daß es die meisten thun würden, aber nur eine Minderheit war großherzig genug, ihn nicht zu verlassen. „Der Grund, weshalb die Mehrzahl der Oesterreicher dem ausgesprochenen Wunsche des Kaisers nicht nachkamen, war ein doppelter. Vor allem machte sich auch hier französischer Einfluß geltend, von dem sogar hochgestellte Offiziere sich leiten ließen und infolgedessen ihre Autorität benutzten, die Mannschaft zur Heimkehr zu überreden. Den größern Theil der Schuld trug jedoch das Verhalten des österreichischen und belgischen Geschäftsträgers. Ich erzähle durchaus nichts Neues, und nur ein Allen, die gleichzeitig mit mir in Mexiko waren, bekanntes Factum, wenn ich berichte, daß sowohl Baron Lago als Hoorinks all ihren Einfluß aufboten, die Oesterreicher und Belgier aus dem Lande zu bringen. Mit dem entmuthigenden Nachweis von der Hoffnungslosigkeit des Unternehmens erreichten sie ihren Zweck nahezu vollständig. Dasselbe geschah begreiflicherweise auch von französischer Seite rücksichtlich derjenigen französischen Offiziere und Soldaten, die schon Dienste in der mexikanischen Nationalarmee angenommen hatten. Es waren nämlich einige Monate vorher unter französischen Auspicien einige Regimenter von Cazadores (Jäger) errichtet worden. Diese Truppen waren Bestandtheile der Nationalarmee, aber Commandanten und Offiziere waren zum großen Theile Franzosen; die Mannschaft selbst bestand aus gemischten, vorwiegend französischen Elementen. Ich muß hier um einige Wochen vorgreifend, des Befehles erwähnen, durch welchen Marschall Bazaine, nachdem der Abzug der Franzosen fixirt war, alle französischen Offiziere und Soldaten, welche in der mexikanischen Armee dienten, kurzweg zurückberief und diejenigen als Deserteure erklärte, welche dieser Aufforderung nicht Folge leisten, mit der rückkehrenden französischen Interventionsarmee das Land verlassen würden. Was die Desertion anbelangt, so möchte ich, um die Handlungsweise Bazaines ins rechte Licht zu setzen, darauf hinweisen, wie der Vorwurf der Protection dieses Vergehens gradezu auf ihn zurückfällt. Die in die Cazadores-Bataillone eingetretenen Franzosen hatten ihre ursprüngliche Stellung in der französischen Armee mit ausdrücklicher Bewilligung des Marschalls aufgegeben. Marschall Bazaine war es somit, der die Franzosen zur Desertion verleitet hat. Doch der Marschall hatte durch diesen Erlaß alle Franzosen, welche ihrem dem Kaiser geschwornen Fahneneid, treu blieben, für vogelfrei erklärt, und diese Dissidenten übernahmen später das ruchlose Geschäft ‚die Deserteure' zu füsiliren. So ließ Escobeda anfangs Februar, nach der Niederlage Miramons bei San Jacinto, 109 gefangengenommene Franzosen niederschießen. Diese Greuelthat rief allgemeines Entsetzen hervor und zehn französische Offiziere veröffentlichten im ‚le Courrier' — der in Mexiko erschien — folgenden Protest, welchen Herr Kératry seinem Buche nicht einverleibt hat."

Der Protest ist in Montlongs Werk enthalten, die dem Kaiser treu gebliebenen Oesterreicher machen darin dem französischen Marschall die schwersten und gerechtesten Vorwürfe. Maximilian selbst gab endlich dem General Castelnau, den Napoleon III. an ihn gesandt hatte, eine Audienz, aber eine sehr ungnädige. (Th. I. S. 152).

Maximilian kehrte nach der Hauptstadt zurück. Ein kleiner Sieg des General Miramon feuerte den Muth der Kaiserlichen an. Die Franzosen zogen wie der Teufel mit Gestank ab. Bazaine war so kleinlich boshaft, die Kriegsvorräthe zu vernichten, die dem Kaiser noch sehr von Nutzen hätten seyn können, und seine Truppen von den Wällen der Hauptstadt abzuberufen, ohne es den Kaiserlichen vorher angezeigt zu haben, so daß die Wälle vier Stunden lang unbesetzt waren.

Der Sieg Miramons reizte die Kaiserlichen, nach dem Abzug der Franzosen muthig die Offensive zu ergreifen. Deshalb ging der Kaiser nach Queretaro, während Marquez in der Hauptstadt zurückblieb. Die verhängnißvolle Abreise des Kaisers nach Queretaro ist so aufgefaßt worden, als sey er von falschen Freunden verlockt worden. Der Verfasser widerlegt diese verleumderischen Gerüchte. „Mit einem energischen Kriege gegen die Dissidenten war Pater Fischer vollkommen einverstanden, aber es ist unwahr, daß er den Kaiser bewogen habe, nach Queretaro zu gehen. Ebenso muß ich den preußischen Gesandten Baron Magnus gegen die Beschuldigung, daß er durch seinen Rath den Kaiser bestimmt habe, sich zur Armee zu begeben, rechtfertigen. Wenngleich in einem diplomatischen Berichte an die österreichische Regierung die Thätigkeit Beider in diesem Sinne dargestellt wird, so ist dem in Wirklichkeit doch nicht so. Baron Magnus sprach sich weitmehr gegen jeden Krieg aus, der nur den Zweck haben sollte, Unterhandlungen herbeizuführen. Für die Ansicht, die Baron Magnus von der Situation hatte, ist seine Aeußerung gegen Pater Fischer bezeichnend genug: ‚Ich habe oft gehört, daß man verhandle, um in

den Krieg zu ziehen; ich habe aber nie gehört, daß man Krieg führe, um zu verhandeln. Es ist ein gefährliches Spiel, das der Kaiser spielt, wenn er mit den Waffen in der Hand friedliche Unterhandlungen einleiten will.' Doch alle Gegenvorstellungen fruchteten nichts, der Kaiser hatte bereits Marquez zugesagt, nach Queretaro zu gehen." Leider ließ Maximilian auch seine treuen Oesterreicher bei Marquez zurück, da er, das erstemal ins Feld ziehend, des nationalen Princips halber nur von Mexikanern umgeben seyn wollte.

Auch Fischer blieb in der Hauptstadt zurück, um das Ministerium zu überwachen. Das hatte keine guten Folgen, denn Marquez allein spielte den Meister in der Hauptstadt. Auf ihn allein wälzt der Verfasser die Schuld des Unglücks, das den armen Kaiser traf. „Zunächst ist es sicher, daß Marquez zum größten Theile die Schuld daran trägt, daß der Kaiser Mexiko verlassen und sich nach Queretaro begeben hat. Man sagt, Marquez habe dies mit der ernstesten Absicht gethan, den Kaiser zu verderben, und in der That, wenn er wirklich diesen Plan gehabt, er hätte ihn nicht teuflischer ersinnen und nicht besser durchführen können. Es ist ferner kein Zweifel, daß Marquez den Kaiser bestimmt hat, Mexiko ohne Truppen, ohne Geld und ohne Munition zu verlassen. Hat er dies mit Absicht gethan, so ist der Vorwurf gemeinen Verrathes vollkommen begründet; liegen keine derartigen Absichten seiner Handlungsweise zu Grunde, so muß man ihn doch, indem er den Kaiser durch falsche Vorspiegelungen zu einem solchen Schritt bewog, einer Gewissenlosigkeit zeihen, gegen die er nie im Stande seyn wird, sich zu rechtfertigen. Wenngleich die abziehenden Franzosen viel Kriegsmaterial vernichtet hatten, so war doch noch solches im Ueberflusse vorhanden. Zudem wurden bei dem Ausmarsch nach Queretaro die besten Truppen in Mexiko zurückgelassen und nicht Ein gezogenes Geschütz mitgenommen."

Nun folgen die bekannten Ereignisse. Die Belagerung Queretaros durch den juaristischen General Escobedo, der Verrath des Lopez, die Gefangennehmung des Kaisers und seiner Freunde. Immer noch hatte der Kaiser auf Entsatz durch Marquez gehofft, aber vergebens. Nach der Hinrichtung des Kaisers wurde dem Verfasser nicht erlaubt, dessen Leiche einzubalsamiren, auch dem Herrn von Magnus seine Bitte um Auslieferung der Leiche abgeschlagen.

Wer die frühern über das tragische Schicksal Maximilians erschienenen Werke gelesen hat, wird sich bald überzeugen, daß das vorliegende Werk kein überflüssiger Nachtrag ist, sondern durchgängig nur Selbstgesehenes berichtet und zwar mit dem gesunden Blick und unparteiischen Urtheil eines rechtschaffenen Arztes.

Altdeutsche Dichtungen.

Loher und Maller. Ritterroman, erneuert von Karl Simrock. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1868.

Diese schöne Dichtung gehört zum Sagenkreise Karls des Großen und ist nach einem französischen und lateinischen Text im Jahr 1707 durch eine Gräfin von Nassau, geborene Herzogin von Lothringen, ins Deutsche übertragen worden. Der ältere Text ist verloren gegangen, indeß muß er schon ursprünglich das Werk eines deutschen Dichters gewesen seyn.

In hochdeutscher Umarbeitung ist der Roman lange schon von Friedrich Schlegel herausgegeben worden, in den Einzelheiten nicht vollständig. Hier liegt er nun ganz vor uns und wir empfehlen ihn unsern Lesern wegen seiner patriotischen Tendenz. Loher, besser Lother, Lothar, Sohn des König Karl von Frankreich, wurde durch seinen neidischen Bruder Ludwig verleumdet und verbannt. Mit ihm ging sein Freund Maller. Sie kamen zum König der Lombarden, dessen bösartiger Sohn Otto Lother überredete, den Namen mit ihm zu tauschen, und so um die Prinzessin Zormerin warb. Diese hörte zufällig, wie der treue Maller, indem er Lothers Hemde am Brunnen wusch, über Ottos Betrug klagen, erfuhr alles und veranlaßte ein Turnier, bei dem Otto in den Koth geworfen wurde, der unbekannte Lother aber den ersten Preis gewann. In einem Kriege wider die Heiden floh Otto, Lother kämpfte tapfer, beide aber wurden gefangen. Otto schwur dem Kreuz ab und wurde ein Heide, Lother sollte hängen, wurde aber von Maller und, nochmals gefangen, von Zormerin gerettet. Otto wurde gehängt. Der böse Ludwig kam in einer Schlacht um. — In Lother ist die deutsche Nation personificirt, in dem verschmitzten Ludwig die französische. In dem feigen Otto die italienische.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 53. 1. Juli 1868.

Ortsbeschreibung.

Der Bussen und seine Umgebung. Von Dr. M. R. Buck. Sigmaringen, Tappen, 1868.

Mitten im württembergischen Oberlande erhebt sich unfern von der Donau bei Riedlingen der Bussen einsam über die Ebene, wird daher überaus weit gesehen, obgleich er nicht sehr hoch ist, nämlich nur 2680 Fuß über die Meeresfläche aufsteigt. Er trägt auf seinem Gipfel altrömische Ruinen und Ruinen einer mittelalterlichen Burg, und war ein Centralpunkt oberschwäbischer Herrschaft. Der Verfasser hat mit sinnigem Fleiße und klarem Ueberblick hier alles zusammen getragen, was sich auf die Geschichte und Sage dieses merkwürdigen Berges bezieht. Der Name Bussen wird S. 49 zu erklären versucht; es ist jedoch schwer, so alte Namen zu erklären, da sie vielleicht aus einer Zeit stammen, die der deutschen Einwanderung vorherging. Die Chronisten nennen den Berg häufig mons suevus und auch das berühmte Annolied kennt einen Berg Suebo. Das würde nur beweisen, daß hier der Mittelpunkt des alten Suevenlandes gesucht werden müßte. Nun erscheint wirklich zu Karls des Großen Zeit, dessen berühmter Feldherr Gerold auf dem Bussen residirte und dessen Schwester Hildegard zur Gemahlin Karls des Großen erhoben worden war. „Die Beuroner Annalen sagen von ihm: ‚Gerold, der Stifter des Klosters Beuron an der Donau in Schwaben, Gerold, Graf von Bussen — der Bruder Hildegards der Gemahlin des Königs, ein Sohn Hildebrands des Herzogs der Schwaben und der Rudgarda, die aus Bajoarien entsproßte, hatte seinen Sitz auf der Burg, welche Suevia genannt wird und auf dem hohen Berge Bussen gelegen ist.' Das Chronikon Geroldseckense a Matheo Marschalco de Biberach et Pappenheim (bis zum Jahr 1530 gehend) und: Pragmatische Geschichte des Hauses Geroldseck 4. 1766 erzählen: ‚Unter denselben ist gewesen ein edler Herr, genannt Gerold, der darnach seinen Sitz und Wohnung uff dem Bussan nit weit von Riedlingen gehapt und sich geschrieben Hertzog zu Schwoben, Grave zu Bussan und als das gloublich inn den Chroniken in der Reichenow und andren Orten gruntlich Meldung beschicht. Der hat zween sune gehapt, der ain Gerold und der andere Berchtold genennet, die den Tytel Hertzogen von Schwaben und Grafen von dem Bussen gehapt.' Dieser Berchtold habe in diesen Gegenden Schwabens, nämlich in der Baar von Beuron bis Bussen, auf dem Berg und der Burg Suevia, dem Bussen gewohnt. Goldast. rer. aleman. tom. I., p. 3: sie wählten sich einen Abt, mit dem Beirath der Königin Hildegard, weil der Ort selbst hauptsächlich von Gerold, dem leiblichen Bruder der vorgenannten Königin errichtet und bereichert wurde. ‚Ihr Vater, (Gerolds und Hildegards) soll gewesen sein Hildebrand, der Sohn Pipins des jüngern von Heristall — der Großoheim Karls des Großen' erzählt im Widerspruche mit den andern Chronisten Fredegar; denn daß diese Geschwister alemannischer Herkunft waren, beweiset Karls M. Geheimschreiber und Schwiegersohn Eginhard, der von Hildegard sagt: Hildegard aus dem Volke der Schwaben, eine Frau von ausnehmend hoher Abkunft. Ebenso sagt Thegan von Hildegard, sie war ein überaus vornehmes Mädchen aus dem Volke der Suaven."

Man muß sich hier erinnern, daß das große Land der Alemannen schon durch Chlodwig nach der Schlacht bei Zülpich stark erschüttert und zum Theil erobert worden war, aber nur bis zu den Anfängen des Schwarzwaldes, der s. g. Staig bei Stuttgart. Noch jetzt unterscheidet man Oberschwaben mit dem Schwarzwald

als das Land ob der Staig, welches unter dem Schutz Theodorichs des Großen von Chlodwigs Franken frei blieb, und das schwäbische Unterland an der fränkischen Grenze als das Land unter der Staig. Die Franken waren unablässig bemüht, ihre Herrschaft zugleich mit dem Christenthum in Schwaben weiter auszubreiten, stießen dabei aber auf einen äußerst hartnäckigen Widerstand und Karls des Großen Bruder Karlmann hatte eben noch nach einem blutigen Siege über die Alemannen mehr als zwanzig mächtige Häuptlinge derselben bei Canstatt enthaupten lassen. Damals hatte sich Karl der Große mit dem Papst verständigt, dem Reiche, welches die Longobarden in Italien auf den Trümmern des ostgothischen Reiches errichtet hatten, ein Ende zu machen und alle Deutschen in einem großen Reich und in einer großen Kirche zu vereinigen. Man begreift also leicht, welchen Werth Karl darauf legen mußte, nachdem sein Bruder Karlmann die Neckarthäler Schwabens überwältigt hatte, mit den Oberschwaben in freundlicher Beziehung zu stehen und mit deren Hülfe die Longobarden zu unterwerfen und Italien zu erobern. Das Haupt der Oberschwaben war nun jener Gerold und um ihn zu ehren und in seiner Treue zu befestigen, heirathete Karl der Große seine Schwester. Gerold hat seinem Schwager und Kaiser in dessen vielen Feldzügen die wichtigsten Dienste geleistet und seine Treue zuletzt durch den Tod auf dem Schlachtfeld besiegelt. Er wußte den großen Gedanken des Kaisers, den elenden Fehden der deutschen Stämme und Fürsten untereinander ein Ende zu machen, wohl zu würdigen und er selbst trug nicht am wenigsten dazu bei, daß diese Stämme wirklich geeinigt und das große Reich der Deutschen ausgebaut wurde. Den Dank dafür empfing Schwaben durch das Vorrecht, das Banner des Reichs in allen Schlachten vorantragen zu dürfen, und durch die Erhebung eines schwäbischen Geschlechts auf den Kaiserthron sowie auf die andern vornehmsten Throne der Deutschen noch im Verfall des Reichs, der Welfen, Habsburger und Zollern. Alle diese Ehren der Schwaben wurzeln in der Tüchtigkeit und Treue, in dem großen deutschen Nationalgefühl jenes Gerold, der auf dem Bussen residirte.

Daran mögen die sich erinnern, die um den Bussen wohnen, wenn sie den schönen Berg ansehen, und sie mögen sich besinnen, wenn sie wieder einmal zu nationalen Wahlen aufgerufen werden, nicht mehr für die elende Kleinstaaterei, Vielherrschaft, Bettelei um ausländische Hülfe und endlich unvermeidliche Fremdherrschaft zu stimmen.

Der Verfasser verfolgt die Geschichte des Bussen und der von dessen Besitzern ausgegangenen geistlichen Stiftungen. Ohne hier näher auf diese Details einzugehen, heben wir einiges besondere Interessante aus der Geschichte der neueren Zeit und aus dem reichen Sagenkranz hervor, der sich um den Bussen windet.

Als Deutschland durch die Zerrüttung seines großen Reiches, durch das Aufhören seiner Einheit, durch die Ohnmacht des Kaisers, durch die Zwietracht, nicht selten auch durch die Dummheit, Bosheit und Verrätherei seiner Fürsten schon seit der Reformationszeit, im dreißigjährigen Kriege und wieder zur Zeit Ludwigs XIV. immer mehr der Spielball und die Beute des über unsere nationale Verkommenheit hohnlachenden Frankreich geworden war, trat endlich der Zeitpunkt ein, in welchem das Maaß unserer Schande voll werden sollte. Der Energie der Franzosen zur Zeit ihrer Revolution vermochte die vereinigte Mißregierung aller damaligen deutschen Fürsten und ihrer unfähigen Räthe nicht mehr zu widerstehen. Die Franzosen kamen über den Rhein, um vom Jahr 1796 an bis 1809 sich ganz Deutschland zu unterwerfen. Wie nun damals zuerst im Jahr 1796 die Franzosen in der Umgegend des Bussens gehaust haben, das wird hier erzählt. Während Moreau als französischer Obergeneral mit dem Gros seiner Armee schnell über den Schwarzwald von Straßburg bis Stuttgart vorrückte, fiel sein Untergeneral Ferino mit einem kleinern Heertheil rheinaufwärts in Oberschwaben ein, wo er gar keinen Widerstand, aber in den vielen geistlichen Stiften und Adelshöfen desto reichere Beute fand. Die französischen Truppen bestanden damals noch größtentheils aus dem Massenaufgebot der Sansculotten. „So kamen, lesen wir hier, französische Freiwillige, wegen ihrer elenden Bekleidung mit zusammengestohlenen Gewändern aller Art ‚Benteleshuben‘, wegen ihrer Metzgerstecken, die sie vielfach als einzige Waffe bei sich führten, auch ‚Steckenbuben‘ genannt, in gewaltigen Haufen nach Unlingen (1796), hausten dort mit ausgesuchter Buberei, da sie alles, was sie an Lebensmitteln nicht mitnehmen konnten, mit ihren Auswurfsstoffen verunreinigten, Bier und Wein in den Bach schütteten, Fenster und Hausrath zertrümmerten, Mädchen bis zum Tode schändeten, innerhalb 8 Tagen der Gemeindekasse einen Schaden von 20,000 Gulden zufügten und bis auf diesen Tag ein verfluchtes Andenken hinterließen. Bald hernach brach in der ganzen Umgegend eine Viehseuche aus, so daß z. B. in Unlingen bei vierthalbhundert, in Ertringen an fünfhundert Stück Hornvieh binnen 6 Wochen zu Grunde gingen. Man

nannte die Krankheit ‚den gelben Knopf.' Denselben sauberen Haufen der Freiheitsapostel aus Frankreich begleitete der General Vandamme, welcher unter den Klängen einer ‚Riedlinger Musik' auf dem Schlosse Neufra die abscheulichsten Nächte durchpraßte. Etwas schneller als die Benteleßbuben ward die Gegend von den Gegnern derselben, den ‚französischen Royalisten,' dem sog. ‚Prinz Condes Corps' durchstohlen. Als man erfuhr, daß dieselben mit Feuer und Schwert hereinbrechen, ward überall Sturm geläutet und alles Volk waffnete sich. Auf der Straße von Mengen gegen Marchthal zu kamen etwa 60 Mann Condeer daher, die aber in Ertringen und namentlich in Neufra übel empfangen wurden. Bei 500 bewaffnete Bauern waren dort zusammengekommen in der Absicht, die Franzosen todtzuschlagen. Mit Mühe brachte sie der Amtmann von Neufra davon ab. Ein Grunzheimer Bauer, der dessen Schreiber für einen Franzosen ansah, stach ihn mit einer Mistgabel in den Bauch. Die Condeer baten um gut Wetter und gaben den Bauern die gestohlenen Rosse und Wagen wieder heraus. Die bewaffneten Bauern stürmten bis gegen Ehingen hinab immer hinter den fliehenden Condeern her. Allgemein forderten die Bauern die Bildung eines Landsturmes, wie das immer in alter Zeit bräuchig gewesen, allein die ängstlichen Beamten der Klöster und die kleinen Herren, welche um ihren Besitz zitterten, hintertrieben es. (Theils von Augenzeugen, theils nach Walters Geschichte von Marchthal). Jetzt werden wir bald eine andere allgemeine Volksbewaffnung haben, ohne genöthigt zu seyn, für die ausgestorbene Race der kleinen Angstmänner bluten zu müssen, vielmehr wird Preußens starke Hand das Kriegsheer des neuerstandenen Reiches, ob schützend oder trutzend, in alleweg zum Siege führen."

Man sieht, daß der patriotische Verfasser den Geist verstanden hat, der vom Bussen aus zu allen Schwaben spricht, den Geist jenes großen Gerold, der das deutsche Reich erbauen half, was tausend Jahre später unter der Franzosenherrschaft zu Grunde ging. Die hier mitgetheilten Schilderungen der von den Franzosen auf deutschem Boden begangenen Schamlosigkeiten und Scheußlichkeiten könnten noch sehr vervollständigt werden aus ältern, jetzt leider ziemlich vergessenen Werken. Armbrusters ‚Sündenregister der Franzosen' enthält folgendes: „Zwar erblickt man hie und da in benachbarten Städten Merkmale einer den Kommenden sehr günstigen Stimmung, die in den Jahrbüchern des deutschen Patriotismus und — des deutschen Verstandes wohl schwerlich eine Stelle verdienen dürfte. Zum Glück war sie nichts weniger als allgemein. Allein die Erscheinung der Franzosen in ihrer eigenthümlichen Gestalt und die barbarischen Ausschweifungen, durch welche sie ihr Daseyn verkündigten und brandmarkten, wirkten besonders unter den Landleuten eine schnelle Bekehrung." Die Franzosen mordeten und brannten zwar diesmal nicht so viel, wie vor hundert Jahren in der Pfalz, aber sie raubten desto mehr und übten die schändlichsten Mißhandlungen besonders an Frauenzimmern und der Kirche. Ihre viehische Unzucht überstieg jeden Glauben und eben so ihre Kunst, den Leuten mit List und Gewalt den letzten Pfennig abzupressen. „Sie begnügten sich nicht damit, die Kirchen zu berauben, sondern sie setzten noch einen besondern Stolz darein, die schrecklichsten Gotteslästerungen auszuschäumen, die Altäre zu zerstören oder mit ihren Excrementen zu besudeln, die Bilder der Heiligen umzustürzen, die geweihten Hostien mit Füßen zu treten und sie sogar den Hunden vorzuwerfen. — In dem Weingartenschen Dorfe Berg stellten sie das Bild des Teufels, welches sie von der Vorstellung der Versuchung des Welterlösers in der Wüste genommen hatten, in den Tabernakel. In dem Dörfchen Boos hoben sie ein Crucifix über das Feuer und trieben es unter dem rohesten Spottgejohle hin und her, wie man einen Braten am Spieße dreht." Am 11. August 1796 ließen sich drei Franzosen und eine Dirne, die sie mitgebracht hatten, in einem Nonnenkloster zu Memmingen, ganz nackt am Tisch sitzend, von den Nonnen bedienen. Kerner Begebenheiten in Memmingen. 1797 S. 123. Ravensburg wurde trotz der gegebenen Zusage geplündert. Eben, Gesch. von Ravensburg.

Schließlich werfen wir noch einen Blick auf die Sage. Am anziehendsten sind die Sagen vom Federsee. Man hört darin im März die Glocke einer untergegangenen Stadt läuten. Das ist ein Glaube, der sich auch an andern Seen oft wiederholt, das Glockengeläute scheint den Frühling anzukündigen, das unter Erde und Wasser verborgene Leben steigt im Frühling wieder empor. Auch eine geheimnißvolle Insel wird zuweilen auf dem Federsee erblickt und verschwindet wieder. Die merkwürdigste Sage ist folgende: „‚Da war ein Graf von Stehen,' sagt die Volksmähr', ‚der zog mit seinen Dienern aus, das ‚irdische Paradies' zu suchen. Schon sieben Jahre waren um, als er weit hinten in Indien durch einen gewaltigen wilden Wald kam und plötzlich vor einer hohen Mauer Halt machen mußte. Der Graf ahnte, daß er hier das gesuchte Paradies vor sich haben könnte, und befahl drum seinem Knechte, an der Mauer hinaufzuklettern, um zu sehen, was jenseits für Land

wäre. Der Graf hob ihn auf die eigenen Schultern und bald stand der Knecht auf der Mauer. Der aber lächelte geheimnißvoll gegen den Grafen herab — und verschwand im Jenseits. Nun mußte der andere noch übrig gebliebene Knecht hoch betheuern, er wolle selbst für den Fall, daß es ihn unwiderstehlich hinüberziehe, zum wenigsten sagen, was Land er schaue. Der Graf hilft ihm auf die Mauer, er aber thut wie der erste Knecht und — der Graf steht ohne irgend einen Bescheid, allein und verlassen, vor einer unübersteigbaren Mauer mitten in einem indischen Urwalde. Vergebens sucht er an der Mauer hinanzuklimmen, vergebens schreit, betet und weint er, vergebens kratzt er sich die Nägel ab den Fingern — er steht allein vor dem geheimnißvollen Räthsel. Mit Grausen nimmt er wahr, daß es nachtet, mit Grausen hört er das anfahende Gebrülle wilder Pantel und Leuen — da blickt er in seiner Bekümmerniß traurig um sich — und sieht plötzlich zwischen den Bäumen durch ein Licht. Da rennt er was Zeug hält, und steht vor einer Blockhütte. Er klopft an die Thüre, ein steinaltes Moosweiblein schaut durch das Gitter heraus und fragt unwirsch nach seinem Begehr. ‚Ach ich bin ein armer verirrter Landfahrer und bitte um Gotteswillen um Nachtherberge.‘ „Lieber Freund, entgegnet ihm das Weib, das mag nicht seyn, denn mein Mann ist mit Gunst zu reden, ein Menschenfresser, und wehe Euch, so er heimkäme.“ Der Graf ließ aber nicht ab mit Bitten, und das steinalte Herz des Moosweibleins ward weich und es nahm ihn in die Hütte und versteckte ihn unter der ‚Gautsche‘ bei ihren Hennen. In Kurzem kam der greuliche Menschenfresser heim. Der schnuffelte alsbald mit seiner Nase. ‚ich habe Wind von Menschenfleisch, hör' Alte, gib mir's heraus, ich habe gewaltigen Hunger!‘ ‚Ei! ei! behüte,‘ versetzte das Weib, ‚das ist mit nichten also, denn du riechst die Henne, so ich dir eben zu einer Abendsuppe abgenommen.‘ Aber der Menschenfresser schüttelte das Haupt, suchte in der Stube herum, immer der Nase nach, steckte diese richtig auch unter die ‚Gautsche‘, da kommt ihn ein Nießen an, ‚aha, Spatz! da sitzt die Katze im Heu!‘ zieht mit solchen Worten den armen Grafen am Bein aus seinem Verstecke hervor und ruft dann plötzlich in vollster Verwunderung: ‚Meiner Sex! Ihr seyds, Herr Graf? da sieh nur, Alte,‘ fährt er gegen das Weiblein gewendet, fort, ‚das ist der Graf von Stehen, der das verheinte Nebelglöcklein hat.‘ Dem halbtodten Grafen aber eröffnet er, wie daß er der Menschenfresser eigentlich ‚das Nebelmännlein‘ sey, das man um den Federsee herum wohl kenne, und daß er von seinem Vorhaben, nämlich den Grafen zu verspeisen, ablasse, falls der Herr Graf ihm die Hand darauf gebe, das ‚verheinte Nebelglöcklein‘ in die tiefste Tiefe des Sees zu versenken, wenn er wieder zu Hause sey. Das däuchte den Grafen leicht zu versprechen und das Nebelmännlein ließ ihn mit sich von der Henne zu Abend essen. Nun hatte er aber noch etwas auf dem Herzen und dabei hatte es für den Grafen schier noch mehr Eile als für den Nebelmann. Denn der Nebelmann sagte dem Grafen die nagelneue Neuigkeit, daß er daheim für todtgesagt und sein Ehegemahl eben im Begriffe sey, dem Jungen von Neuffen die Hand zu geben, nämlich schon kommenden Morgens mit Tagesanbruch. Da jammerte der gute Herr von Stehen gar sehr und zerzauste sich die Haare. Das Nebelmännlein aber nahm ihn noch einmal beim Wort von wegen des Glöckleins und versprach ihm dafür eine schnelle Heimfahrt auf dem Nebel vor Tagesgrauen. That seinen Nebelmantel aus dem Kasten und fuhren die beiden auf dem Mantel aus dem Morgenland gen Stehen und waren mit dem ersten Hahnschrei am Stehenbach bei der Mühle. Der Nebelmann versicherte sich nochmals der Hand des Grafen und fuhr hinüber zum Federsee, seines Amtes zu walten. Als nun am hellen Morgen der festliche Hochzeitszug aus dem Schlosse schritt, stand der von Stehen am Thore und bat die Gräfin um ein Almosen. Da er seine Hand ausstreckte, erkannte sie seinen Ehering und damit den Wiedererstandenen. Sie fiel in ihre Kniee und bat um Gnade, indeß der Junge von Neuffen Reißaus nahm und die Begleitung wie vernagelt herumstand. Aber der Graf war ein guter Mann und verzieh seiner Gemahlin und hielt eine Hochzeit, fröhlicher dann der von Neuffen gehalten hätte. Und er lebte noch manches Jahr in stillem Sinnen, nachdem er sein verpfändetes Wort gelöst und das Nebelglöcklein im See versenkt hatte. Das Nebelmännlein aber lachte gar sehr, denn so oft früher das Glöcklein geläutet ward, hatte ihn jeder Schwung bitterlich ans Haupt geschlagen, jetzo mochte er sein Wesen wieder treiben sonder Unlust.“

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, N° 54. 4. Juli 1868.

Erinnerungen aus Portugal.

Lettres inédites du R. P. Joseph Delvaux sur le rétablissement des Jésuites en Portugal (1829—1834). Publiées par le P. Auguste Carayon. Paris, L'Ecureux, 1866.

Da dieses Werk in Deutschland wohl selten ist, widmen wir eine kurze Anzeige desselben solchen Lesern, denen es um geschichtliche Wahrheit zu thun ist und die das audiatur et altera pars achten. Wir kennen die Umwälzungen, welche Portugal in den dreißiger Jahren erfuhr, fast ausschließlich aus englischen und französischen Quellen und diese sind unrein. Die englische Politik war seit der Continentalsperre eifrigst bedacht, sich in Portugal ein offenes Thor zu erhalten, um von da aus auf das Festland einzuwirken, Napoleons I. Weltherrschaft zu bekämpfen und den englischen Handel zu sichern. Jahrelang waren die Häfen Portugals und mit ihnen der ganze Handel des Landes in den Händen der Engländer, war das Land von englischen Truppen besetzt und in Abwesenheit des nach Brasilien geflüchteten Königs von einem englischen Lord regiert. Nach dem Sturz Napoleons I. kehrte zwar die Königsfamilie zurück, aber das arme Portugal blieb dennoch von dem reichen England abhängig, welches große Handelshäuser und Besitzungen im Lande behielt. Begreiflicherweise übten die Engländer in Portugal, wo sie nur einen guten altkatholischen Glauben, aber wenig wissenschaftliche Bildung vorfanden, auf die Bürgerclasse, die am meisten mit ihnen verkehrte, und auf einen Theil des Adels, der von Ehrgeiz beseelt war und auf politische Aenderungen speculirte, großen Einfluß aus. Wie alle andern katholischen Südländer nahmen auch die Portugiesen von ihren englischen Freunden nichts Protestantisches an, wohl aber die Freimaurerei und die Aufklärung. Auch wurden sie in der Restaurationsperiode vom spanischen Liberalismus angesteckt und auch der französische Liberalismus gewann in dem Maaß Boden in Portugal, in welchem nach der Julirevolution Frankreich unter Ludwig Philipp sich mit England aufs engste allirte, um die pyrenäische Halbinsel dem Einfluß und der Machtsphäre der nordischen Mächte zu entziehen.

Um die damaligen Ereignisse nicht ungerecht zu beurtheilen, muß man sich erinnern, wie jede freisinnige und nationale Bewegung in Italien, Deutschland und Polen durch die nordischen Mächte unterdrückt worden war und welches natürliche und große Interesse England und Frankreich hatten, zu verhüten, daß sich der maßgebende Einfluß der nordischen Mächte nicht auch auf die pyrenäische Halbinsel ausdehne. Dies konnten sie nur, wenn sie die legitimen Thronerben aus Spanien und Portugal verdrängten und nach Aufhebung des salischen Gesetzes die Thronfolge schwacher Weiber begünstigten, die, um ihren Schutz zu erkaufen, auch alles thun mußten, was jene wollten. Das war die berüchtigte Politik der Quadrupelallianz, in welcher England und Frankreich mittelst der von ihnen abhängigen Königinnen Spanien und Portugal an ihr Schlepptau nahmen. Wie ungerecht, ja schamlos die Verdrängung der rechtmäßigen Thronerben, Don Carlos in Spanien, Dom Miguel in Portugal, auch seyn mochte, so haben sich doch England und Frankreich niemals besonnen, unrecht zu thun, wenn es ihrem politischen Interesse gemäß war. Und das war es damals. Seit dem Wiener Congreß übten die drei nordischen Mächte einen Druck auf ganz Europa, der endlich unerträglich wurde, und alle, die unter diesem Drucke seufzten, beglückwünschten das liberale System Englands und Frankreichs. Je populärer nun die Westmächte waren, um so leichter konnten sie auch das Unrecht, welches sie den

rechtmäßigen Erben den spanischen und portugiesischen Kronen anthaten, dadurch beschönigen, daß sie jene exilirten Thronerben als die ärgsten Reactionäre verschrieen und ihre ehrlichen Namen dem Haß und der Verachtung der ganzen liberalen Welt preisgaben. Daß Don Carlos und Dom Miguel in ihrem Rechte waren, daß in Spanien ein großer, in Portugal der größte Theil des Volks ihnen treu ergeben war, daß die fremde Einmischung wie immer, so auch hier ein Frevel war, beachtete man nicht, denn man ließ sich verblenden durch das liberale Geschrei, welches beide Prinzen als Schützlinge Metternichs und Rußlands denuncirte.

Sofern diese Prinzen überdies fromme Katholiken waren, wie das Volk, das ihnen anhing, konnten sie in der liberalen Presse keine Gnade finden. Nichts war natürlicher, als daß sie wenigstens die diplomatische Unterstützung der nordischen Mächte ansprachen und zuletzt Schutz in der österreichischen Machtsphäre suchten. Aber nun konnte die liberale Presse sie umsomehr als Reactionäre kennzeichnen. Alles wurde den Prinzen und den Pfaffen Schuld gegeben. Das Recht des spanischen und portugiesischen Volks, an seinem alten Glauben und an seiner Kirche zu hängen, wurde vollständig ignorirt. Das Volk, hieß es, sey nur durch seine Könige vom alten System und durch den Klerus dumm gemacht, ausgenutzt und in grenzenloses Elend gestürzt worden. Ihm eine liberale Verfassung zu geben und es unter den Schutz der liberalen Mächte zu stellen, sey daher die größte Wohlthat, welche man diesem Volk erzeigen könne. Das war nun eine ungeheure Lüge. Die Kirche hat nichts auf der pyrenäischen Halbinsel verschuldet. Nur dem tyrannischen System Philipps II., der die Kirche zum Werkzeug der absoluten Monarchie erniedrigte, muß man gerechte Vorwürfe machen, sowie dem Stumpfsinn und der Faulheit seiner Nachfolger. Gleichwohl lebte das spanische und portugiesische Volk bis zur großen Revolutionsperiode im Anfang unseres Jahrhunderts viel glücklicher und zufriedener, als in den spätern sechzig Jahren. Das wahre Unglück kam erst mit der Fremdherrschaft, mit dem Liberalismus, mit dem Unglauben der Kirchenzerstörung und Priesterverfolgung ins Land. Der Liberalismus, der von England und Frankreich ausging und sich immer rühmte, er wolle die Völker nur befreien und beglücken, that ihnen die grausamste Gewalt an und zwang ihnen Neuerungen auf, die ihrem Nationalcharakter widersprachen, etwas durchaus Unnatürliches waren und sie daher auch nur in die Unruhe und Corruption stürzen konnten, die jetzt ihr Unglück ist.

Der vorliegende Briefwechsel enthält nun speciell die Leidensgeschichte der Väter von der Gesellschaft Jesu, welche von Dom Miguel, größtentheils aus Frankreich, nach Lissabon und Coimbra berufen worden waren, um dort das durch fremden Einfluß so schnöde untergrabenen Einfluß der Kirche wiederherstellen zu helfen und sich des bisher sehr vernachlässigten Unterrichts anzunehmen. Es sind zahlreiche Briefe des Pater Delvaux an seine Vorgesetzten, Gönner und Freunde, worin auf eine rührende Weise mit einer fast kindlichen Pietät alles erzählt wird, was damals in Portugal von Seite Dom Miguels und der frommen Volkspartei geschehen ist, um das Land gegen die verderbliche und ungerechte fremde Einmischung zu schützen, und wie vergeblich diese Bemühungen gewesen sind, weil Dom Pedro, Miguels älterer Bruder, als Kaiser von Brasilien die Krone von Portugal zwar längst seinem Bruder abgetreten hatte, sich aber aus Brasilien verjagen ließ und sich nun blind dem englischen und französischen Cabinet hingab, um durch deren Uebermacht seinen Bruder aus Portugal zu vertreiben und, da er selbst keinen Sohn hatte, die Krone Portugals auf seine Tochter Maria da Gloria zu vererben. Natürlicherweise unter der Bedingung, den Liberalismus in Portugal einzuführen, den Unglauben auch hier feste Wurzeln schlagen zu lassen, die Kirche zu plündern und bis auf einen Schatten von Scheinchristenthum zu zerstören. In diesem Kampfe der portugiesischen Nation gegen Landesverrath und unberechtigte fremde Einmischung und des guten alten Volksglaubens gegen das moderne Gift des Unglaubens steht Dom Miguel echt volksthümlich da, und was man hier von dessen großer Frömmigkeit von früher Jugend an, von seiner Pietät gegen den Vater, der sich von den Fremden einschüchtern ließ, und selbst noch gegen den Bruder, der sein Vaterland an die Fremden verrieth, zu lesen bekommt, entspricht der Wahrheit, stimmt vollkommen mit dem Guten, was auch von allen, welche Dom Miguel in Deutschland gekannt haben, ausgesagt worden ist, überein und widerlegt die Karikirung seiner geschichtlichen Physiognomie, wie sie die englischen und französischen Quellen verleumderisch ausgeheckt haben, um ihn in den Augen von ganz Europa unpopulär zu machen.

Der fromme Pater, von dem die hier mitgetheilten Briefe herrühren, kommt auf Pombal zurück, der die Maçonnerie in Portugal eingeführt haben soll, legt aber wohl zuviel Gewicht auf die Freimaurerei überhaupt, die niemals unter den Katholiken des Südens so große Eroberungen hätte machen können, wenn sie nicht von den westlichen Großmächten, England und Frankreich, zum politischen Werkzeug gebraucht worden wäre.

Von S. 433 an schildert Delvaux das Schreckenssystem, welches Dom Pedro unter dem Schutz englischer und französischer Kanonen in Portugal einführte, die Beraubung und Zerstörung der Kirchen, die grausame Verfolgung und das Martyrium vieler Priester, auch Adeliger und einer Anzahl vornehmer frommer Damen, (z. B. die Ermordung der Gräfinnen Oliveira und Belmonte, der Marquise Bellas). Die Verfolgung war hier viel härter, als im Sonderbundskriege, und die wenigen Jesuiten, die auch hier flüchtig werden mußten, hatten mehr Angst und Drangsal auszustehen.

Eine Schrift über die Presse.

Die Presse, eine Großmacht oder ein Stück moderner Versimpelung? Von Dr. Philipp Hammer, Würzburg, Stahel, 1868.

Eine bittere und zornige Klage über die Presse, die in ihrer weit überlegenen Mehrheit schlecht sey, nämlich, wenn auch gut redigirt, doch von einem Geist durchdrungen, welcher den alten Tugenden der Frömmigkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit entgegenwirke, namentlich ein unchristlicher Geist sey und daher vor allem die katholische Kirche anfeinde.

In dieser Klage ist viel Wahres. Schon der selige Görres sagte in seiner geistreichen Manier: „‚Da kommen die Preßbengel, eine große tausendarmige Drehmaschine, herangeflegelt. Das ist eine Lust, wie die flinken Gesellen auf der Tenne herumhandthieren, und das Korn in den Boden schlagen, Staub und Streu aber in die Lüfte wirbeln. Wie sie also arbeiten, wird ein Heuschreckenheer fliegender Blätter aufgestört, die in Schaaren sich zusammenthuend alle Lande überziehen und keine Grüne übrig lassen. Die Schwärme werden niedergeregnet. Da steigt aus den Leichen der Pesthauch der Lüge in dickem Brodem auf und die Lüfte werden von dickem Höhenrauch verfinstert. Aus dem Rauche erschallt es: Nein werde Ja, und Ja werde Nein, das wird fortan aller Weisheit Anfang seyn! Himmel herunter, Erde hinauf, das allein soll uns die rechte Ordnung werden! Du lieblich Licht, in dem die Finsternisse scheinen, du greulich Dunkel, das im Lichte sich ergießt! O erquickliche Wärme, die du aus dem Eise strahlst, o starrer Frost in Feuersgluth! alte Thorheit, die zur Weisheit sich aufgeworfen, deine Zeit ist abgelaufen; räume der neuen Weisheit, die zu lange schon als Thorheit gegolten, deinen Ort! o du verkannter, großer, verneinender Geist, heran, heran, nieder mit dem bejahenden Usurpator! Auf diesem Grunde werden Altar und Thron unerschütterlich bestehen.‘ — ‚Das Heer ernährt sich selber, die vierzehn Uebersetzer von Sue's ewigem Juden sind einstweilen zu Proviantcommissären bestellt. Die sind vollkommen instruirt, wie es in der Hofküche, bei der sie ihre Anstellung haben, gehalten wird. Mit dem lauwarmen Gespüdlig, auf dem die reizenden Fettaugen orientalisch feurige Blicke schießen, wird die Kleie und der Oelkuchen im Koben gelind angebrüht; die Abfälle und Häutungen von Kartoffeln und anderem Gemüse werden hinzugefügt; Kürbisse ellendick werden hineingeschnitten, mit Trebern wird das delicate Mahl gewürzt, eine Handvoll Salz und Ingwer hineingeworfen, zartes Geknöche noch zugebrockt; und so ist die Ambrosia für Götter und unsterbliche Menschen fertig und wird brühwarm verspeist. Was die Gäste in den Koth geschüttet und vertreten, wird von den Vierzehnern fleißig in den Trog hineingeschaufelt, etwas neue Kleie und Fußmehl wird zugesetzt, dann fein geriebene Eichenrinde aufgestreut, und nun wird der Tisch den Fremden gedeckt. Es ist herzerhebend, solcher Speisung zuzuschauen. Auf den Ruf des Hornes kommen alle werthen Gäste herzugestürzt; wahrlich keine Kostverächter, machen sie dem Mahle, das Mahl aber wieder ihnen die größte Ehre.‘“

Um dieses schreckliche Verdammungsurtheil richtig zu würdigen, muß man sich erinnern, daß Görres Religion und Vaterland in der Restaurationsperiode vertrat, in der alle durch die Befreiungskriege geweckten Hoffnungen, alle Begeisterungen für Gott und Vaterland gewaltsam und systematisch durch die Karlsbader Beschlüsse, durch die Metternich'sche und Bundestagspolitik vernichtet wurden und jene schlechte Presse aufkam, die noch immer die herrschende ist, mehr jüdisch als christlich, mehr französisch liberal als deutsch patriotisch, mehr particularistisch als unionistisch, mehr frivol als ernst, mehr von Wissensdünkel gebläht, als durchdrungen von einem sittlichen Gefühle, mehr phrasenreich, schwatzhaft und lügenhaft, als einfach und wahr.

Die vorliegende Flugschrift will nicht blos in den Tag hinein klagen, sondern wenigstens denen, die sie zu lesen geneigt seyn dürften, nämlich den gläubigen Katholiken, einen vernünftigen Rath geben. Sie constatirt, daß die s. g. gute katholische Presse der herein gebrochenen Sündfluth nicht zu widerstehen vermöge. „Man kann billigerweise den katholischen Männern das Bestreben nicht verargen, in der Presse und durch die

Presse sich zur Wehre zu setzen und auf demselben Wege das Unrecht und die Lüge zurückzuschlagen, auf dem sie an uns gekommen ist. Die Sache mit unserer Presse steht aber dergestalt, daß jeder Katholik wissen kann, daß sie bisher sich uns nicht als siegreiche Waffe erwiesen hat, noch in Zukunft leicht als siegreiche Waffe bewähren wird. Wozu also einer Sache noch mehr Kraft und Zeit und Opfer widmen, von der ein wirklicher entscheidender Sieg auf lange Zeit hinaus, vielleicht niemals für uns zu hoffen ist, und dabei viel zu wenig jener Mittel Sorge zu haben, die uns und unserer Sache besser zu Nutzen kommen, wenn wir uns ihrer nur bedienen wollen? — Das ist es, was ich fast bedauere." Da nun die Presse nicht mehr helfen könne, räth der Verfasser praktischere Mittel an, nämlich Missionen, die durch das lebendige Wort mächtig wirken, und thätige Liebe in guten Werken. Dieser Rath ist gut und allen, die sich noch Christen nennen, zu empfehlen.

Alban Stolz erzählt: „Er sey auf seiner Pilgerreise von Jerusalem heimwärts in Santo Marco zu Venedig eingekehrt und habe da an verschiedenen Stellen vornehme Männer sitzen und jeden derselben einem kleinen Rudel Kinder Unterricht in den Glaubenswahrheiten ertheilen sehen. Wenn ich nicht irre, bestehen in Venedig und auch sonst noch in Italien Bruderschaften und Vereine, welche die Seelsorgsgeistlichen in Ertheilung des Religionsunterrichtes unterstützen; und das Bemühen dieser Vereine erziele immer die besten Erfolge; die armen Kinder, deren Eltern als Taglöhner, Kutscher, Handwerker, Gondelführer, Schiffsbauer, Eisenbahnwärter, Packträger weder Zeit noch Lust finden, sie in der Religion zu unterrichten, sammeln sich in der Woche einigemale in großer Menge um einzelne Mitglieder solcher Bruderschaften und werden auf diese Weise zu guten Christen erzogen. Die vornehmen Herren rechnen es sich nicht zur Schande, in einigen Mußestunden jeder Woche dem Heilande in einem der schönsten Züge seines irdischen Lebens, in seiner Liebe zu den Kindern, ähnlich zu werden. In Genua lassen sich Damen und Fräulein aus den höchsten Familien herbei, alljährlich eine Anzahl armer Kinder um sich zu sammeln, sie im Glauben zu unterrichten, zur ersten hl. Communion vorzubereiten und dann, wenn sie befähigt erfunden, sie öffentlich zur Kirche zu begleiten, um die Freude des weißen Sonntags mit den Kindern zu theilen. In Frankreich, wo man keineswegs die katholische Presse vernachlässigt, wo man aber weniger redet, dagegen mehr handelt, stehen solche Vereinsglieder an den Bahnhöfen, um sich unkundiger Frauen und Jungfrauen, welche das Dampfroß in die großen Städte und ihre schlechte Atmosphäre täglich hineinschleudert, anzunehmen, ihnen Auskunft und Unterkunft zu geben und sie vor Schande und Schaden zu schützen. Sie suchen Feindschaften zu schlichten, Concubinate aufzuheben, verdienstlose Knaben und Mädchen bei christlichen Leuten unterzubringen, überhaupt auf tausenderlei Weise den Seelsorgern rathend und helfend zur Seite zu stehen, ja voranzugeben. Da wage ich nun zu behaupten, daß solche Vereine für christlichen Unterricht und Seelsorge armer, verwahrloster Kinder die katholischen Interessen unvergleichbar besser und erfolgreicher fördern, als die Preßvereine und Preßkränzchen und Lesezirkel."

Herr Hammer hätte übrigens noch manches sagen können, was er nicht sagt. Die katholische Presse ist nicht ganz so ohnmächtig wie er meint, aber sie braucht ihre Waffen nur zu oft da, wo sie sie nicht brauchen sollte, z. B. in einer fanatischen, unvernünftigen, groben und verlogenen Polemik gegen die deutschen Einheitsbestrebungen; und sie steckt die Waffen in die Scheide, wo sie sie brauchen sollte. Gegen die badische Regierung bewährte sie eine große Tapferkeit, aber niemals gegen die österreichische, obgleich es ihr dringendstes Interesse und ihre Pflicht gewesen wäre, schon seit Jahrzehnten gegen die kirchenfeindlichen Tendenzen und vor allem gegen die Judenpresse in Wien offen und energisch aufzutreten. Sebastian Brunner, der es that, wurde schmählich im Stich gelassen. Im ganzen großen katholischen Kaiserthum Oesterreich blieb die Presse in den Händen der Juden, der liberalen und durch und durch kirchenfeindlichen Poeten und der dummen Spaßmacher. Die gebildeten Classen in Oesterreich wurden weit mehr von Juden als von Christen, weit mehr vom Theater als von der Kirche aus inspirirt. Diesen Schaden Josephs zu berühren, wagten früher allein die historisch-politischen Blätter in München. Jetzt erst ertönen echt katholische Stimmen im Wiener Reichstage und mahnen bischöfliche Hirtenbriefe zur alten Zucht und Frömmigkeit. Aber warum jetzt erst, in der Noth? Warum hat man es so weit kommen lassen?

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 55. 8. Juli 1868.

Eine Schrift von Richard Wagner.

Deutsche Kunst und deutsche Politik. Von Richard Wagner. Leipzig, J. J. Weber, 1868.

Der weltberühmte Zukunftmusiker legt der deutschen Lesewelt hier eine sehr interessante Flugschrift vor. An den Kern der trefflichsten Wahrheiten, die er darin sagt, hängt sich zwar ein etwas phantastischer Kometenschweif von Hoffnungen und Erwartungen an, die sich schwerlich verwirklichen lassen. Allein das thut jenen Wahrheiten keinen Eintrag.

Vor allem drückt Wagner seinen Schmerz und Unwillen darüber aus, daß die Kunst in Deutschland weit hinter dem zurückgeblieben ist, was sie seyn sollte und was sie hätte werden können, wenn nicht die vielköpfige Fürstenwirthschaft in Deutschland es verhindert hätte. Wir theilen diese Ansicht umsomehr, als wir von jeher in jener Fürstenwirthschaft die Quelle aller Uebel und Mängel in Deutschland, nicht blos die der Kunst erkannt haben. Es lag im natürlichen Interesse so vieler Fürsten, welche unsern Reichsmantel zerrissen und die heilige Krone unseres Reichs zerstückelten, die Erinnerung an Deutschlands Einheit und Größe vergessen zu machen, alles Nationale zu verachten und zu unterdrücken, ihre deutschen Unterthanen in eine fremde Schule zu nehmen und ihnen nur Fremdes aufzubringen und aufzuzwingen. So das römische Recht. So die s. g. classische, antik-heidnische Bildung. So die französische Mode, wie sie uns heut noch zum Schaden und zur Schande deutscher Nation aufgedrungen sind. Nur durch Unterdrückung des eigenen nationalen und Einimpfung eines fremden Geistes vermochten die Fürsten ihre deutschen Unterthanen allmälig zu dem zu machen, was sie endlich geworden sind, Kleinstaatler, particularistische Duckmäuser, classisch geschulte Philister und Bedientenseelen, die, auch wenn sie Kosmopoliten und Demokraten vorzustellen glauben, doch immer nur die abgetragenen Kleider der Franzosen anziehen und allemal deren letzte Mode kindisch nachäffen. Daß bei so tiefer Gesunkenheit des deutschen Nationalgeistes auch die Kunst gänzlich entarten mußte, verstand sich von selbst.

Die Fürsten, bei denen allein alle Macht war, huldigten nur der Renaissance, erst der spanischen und italienischen, zuletzt und am längsten der französischen Mode. Herr Wagner glaubt einigermaßen stolz darauf seyn zu dürfen, daß sich trotz dem wenigstens im Gebiete der Dichtkunst der deutsche Nationalgeist aus eigener Kraft frei zu machen angefangen hat. Er stellt deshalb den Satz auf, „die französische Civilisation sey ohne das Volk, die deutsche Kunst ohne die Fürsten entstanden; die erstere könne zu keiner gemüthlichen Tiefe gelangen, weil sie das Volk nur überkleide, nicht aber ihm in das Herz bringe; der zweiten gebräche es dagegen an Macht und adeliger Vollendung, weil sie die Höfe der Fürsten noch nicht erreichen und die Herzen der Herrscher dem deutschen Geiste noch nicht erschließen konnte. Das Fortbestehen der Herrschaft der französischen Civilisation fiele daher mit dem Fortbestehen einer wahrhaftigen Entfremdung zwischen dem Geiste des deutschen Volkes und dem Geiste seiner Fürsten zusammen; es wäre demnach der Triumph der französischen, seit Richelieu auf die europäische Hegemonie zielenden Politik, diese Entfremdung aufrecht zu erhalten und zu vervollständigen: wie dieser die religiösen Streitigkeiten und die Machtantagonismen zwischen Fürsten und Reich zur Begründung der französischen Oberherrschaft benützte, so würde es, unter den veränderten Zeitumständen, die fortgesetzte Sorge begabter französischer Gewalthaber seyn müssen, den verführerischen Einfluß der französischen Civilisation, wenn nicht zur Unterjochung der europäischen Völker, doch zur offenbaren Unterordnung des

Geistes der deutschen Höfe unter ihre Macht anzuwenden. Vollständig gelang dieses Unterjochungsmittel im vorigen Jahrhundert, wo wir mit Erröthen sehen, daß deutsche Fürsten mit zugesandten französischen Tänzerinnen und italienischen Sängern in nicht viel ehrenderer Weise gefangen und dem deutschen Volke entfremdet wurden, wie noch heute wilde Negerfürsten durch Glasperlen und klingende Schellen bethört werden."

Wir möchten das Lob der deutschen Geister, die im vorigen Jahrhundert, unabhängig von den Fürsten, gegen die französische Mode zu kämpfen anfingen, beträchtlich einschränken. Die Befreiung von der französischen Mode war keineswegs vollständig, sie ist es ja auch heute noch nicht. Wenn unsere damaligen großen Geister, wie Lessing, Göthe, Schiller auch nicht mehr alles adoptirten, was der französische Geschmack befahl, so war ihre Tendenz doch nichts weniger als eine nationale, sondern im Gegentheil eine kosmopolitische. Sie schwärmten für ein allgemein menschliches Ideal oder für die Natur in ihren poetischen Details, ohne alle Rücksicht auf das deutsche Vaterland. Göthe fand kein Wort, um die deutsche Nation, deren tiefste Schmach er erlebte, für die Nationalehre zu begeistern, oder auch nur ihr Elend zu beklagen. Er huldigte vielmehr dem großen Napoleon und ließ in Weimar Stücke von Voltaire aufführen. Herr Wagner hätte demnach diese Geister auch nicht im nationalen Sinne so hoch stellen sollen, als er gethan hat. Mit ihnen begann die Befreiung des nationalen Geistes noch nicht, deren Anfänge erst mit denen der romantischen Schule zusammenfallen.

Am tiefsten gesunken scheint Herrn Wagner das deutsche Schauspiel. „Von dem Verfall des deutschen Theaters ist alles gesagt, wenn man die unleugbare Thatsache bekräftigen muß, daß der letzte Rest wahrhaft deutsch gebildeter Männer in jedem Fach sich Nichts mehr vom Theater verhofft, und kaum sein Vorhandenseyn noch beachtet. Stillschweigend erkennen dies auch alle die Literaturpoeten an, die sich neuerdings wieder mit dem Theater einließen; denn die gegen ihre sonstigen Leistungen wiederum auffallende besondere Schwäche ihrer dramatischen Elaborate ist, da sonst umgekehrt große Dichter ihr Größtes im Drama leisteten, nur dadurch erklärlich, daß sie bei ihrer geringen Meinung vom Theater sich mit dessen heutigen Anforderungen nur dann auf gleichen Fuß zu stellen glaubten, wenn sie ihre eigene Production so weit herabdrückten, wie etwa Göthe dies vermeinte thun zu müssen, wenn er Operntexte schrieb."

Der Genickfang, den das deutsche Theater an den Höfen bekam, hat ihm eine bis jetzt unheilbare Wunde versetzt, so daß auch die neu entstandenen Volkstheater nur von dem vergifteten Blut aus der Wunde überspritzt worden sind. Herr Wagner sagt: „Was man mit dem Theater wollte, indem man es unter die prunkende unmittelbare Verwaltung der Höfe stellte, ward allerdings auch in dem demoralisirenden Einflusse erreicht, der nothwendig von hier aus auf die sonst noch bestehenden, mehr oder weniger industriellen städtischen Theateranstalten sich erstrecken mußte. Die Directionen dieser geringeren Theater, meistens ohne alle Subvention, lediglich auf die Speculation angewiesen, hatten aus den häufigen Theaterabenden ihren Vortheil zu ziehen suchen müssen, indem sie zu Allem und Jedem, was nur Abwechslung gewährte, griffen. Auf diese Weise füllte sich das deutsche Theater-Repertoire mit einer monströsen Masse von besonders zubereiteten, allen Zeiten und allen Nationen angehörenden Bühnenstücken."

Mit tiefster Indignation spricht der Verfasser von der landläufigen Hoftheaterwirthschaft, wo ein adeliger Dummkopf oder besternter Lakai das Theater nach den Launen einer fürstlichen Maitresse oder eines übermüthigen Günstlings regiert, nur diesen zu Liebe die Künstler protegirt, nicht der Kunst zu Liebe und eben so wenig wegen des Publikums. Die bevorzugten Hetären ziehen dann einen Schweif von Anhängern und Sclaven nach sich, deren Anhänglichkeit mit hohen und lebenslänglichen Gagen belohnt wird. „Nun war die schöne Zeit für den Mimen gekommen, wo er sich geborgen fühlte, einmal auszuruhen und faullenzen konnte. Von der mühseligen, höchst unangenehmen Probe, oft schon aus der Probe hinweg, in das Caféhaus; vor der Aufführung Billard oder Kegelschub, nach der Aufführung Bierhaus. Dort sein eigentlicher Wirkungskreis. Der Besuch hinter den Coulissen verblieb nur der Aristokratie; dafür ward für die eigentliche Stadtbevölkerung die Coulisse, mit Allem was dahinter, selbst in das Café oder Bierhaus gebracht. Die Theilnahme an dem, was man da erfuhr, verdrängte bald alles andere Interesse, welches sonst eine Stadteinwohnerschaft beschäftigen konnte. Eine Theaterheirath, eine neue Liebschaft, Rollenstreit, ob man ‚herausgerufen' werden würde, Gehaltzulagen, Gastspiele, wie viel dafür gezahlt würde, — dies waren jetzt die großen Interessen, auf welche sich die gesellige Aufmerksamkeit, die leidenschaftliche Theilnahme der gesammten Oeffentlichkeit und Heimlichkeit aller Städte richtete, in welchen, namentlich unter der Protection der Höfe, das stehende Theater gründlich Fuß gefaßt hatte."

„Das Theater wird zum point d'honneur des Hofes. Fort, Sachverständige, oder an euren rechten Platz als

unterthänige Handlanger! Der richtige Hofcavalier versteht einzig die neue Tendenz. Wir erfuhren von einem zweiundzwanzigjährigen Jagdjunker, welcher eigens aus dem Grunde, weil er Nichts davon verstünde, zum Intendanten eines Theaters gemacht wurde; er dirigirte die ihm untergebene Kunstanstalt weit über ein Vierteljahrhundert; von ihm hörten wir einmal offen den Ausspruch, allerdings werde jetzt Schiller so Etwas wie den ‚Tell' nicht mehr schreiben dürfen. Man fütterte den Mimen mit Leckerbissen und ließ den Dichter verhungern. Nun wurde der Schauspieler und namentlich die Schauspielerin herausgeputzt: kam aber die Sängerin oder gar die Tänzerin, dann sank selbst der vornehme Intendant huldigend aufs Knie. Warum sollte sich das der arme Comödiant nicht gefallen lassen? Der ganze Stand ward mit einem gewissen glänzenden Lack überzogen, der von Weitem wie ein Gemisch von Adel und Halbgöttlichkeit aussah. Was ehemals nur berühmten italienischen Sängerinnen und französischen Ballettänzerinnen beschieden war, breitete sich jetzt wie ein Dunst über den ganzen armen deutschen Comödiantenstand aus, wo es dann den Beliebtesten und am häufigsten Beklatschten wie Parfüm, dem unbeachteten Nothnagel doch immer noch wie Bratenduft roch. Alles, was von schlechter Anlage und Herzlosigkeit in der Mimennatur stak, ward, wiederum mit dem Alles leitenden Instinkt, angelegentlichst hervorgelockt und einzig gepflegt: widerwärtigste Eitelkeit und dirnenmäßigste Gefallsucht."

Wie hätte man auch über dieses nichtswürdige Treiben hinauskommen können, so lange alle Staatseinrichtungen nur einen dynastischen, particularistischen Zweck hatten, der principiell keinen Nationalgeist zuließ? Erhaltung und möglichste Wollust der Dynastie war der erste, das private Wohlbefinden der Staatsdiener der zweite Zweck des Staats. Einen Anfang zur Besserung sieht Herr Wagner in der Stiftung des bayrischen Maximilianeums. Da übrigens aus der Theorie, aus der Schule heraus auch der einzelne, wenn auch noch so wohlwollende Regent keine durchgreifende Verjüngung des Nationalgeistes hervorbringen kann, bedarf es großer Thaten, einer großen Niederbrechung der Kleinstaaterei, die bisher allein alles trug und stützte, was der deutschen Nation zum Nachtheil und zur Schmach gereichte. Deshalb sagt Herr Wagner von der Schlacht bei Königgrätz: „Ein großer Wendepunkt ist seit dieser merkwürdigen Schlacht, an deren Vorabend das fünfzigste Jahresfest der Gründung der deutschen Burschenschaft gefeiert wurde, eingetreten, und eine unermeßlich wichtige Entscheidung steht bevor: fast hat es den Anschein, als erkenne der Kaiser der Franzosen diese Wichtigkeit tiefer, als sie die Regierungen der deutschen Fürsten erfassen. Ein Wort des Siegers von Königgrätz, und eine neue Kraft steht in der Geschichte, gegen welche die französische Civilisation für immer erbleicht." In der That, eine „Veredlung der Staatstendenz" läßt sich nur erreichen in dem Maaß, in welchem wir dahin gelangen, daß nur noch von dem Interesse und der Würde der deutschen Gesammtnation und eines großen deutschen Reichs die Rede ist.

Von großer Tragweite ist ein Gedanke, der hier S. 89 ausgesprochen wird: „Vielleicht haben die Leiter der römischen Kirche ihrer Zeit in der Beurtheilung und Behandlung des deutschen Geistes denselben Fehler begangen, welchen wir in der neuern Geschichte den deutschen Fürsten nachwiesen: was zu ihrer Rettung sich bebte, dürfte leicht von Beiden gleich verderblich für alle Theile verkannt und zurückgewiesen worden seyn. Wenn es namentlich bei Betrachtung der neuesten geschichtlichen Vorgänge immer zweifelhafter erscheinen muß, ob der Geist der romanischen Völker berufen seyn sollte, der römischen Kirche eine dauernde Stütze zu seyn, so sind dagegen von tiefer blickenden Vertretern der katholischen Interessen die eben so innigen als schönen Hoffnungen und Bestrebungen, welche der unvergeßliche König Maximilian II. von Bayern einer Vereinigung der gespaltenen christlichen Confessionen in Deutschland zuwandte, eifriger und hingebender in Ueberlegung zu ziehen, als die üble, wie man sagt von ihnen mehr als billig unterstützte Politik einer vollständigen Trennung Deutschlands in eine katholische und eine protestantische Hälfte, durch Begünstigung einer politisch Preußen und Oesterreich einzig übrigaassenden Mainlinie."

Auch wir haben in unsern Blättern schon mehr als einmal den Gedanken ausgesprochen, wie schon zur Zeit der Völkerwanderung und gegenüber der byzantinischen Corruption die germanische Race allein es gewesen ist, in deren Sphäre die christliche Kirche sich frei und großartig entwickeln konnte, so werde auch künftig gegenüber von der systematischen Kirchenzerstörung in den südlichen Ländern und von dem russischen Cäsaropapismus die Kirche in einer freien und großartigen Entfaltung nur innerhalb der germanischen Race fortdauern und auch nur von hier aus künftighin wieder segensreiche Wirkungen nach Süden und Osten hin verbreiten. Aus diesem Grunde haben wir schon öfter in unsern Blättern die katholische Presse Süddeutschlands wegen ihres unbesonnenen Kampfs gegen die deutschen Einheitsbestrebungen scharf getadelt. Alles was der deutschen Nation zu gute kommt, kommt auch der Kirche

zu gute, der Riß, der durch die deutsche Nation ging, ging auch durch die Kirche, wer den ersten heilen kann, heilt auch den zweiten.

Ganz einverstanden mit Herrn Wagner in der Liebe der deutschen Nation, im Glauben an ihre Lebenskraft und in der Hoffnung auf ihre Zukunft, vermögen wir doch schließlich seine Vorschläge in Bezug einer Organisation der deutschen Geisterwelt, die von der Staatsgewalt ausgehen soll, nicht praktisch zu finden. Er bemerkt: „Die Verleihung eines Ordens hat nicht den Sinn, die normale Tüchtigkeit eines Beamten zu belohnen, sondern Das, was in seinen Leistungen die nothwendigen Anforderungen des Nützlichkeitsgesetzes überbietet, zur Anerkennung an sich und für Andere zu bringen. Der an Militärpersonen verliehene Orden zeichnet die Tugend der Tapferkeit, mit der in ihr enthaltenen höhern Umsicht und persönlichen Aufopferung, aus: die vollkommen erfüllte Pflicht des Militärs zieht an sich nur die Aufmerksamkeit der militärischen Behörde auf sich, welche hiervon nach dem sie einzig leitenden Zweckmäßigkeitsgesetz Notiz für die fernere Verwendung des Betreffenden nimmt. Die ideale Bedeutung dieser Ordensverleihung wird sehr deutlich an dem wiederholt vorgekommenen Beispiele erkannt, daß ganze Truppenkörper durch gemeinschaftliche freiwillige Aufopferung sich den Preis der höchsten Tapferkeit erworben hatten, und jedem Einzelnen der gleiche Anspruch auf die höchste Anerkennung zugesprochen werden mußte: in diesem Falle fand sich die Truppe gleichmäßig geadelt, wenn nur Einer aus ihr, den sie wiederum nach dem unaussprechlichen Zweckmäßigkeitsgesetz der Gnade bezeichnete, mit dem Orden geschmückt ward.

Diesem analog erhebt die königliche Gnade aus jeder Sphäre der staatlichen und gesellschaftlichen Organisationen Diejenigen, welche in ihren Leistungen und Leistungsfähigkeiten das allgemeingesetzliche Maaß der für den Nützlichkeitszweck zu stellenden Anforderungen überschreiten, somit von selbst in die Sphäre der Gnade, d. h. der activen Freiheit treten, in einem edlen und wahrhaftigen Sinne zu seinen Pairs. — Ganz rein würde diese, jedenfalls der Institution der Orden ursprünglich inliegende Bedeutung, allerdings erst dann werden, und zu Leben und Wirken gelangen, wenn diese Orden nicht nur in einer symbolischen Decoration, sondern in wirklich activen Körperschaften, wie allerursprünglichst, bestünden. Die Idee davon ist auch wohl jetzt noch vorhanden, und drückt sich darin aus, daß der König, wie er oberster Träger des höchsten Ordensgrades ist, als Großmeister eines wirklichen Ordenskörpers gedacht wird. Bei einzelnen höhern und reservirteren Orden werden sogar alle Gebräuche und Functionen einer verbundenen Körperschaft noch in Pflege erhalten: daß hierin sich aber kein wahrer und lebenvoller activer Geist, weder in den Beziehungen der Ordensglieder unter sich, noch auch zum Ordensmeister oder den übrigen Staatsorganisationen ausdrückt, wird niemand, der hierüber nachdenkt, zu bezweifeln schwer fallen. Jedenfalls ist die Vervielfachung und der stufenweise Rang der Orden ein Zeugniß für die Verirrung, in welche das Ordenswesen, allerdings auf dem Wege der geschichtlichen Verwirrung selbst, gerathen ist. Frankreich verdankt seiner Revolution, welche alle Orden abschaffte, die Begründung eines einzigen, allumfassenden Ordens, der ‚légion d'honneur': es wird bei der fortschreitenden Entwicklung des Staatswesens endlich nicht zu umgehen seyn, überall das in diesem Punkte der Vereinigung aller Orden sehr richtige Beispiel Frankreichs nachzuahmen. — Als Großmeister des von uns gedachten, in seiner Anlage wirklich bereits vorhandenen, nur zu einer wirklichen Körperschaft belebten Ordens, in welchen, ganz wie bei den alleraltesten Ordensgemeinschaften, nur gegen das Gelübde der fortgesetzten Aufopferung für höhere und höchste Zwecke selbst dem größten Verdienste die Aufnahme ermöglicht seyn soll, würde der König das lebenvolle Verbindungsglied zwischen seiner idealen und der realistischen Tendenz des Staates, die eigentliche Atmosphäre seines Waltens, den gleichgesinnten, eximirten, d. h. durch seine Aufopferung vom Gesetz der gemeinen Zweckmäßigkeit zugleich entbundenen, wie ihm rücksichtslos zu dienen verbundenen Vollstrecker seines Gnadenwillens gewonnen haben.

Dieser Orden würde für unsere und die kommenden Zeiten in die Bedeutung eintreten, welche in seiner schönsten Blüthe und andern Zeiterfordernissen gegenüber sonst der deutsche Adel hatte."

Wir halten das nur für fromme Wünsche, denn durch eine Organisation nach einer gewissen Schablone läßt sich die Auffindung und das Zusammenwirken großer und origineller Geister nicht erzielen, und auch der wohlwollendste Regent bleibt immer Mensch und kann die Allseitigkeit und große Uebersicht kaum haben, die hier vorausgesetzt wird.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 56. 11. Juli 1868.

Politische Flugschrift.

Das Welfenthum und seine Vorkämpfer. Zweite Auflage. Potsdam, 1868.

Eine wahrheitsgetreue und zeitgemäße Betrachtung über den Hietzinger Wahnsinn.

Zunächst wird darin nachgewiesen, daß das Königreich Hannover schon an und für sich eine ganz unnatürliche, einer langen Dauer absolut unfähige politische Schöpfung gewesen sey und nie etwas anderes geleistet habe, als die Nachbarn zu schädigen und jede natürliche und wohl berechtigte Entwicklung Gesammtdeutschlands zu hemmen. „Blicken wir zunächst auf die geographischen Verhältnisse Hannovers, wie sie vor der Annexion bestanden. Ein Blick auf die Karte zeigt den unfertigen Staat. Ostfriesland, durch den Wiener Congreß 1815 aus Preußens Händen entnommen, in denen es sich wohl gefühlt hatte, angeknüpft an den neuen Mutterstaat durch eine lange, öde Strecke von Sand, Sumpf und Haideland, zu welchem Preußen vom Meppenschen und Lingenschen Gebiete Theile hatte abtreten müssen und die nun eine, doch immer unvollkommene Verbindung bildeten, blieb eine isolirte Provinz, unnatürlich von ihrem Hinterlande, dem preußischen Westphalen, geschieden. Zwischen Hannovers südliche Theile zwängte sich das braunschweigische Wesergebiet, schied sie vom Hauptkörper des Staates und bot einen verhaßten Weg, über welchen zuerst die preußische Zollvereins-, später die Rheinische Eisenbahn-Verbindung Hannover umgehen konnte, sobald Letzteres es versuchte, allgemeinen deutschen Zwecken hindernd entgegenzutreten. Andere Stücke waren auf dem Harz ins Preußische hineingesprengt, oder Orte und Distrikte, wie Goslar und Hildesheim, die sich gut anschlossen, waren erst 1815 auf Preußens Kosten, zum Dank für die Befreiung durch preußische Waffen, erworben worden. Oldenburg unterbrach den Hauptzusammenhang des ‚Reiches', und besonders Bremen mit seinem blühenden Handel, seiner großartigen Verbindung mit England und Nordamerika, war ein Stein des Anstoßes in den Welfischen Bahnen. In dieser seiner Unfertigkeit war Hannover gefährlich und schädlich den Interessen der gesammten Nation. Wie unzuverlässig wäre, selbst in einem nationalen, populären Kriege, die stets ungerüstete und rückständige und doch ohne Zweifel selbständig zu seyn begehrende ‚Armee' dieses ‚Reiches' gewesen? Und eine wie wichtige Position hatte sie zu vertheidigen, an den Flußmündungen, an der Nordseeküste! Ueberall aber fanden sich die kleinstaatlichen Lücken, durch die ein behender Feind einbrechen konnte. Für den friedlichen Verkehr dagegen, welche Schwierigkeiten für neue Bahnlinien, wenn sie die unvermeidliche Welfenresidenz nicht berühren wollten! Welche Schwierigkeiten für die Flußschifffahrt, für die Wasserregulirung, besonders an der Elbe! Und schließlich ein wie langes Sträuben gegen den Zollverein, den man noch 1865 wieder durch das Coquettiren mit Oesterreich in seiner Existenz zu erschüttern versuchte."

Der ungenannte Verfasser hätte eigentlich noch etwas schärfer hervorheben sollen, wie die unnatürliche Schöpfung des Königreichs Hannover auf dem Wiener Congreß zu Stande gekommen ist. Es handelte sich auf diesem Congreß nicht blos um die Wiederherstellung der legitimen Besitzstände, wie sie vor der Franzosenherrschaft in Deutschland existirt hatte; denn wenn man den ganzen ehemaligen Besitzstand hätte wiederherstellen wollen, so würde man nicht etwa blos den Kurfürsten von Hessen, der überdies niemals etwas zu küren gehabt hat, sondern auch die geistlichen Kurfürsten unseres alten Reichs, die zahlreichen Fürstbischöfe, Fürst-

äbte und sämmtliche mediatisirte Reichsfürsten, Reichsgrafen, Reichsritter und Reichsstädte in ihrer alten Immunität wieder haben herstellen müssen. Es handelte sich also nicht um altes Recht, weder des Reichs im Ganzen, noch der ehemaligen Reichsämter, nicht einmal aller bisher privilegirten Dynastien. Die neue Ordnung der Dinge im deutschen Bunde ging nicht aus Grundsätzen des Rechts, sondern nur aus Nützlichkeitsgründen hervor. Und wem zum Nutzen? Einzig zum Nutzen des gegen die Einheit Deutschlands verschworenen Auslandes und der mit dem Ausland verbündeten österreichischen Regierung, welche bei der Stiftung des deutschen Bundes keinen andern Zweck hatte, als die im Jahr 1813 von Preußen ausgegangene nationale Begeisterung und das damals so rege gewordene Verlangen nach Wiederfindung der deutschen Einheit zu unterdrücken und für immer niederzuhalten. Von allen mitverbündeten Regierungen verlassen, konnte die preußische allein damals den großen Gedanken von 1813 nicht mehr durchzuführen hoffen und der damals regierende, ohnehin nicht sehr energische König ließ sich von Oesterreich und Rußland einschüchtern und ans Lenkseil nehmen.

Unter diesen Umständen durfte der neue deutsche Bund die Grenzen des alten Reichs nicht mehr erreichen, mußten die Niederlande einerseits, das südwestliche Deutschland andrerseits, als Kleinstaaten dem übermüthigen französischen Nachbar fast wehrlos blosgestellt bleiben, durfte Rußland Polen wegnehmen und seinen Keil bis nach Kalisch gegen Deutschland vorschieben, durfte Dänemark Schleswig und Holstein behalten und bekam noch Lauenburg dazu. Was nun in der Mitte vom eigentlichen Deutschland noch übrig blieb, war ein ringsum verschnittener Rumpf und auch im Innern durch und durch zerschnitten und in etliche und dreißig kleine und große Souveränetäten zerstückelt. So wollte es das Ausland, damit die deutsche Nation niemals zu der Einheit und Macht gelangen könne, zu der sie von Natur befähigt und berechtigt ist. Und so wollte es die österreichische in Verbindung mit den bisherigen Rheinbundsregierungen aus nichtswürdigem Neide gegen Preußen, und aus Furcht vor Preußen, weil von ihm allein aus im Jahr 1813 der große nationale Gedanke ins Leben gerufen worden war. Preußen sollte um jeden Preis geschwächt, in eine geographisch ungünstige Lage gebracht und von feindlichen Regierungen rings umschlossen und eingeengt werden, damit ihm ja nicht wieder beikomme, deutsche Einheitsbestrebungen wieder befördern zu wollen.

Diesem Zwecke nun sollte unter anderem auch und vorzugsweise die neue Schöpfung des Königreichs Hannover dienen. Der König von England hatte sein vormaliges Kurfürstenthum Hannover gegen die französische Ueberwältigung durch Napoleon I. nicht zu schützen vermocht; er nahm es erst wieder in Empfang, nachdem die tapfern Preußen es ihm wieder erobert hatten. Sein Dank war fast so niederträchtig schlecht, wie der des damaligen Königs von Holland, der sein längst verlorenes Land, ebenfalls nur aus der Hand der tapfern Preußen zurückerhalten hatte. Der Holländer sperrte uns, trotz ausdrücklicher Verträge, die Mündungen des Rheins. Der Engländer strengte alle Mittel an, um Preußen von der Nordsee auszuschließen, setzte durch, daß das vormals preußische und auch gut preußisch gesinnte Ostfriesland Preußen nicht mehr zurückgegeben werden durfte, sondern mit dem wiederhergestellten Hannover zu dessen Vergrößerung vereinigt werden mußte. Nach dem Ableben des damals regierenden Königs von England wurde zwar Hannover getrennt und gelangte dort die jüngere Linie des welfischen Hauses zur Regierung. Allein die Absicht der englischen Politik war schon erreicht. Das vergrößerte Königreich Hannover und Dänemark waren als Bollwerke gegen Preußen fertig gemacht, namentlich Hannover trennte die preußischen Rheinprovinzen und Westphalen vom übrigen Preußen ab und war ihm zum beständigen Wächter gesetzt.

Es läßt sich nun nicht leugnen, daß sowohl der erste, als der zweite König von Hannover die ihnen durch den Wiener Congreß zugewiesene, wenn auch noch so unwürdige Mission, mit einer wahren Herzensfreude übernommen und fortgesetzt haben. Alles was irgend zur Schädigung und Verunglimpfung Preußens, zur Hemmung des deutschen Verkehrs, zur Förderung antinationaler und reactionärer Tendenzen geschehen konnte, ist von Hannover aus geschehen. Mit dem schändlichsten Undank wurde Preußen gelohnt, ohne dessen siegreiche Waffen und patriotische Begeisterung in Hannover heute noch Herr Plon Plon regieren würde. Mit dem schändlichsten Undank wurde Preußen zum zweitenmal gedankt, nachdem sich Hannover in der Angst durch das Dreikönigsbündniß unter den Schutz Preußens geflüchtet hatte und, nachdem die Angst vorüber war, das Bündniß sogleich wieder brach. Eben so gewissenlos hatte derselbe König von Hannover die Verfassung des eigenen Landes gebrochen.

Die Flugschrift hebt noch besonders hervor, wie sich mit der welfischen Bosheit, Treulosigkeit gänzliche Unfähigkeit, ja stupide Dummheit eng verbunden haben, denn im blinden Vertrauen auf den österreichischen, englischen und französischen Schutz habe die Regierung alles

versäumt, was ihr die Achtung und Liebe des Volks hätte erwerben können (die des begünstigten Adels, der zahlreichen Hofclientel ausgenommen), den Ständen nur Verachtung erwiesen und in der Verwaltung, besonders des Heerwesens das Nöthige versäumt. „Im Militärwesen, sagt die Flugschrift, zeigte sich die grenzenlose Unordnung und Verwirrung, im Oberbefehl die ganze Kopflosigkeit, wie man das in deutschen Reichs- und Bundesheeren, etwa Sachsen ausgenommen, voraussetzen durfte. Man hatte vollkommen Zeit, von Langensalza über Eisenach zu den Bayern abzuziehen; die wenigen Bataillone, die dort unsererseits entgegengestanden, hätten das nicht gehindert. Mit 18,000 Mann schlägt man sich durch, sagte der bayrische Prinz-General zu Herrn Onno Klopp, der aus einem Schulmeister zum strategischen Unterhändler geworden war." Der Prinz hatte Recht und nichts ist lächerlicher, als wenn die Hietzinger mit ihrem Siege bei Langensalza prahlen, der von 18,000 Mann gegen 6000 erfochten, freilich leicht und nicht besonders rühmlich, aber, wenn ein kleiner taktischer Sieg, zugleich eine große strategische Niederlage war, denn wenige Tage nachher mußte der König von Hannover sich mit seiner ganzen Armee gefangen geben, was er hätte vermeiden können, wenn er vor dem Gefecht bei Langensalza zur rechten Zeit südwärts entwichen wäre.

Der gefangene König wurde von Preußen großmüthig entlassen und nachher noch mit 16 Millionen Thalern entschädigt, wozu Preußen nicht im mindesten verpflichtet gewesen wäre. Und wie lohnte man in Hietzing diese Großmuth? Auf die unwürdigste Art. „Wenn dieser selbe König Georg, indem er, mehr als naiv, mit der einen Hand nimmt, was immer nur ein großmüthiger Sieger ihm bieten kann, mit der andern die Brandfackel gegen eben diesen edelmüthigen Bezwinger schwingt; wenn er in denselben Tagen, wo man ihm die Dotation decretirt, in Hietzing Feste organisirt, zu welchen auf seine Kosten bethörte, oft auch nur leichtsinnige und reiselustige Unterthanen eine Lustfahrt nach Wien machen, wo sie in Champagner auf die ‚baldige Rückkehr ihres Gastgebers in sein Reich' trinken; wenn dieser selbe Mann Rückfälle in seine Redewuth und seine Welfenphrasen bekommt, gegen Preußen schmäht, von dessen Zertrümmerung spricht: wenn er ferner durch jedes Mittel der Presse, der Falschwerberei, preußische Unterthanen (wozu nun seine, ihres Eides entlassene Soldaten und Landeskinder geworden sind) zum Abfall, zum Verrath, zur Verschwörung verlockt, — dann hört die zarte Rücksicht auf, durch die wir uns gebunden fühlten."

Wenn sich einmal ein deutscher Shakespeare findet, wird er solche Contraste von Hochherzigkeit und ihrem Gegentheil zu verewigen nicht verfehlen.

Es ist eine merkwürdige Verblendung, in welcher sich noch immer einige deutsche Fürsten befinden, indem sie meinen, das Volk sey blos ihretwegen da, der liebe Gott habe die große deutsche Nation nur geschaffen, damit ein paar Dutzend Fürstenfamilien sie beliebig zerreißen und jede ihre Portion maltraitiren dürfe, wie sie wolle. Große Nationen haben ganz andere Bestimmungen und der Ehre, einer solchen Nation anzugehören, zeigt sich nur derjenige Fürst würdig, der die Größe, Einheit und höhere Bestimmung der Nation anerkennt und ihr in diesem Sinne dient, der sich nicht einbildet, er habe blos Rechte anzusprechen und keine Pflicht zu erfüllen. Stets wird eine große Nation die Familien ehren, die treu zu ihr halten, im Kriege ihre Gefahr theilen, im Frieden ihren Wohlstand fördern. Aber früher oder später wird sie wie eine Krankheit alle die schlechten Fürsten von sich ausstoßen, die das große deutsche Vaterland ans Ausland zu verrathen, die Einheit der Nation zu hindern und die Freiheit im Innern zu unterdrücken stets bereit waren.

Geschichte.

Die Lygier. Ein Beitrag zur Urgeschichte der Westslaven und Vindilen von Dr. Wojciech Ketrzynski. Mit einer Karte. Posen, Leitgeber, 1868.

Schon seit ein paar Jahrzehnten streiten sich die gelehrten Keltomanen und Slavomanen um die Ehre, einst ganz Europa besessen zu haben. Die ersteren dehnen das Keltenthum bis weit hin an die Ostsee, die andern das Slaventhum bis nach der Vendée und Andalusien aus, so daß beide angebliche Urbevölkerungen Europas übereinander weggreifen, mithin für uns arme Deutsche gar kein Platz übrig bleibt. Aber die Deutschen sind doch da, ein großes Volk, das sowohl die Kelten als die Slaven überwunden hat. Vom Himmel können sie nicht mitten zwischen Kelten und Slaven herunter gefallen seyn. Man nahm daher vernünftigerweise, und wie es auch zuverlässige Traditionen und schriftliche Aufzeichnungen bezeugen, eine allmälige Einwanderung der deutschen Völkerschaften aus

der gemeinschaftlichen Heimath in Asien nach der keltischen und vor der slavischen Einwanderung an.

In dem vorliegenden Buche will der Verfasser beweisen, erstens, die alten Lygier seyen Lechen d. h. Polen gewesen und hätten zweitens schon in den ältesten Zeiten an der Weichsel gewohnt. „Auch die Weichsel- und Elbslaven sind wie die Ostslaven von jeher in jenen Landschaften ansässig gewesen; seit der Ureinwanderung der indo-europäischen Stämme haben sie die bleibende Grundbevölkerung zwischen jenen Strömen gebildet." Nun gibt der Verfasser zu, sie seyen den eingewanderten Deutschen unterworfen worden, bestreitet aber, daß sie den Deutschen in der Völkerwanderung erst nachgewandert seyen, und sucht es aus Namenerklärungen zu beweisen, wobei er sich hauptsächlich mit Zeuß in Widerspruch setzt. Es liegt eigentlich nicht viel an der Entscheidung dieses Streites. Wir können uns vollständig damit begnügen, zu wissen, daß die Slaven im Osten der Elbe und Saale zur Zeit der Merowinger und Karolinger zuerst unterworfen wurden und daß diese Unterwerfung unter den folgenden deutschen Kaisern fortschritt. Ob sie nun in einer gänzlich unbekannten Vorzeit schon dort gewohnt haben und dort schon früher einmal von deutschen Stämmen unterworfen worden sind, oder ob sie in der Völkerwanderung den Deutschen erst nachrückten und ihnen erst später unterlagen, ist ziemlich gleichgültig, da wir doch nichts weiter von ihnen wissen, als daß sie ein rohes, unter sich getheiltes, von eben so rohen Fürsten in Sclaverei niedergehaltenes Volk waren, dem erst die Deutschen mit dem Christenthum zugleich einige Begriffe von Recht und Ehre beibrachten.

Der Verfasser hat eine sehr geringe Vorstellung von den alten Germanen. Er beschränkt ihr Gebiet auf das nordwestliche Deutschland zwischen Rhein und Main, Elbe und Nordsee, läßt aber noch, weit von ihnen entfernt, germanische Gothen zwischen der untern Memel und Düna existiren. Aus diesen engen Grenzen sollen nun die ungeheuern germanischen Völkerströmungen hervorgebrochen seyn und sich ausgebreitet haben. Etwas ganz Unwahrscheinliches. Die germanische Völkerströmung kam vom Norden des Kaukasus und vom Don her, überfluthete die finnische Bevölkerung im Nordosten und die keltische im Westen Europas. Sollten auch einige vorgeschobene Slavenstämme mit überfluthet worden seyn, so ergoß sich doch die slavische Einwanderung jedenfalls erst später in die von den west- und südwärts wandernden Deutschen leergelassenen Länder und über den Balkan bis nach Morea.

Wenn wir am ganzen Raisonnement des Verfassers etwas gelten lassen können, so ist es die Vermuthung, daß die Vanen, die zweite oder niedere Götterreihe der germanischen Scandinavier, von den Slaven entlehnt seyn könnten. Auf die Namensähnlichkeit der Vanen mit den Wenden legen wir keinerlei Gewicht, denn es kommen zahllose verwandte Namen vor, mit denen man zwar spielen kann, aber ohne zu einem sicheren Ergebniß zu gelangen. Beachtenswerth ist aber der Umstand, daß die Vanen ausschließlich Götter der Natur, des Ackerbaues, der Fruchtbarkeit und der Liebe waren, wie sie für das slavische ackerbauende Volk sich vorzugsweise eigneten, während die Germanen als ein Jäger- und Kriegervolk diese Naturgötter einer höheren Götterreihe, den Asen, unterordneten. Nun ist es aber unzweifelhaft, daß jene Naturgötter keineswegs den Slaven allein zukamen. Wir finden sie schon bei den ältesten Ackerbauvölkern, als den fruchtbringenden Sonnengott und die empfangende Liebesgöttin, als Belus und Mylitta in Babylon, als Osiris und Isis in Aegypten, als Koros und Kore in Griechenland. Diese Gottheiten wanderten mit dem Ackerbau und mit der Kenntniß des Kalenders allmälig durch ganz Europa, wenn auch unter andern Namen. Es ist also keine zwingende Nothwendigkeit, vorauszusetzen, daß die Scandinavier ihre Vanen ausschließlich von den Slaven hätten adoptiren müssen. Sie waren ja früher schon in nächster Berührung mit den Finnen und mit den Kelten in England und der Normandie. Was der Verfasser S. 104 von den slavischen Namen Pryi und Prya sagt, aus denen er die Vanen Freyr und Freya herleiten möchte, ist nicht stichhaltig, denn die Namen erklären sich besser aus dem Deutschen als dem Slavischen und haben auch nur in der deutschen Mythologie eine große Bedeutung, nicht in der slavischen.

Im Hintergrunde solcher modernen Forschungen der Slaven, wie sie wieder hier vorliegen, lauert immer die Absicht, den slavischen Völkern in dem Maaße, in welchem sie der wissenschaftlichen Lectüre zugänglich werden, einen Schleier vor die Augen zu hängen, damit sie die gründlicheren Forschungen der Deutschen ignoriren und sich wenigstens einbilden können, sie hätten einen ältern und bessern Anspruch auf den Besitz des mittlern Europa, als die Deutschen. Einige gehen sogar so weit, auch noch die romanische Welt als ursprünglich slavisch in Anspruch zu nehmen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 $^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, N° 57. 15. Juli 1868.

Geschichte.

Geschichte Heinrichs des Löwen und der welfischen und staufischen Politik seiner Zeit von Dr. Martin Philippson. Zweiter Band. Leipzig, Leiner, 1868.

Wir haben den ersten Theil dieses schätzbaren Werkes seiner Zeit angezeigt und daran die Bemerkung geknüpft, daß die bisherige Geschichtschreibung in der Regel sich zu parteilich für den großen Kaiser Friedrich Barbarossa und gegen Heinrich den Löwen ausgesprochen hat. Denn Heinrich der Löwe hatte sich das größte Verdienst um Norddeutschland erworben durch Christianisirung und Germanisirung der slavischen Heiden und durch die Gründung von Lübeck, wodurch er dem deutschen Reiche zum erstenmal die Ostsee öffnete. Es war daher ein Unglück für Deutschland, daß Kaiser Friedrich, immer nur zu sehr im Süden beschäftigt, dem Norden Deutschlands nicht die geeignete Rücksicht schenkte und sich sogar mit den Feinden Deutschlands gegen den Welfen verband. Wenn der Kaiser ernstlich für die Macht und Ehre des Reichs im Norden ebenso hätte sorgen wollen, wie im Süden, so würde er Mittel und Wege gefunden haben, den Welfen zu schonen und durch ihn dem Norden des Reiches ein kräftiges Gedeihen zu sichern, was verloren ging, als der Kaiser das große Herzogthum Sachsen zertrümmern und in eine nichtswürdige Kleinstaaterei unter auswärtigem Einfluß auflösen ließ. Zur gerechten Strafe dafür wurde kaum zwei Menschenalter später das große Herzogthum Schwaben, das Erbe der Staufen, ebenso zerschlagen und in elende Kleinstaaterei aufgelöst.

Aus dem vorliegenden sehr ausführlichen Werke erkennt man mit Wehmuth und doch einer gewissen Genugthuung, daß der große Kaiser Friedrich selbst mit seiner gegen den Welfen verfolgten Politik nicht immer zufrieden war, und daß sie ihn zuweilen reute. Er glaubte ohne Zweifel, die kleinen Bischöfe und Grafen würden dem Reiche, seiner Einheit und der kaiserlichen Gewalt nie so gefährlich werden können als ein großer, dem ganzen sächsischen Stamm vorgesetzter Herzog. Aber er sollte sich nur zu bald täuschen. Die Neigung jener Bischöfe und Grafen in Sachsen, dem Kaiser gegen ihren Stammesherzog zu dienen, also den letztern zu verrathen, hätte nie in dieser Ausdehnung von einem Kaiser ausgebeutet werden sollen, denn das hieß den Verrath entschuldigen. In diesem Verrath wurzelte aller nachherige Souveränetätsschwindel der kleinen geistlichen und weltlichen Herrn, wie auch der Städte und ritterlichen Herrschaften. Der Verfasser der vorliegenden Geschichte beschuldigt Heinrich den Löwen der Habgier und Gewaltthätigkeit, womit er die ihm untergebenen Vasallen bedrückt habe. So klagten aber Alle, die sich in ihrem Besitz erblich festsetzen und nach obenhin völlig unabhängig werden wollten, denen der Gehorsam und die Pflichttreue unerträglich war, und die sich vom Gehorsam gegen die Kirche nur deshalb damals noch nicht lossagten, um den Zwiespalt der Kirche mit dem Reich bis zur Zertrümmerung des letztern zu treiben. Als scheinheilige Diener des Papstes schwächten sie den Kaiser, und als der Kaiser hinlänglich geschwächt war, spotteten sie auch des Papstes und fielen von ihm ab. Das ist die Geschichte des deutschen Fürstenthums gewesen. Auch das Zerwürfniß des Kaisers mit den großen Herzögen wurde immer klug von den kleinen Herrn benutzt. In Sachsen traten damals die kleinen Herrn zum Kaiser, um den Herzog zu verderben. Im nächsten Jahrhundert traten sie in Schwaben zum Papst über, um den Kaiser zu verderben. Von diesen kleinen Herrn ging alles Böse aus, was über die deutsche Nation, was über den Kaiser und was über die Kirche gekommen ist.

Man darf es Heinrich dem Löwen vorwerfen, daß

er nicht Werth genug auf die Macht der Kleinen legte. Er verachtete sie, er züchtigte sie, bedachte aber nicht, mit welcher Hartnäckigkeit diese Parasiten des Reichs ihr Nagegeschäft fortsetzen und welchen Beistand sie finden würden. Er hätte wohlgethan, sich nicht mit dem Kaiser zu überwerfen, denn dadurch mußte der Kaiser geneigt werden, die sächsische Verrätherbande zu schonen und sie wieder übermüthig zu machen.

Die entscheidende Scene, die den Herzog für immer vom Kaiser trennte, fiel bekanntlich in Italien vor, als der Herzog den Kaiser mitten in der Gefahr im Stiche ließ. Der ganze Vorgang ist hier sehr gut geschildert. „Als der Kaiser ihn ausdrücklich zu einer Unterredung einlud, wollte Heinrich sich derselben nicht entziehen und sagte ihm durch einen Gesandten zu. So brach er in der That nach Süden auf, auch der Kaiser kam ihm etwas entgegen, und es fand die entscheidende Zusammenkunft in Chiavenna, eine Meile nördlich vom Comer See statt. Der Kaiser schilderte dem Herzoge die Traurigkeit seiner Lage und stellte ihm die Unmöglichkeit vor, ohne Hülfe aus Bayern und Sachsen etwas in Italien auszurichten. Aber Heinrich der Löwe war schon lange entschlossen, dem Kaiser nur dann Unterstützung zu bringen, wenn diese ihm nichts koste, oder wenn er selbst Vortheil durch sie erlange. Er war nicht gewillt, dem Kaiser, der ihm die reichen Länder Welf's, sein — wie er glaubte — rechtmäßiges Eigenthum, hinterlistig geraubt hatte, in Italien beizustehen und ihn mit eigener Aufopferung zu unbestrittener und unbeschränkter Macht in beiden Ländern zu erheben. Interesse für die Kirche, Vorliebe für Alexander III. und dessen Partei, wie sein Enkel Otto IV. bei Innozenz III. geltend machte, waren es schwerlich, welche den Löwen bestimmten, den Mann, welcher nun schon zwanzig Jahre hindurch auf Seiten der Staufer die Klerikalen bekämpft hatte, welcher in beständiger Feindschaft mit fast allen norddeutschen Kirchen und ihren ‚geschorenen Kahlköpfen' lag. Aber wie er nach außen seine Länder zu vergrößern und nach innen die ganze Macht der Herzogswürde über ihre Vasallen wieder herzustellen suchte, so wollte er jene nach oben hin so unabhängig wie möglich stellen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er die Absicht hegte, den Staufern die Krone aus der Hand zu winden und sie sich selbst auf das Haupt zu setzen, ja nicht einmal, daß er den ganzen Ernst der Situation, die Unversöhnbarkeit der Feindschaft begriff, die von nun an zwischen ihm und dem staufischen Kaiser walten mußte. Dafür spricht nicht nur sein späteres entgegenkommendes Verhalten, sondern auch der Versuch, den er jetzt noch that, für seine Unterstützung vom Kaiser einen tüchtigen Preis zu erlangen. Nur dann, erklärte er, würde er demselben beistehen, wenn ihm dieser die Reichsstadt Goslar, mitten in seinem Gebiet gelegen, zu Lehen geben wollte. Wäre der Kaiser auf diesen Vorschlag eingegangen, so hätte er nicht allein ohne Verschulden Goslar's diese Stadt ihrer Reichsfreiheit beraubt, sondern auch mit der festen, reichen, den Kaisern alle Zeit treuen Stadt die letzte Stütze aufgegeben, welche die kaiserliche Macht im Lande Sachsen besaß; ferner wären die reichen Berg- und Hüttenwerke um Goslar dem schon allzu starken Herzog in die Hände gefallen; und endlich lief es der kaiserlichen Ehre zuwider, einem Lehnsmann für die einfache Erfüllung seiner Pflicht Geschenke darzubringen. So schlug Friedrich die Forderung Heinrichs ab. Je weniger aber dieser die furchtbare Entscheidung erkannte, die auch für ihn in diesem Momente lag, um so weniger bebte er jetzt, wo der Kaiser die Erfüllung seines Verlangens verneinte, davor zurück, auch seinerseits jede Hülfeleistung für den Staufer gänzlich zu verweigern. Verzweifelnd stürzte der Kaiser vor seinem Lehnsmann zu Boden, ihn anflehend, das sinkende Reich zu retten: vergebens; Heinrich hob ihn wohl von der Erde auf und suchte ihn zu beruhigen, dann aber warf er sich auf sein Roß und sprengte mit seinen Begleitern von dannen. So war das Bündniß zerrissen, welches fast ein Vierteljahrhundert hindurch die bedeutendsten Männer Deutschlands — an Macht sowohl wie an Geist — vereinigt hatte. Schon längst lose und wankend, war es bei dem ersten Stoße, welchen nach einer Reihe von Jahren das Geschick wieder auf dasselbe geführt, aus einander gefallen. Vor beiden Fürsten, vor Friedrich und vor Heinrich, breitete sich eine düstere, gefahrvolle Zukunft aus. Jener stand fast allein in der Lombardei, von seinen grimmigsten Feinden umstürmt, im Rücken seinen mächtigsten Vasallen als erklärten Gegner; dieser sah sich das verehrte und gefürchtete Reichsoberhaupt gegenüber mit dessen zahlreichem Anhange und wußte doch nicht, auf wie viele seiner Untergebenen er in einem bevorstehenden Kampfe rechnen könne."

Man muß dem Kaiser insofern Recht geben, als er eine Reichsstadt nicht zur Landstadt wollte machen lassen. Diese Frage war principiell. Hierin durfte der Kaiser nicht nachgeben. Der Friede hätte sich indeß wohl wieder herstellen lassen, wenn nicht augenblicklich das kleine Ungeziefer des Reichs sich wieder geregt und mit tausend Lefzen, Stacheln und Rüsseln in heller Freude und Siegesgewißheit das edle Roß des sächsischen Stammes überfallen, zernagt und in ein Aas

verwandelt hätte. Der Kaiser sah sich in die unangenehme Verlegenheit versetzt, den Verrath dieser Leute zu dulden, wenn auch nicht ausdrücklich gut zu heißen. „Zu Würzburg fand der zu Goslar beschlossene vierte große Reichstag statt. Als auf ihm der angeklagte Herzog zum drittenmale nicht erschienen war, erklärten die Fürsten ihn einstimmig des Hochverraths schuldig und aller seiner Besitzungen verlustig, weil er schon lange die kaiserliche Citation verachtet und die Besitzungen vieler Kirchen und Edlen des Reiches verheert habe. Es war dies indeß noch immer nicht das entscheidende Wort, noch immer konnte durch eine schleunige Unterwerfung Heinrichs die Ausführung des Spruches abgewendet werden. — Friedrich I. aber erscheint zu Würzburg lediglich als Bestätiger dessen, was die Fürsten beschließen. In der ganzen Angelegenheit gegen Heinrich den Löwen zeigt er eine Zurückhaltung und Milde, die in politischen Gründen nur theilweise ihre Erklärung findet, zum Theil aber wirklich nur edlen und menschenfreundlichen Beweggründen entsprungen seyn kann. Mußte er sich auch bei seiner Rückkehr nach Deutschland im Jahre 1178 aus Klugheit gegen Heinrich freundlich zeigen, so existirte doch zu Haldensleben dieser Zwang nicht mehr. Es findet sich außerdem keine Spur, daß er auf den Reichstagen zu Worms, Magdeburg, Goslar, Würzburg je Klagen gegen Heinrich vorgebracht, die Rachsucht der Fürsten geschürt hätte. Freilich konnte er diesen die Verurtheilung des Herzogs ruhig überlassen, aber er hat doch bis zum letzten Augenblicke, noch nach Beendigung des ganzen Kampfes, seinem Vetter sein Wohlwollen bewahrt, in getreuer Erinnerung an die langjährige Freundschaft, welche sie beide einst verbunden hatte."

Als der Löwe nicht nachgab und der Reichskrieg gegen ihn beschlossen wurde, an dem leider auch die heimtückischen und schadenfrohen Dänen theilnehmen durften (Dänen im Bunde mit dem Kaiser gegen Deutsche!), hielt am treuesten die Stadt Lübeck zu dem Herzog, der alles für sie gethan hatte. „Muthig widerstanden die Bürger Lübecks, welche dem Herzog ihre Sicherheit, ihre Freiheiten und ihre Blüthe verdankten; aber zu Lande durch den Kaiser, zu Wasser durch die Flotte König Waldemars, welche die Trave sperrte, umzingelt, fingen sie an, der nöthigsten Lebensbedürfnisse zu ermangeln. Da wandten sie sich an ihren frommen und auch bei dem Kaiser angesehenen und beliebten Bischof Heinrich, um den Kaiser um Waffenstillstand zu ersuchen. Sie ließen den Bischof demselben vorstellen, wie ihre Stadt dem Herzoge ihren ganzen gegenwärtigen Bestand verdanke, wie sie selbst Lübeck mitten in der Wüste als Vorkämpferin des Christenthums gegen die Heiden erbaut und dafür mannigfache Vorrechte erhalten hätten; sie könnten deshalb die Veste nicht so leichtsinnig ausliefern. Der Kaiser möge ihnen also gestatten, Boten an Herzog Heinrich zu schicken, um ihm ihre Lage zu schildern; nach dessen Antwort würden sie dann ihre weitern Maßregeln einrichten. Gestatte ihnen der Kaiser das Erbetene nicht, so würden sie sich bis auf das äußerste zur Wehr setzen. Obwohl an häufigen Fieberanfällen leidend, übernahm der Bischof den Auftrag und wurde vom Kaiser ehrerbietig und liebevoll aufgenommen. Diesem lag auch sehr viel daran, daß die reiche und mächtige Stadt nicht untergehe. Zwar tadelte er den Hochmuth der Städter und wies des Bischofs Hindeutung auf seine Blutsverwandtschaft mit dem Welfenfürsten zurück, aber die Hauptsache, das Absenden einer Botschaft an den Herzog, gestattete er, wenn er auch für den Fall, daß nach Rückkehr der Abgesandten die Städter noch widerstehen würden, eine desto strengere Bestrafung androhte. Höflich sandte er dem Bischof seinen eigenen Leibarzt in die Stadt, um jenen vom Fieber zu befreien. Die Gesandtschaft der Lübecker fand den Herzog zu Stade, ohne Mittel und ohne Hoffnung, ihnen zu helfen. So mußten denn die Bürger nur suchen, die vortheilhaftesten Bedingungen vom Kaiser für die Uebergabe zu erlangen, und dieser schenkte ihnen dieselben in reichem Maaße, froh, die mächtige Veste nicht mehr in dem Besitze von Gegnern zu sehen. Keinem Fürsten sollten sie fürder unterthan seyn, nur die Hälfte einiger Zölle und Abgaben wurde dem Grafen Adolf von Holstein als Entschädigung seiner Leiden und Dienste überwiesen. Sonst wurden den Lübeckern die Abgaben an die Kapitel von Lübeck und Ratzeburg erlassen; all ihr Eigenthum und das Soestische Stadtrecht ward ihnen bestätigt. Da öffneten denn die Bürger dem Kaiser und seinem Heere freudig ihre Thore, unter Zujauchzen und feierlichem Gesange von Volk und Klerus zog er mit großer Pracht in die Stadt ein."

Man sieht, es fehlte in jener rauhen Zeit doch nicht an Tugend. Es gab noch ehrliche Deutsche genug, alles Böse ging nur von der Habgier der kleinen Dynasten aus.

Reiseliteratur.

Die Bäder von Bormio. I. Landschaftsbilder, Bergfahrten und naturwissenschaftliche Skizzen. Von Prof. G. Theobald und J. J. Weilenmann. Mit einer Karte. St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer (1868).

Bormio ist ein uraltes, schon von den Römern und Ostgothen benutztes Bad, welches in neuerer Zeit wieder in größere Aufnahme kommt. Ueberhaupt wird den italienischen Bädern in Engadin und Veltlin in neuerer Zeit viel Aufmerksamkeit zugewendet und die Südseite der Alpen so vielfach besucht und besprochen, wie es bisher gewöhnlich nur der Nordseite widerfuhr.

Das vorliegende Buch beschäftigt sich ausschließlich mit der Landschaft in ihrer malerischen und geologischen Beziehung. „Die Bäder von Bormio, altberühmt durch die anerkannte Heilkraft und den ungewöhnlichen Reichthum an Thermalwasser, womit die gütige Natur sie beschenkt hat, liegen am Ende des reizenden Veltliner Thales, nahe an der vielfach gebogenen Linie, wo die Kammhöhe der Alpen nordische und südliche Natur, nordisches und südliches Völkerleben scheidet, wie die Wasser, die von dort verschiedenen Meeren zuströmen. Denn weniger Stunden nur bedarf es, um von Bormio über das hohe Stilfser Joch (Stelvio), dicht vorüber an den ewigen Gletschern und Firnen des Ortlergebirges, nach Tirol überzusteigen, und ebenso führt eine kurze Wanderung hinab durch Kastanienwälder und Rebengelände in die classischen Gefilde Italiens, wo eine neue Welt den Nordländer begrüßt. Schon an dem südlichen Abhange der Alpenkette gelegen, hat Bormio vor andern Orten den Vorzug, die hohe ernste Alpennatur mit der des wonnigen Südens zu verbinden. Obgleich tief in den Gebirgen gelegen, ist Bormio doch von vielen Seiten her zugänglich; es laufen aber die verschiedenen Wege fast alle in der großen Straße zusammen, welche vom Comer See aufwärts durch das Veltlin nach Bormio und von da über den Stelvio nach Insbruck und Meran führt. Mit ihr verbindet sich bei Finstermünz und Nauders die Unterengadiner Straße von Bad Tarasp u. s. w. herkommend, die jetzt wenigstens auf Schweizergebiet vollendet ist. Fußwege und Saumpfade führen von Tarasp und sonst aus Engadin viele nach Bormio auf kürzerem Weg und sollen unten namhaft gemacht werden. Von Ragaz aus kann man auf guter Poststraße durch Prätigau, Davos und den Flüelapaß nach Engadin und von da nach Bormio kommen. Der gewöhnliche Weg geht indeß über Chur, Oberhalbstein, den Julierpaß, Oberengadin und den Berninapaß nach Poschiavo, von da nach Tirano und Bormio. Gleichfalls von Chur über den Splügen, kommt man zunächst nach Chiavenna, dann nach Colico am Comer See und hinauf über Morbegno und Sondrio ebenfalls nach Tirano. Am Comer See treffen auch die beiden Eisenbahnen zusammen, welche von Mailand, die eine unmittelbar nach Como, die andere über Bergamo nach Lecco führen. Beide stehen mit den großen italienischen Eisenbahnen in Verbindung. Auch von Tessin her münden Straßen am Comer See aus. Nach kurzer Fahrt über diesen schönsten der italienischen Seen, kommt man auch nach Colico und auf die Veltliner Straße, mit welcher sich kurz vor Tirano, bei Trese, noch die aus den Bergamasker Thälern und von Edolo her über den Apricapaß führende vereinigt."

„Das neue Bad hat eine reizende Lage, welche sich noch verschönern wird, wenn die Baumanlagen um dasselbe sich mehr erhoben haben werden, denn zu schönen Spaziergängen ist auf dem hügeligen Plateau zwischen der Straße und dem Abhang gegen die Adda ein weiter Raum. Auf der Terrasse vor dem Portal sieht man südlich über das Städtchen Bormio hinab in den schönen grünen Thalgrund, und in die Felsenpässe, welche nach Veltlin führen, östlich liegt eine mit Gletschern gekrönte Bergkette, die mit dem Mt. Gobetta anfängt. Zwischen ihr und dem Ortlergebirg streckt sich weit hinein die Valle Furva mit ihren Seitenzweigen. Man sieht die weit ausgedehnten Eisfelder und als prachtvollen Schluß des Hintergrundes die schneebedeckte dreiseitige Pyramide des Tresero." Folgt noch eine lange Reihe schöner Berge, deren Namen alle wir hier nicht wiederholen wollen.

Das kleine Buch zählt nun alle die schönen Bergparthien auf, die man von Bormio aus machen kann, darunter die nach der Schlucht der Adda, nach dem Wormser Joch, nach dem Ortler, dem höchsten des ganzen Gebirgstocks.

Schade, daß die Verfasser nur die Landschaft ins Auge faßten, über die italienischen Bewohner nur wenig Worte sagen und aus der Geschichte des Landes fast gar nichts mittheilen. Die beiden Städte Bormio und Chiavenna müssen uns Deutsche schon deswegen besonders interessiren, weil sie von deutschen Burgundern gegründet worden sind und ursprünglich Worms und Cleve heißen, weil die Burgunder, nachdem sie den Rhein verlassen hatten und dem Westen und Süden der Alpen zugezogen waren, dort diese Namen erneuerten.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 58. 18. Juli 1868.

Naturwissenschaften.

Das Leben und die todte Natur. Das Leben und der Stoffwechsel von Dr. Ludwig Fientje. Kassel und Göttingen, Georg H. Wigand, 1868.

Wir haben schon öfter in unsern Blättern zu behaupten gewagt, daß trotz der Versicherungen allerexactester und untrüglichster Wissenschaftlichkeit unsere gelehrten Naturforscher doch noch voller Vorurtheile stecken. Bleibt auch jedem sein Verdienst, im Einzelnen wichtige Entdeckungen gemacht zu haben, so täuscht man sich doch noch in den Grundansichten. So ist die unsinnige Voraussetzung, nach welcher unsere Erde im ganzen Innern brennen soll, noch immer nicht ganz überwunden. So glauben die gelehrten Herrn immer noch an eine Urmaterie und Atome, die doch nirgends existiren, als in der Einbildung. Diese Voraussetzungen sind eben so fabelhaft, wie die ältern Vorstellungen, die Erde stehe fest und die Sonne bewege sich, oder daß die Sonne brenne.

Das vorliegende, sehr vernünftig geschriebene Buch ist zunächst gegen den großen Liebig und den kleinen Moleschott gerichtet. Wir lesen hier S. 7: „Während Liebig sich beklagt über die Gewalt des Irrthums in der Wissenschaft, scheint er nicht im Traume daran gedacht zu haben: daß er selber dazu bestimmt war, der größte Prophet und Apostel des wissenschaftlichen Irrthums unserer Zeit zu seyn. Ohne Zweifel hat er unendlich viel gethan zur Förderung der Chemie und es wird niemanden einfallen, ihm diesen verdienten Ruhm schmälern zu wollen; aber eben so zweifellos hat nie ein Förderer der Wissenschaft mit Lust und Liebe — und leider auch mit solchem Erfolg — den Irrthum gehegt und gepflegt, der in seiner Wissenschaft still fortrankte, als grade Liebig."

Der große Irrthum des sonst hochverdienten Liebig ist, daß er die Grenzen der Chemie nicht erkannt hat. „Mit Hülfe der fortschreitenden Chemie war die Natur der Stoffelemente — der letzten Grundbestandtheile der todten Materie — immer besser erkannt und dadurch das Wissen über die todte Materie außerordentlich bereichert worden; der Art, daß man mehr und mehr lernte, die Dinge der todten Natur, die man in ihre einzelnen Bestandtheile zerlegte, auch wieder aus denselben zusammenzusetzen oder nachzuahmen, und die Früchte dieser immer mehr sich erweiternden Erkenntniß auf zahllosen Wegen in der Industrie für das tägliche Leben zu verwerthen — kurz die Chemie hatte solche Fortschritte gemacht, daß sie, früher blos Dienerin oder Gehülfin anderer Wissenschaften, nunmehr als unabhängige und selbständige Wissenschaft dastand. Es war die Zeit gekommen, in der man ohne Bedenken die Sicherheit aussprechen zu dürfen glaubte: daß man nun die Grundstoffe, aus welchen die todten Körper der Erde bestehen, entweder schon alle gesammt kenne, oder aber, daß, wenn einzelne sich noch der Erkenntniß und dem Nachweis entzogen hätten, ihre Zahl gering und ihre Wichtigkeit von keiner großen Bedeutung seyn könnte. Es fehlte der Chemie anscheinend nunmehr an Material zu weiteren Fortschritten, denn es war so zu sagen nichts mehr in der todten Natur an Erde, Steinen, Mineralien rc. zu finden, was nicht schon wiederholt chemisch zerlegt und untersucht worden wäre. Grade diese Fortschritte in der Chemie, sollte man meinen, dieses bessere Kennenlernen des chemischen Prozesses in seinen mannigfaltigen Gestalten und die dadurch erlangte innigere Einsicht in die Natur ‚der sogenannten chemischen Kräfte' der Grundstoffe, hätte die Chemie können, ja müssen abhalten mit Irrthum auf ein neues Gebiet

zu gehen und diesem Irrthum dorten zeitweilig zu Ansehen und wissenschaftlicher Würde zu verhelfen. Und doch war es Liebig, der alle diese Errungenschaften, welche ihm die Chemie gewährte, aufs eifrigste dazu benutzte, einer aus dem Alterthum stammenden unbestimmten und sehr zweifelhaften Theorie den Anstrich sicherer und naturwahrer Erfahrung zu geben — kurz es war Liebig, der die wissenschaftlichen Wahrheiten der Chemie in sehr irrthümlicher Weise benutzte, um vermittelst derselben die noch sehr dunkeln Vorgänge des Lebens in Pflanze, Thier und Mensch zu erklären. Die Thatsache, daß die lebendigen Wesen, wenn man sie tödtet und dann auf chemischem Wege untersucht, ebenfalls dieselben Grundstoffe finden lassen, welche die Chemie überall in den todten Naturkörpern nachgewiesen hatte, in Verbindung mit der Thatsache, daß die lebendigen Organismen im innigsten Wechselverkehr mit der todten Natur sich befinden und aus dieser sich mehr oder weniger die Bestandtheile sich aneignen, welche das Leben unterhalten, verleitete aufs Neue dazu, denselben übereilten Schluß zu machen, zu dem schon die ältesten Naturforscher sich hatten verleiten lassen, nämlich: daß die Vorgänge des Lebens denselben Gesetzen unterworfen seyn müßten, wie die Vorgänge der chemischen Wandlungen und so setzte Liebig die Welt in Erstaunen mit einer vermeintlich ganz neuen chemischen Entdeckung, durch die Erklärung: ‚Das Leben ist ein chemischer Prozeß.'"

„Im thierischen Körper, sagt Liebig in seiner organischen Chemie, erkennen wir als letzte Ursache aller Krafterzeugung nur eine, und diese ist die Wechselwirkung, welche die Bestandtheile der Speisen und der Sauerstoff der Luft auf einander ausüben. Die einzige bekannte und letzte Ursache der Lebensthätigkeit im Thier sowohl als in der Pflanze ist ein chemischer Prozeß." Demnach soll das Leben todt seyn und nur die todten Stoffe sollen leben, „die Grundstoffe, die keine Spur von Leben haben und haben können, sollen durch ihre Veränderung, durch ihre chemischen Prozesse also im lebendigen Körper, alle die wundervollen Erscheinungen und Vorgänge bewirken, welche die Räthsel des Lebens ausmachen. Einfuhr und Ausfuhr; Stoffumsatz, Stoffwechsel, Stoffmetamorphose — damit soll alles gesagt seyn von den Leuten der Chemie, was sich, wie sie meinen, überhaupt über das Leben sagen läßt."

Bekanntlich haben die Materialisten Moleschott, Virchow rc. diese Lehre adoptirt. „Virchow freilich spricht von ‚lebendigen Zellen' — allein die sämmtlichen Lebenserscheinungen dieser sollen dann wieder blos abhängen von chemischen Prozessen, vom Stoffwechsel. ‚Man könnte sich also, sagt Schultzenstein (‚Leben, Gesundheit, Krankheit, Heilung'), eben so gut gläserner Retorten, irdener Töpfe oder kupferner Kessel bedienen, um die mechanischen und chemischen Vorgänge des Lebens in diesen vor sich gehen zu lassen, ohne daß die Stoffwechseltheorie dadurch im geringsten geändert würde. Diese Theekesselphysiologie nun aber ist leider durch Humboldts Empfehlung rc. zu einem fixirten Schuldogma geworden. ‚Die jatromathematische und jatrochemische Zellenlehre, sagt Schultzenstein sehr treffend, ist dadurch zu einem Zellengefängniß für Physiologie und Medicin geworden, aus dem diese Wissenschaften noch lange nicht werden befreit werden können.'"

Schultzenstein hat schon vor Flentje bemerkt, was hier citirt wird: „‚Die phytochemische Lehre vom Stoffwechsel beruht im Wesentlichen darauf, daß man voraussetzt, das ganze Pflanzenleben bestehe in einem Verbrauch und Ersatz von Stoffen. Es ist also die alte Aristotelisch-Baconische Consumtionslehre, die hier wieder zum Vorschein kommt. Hiernach berechnet man, wie viel an Pfunden von Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff in der Pflanzensubstanz vorhanden und wieviel von diesen Stoffen der Pflanze in Gestalt ihrer Nahrung zugeführt wird. Die procentische Berechnung der möglichen Umbildung jener Quantitäten von Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff in die sogenannten näheren Pflanzenbestandtheile, in Gummi, Eiweis, Fett, Harz und dergleichen, aus deren Zersetzung die Chemie ebenfalls wieder Kohlenstoff, Wasserstoff rc. produciren kann, wird als Lehre von der Lebensthätigkeit der Pflanze angesehen, die hiernach blos in sogenannter Umsetzung der Stoffe oder im Stoffwechsel besteht. Die Fragen, ob nun jene Menge von Kohlenstoff, Stickstoff rc. aus der Luft, der Erde oder dem Wasser kommen, beschäftigen weiter das Detail einer solchen chemischen Pflanzenphysiologie, die in ihrer Kurzsichtigkeit auf keine einzige wahre Lebensfunction des Individuums, der Blüthe und der Frucht der Pflanze eingeht, sondern die Stoffstatistik für die Physiologie selbst ausgibt.' Wenn jemand aus der Ein- und Ausfuhr eines Staates auf den innern Organismus seiner Regierung schließen, wenn also jemand aus dem Treiben der Handelskaravanen, die von Sibirien und der Bucharei aus nach Hochasien gehen, auf das innere Leben der Völker daselbst schließen wollte, ohne von diesen selbst sonst die mindeste Kenntniß zu haben; oder wenn jemand aus dem Verbrauch der Quantitäten und Arten von Nahrungsmitteln in einem sonst verschlossenen Hause auf das Leben und den Geist der Bewohner dieses Hauses schließen wollte, so würde

niemand anstehen, einen solchen politischen Physiologen für den größten Thoren in der Welt zu halten."

Da sich Chemie, die Zerlegung absolut todter Stoffe und organisches Leben gradezu entgegenstehen, erklärt der Verfasser Liebigs berühmte „organische Chemie" für einen „sinnlosen Widerspruch" und spottet Moleschotts, der einmal gesagt hat, „für den Kreislauf des Stoffes hat die Wissenschaft das Höchste geleistet". Ueberhaupt geißelt der Verfasser die gelehrten Herren, die mit hochaufgezogenen Augenbraunen, Naserümpfen und spanischer Grandezza oder mit Bürgermeistersphysiognomie und in der Allongeperücke sich für infallibel halten, ihre eigene Bornirtheit nicht merken und im Gefühl, ihre Weltstellung sey unerschütterlich, auf Andersdenkende nur mit unsäglicher Verachtung herabsehen. Wir lesen hier S. 38: „Liebig hat irgendwo zur Förderung der Wissenschaft von ‚naturwissenschaftlichem Dilettantismus', ‚Kindern an Erkenntniß der Naturgesetze', ‚von Spaziergängern an den Grenzen der Wissenschaft' gesprochen und geschrieben; hiernach sollte man meinen, er müßte über die Grenzen der Naturwissenschaften ganz besonders gut aufgeklärt und unterrichtet gewesen seyn. In wieweit Liebig aber selber grade in diesen subtilen Grenzangelegenheiten der rechte Mann ist und etwa das Amt eines Wegeweisers der wissenschaftlichen Grenzmarken und Scheidelinien beanspruchen kann, dafür haben wir schon oben einige, leider nicht sehr empfehlende Proben gesehen; wir werden aber noch besser im Stande seyn, die vermeintliche Zuverlässigkeit Liebigs, als eines Führers durch die Irrgänge der Wissenschaft zu beurtheilen, wenn wir noch weiter einige Sätze und Aussprüche aus seinen chemischen Briefen hier zusammenstellen, wie zu ähnlichen Zwecken sie theilweise Moleschott in seinem ‚Kreislauf des Lebens' an verschiedenen Stellen citirte. ‚Die ungebildeten (!) Aerzte und ihre Geistesverwandten, sagt Liebig, verdrießt es (!), daß die Wahrheit so einfach ist (!); obwohl es ihnen mit aller Mühe nicht gelingt, sie praktisch zu nützen; daher geben sie uns die unmöglichsten Ansichten und schaffen sich in dem Worte Lebenskraft ein wunderbares (!) Ding, mit dem sie alle Erscheinungen erklären, die sich nicht verstehen (!!). Mit einem durchaus unbegreiflichen (!), unbestimmbaren (!!) Etwas erklärt man alles, was nicht begreiflich ist!!!'"

Diese Stoffwechsler sprechen meist verächtlich mit Spott und Hohn von der ‚Lebenskraft' als von einem ‚Gespenst' und dergleichen — und beten doch selber in der That das Gespenst der Chemie an, — den Kobold der chemischen Verwandtschaft. Sie sprechen nicht selten in Verbindung mit ihren wissenschaftlichen Aschenbrödeleien von einem die Welt reformirenden ‚Radikalismus' — und doch hat ihr trostloser Cinerismus weder Wurzel noch Samen, aus dem etwas Vernünftiges keimen und emporwachsen könnte. Durch Stoffwechsel wollen sie die Würde und Erhabenheit des Menschen, seine Freiheit und Herrschaft in der Natur begründen und reduciren ihn doch nur durch ihre Verkohlungs- und Aschenwissenschaft zu einem leblosen Stein, zu einem todten Conglomerate von chemischen Grundstoffen."

Schließlich verlangt der Verfasser eine vernünftige Erkenntniß der in der todten Materie wirkenden Lebenskraft, durch die erst etwas in die Materie hineinkommt, was vorher nicht in ihr war. „Die ewige Erneuerung, ‚Verjüngung des Lebens', bis in seine kleinsten Formen, kommt aber einzig dadurch zu Stande, daß das Leben die Stoffe, welche dasselbe im todten Wechselspiel umgeben, in sich nimmt, ihnen die chemischen Eigenschaften raubt, dieselben sich ähnlich macht (assimilirt) und so in lebendige Form verwandelt. Dies ist der wahre, nicht Stoff-, sondern Formenwechsel des Lebens, das nach inneren, eigenen Bildungsgesetzen seine Formen ausbaut, durch die Thätigkeit dieser Formen Leben zeigt, das Leben aber erhält durch ‚Verjüngung', d. i. fortlaufenden Neubau dieser Formen, bis der Tod diesem lebendigen Formenwechsel ein Ende macht und der leblose Organismus wieder anheim fällt dem Spiel des todten Wechsels der Stoffe. In der Wahrheit der Stoffmetamorphose der Natur liegt ein unendlicher Reiz und Zauber, auch für Kunst und Poesie. Denn was kann es poetischeres geben, als die stille und heimliche Allgewalt, mit welcher der kleinste lebendige Keim die rohe Natur der Elemente und Grundstoffe bändigt und sie zwingt, alle ihre Macht abzulegen, durch dies Verlieren aber nur zu gewinnen, aus dem Tode ins Leben zu gehen, aus dem ewig Formlosen in die lebendige Form, um durch Verjüngung und Wiedergeburt einer immer höheren Vollendung entgegen zu wandern."

Die Verirrung der menschlichen Hoffahrt auf dem Felde der Naturwissenschaften ist nichts Vereinzeltes. Sie hängt mit allen übrigen Verirrungen des menschlichen Verstandes in unsern Tagen zusammen. Seit dem Beginn der classischen Studien, der frivolen Fürstenherrschaft und der modernen Bildung ist ein Wendepunkt in der europäischen Geschichte eingetreten. Man hat sich weit und immer weiter vom Christenthum, von der alten Gottesfurcht entfernt und ist in ein neues Heidenthum hinein gerathen. Indem man die göttliche Autorität zu scheuen, zu fliehen, zu hassen und zu verleugnen angefangen hat, fiel man in die heidnische Thor-

heit zurück, theils nur noch die Materie, das Fleisch und das Geld anzubeten, theils sich selbst zu vergöttern. Der Sinnencultus und die Selbstvergötterung beherrschen die gegenwärtige Welt schon wieder, wie in der vorchristlichen Zeit. Dieser große Umschwung in den Gesinnungen hat nun auch mächtig auf die Wissenschaften eingewirkt. Ueberall ist man hier vom Centrum zur Peripherie, vom Kern zur Schale übergegangen und hat systematisch den wahren Sachverhalt, wie er in der Wirklichkeit ist, in den Hörsälen und in der wissenschaftlichen Literatur umgekehrt. Man kann das durch alle Wissenschaften hindurch verfolgen, es ist die allgemeine Krankheit der Geister und man kann dem einzelnen Denker kaum einen Vorwurf aus einer Unnatur machen, die einmal die herrschende Mode geworden ist. Daß der alleinige Gott geleugnet wird und man das Göttliche nur noch in der Natur, in der Materie oder im Ich des Menschen anerkennen will, entspricht allen andern Vorstellungsweisen der heutigen Zeit. In der Naturwissenschaft macht man aus der wundervollen Schöpfung des lebendigen Gottes eine todte Mechanik im Wechsel der Stoffe. In der Politik setzt man ganz ebenso an die Stelle des lebendigen Volksthums eine todte Mechanik abstracter Begriffe. Selbst in der Geschichtswissenschaft macht sich die Tendenz geltend, den Kern liegen zu lassen und nur emsig an der Schale zu klauben und ohne irgend den Geist der Geschichte zu verstehen, mit Bestreitungen oder Beweisen unwesentlicher Nebendinge wichtig zu thun. Alle, die Gott nicht mehr begreifen, begreifen auch das Leben nicht mehr. Ihr geistiges Auge verfinstert sich mit Nothwendigkeit und je finsterer es ihnen wird, desto mehr sind sie durch das strafende Naturgesetz in den Wahn gebannt, es strahle immer helleres Licht von ihnen aus. Unermüdet und auf alle erdenkliche Weise suchen sie mit immer neuen thörichten Erfindungen und Einbildungen die Wissenschaft zu bereichern und spreizen sich in Glück und Stolz, wenn sie wieder ein Sandkörnchen oder eine Fichtennadel in ihren dunklen Ameisenhaufen hineingebaut haben, wobei es ihre größte Sorge zu seyn scheint, daß der ganze Haufe von Weihrauch durchduftet sey, den sie mit Wollust athmen.

Wir können nicht umhin, hier unsere Grundansicht in Bezug auf die Natur kurz zu kennzeichnen und den Voraussetzungen der jüngsten Wissenschaft entgegenzusetzen. Wie diese Wissenschaft vom Aeußern ausgeht, so gehen wir vom Innern aus. Wie sie lehrt, im Anfang war die Materie, so lehren wir, im Anfang war der Geist. Wie sie die Materie in Urstoffe scheidet und aus diesen allmälig organische Bildungen, aus der Pflanze das Thier, aus dem Affen zuletzt den Menschen entstehen läßt, so lassen wir zuerst aus Gott den Menschen entstehen und nur um des Menschen willen, nur als Mittel für seinen Zweck, die zu seiner Existenz und vollständigen Entwicklung erforderliche räumliche und zeitliche, unorganische und organische Umgebung ihm vorangehn. Wie jene Wissenschaft einen leeren Raum voraussetzt, der um jeden Preis habe gefüllt werden müssen, so setzen wir nur eine göttliche Kraft voraus, die aus dem innersten Keim der Dinge heraus die zu ihrer Existenz erforderliche Materie, den für sie nöthigen Raum, die für sie nöthige Zeit ins Nichts hinein schafft, nur um dieser Dinge wegen, nur als eine relative, nicht als eine absolute Materie, als einen nur relativen, nicht als einen absoluten und ewigen Raum; denn es gibt einen Raum und eine Zeit nur so viel und so lange, als sie für die von Gott geschaffenen Wesen nöthig sind.

Altdeutsche Dichtung.

Beowulf. Mit ausführlichem Glossar herausgegeben von Moritz Heyne. Zweite Auflage. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1868.

Dieses berühmte angelsächsische Lied stammt aus dem 8. Jahrhundert und füllt gleichsam zwischen dem heidnischen Sagenkreise Scandinaviens und Deutschlands die Lücke aus. Es hat noch einen sehr heidnischen Charakter. Der Held Beowulf kämpft mit Grendel, einem furchtbaren Meerriesen, der ihm die Gefährten vom Ufer bei Nacht holt und frißt, und besiegt ihn und seine noch rauhere Mutter. Damit ist der Sieg des menschlichen Anbaues über die ungastliche Wildheit der nordischen Natur oder überhaupt der edeln Menschheit über die rohe Elementarwelt gemeint.

Die vorliegende sehr correcte Ausgabe ist von keiner Uebersetzung begleitet, aber von einem sehr reichen und alles erklärenden Namenverzeichniß und Glossar.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{3}/_{8}$ Thaler.

Mittwoch, | N° 59. | 22. Juli 1868.

Neue Schrift über den Adel.

Geschichte der Gesellschaft von Dr. J. J. Roßbach. I. Theil. Die Aristokratie. Würzburg, A. Stuber, 1868.

In neuerer Zeit ist viel über den Adel geschrieben worden, für und wider. Die vollständigste Blumenlese von Meinungen über den Adel findet man in den stenographischen Berichten der Paulskirche, worauf der Verfasser auch Rücksicht genommen hat. Auch die verschiedenen in größeren Schriften ausgesprochenen Ansichten stellt der Verfasser einander gegenüber, macht aber die sehr richtige Bemerkung, daß der Streit der Theorien eigentlich Nebensache ist. „Jeder neue Versuch, diese Frage in abstracter Weise abzumachen, bleibt, wie die hier niedergelegten Versuche, Theorie. Die praktische Lösung gibt nur — die Geschichte. Auch der Adel unterliegt in der Geschichte den Gesetzen der Entwicklung; das Gesetz der Geschichte ist hier, wie überall, das Gesetz der Welt!"

Thatsache ist, daß der Adel nichts Constantes ist, sondern seinen Charakter immer verändert. Der Verfasser weist das geschichtlich nach, indem er von den priesterlichen und kriegerischen Kasten im alten Orient und Aegypten zu den edlen Geschlechtern der Griechen, zum römischen Patriciat und zum germanischen Adel übergeht. Da wo die aristokratische Gesellschaft sich am schroffsten von allen übrigen Ständen abschloß, entartete sie am leichtesten und ging zuletzt unter. Da wo sie sich aus andern Ständen rekrutirte und durch frische Kräfte verjüngte, gedieh sie am besten. Der germanische Adel erfreute sich von jeher des Vorzugs dieser wiederholten Verjüngung. „Der germanische Adel hat, dem griechischen und römischen gegenüber, den Vorzug reicherer Lebensgestaltung. Die Eupatriden-Geschlechter verlieren sich nach Solon bald in der Uebermacht des Demos; die Patricier erleben nur eine Umwandlung durch Aufnahme der Optimaten; bei den Germanen erzeugen die Gefolgschaften, Ministerialität und Lehenwesen vielfache Formen und Gruppen, von welchen das Alterthum keine Ahnung hatte. Der römische Adel nimmt erst in der spätern Zeit, im Hochsommer seiner Tage plebejische Tüchtigkeit in seine Reihen auf; bei den Germanen hat das Verdienst schon an der Wiege der Geschichte die Anerkennung gefunden, die sonst der Adel für sich in Anspruch nimmt. Bei den Römern war der priesterliche Adel die längste Zeit der Geschichte ein integrirendes Glied des nationalen Adels; bei den Germanen scheidet sich seit dem Christenthume das Priesterthum vom Adel, zieht die tüchtigsten Kräfte aus dem Volke und frühe schon aus dem Stande der Freigelassenen. Wie die ersten Träger des Christenthums Männer aus dem Volke waren, so werden jetzt auch Söhne von Bauern und Fürsten Bischöfe und Erzbischöfe, die als solche in die Stellung von Reichsfürsten treten. Die Freigelassenen kamen in Rom erst in den Zeiten des Untergangs in den Senat; bei den Germanen erscheinen ihre Nachkommen schon als Freigeborene im Mittelalter, und streben und reichen zur Höhe des Adels empor. Der Ministeriale steht mit einem Theile seiner Glieder auf den Stufen des Adels, mit dem andern harrt er auf denen des Mittelstandes und senkt einige von ihnen selbst in die Tiefen des vierten Standes hinab. Bei den Römern sehen wir nirgends solch' eine reiche inhaltvolle Lebensentwicklung. Hier begegnet uns in der alten Zeit nur der Gegensatz zwischen Patriciat und Plebejerthum, in der neuen der der Optimaten und der Plebs."

Der germanische Adel hat sich aber diesen Vorzug nur in England bewahrt. „England hat es zumeist

herausgefühlt, daß die alten Geschlechter nur durch den Reichthum der Gentry sich materiell erhalten, erfrischen und verjüngen können, und sie haben daher die reichen und ausgezeichneten Fähigkeiten der höheren Mittelclasse neidlos in sich aufgenommen, und dadurch eine lebenskräftige Aristokratie gerettet; anderswo hat man an der Ebenbürtigkeit des Blutes festgehalten und ist immer mehr verkümmert. Man sieht auch hier es ein, daß die Gesellschaft in ewiger Fluctuation begriffen ist, daß sie das Wesen, die Idee zu retten sucht, aber die Formen, welche sich der Strömung der Zeit entgegenstemmen, in ihren Fluthen begräbt. Eine Aristokratie muß seyn, aber sie ist es nur, wenn sie eine wahrhaft sittliche Größe ist. Verkennt der Staat, verkennt die Gesellschaft diese Wahrheit, dann schafft das Naturgesetz doch wieder eine imponirende Macht, welche sich zur Führerin des Lebens aufwirft, — die aber von der echten Aristokratie nur ein Schatten, ein farbloses Abbild ist, — den Adel des Geldes."

In den übrigen europäischen Staaten ist der Adel zu seinem eigenen Schaden jenem englischen Beispiel nicht gefolgt. Der Verfasser entwirft von S. 189 an ein schauerliches Gemälde von der Entsittlichung des germanischen Adels auf dem Festlande. „Hat der Adel diese sittliche Größe bewahrt, hat er den Adel der Menschheit in sich gerettet, nachdem die Wetter der Geschichte seine Burgen in den Staub warfen? Untersuchen wir es! Schon auf dem Gebiete der Cultur erhielt er sich nicht auf der Höhe der Zeit. Seine Abneigung gegen das Studium war Schuld, daß er aus den öffentlichen Stellen in Frankreich verdrängt und diese dem dritten Stande überlassen wurden. Darum waren die tüchtigsten Glieder des Parlamenes dem Bürgerthume entnommen; darum errangen die Gelehrten ohne adelige Geburt, die gebildete, unterrichtete Bürgerclasse einen größeren Einfluß in der feinen Gesellschaft als der Adel, darum galt die Schöpfung der Akademie mehr der Hebung der Männer des dritten Standes, der Schriftsteller, Gelehrten und Künstler; darum stellte sich das Bürgerthum an Kenntnissen, Aufklärung, Erziehung den Adeligen gleich. Auch vom Adel Italiens sagt man, daß Bücherscheu und Mangel an Bildung in dieser Zeit ihn gekennzeichnet habe. Das Leben des Adels in Deutschland im 16. Jahrhunderte wird als ein Leben voll bäurischer Aermlichkeit, Unbildung und Rohheit durch Lust an Fehde, Räuberei und plumper Völlerei geschildert. Und welche Richtung schlug ein Theil des Adels ein, als er in das Culturleben drang? War es die reine, die himmlische Göttin, die er anbetete, oder war es der Materialismus, die flachste Freigeisterei, vor der er, als dem Götzen der Zeit, besonders in Frankreich, niederfiel? Wir sehen hier nur ein wildes Faust- und Fehderecht, wir sehen ja nichts, als das tolle Jagen, Raufen und Spielen, als Saufgelage und Hunde und Rosse, nichts als sittliche Verwilderung. Und was folgt auf diese raube Zeit? Es folgen die Prunkgemächer der Wollust, die Salons der schamlosen Maitressen, die nächtlichen Orgien der Laster, Verschwendung, Pracht, Luxus und Spiel. Es war, als ob der Fieberwahnsinn der Sinnenlust die morschen Glieder schüttelte, ehe sie ins Grab sanken: denn die Reihe dieser Bilder schließt ab mit dem Verfalle der Geschlechter, mit dem Untergange alten Reichthums, mit dem moralischen Tode und dem adeligen Proletariat."

Auch der spanische Adel ist elend heruntergekommen, die hohen stolzen Rittergeschlechter sind hier zu verweichlichten Zwergen herabgesunken. Unter den Granden Spaniens gibt es keine großen Männer mehr. Am tiefsten sank der schwedische Adel. „Das traurigste Beispiel in dieser Frage gab aber die schwedische Aristokratie, die in Parteien zerfallen war, von welchen die eine an Frankreich hing (die Partei der Hüte), die andere an Rußland (die der Mützen), wobei beide für die Gunst des Auslandes feil waren, und sich in den Sold fremder Mächte begaben, und die Staatsgelder für ihre Genüsse verschwendeten."

Man darf sich in der That nicht verwundern, daß die Bürgerclasse, die den Adel an Talent und Verdienst weit überragte und der Bauer, den der Adel mißhandelte, sich in der französischen Revolution des welthistorisch ganz unnütz und verächtlich gewordenen Adels mit Gewalt entledigt haben, und daß er auch in Deutschland vieler seiner alten Rechte verlustig ging.

Auf der andern Seite erkennt der Verfasser mit vollkommener Unbefangenheit an, daß es eine Aristokratie geben müsse, daß sie natürlich, daß sie immer vorhanden, wenn auch nicht immer an ihrem rechten Platze ist und daß es nur darauf ankomme, sie auf diesen rechten Platz zu stellen. Einfache Herstellung der früheren Adelsrechte gehört zu den unmöglich gewordenen Dingen. „Die reactionäre Gewalt, einen Adel, der seine natürlich-sittlichen Grundlagen abgeschwächt, oder verloren hat, im alten Glanze zu erhalten, oder wieder herzustellen, ist darum eben so widersinnig, als die revolutionäre Tendenz, die Aristokratie auszurotten, die diese Grundlagen noch für sich hat. Es hat sich immer gerächt, wenn man diese ewigen Gesetze der natürlichen oder sittlichen Weltordnung durch menschliche Willkür verletzte. Diesen Gesetzen wird man

sich am Ende, nach schmerzlichen und blutigen Erfahrungen, in Demuth beugen. Es hat sich auf unserem Gebiete ebenso gerächt, Alles beim Alten zu lassen, als Alles zu nivelliren. Es nützte dem Adel nichts, auf seine Geburt, sein Stammvermögen zu pochen, wenn er seine geistig-sittliche Bedeutung für das Leben aufgab. Die Aristokratie muß, wenn sie Bestand haben will, der Menschheit dienen, oder sie stirbt ab, wie ein faules Glied."

Es muß also anders geholfen werden. In neuester Zeit drängt sich die Geldaristokratie als die herbei, die allein im Stande sey, wieder eine wahre Aristokratie darzustellen. Der Verfasser weist diese Anmaßung zurück, indem er zeigt, daß das Grundeigenthum des alten Adels wegen seiner Unbeweglichkeit den Besitzer an die Scholle, mithin an das Vaterland fesselte und ihn daher auch befähigte, in einem aristokratischen Senat oder in einer ersten Kammer das Interesse des Vaterlandes zu vertreten, was beim Börsenmann und Großjuden nicht der Fall sey. „Es ist klar, daß ein Grundherr im Besitze und Betrieb eines Areals von einer halben Million Gulden Werth eine andere ökonomisch-sociale Position inne hat, als ein Rentier, der jährlich fünfundzwanzigtausend Gulden Coupons abschneidet; dieser nimmt im schlimmsten Falle seine Papierchen zusammen, schüttelt den Heimathsstaub von den Füßen und wandert über die Grenze. Gleichwohl nehmen in vielen Ländern Rentier und Gutsherr zu gleichem Verhältniß an der Bestimmung des Staatswillens über Krieg und Frieden Theil!"

Auch das Amt als solches gewährt keine Aristokratie, wie sie seyn sollte. Der Beamtenadel läßt, einige große Männer ausgenommen, immer viel zu wünschen übrig. „Ein Adel, der seinerseits nicht zugleich die wirkliche ‚Herrschaft der Besten' auch culturlich in sich trägt, verfehlt die intellectuelle Seite seines gesellschaftlichen Berufs. Seine Güter müssen die wahren Hochschulen der Landwirthschaft abgeben; zu den gesellschaftlichen Einrichtungen des Ackerbaues in Associationen u. s. w. hat er mit Kopf und Hand am meisten beizutragen, auf staatlichem Gebiete fällt ihm zunächst die Fahnenwacht bei dem nationalen Ruhme zu, und Wissenschaft, Kunst und Poesie haben in seinen Schlössern die schönsten Asyle zu finden; er hat aus seinem Bereiche die von aller bureaukratischen Beimischung freien Staatsmänner zu stellen; er ist auf staatlichem Felde am besten geeignet, die Nation vor Ueberstürzungen zu bewahren. Der Bureaubeamte wächst in den allerseltensten Fällen unter Verhältnissen auf, welche ihm die Erwerbung einer echt staatsmännischen Bildung, eines staatsmännischen Charakters ermöglichen. Der Bureaukrat steht unter dem Staatsmann."

Die Forderungen, welche der Verfasser hier an den Adel stellt, sind wohl etwas zu hoch gegriffen. Von jedem Adeligen dürfte man doch so viel nicht fordern. Wohl aber sollten in der Gesammtheit des Adels Vertreter all jener höheren Gesinnungen und Bestrebungen seyn, auf die der Verfasser hinweist.

Einem Uebelstand wird niemals abzuhelfen seyn. Ein bloßer Verdienstadel, der nicht forterbt, entbehrt eines der unentbehrlichsten Attribute, nämlich der Dauer, des Conservatismus in der Familie. Ein Erbadel aber ohne fortdauerndes Verdienst entbehrt ein eben so wichtiges Attribut, den persönlichen Werth.

Naturkunde.

Die Darwin'sche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen. Von Moritz Wagner. Leipzig, Duncker und Humblot, 1868.

Folgende Sätze führen uns in den wesentlichen Inhalt des kleinen Buches ein. Auf S. 3 schreibt nämlich der Verfasser: „Als ich das Darwin'sche Werk gelesen, erkannte ich wohl einen gewissen Zusammenhang, in welchem manche der bisher unerklärten Thatsachen in der Thier- und Pflanzengeographie mit der Theorie der ‚natürlichen Zuchtwahl' (Züchtung, Auslese, natural selection) stehen. Doch die ganze Bedeutung der letzteren zur Erklärung der meisten auffallenden Vorkommnisse, welche sich bei Betrachtung der Floren und Faunen in den verschiedenen botanischen und zoologischen Provinzen aller Welttheile darbieten, konnte ich selbst nach wiederholter aufmerksamer Lesung der erwähnten Kapitel nicht erkennen. Darwin's Gesetz der ‚natürlichen Zuchtwahl' stützt sich bekanntlich auf die jedem Organismus innewohnende individuelle Variabilität. Die geringsten Veränderungen der Organe eines Thieres oder einer Pflanze können sich erhalten, steigern und auf die Nachkommen vererben, wenn sie dem Individuum im Kampfe um das Daseyn mit den übrigen Lebewesen und namentlich in der Concurrenz mit den gleichen Artgenossen einen wenn auch noch so kleinen Vortheil gewähren. Individuelle Veränderlichkeit, Vererbung der gewonnenen neuen Merkmale auf die Nachkommen, Erhaltung und Steigerung dieser Merkmale

in einer bestimmten Richtung durch eine Reihe von Generationen, und das alles bedingt durch den ‚Kampf um das Daseyn' (struggle for existence), diese sind also die drei Grundideen der Darwin'schen Lehre. Genügen sie zur Erklärung einer fortdauernden nothwendigen Artenentstehung? Ich glaube, daß Darwin's Transmutationstheorie noch eine wesentliche Lücke enthält und daß zu einer befriedigenden Erklärung derselben noch ein anderes wichtiges Naturgesetz gehört, welches ich das Migrationsgesetz der Organismen nennen will. Das Darwin'sche Buch gibt uns keinen bestimmten Aufschluß weder über die äußere Ursache, welche zu einer Steigerung der gewöhnlichen individuellen Variabilität, also zur beginnenden Zuchtwahl den ersten Anstoß gibt, noch über die Bedingung, welche neben einem gewissen Vortheil in der Concurrenz des Lebens die Erhaltung der neuen Merkmale nothwendig macht. Diese Bedingung erfüllt nach meiner Ueberzeugung allein die freiwillige oder passive Wanderung der Organismen und die von den orographischen Verhältnissen wesentlich abhängige Bildung isolirter Colonien, welche unter günstigen Umständen die Heimath einer neuen Species begründen."

Der Verfasser legt also den größten Werth auf die äußerlichen Einflüsse, durch welche der Organismus Veränderungen erleidet. Diese sind wesentlich klimatische oder Veränderungen, welche durch die Nahrung und Isolirung bewirkt werden. Besonders wichtig erscheint ihm die Isolirung. „Ohne eine lange Zeit dauernde Trennung der Colonisten von ihren früheren Artgenossen kann nach meiner Ueberzeugung die Bildung einer neuen Race nicht gelingen, kann die Zuchtwahl überhaupt nicht stattfinden. Die freie Kreuzung macht, wie die Erfahrung bei der künstlichen Züchtung von Thieren und Pflanzen in unwiderlegbarer Weise lehrt, nicht nur die Bildung neuer Racen unmöglich, sondern zerstört stets wieder die begonnenen individuellen Varietäten. Sie ist die wesentliche Ursache, wenn die individuelle Variabilität durch verschiedene Generationen nicht zu einer fortdauernd verändernden Wirkung gelangt. Unbeschränkte Kreuzung, ungehinderte geschlechtliche Vermischung aller Individuen einer Species wird stets Gleichförmigkeit erzeugen und Varietäten, deren Merkmale nicht durch eine Reihe von Generationen fixirt worden sind, wieder in den Urschlag zurückstoßen. Darwin bemerkt gewiß sehr richtig, daß, wenn es dem Menschen leicht war, eine ganz außerordentliche Formenmannigfaltigkeit von Hunderassen zu erlangen, weil er deren Zuchtwahl in seiner Gewalt hatte, ihm dagegen, eine Züchtung sehr verschiedener Katzenracen nicht gelungen ist, weil bei der Gewohnheit der nächtlichen Wanderungen dieser Thiere ein Durcheinanderkreuzen nicht leicht verhindert werden kann. Ich will hier noch an die bekannte Thatsache erinnern, daß im ganzen türkischen Asien nur eine einzige Hunderace existirt. Indem die religiöse Sitte dort verbietet, den Hund als unreines Thier in das Haus aufzunehmen, macht die ungehinderte Paarung der stets freilaufenden Hunde nicht nur die Bildung neuer Racen, sondern auch die Erhaltung fremder importirter Racen unmöglich. Der gleiche Fall wiederholt sich im tropischen Amerika, wo nicht die religiöse Sitte, sondern das Klima die Menschen veranlaßt, ihre Hunde frei laufen zu lassen und daher auch dort nur eine einzige Hunderace besteht."

Dasselbe gilt von den Pflanzen. Die Alpenflanzen sind meist nur Varietäten von Pflanzen der Ebene und im Andesgebirge hat man wahrgenommen, daß, je isolirter hier die einzelnen Bergkegel sind, um so gewisser sich auch auf jedem ganz eigenthümliche Arten ausgebildet haben. Dasselbe Gesetz wendet der Verfasser nun auch auf die Menschenracen an und läßt neue Völkertypen nur durch Isolirung, die edelsten immer nur auf Gebirgen entstehen. Endlich hält er dafür, daß bei fortschreitender Bevölkerung der Erde die wilden Thiere und Pflanzen immer mehr verschwinden würden und daß im gleichen Maaße neue Menschenracen nicht mehr würden entstehen können, desto mehr aber unter den Menschen Bastardbildungen entstehen würden.

Wenn auch dieser Abstraction eines Naturgesetzes eine gewisse Wahrheit nicht abgesprochen werden kann, so ist es doch einseitig, die äußern Einwirkungen der unorganischen Natur auf die organische und der niedern thierischen und pflanzlichen Organisation auf die Menschen voranzustellen. Der Vorrang gebührt ohne Zweifel dem höhern Princip, dem das niedere nur dienen muß. Das höchste Geschöpf auf Erden ist der Mensch. Nur um seinetwillen ist die Erde mit allem, was auf ihr wächst und lebt, geschaffen. Nur damit das Menschliche sich in seinem ganzen Reichthum entfalten könne, wollte die Weisheit des Schöpfers eine Vervielfältigung der Menschen und dem Zweck ihrer mannigfaltigen Ausbreitung und Entwicklung muß auch alle Mannigfaltigkeit auf der Erdoberfläche nach Klimaten, Gebirgen, Gewässern und nach der vielgestaltigen Mineral-, Pflanzen- und Thierwelt zum Mittel dienen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 60. 25. Juli 1868.

Philosophie.

Die Weltalter. Lichtstrahlen aus Franz von Baaders Werken. Von Prof. Dr. Franz Hoffmann. Erlangen, Besold, 1868.

Bei dem Titel „Weltalter" wird sich wohl mancher Leser etwas anderes denken, als er finden wird, denn es ist in diesem Werke nicht von den Weltaltern im gewöhnlichen historischen Sinne des Worts die Rede, sondern zwar von Weltschöpfung, Welterlösung und Weltvollendung, aber nur in philosophischem und theologischem Sinne. Das Verhältniß des Menschen zu Gott und seine Bestimmung zum ewigen Leben ist hier überall die Hauptsache.

Das Werk ist tiefsinnig, geistreich und geeignet, die Leser mit dem Ideengange des größten Theosophen der Neuzeit zu orientiren. Es ist nämlich eine Blumenlese aus den Werken Baaders, durchaus aphoristisch, ohne daß durch diese lockere Form der innere Zusammenhang der Ideen gestört oder verdunkelt würde. Der Herausgeber, welcher mit langjähriger, ruhmwürdiger Treue die Sache seines hingeschiedenen großen Lehrers vertritt, sieht sich im Vorwort immer noch genöthigt, gegen die immer noch landläufige Voraussetzung zu protestiren, derzufolge Baader für einen untergeordneten Geist gelten soll, der nur von dem viel größern Schelling einige Gedanken geborgt habe. Wir sind im Verlauf der Jahre schon mehrmals in den Fall gekommen, jener thörichten Voraussetzung auch unsererseits in diesen Blättern zu widersprechen und jene akademische Arroganz scharf zu tadeln, welche den Philosophen Baader erniedrigen zu müssen glaubt, um den Philosophen Schelling zu erhöhen.

Die erste Hälfte des vorliegenden Werks kommt noch gar nicht auf Weltschöpfung, Welterlösung und Weltvollendung zu sprechen, sondern hat drei Abschnitte: Selbstbildung, Glaube und Wissenschaft, Gott, und theilt eine Anzahl Hauptstellen aus Baaders Werken mit, woraus dessen Gottesbegriff und Glaubensansicht vom Verhältniß des Menschen zu Gott am deutlichsten erhellt.

Von vorn herein empfinden wir den Zug vom Niedern zum Höhern wie eine magische Gewalt in diesen seelenvollen Aussprüchen. Wir geben einige Proben: „Ich habe noch wenig Leute kennen gelernt, die meiner Erwartung Genüge gethan oder sie wohl gar übertroffen hätten. Ich haschte immer nach Engeln, wünschte so gern meinen Traum als Wahrheit zu sehen — und fand immer Menschen und leider oft noch etwas Geringeres. Ja, die gütige Natur oder vielmehr Gott hat in jeden Menschen so ein Ideal, Vorbild von Güte, Größe rc. eingegraben, dem er sein ganzes Leben durch nachleben und sich ihm nachbilden soll, das sich aber in dem Verhältnisse, in welchem er sich ihm nähert, erweitert und vergrößert. Denn wer hienieden hat wohl sich selbst erreicht? — Je mehr man weiß, desto mehr will man wissen, ein Fünkchen von Sonne geht auf, und von tausenden bricht die Dämmerung an. Wissen, daß man nichts weiß, ist die größte Wissenschaft, aber freilich nur in Hinsicht auf diese Dämmerung. Je besser man ist, desto besser will man werden! ... Wie? sollte dieses ewige Streben nicht ein sicheres Document unserer Unsterblichkeit seyn? des ewigen Emporarbeitens und Hinanklimmens des Geschöpfs zum Schöpfer? ... Kant nennt die Idee Gottes selbst: Ideal unserer Vernunft. S. 27.

Die Träber der Materien können den Geist nicht befriedigen, nichts Irdisches kann ihn sättigen. Eckel begleitet ihn mitten im Genusse und innere Unruhe, sogenannte Dialektik der Vernunft im Speculiren, alles

lehrt uns laut und mächtig, daß die Kraft, die in uns lebt, denkt und wirkt, ihrer Natur und ihrem Wesen nach sich zum Himmel wendet, daß in dieser Tendenz zur Geistersonne ihr allein Befriedigung ihres innern Bedürfnisses nach Güte und Wahrheit und Geisteswollust zu Theil wird, und daß der Mensch hier nur dann selig genannt werden kann, wenn alle einzelnen irdischen und himmlischen Kräfte, die in seinem Pilgerleben rastlos und von allen Seiten auf seine innere Kraft einwirken, in jenem glücklichen Gleichmaaße auf diese wirken, nach welcher die Diagonaltendenz aller nach Oben gerichtet bleibt. S. 35.

Bekanntlich hat man alles positive Gebet als philosophische Sünde jedem vernünftigen Menschen untersagt. Fragt man nach dem zureichenden Vernunftgrund dieses Dogmas, so weisen sie uns auf den Zusammenhang aller Dinge im großen All — nexus rerum, — welcher der Laune eines einzelnen mißvergnügten Menschenkindes wegen doch wohl nicht gehemmt werden könne. Sie verwechseln den Zusammenhang der Dinge mit dem Zusammenhang der Erscheinungen. Der Zusammenhang der Dinge ist nur im Innern der Sache und kann also nur vom sinnenden, forschenden Geist enträthselt und erkannt werden. Der sogenannte Zusammenhang der Erscheinungen in der Erscheinungswelt um mich ist mir eben so unleugbar als nothwendig und leicht erklärbar. Allein es fragt sich um den innern Sinn, um die Triebfedern, den Zweck, den Geist und also um den wirklichen Zusammenhang der Dinge, denn eben dieser Geist, diese innere Zwecke und Triebe machen die verborgene, einzige Springfeder aller Menschenhandlungen. Wie? In diesem Zusammenhang aller Erscheinungen sollten Gedanken und Triebe unseres Geistes nicht mit zu den Verknüpfungen der Dinge gerechnet werden dürfen! Wie? Kein wahrer Zusammenhang, kein Wechselverkehr sollte zwischen lebendigem Geist und lebendigem Fleisch statt haben, während doch überall nur der Geist es ist, der lebendig macht und das Fleisch keine Nütze ist? Ferne bleibe mir die Philosophie, welche die armen Kinder dem liebenden Vater entfremdet, anstatt sie auf Ihn hinzuweisen, und welche unsere im Staube der Erde tief gebeugte Himmelsvernunft, anstatt ihren Blick auf ihre schönere Heimath emporzulenken, nur noch tiefer in den Schlamm niedertritt, indem sie, statt die in jedem seiner Werke sich offenbarende Güte und Liebe des Allvaters bewundernd anzubeten, das ganze All als einen großen Bratenwender, und das eiserne Fatum mitten inne als die innerste Feder dieses Bratenwenders vorstellt. S. 68.

Der Mensch kann nie etwas Böses thun, ohne das Bewußtseyn, nicht recht zu thun, zu fühlen. Es ist immer eine Art von Scheingrund, den die Leidenschaft dem Menschen vorhält, eine Art von Augenzuhalten auf einen Augenblick, eine Art Blendwerk, Augenblinken, Lüge. S. 87.

Es ist sonderbar, daß Kant immer die Zeitbedingung der Existenz nach dem Tode unterlegt. Dies führt aber zu einem Begriffe der Ewigkeit, der entweder Schwindel oder Langeweile verursacht. Dem entgegen scheint mir die Schriftvorstellung eines künftigen Lebens als: „die Zeit wird nicht mehr seyn, die angemessenste." S. 99. Auf diese Unterscheidung zwischen Zeit und Ewigkeit kommt Baader noch mehrmals zurück. Ihr hat unlängst auch der eben so geistreiche als fromme Fabri eine eigene Schrift gewidmet. Es ist eine Unterscheidung, die schon in unserem altheidnischen Volksglauben mit klarem Bewußtseyn vorherrschte, weshalb es der modernen Philosophie, obgleich auch sie wieder heidnisch geworden ist, doch wenig Ehre macht, einen so wichtigen Fundamentalunterschied noch immer nicht recht capirt zu haben.

Baader begnügt sich nie mit einer dürren Verstandesspeculation, ihm ist die Betrachtung Gottes, der Welt und des Menschen kein bloßes Rechenexempel oder Spiel der Logik, sondern eine warme Herzenssache. Er will kein handwerksmäßiger Denker, nicht einmal ein Virtuose der Dialektik und philosophischen Speculation seyn, sondern es zieht ihn mit kindlicher Liebe zu Gott und sein Herz sucht Gott, wie die noch verschlossene Knospe das Licht der Sonne. Alles ist ihm noch Wunder in der Welt, er sucht das Wunder, dem immer wieder ein höheres mit neuer Ueberraschung folgt. Er meint nicht Gott und die Welt bequem in das Schema einer Tabelle einregistriren zu können.

Hier wieder einige Proben: „Es war ein glücklicher Weg, den Kant in seiner Deduction der praktischen Vernunft zum Gottesbeweis einschlug, indem er, Elias folgend, Gott weder im Sturm noch im wilden Feuer, sondern im stillen Säuseln oder Lispeln des Gewissens suchte. Aber er schnürte der kaum begonnenen Analyse des Gemüthsphänomens des Gewissens mit seinem System wieder den Hals zu. Was hätte sich leichter aus dieser Analyse ergeben, als daß wir im Gewissen das Vernommenseyn unseres Selbstes in unserer innersten Lebensthätigkeit als Willen gebärend inne werden, daß wir hier auf eine uns in unserer Willensgebärde vernehmende Natur wirken, daß unsere Spontaneität nur von Spontaneität reflirt, und daß wir hier mit einer Lebensfülle zu thun haben, die nicht

blos von Außen sich uns mittheilt, sondern die von Innen heraus sich uns austhuend und aufgehend sich uns kundgibt, eine Natur, die sich meinem Gemüth als Gemüth, meinem Willen als Willen kund thut? Warum gibt er uns hier dem frostigen moralischen Idealismus preis und verwandelt dieses kräftige lebendige Wort, das in uns gepflanzt unsere Seelen selig und frei — oder elend macht, je nachdem wir ihm in die Hand oder zuwider handeln, in einen nichtigen Lufthauch? S. 112.

Der Geist des Menschen geht wirklich und überall auf Wunder aus und ruht nicht eher, als bis er zum allein Bewundernswerthen durchgedrungen ist. Wie das Herz in der Ehrfurcht und Liebe umgeben ruht, so der Geist im Wunder. Bringen Umgebungen und Handlungsweisen einen Menschen dahin, daß sein Kopf nichts mehr zu verehren und zu achten hat, kann er das nicht achten, was er liebt, und das nicht lieben, was er achten muß, so verdirbt sein psychisches Leben und erkrankt, wie jedes Leben verdirbt, dem seine eigentliche Nahrung mangelt." S. 115.

Im dritten Abschnitt von Gott treten uns wieder herrliche Lichtstrahlen entgegen. „Für die Religionswissenschaft war die von J. G. Fichte zuerst zur Klarheit gebrachte Erkenntniß ein bedeutender Gewinn, daß das Selbstbewußtseyn des Geistes dessen Sein selber und nicht etwa ein Modus oder eine Eigenschaft eines Andern, eines Dinges an sich, ist. Die neuere deutsche Philosophie verdarb sich aber jene gewonnene wichtige Einsicht in die primitive Natur des Geistes dadurch, daß sie jenen Charakter der Göttlichkeit unmittelbar und ursprünglich in den creatürlichen Geist legte und, indem sie den letzteren von dem schöpferischen Geist nicht unterschied, den Menschen nur der Thierheit enthob, um ihn zu Gott selber zu machen. S. 134.

Es ist nun der Satz Spinoza's: Omnis determinatio est negatio, die unlogische Grundlage des modernen Pantheismus und Atheismus geworden. Indem man nämlich die Begriffe: Unendlich und Unbestimmt, vereinerleite, dachte man sich Gott — den Schöpfer — als den unbestimmt hiemit unwirklich, nur in potentia Seyenden, das Geschöpf als den bestimmt, wirklich seyenden, actuosen Modus des Ersten. Hiemit wurde aber Gott als Solcher oder als unendliches Seyn nie wirklich seyend, sondern nur als ein unter den wirklichen Geschöpfen umgehendes Spectrum gedacht. Dieser falschen Vorstellung entgegen ist zu behaupten: Omnis determinatio est positio, ergo negatio indeterminationis. Der von der Creatur freilich nicht ergründbare oder definirbare, somit unergründliche Gott ist demnach keineswegs grundlos, sondern der in sich begründetste, allerrealste, allbestimmteste und eben hiemit allbestimmende Urgeist." S. 135.

Aus der zweiten Hälfte des Werks erheben wir nur einige tiefsinnige Sätze. „Die Qual der Zeitlichkeit besteht eben sowohl in dem Bleiben oder in der Unveränderlichkeit dessen, was nicht bleiben, als in dem Sichverändern oder Nichtbleiben dessen, was bleiben soll; so wie die Qual und Noth des Räumlichen eben sowohl in der Ausdehnung oder Ausbreitung dessen besteht, was nicht ausgedehnt, als in der Nichtausbreitung dessen, was ausgedehnt seyn soll, wonach die gewöhnliche einseitige Vorstellung des Zeitlichen als des blos Sichverändernden, so wie des Räumlichen als des blos Ausgedehnten zu rectificiren ist. Diese abnorme Erwecktheit des Naturprincips in der Creatur gibt sich nun in der maßlosen, abnormen und enormen Selbstsucht und Persönlichkeitssucht, somit in dem Verlust der wahrhaften Selbheit und Persönlichkeit kund, mit welcher jene unerfüllbare tantalische Sucht eben eintritt. Da nämlich die Creatur mit dem Streben, für sich zu seyn, und zugleich mit dem Unvermögen, diesem Streben Genüge zu thun, insofern also freilich mit einem Widerspruch entsteht, so findet sie sich hiemit aus sich auf Gottes Hülfe zur Hebung und Lösung dieses anscheinenden Widerspruchs und zur Integration ihrer Existenz hingewiesen, damit durch diese ihre Zukehr zu Gott die Quelle der nie versiegenden himmlischen Lebenswasser sich in ihr und durch sie zu öffnen vermöge, ohne welche ihr Naturprincip, gleich der dürren Erde, vertrocknen, und gleichsam als Phosphor sich selber entzünden müßte. S. 169.

Der Mensch als Geist und Natur vermittelnd ist darum von beiden unterschieden und steht im Aspect des absoluten Princips, Gottes, als der Ureinheit des Geistes und der Natur. Somit ist der Mensch berufen zur Vermittlung zwischen der Geister- (Engel-) Welt und der Naturwelt und nur mittelst der Inwohnung im Menschen vermag Gottes Inwohnung im Universum — in der Geister- und in der Naturwelt — sich zu vollenden. S. 172.

Die Möglichkeit des Bösen an sich selbst als gewußte Möglichkeit desselben im göttlichen Verstande ist so ewig wie Gott selbst. Aber der Gedanke der Möglichkeit des Bösen ist selbst nicht böse. Wirklich werden konnte (nicht mußte) das Böse erst mit der Zweiheit, welche entstund, sobald Gott im Geschöpfe eine Existenz außer sich selbst anfing oder hervorbrachte. Damit war die Möglichkeit eines feindlichen Dualismus gegründet, welche sich und zwar durch beiderseitige

Opferung zur unzertrennlichen, inneren, wesentlichen, nicht formalen Einheit und zum freundlichen Dualismus wieder auflösen sollte. Daß nun aber die Möglichkeit des feindlichen Dualismus zur Wirklichkeit wurde, geschah weder durch eine Wirkung, noch durch eine Mitwirkung Gottes, obwohl gewiß durch eine Zulassung; es war Folge der freien Wahl desjenigen geistigen Geschöpfs, welches zuerst sündigte. S. 179.

Religion und Liebe, wie sie unter sich enge verwandt sind, sind unleugbar die höchsten Gaben des Lebens, welche bei einem vernünftigen Gebrauche das Glück desselben, bei einem unvernünftigen Mißbrauche dessen Unglück sowohl dem Individuum als der Gesellschaft bringen. Man sollte darum meinen, daß dem Menschen nichts angelegener seyn könnte, als über diese beiden Gegenstände ins Klare zu kommen. Allein die beliebte Trägheit des Geistes und Gemüthes, so wie das alte, von Rousseau und Jakobi wieder aufgewärmte, Vorurtheil, daß nämlich der Mensch zu empfinden aufhöre, so wie er zum Denken oder zur Einsicht zu gelangen beginne, haben vieles dazu beigetragen, die Menschen über Religion und Liebe in größerer Unwissenheit zu erhalten, als über irgend einen andern Gegenstand des Lebens. S. 265.

Wenn Gott überall die Mitte ist, wie er es denn ist, als Centrum, und wenn diese nur durch Subjection, Aufhebung, Zukehr der centrifugalen, mitteüberfliegenden und der centripetalen, mitteentsinkenden Tendenz zu Stand und zu Bestand kommt, so begreift man leicht, daß, wenn der Mensch als creatürliches Gottesbild diese Mitte auch in sich und durch sich verwirklichen sollte, er gleichfalls, um dies zu können, jene doppelte Subjection in sich geleistet haben müßte. S. 361. Denn sollte die Himmlischwerdbarkeit im Menschen a potentia ad actum gebracht und fixirt werden, so mußte sowohl seine Höllischwerdbarkeit als seine Irdischwerdbarkeit radical — durch die Bewährung in der Versuchung — in ihm getilgt werden, und wie die centrifugale Tendenz, die Hoffahrt, als überwunden, das eine Element der himmlischen Liebe, die Erhabenheit, so sollte die andere centripetale — niederträchtige, sinnliche — ihr anderes Element, die Demuth, geben, und sollten in dieser Union die göttliche Androgyne manifestiren." S. 362.

Geistliches Schauspiel.

Die dramatischen Bearbeitungen und Darstellungen des Lebens Jesu. Vortrag von Emil Zittel, Stadtpfarrer in Karlsruhe. Mannheim, Löffler, 1868.

Das Christenthum begann mit tiefer Verachtung der heidnischen, nur auf Erregung von Leidenschaften berechneten Schauspiele, bis es nach Ueberwindung des Heidenthums auch Christen gab, welche die Kunst im Dienst des Heiligen verwenden wollten. „Hatte einst der düstere Karthager Tertullian († 220) der bitterste Feind und Gegner des Theaters unter den Kirchenvätern, in seinem Buch ‚Wider die Schauspiele' geschrieben ‚das erhabenste und einzig würdige Schauspiel, auf das der Christ immer seine Augen gerichtet haben sollte, ist der leidende Erlöser und das jüngste Gericht,' so fand sich im 4. Jahrhundert ein Dichter, der diesen Gedanken in dem Sinne aufgriff, daß er das Leiden Jesu in der That zum Gegenstand eines dramatischen Gedichtes erwählte. Von allen Zeiten her hat man den berühmten Kappadocischen Kirchenlehrer und Bischof Gregorius von Nazianz für den Verfasser dieses unversehrt erhaltenen Gedichtes gehalten, hauptsächlich deshalb, weil der kurz nach Gregor lebende christliche Geschichtschreiber Philostorgius sagt, Gregor habe auch dramatische Gedichte verfertigt, und weil unser Gedicht jedenfalls keiner viel späteren Zeit angehört und im Ganzen der theologischen Denkart Gregors und seiner Begabung entspricht."

Gregors dramatisches Gedicht „der leidende Christus", das erste bekannte, aber schon vollkommen ausgebildete Passionsspiel, wird uns hier kurz seinem Inhalte nach skizzirt. Sodann wendet sich der Herausgeber dem Grab- und Auferstehungscultus der Osterzeit, den Passionsspielen des späteren Mittelalters zu, die nicht durch die Reformation, wohl aber durch die Aufhebung des Jesuitenordens in Abgang gekommen sind und sich nur noch in ihrer ganzen vollen Pracht auf einigen Dörfern, vor allem in dem berühmten bayrischen Oberammergau erhalten haben.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 61.** 29. Juli 1868.

Sprachkunde.

1. Ueber Wesen und Aufgabe der Sprachwissenschaft. Nebst einem Anhang sprachwissenschaftlicher Literatur. Vortrag von Prof. Dr. Bernhard Jülg, d. Z. Rector der Universität Innsbruck. Innsbruck, Wagner, 1868.

In dieser kleinen Schrift erhalten wir eine großartige Orientirung im Gebiet der Sprachen und in der Geschichte ihrer Fortbildung.

Der Redner geht davon aus, daß im Alterthum jedes Volk nur seine eigene Sprache gekannt und um die anderer Völker sich nicht bekümmert habe. Den Griechen galten alle anderen Völker als Barbaren, den Juden als Gojim. Erst mit dem Christenthum kam die Achtung auch anderer Völker auf.

Der Verfasser unterscheidet drei Stufen der Sprachenbildung. Auf der ersten und niedrigsten Stufe stehen die Sprachen, die nur Wurzelwörter und in der Regel auch nur einsilbige enthalten. Auf der zweiten Stufe kommen Beziehungslaute hinzu, welche das Verhältniß des Wurzelworts näher bestimmen, aber noch selbständig neben demselben stehen. Auf der dritten Stufe wird die Beziehung in das Wurzelwort selbst verlegt durch eine kleine Veränderung oder Flection desselben. Auf der ersten Stufe finden wir die hinterindische und chinesische Sprache; auf der zweiten die finnische, baskische, nordasiatische, vorderindische und malay'sche, wie auch die nordamerikanische. Auf der dritten Stufe finden wir zuerst die classische Sanskritsprache der Inder, dann die der Perser, Griechen, Römer, Kelten, Germanen, Slaven und in einer zweiten Reihe die sämmtlichen semitischen Sprachen der Chaldäer, Syrer, Phöniker, Juden und Araber. Der Verfasser classificirt alle bekannten Sprachen nach diesem Schema und gibt im Anhang eine reiche Uebersicht über die vorhandene Literatur der Sprachen.

Der Verfasser verlegt den Ursitz der Sanskritsprache an die nordwestlichen Grenzen Indiens, an den Hindukusch, ja bis zum kaspischen Meere hin. „Letzteres läßt sich auch aus dem Umstande schließen, daß der Name des Meeres den meisten indoeuropäischen Völkern gemeinsam ist; das deutet nur auf den kaspischen oder allenfalls Aralsee. Auf diese Heimath lassen auch die Wörter für Gegenstände der Fauna und Flora schließen. Von hier aus läßt sich die Verbreitung der Arier gegen Osten über Hindustan dem Ganges zu in den spätern Theilen der Veden Schritt für Schritt verfolgen. Das Sanskritvolk in Indien ergibt sich ganz deutlich als ein eingewandertes, das die ihm fremden dekanischen Stämme allmälig bis auf die Südspitze der indischen Halbinsel zurückdrängt. In diesen Ursitzen auf den Höhen des Hindukusch finden wir selbst jetzt noch manche Stämme, deren Sprache dem Sanskrit oder eigentlich der Volkssprache, dem Prâkrit, noch sehr nahe steht, unter welchen die sog. Siyah-Posch oder Kafir die bekanntesten sind."

Sobald man die Abzweigung der andern gebildeten Sprachen vom Sanskrit bei den arischen Völkern verfolgen kann, die sich vom Ursitz aus nach allen Richtungen vertheilt haben, vermag man auch aus der Sprache einige Rückschlüsse auf die älteste Völkercultur zu machen. „Das kann nur dadurch geschehen, daß wir aus dem noch jetzt vorhandenen Sprachschatze dieser Völker die Gemeinschaftlichkeit von Bezeichnungen für bestimmte Begriffe ermitteln, welche wir dann als das Erbgut ansehen müssen, das jedes derselben bei seiner Trennung von der Gesammtheit mitbekam. Dies Verfahren bringt uns zu der Erkenntniß, daß das indoeuropäische Urvolk schon eine verhältnißmäßig hohe Culturstufe erreicht hatte. Scheiden wir die zwei Sphären des physischen

und geistigen Lebens, so finden wir übereinstimmende Bezeichnungen nicht nur für das Familienleben, häusliche und bürgerliche Einrichtungen, Viehzucht, Ackerbau, sondern auch für Begriffe, welche schon eine ausgebildete Mythologie und Sagengeschichte, sonstige Kenntnisse voraussetzen. Aus dem Umstande, daß wir durchgehends gemeinschaftliche Bezeichnung der Familienglieder und eine Fülle von Verwandtschaftsnamen treffen, dürfen wir schließen, daß das Familienleben bereits vor der Trennung gegliedert und geordnet war. Aus der Uebereinstimmung der Wörter besonders für Ackerbau und Viehzucht ergibt sich das Blühen dieser Zweige schon im gemeinsamen Heimathlande, und wenn auch die Ausdrücke für das Hirtenleben besonders zahlreich sind, so zeigen doch die Namen der Hausthiere in der Umgebung des Menschen, die Namen der Getreidearten, ihre Gewinnungs- und Zubereitungsart, die Wörter für Haus und Hof, Dorf und Stadt, daß sie bereits ein seßhaftes, ackerbautreibendes Volk waren, das bei seinem Heerdenreichthum doch dem unstäten Nomadenleben bereits entsagt hatte. Auch die Ausdrücke für Volk und Herrscher zeigen schon den Anfang eines staatlichen Gebäudes, der über die patriarchalischen Zustände hinausreicht. Ihre Religion war scharf ausgeprägt. Die Gottheit verehrte das Volk wohl in dem leuchtenden, glänzenden Himmel. Sie kannten die Eintheilung der Zeit in Monate und Jahre. Schon war das Decimalsystem festgestellt, die einfachen Zahlwörter für 1—9, die Zehner bis 50, das Zahlwort für 100; für 1000 findet sich noch keine allen Indoeuropäern gemeinsame Bezeichnung. Diese Betrachtung des frühesten Culturlebens ist zuerst von Kuhn angestellt worden, weiter bis ins einzelste ausgeführt von Ad. Pictet, der sein großes Werk über die primitiven Arier nicht unpassend als ‚Versuch einer linguistischen Paläontologie' bezeichnet hat."

Wir müssen uns hier die Einwendung erlauben, daß die Voraussetzung, die Mythologie, Religion, Denkweise und der Charakter der Völker seyen aus der Sanskritquelle geflossen, wie die Sprachformen, eine irrige ist. Geist und Charakter der Völker sind nicht demselben Gesetz unterworfen, wie ihr finnlicher Ausspruch durch die Sprache, sie modificiren vielmehr das Gesetz. Die Arier haben sich getheilt in Völker, in denen Geist und Charakter sich auf die verschiedenste, oft auf die entgegengesetzteste Art entwickelt haben. Wenn allen diesen Völkern etwas Gemeinschaftliches geblieben ist im Familienverhältniß, in der Nahrung, Bekleidung, im Ackerbau, dem nothdürftigsten Handwerk, in Waffen rc. wie denn auch in der Sprache und Benennung von Sachen, die allen gemeinschaftlich waren, so folgt daraus doch mit Nichten, daß auch Geist und Charakter der Völker die nämlichen hätten bleiben müssen. Im Gegentheil finden wir bei Indern und Persern, Griechen und Römern, Germanen und Slaven die schroffsten Gegensätze. Es sollte keine Einförmigkeit unter den Völkern seyn, das lag offenbar im Weltplan. Die verschiedenen Typen der Nationalcharaktere waren vorher bestimmt, wie die der Länder und Klimate, in denen die Völker sich niederließen. Die arischen Stämme, die ins Gangesthal vordrangen, nahmen als Brahmanen und später als Buddhisten einen Nationalcharakter an, der himmelweit verschieden ist von dem der Perser, Griechen und aller Europäer. Wenn nun auch alle diese Völker für Vater und Mutter, für die Hauptnahrung, für Hausthiere rc. auch gemeinschaftliche Vorstellungen von den auffallendsten Naturerscheinungen und von der Zeiteintheilung eingehalten haben, so treten unter ihnen doch wieder die schroffsten Gegensätze hervor in Bezug auf den mehr männlichen, harten, kriegerischen Charakter der einen Nation und den mehr weiblichen, weichen, furchtsamen und sclavischen der andern, in Bezug auf Religionen, die dem Menschen Trotz gegen die Götter gestatten oder den Menschen selbst vergöttern, und solchen, die umgekehrt den in zitternder Angst lebenden und sterbenden Menschen mittelst der Seelenwanderungslehre zum Thiere, ja zum leblosen Geschöpf erniedrigen.

Diese sittlichen Gegensätze, zwischen denen wie in Angelpunkten sich die ganze Weltgeschichte bewegt, sind unendlich viel wichtiger, als jene älteste Sprachenverwandtschaft. Da nun aber der Nationalcharakter und die Religion, durch welche die Völker sich am grellsten unterscheiden, erst von ihrer Auswanderung an, in andern Ländern und Klimaten und in einer thaten- und schicksalsreichen Geschichte sich ausgebildet haben, so kann von einer Herleitung ihrer Mythen aus einer gemeinschaftlichen, wie Kuhn meint, brahmanischen, oder wie Benfey meint, aus einer buddhistischen Quelle gar nicht die Rede seyn, denn die ganze Denkweise sowohl der Brahmanen als Buddhisten widerstrebt der altpersischen, griechisch-römischen und germanischen. Wir lesen hier S. 18: „Die Erforschung der gemeinsamen mythologischen Vorstellungen und des Sagenstoffes ist in der jüngsten Zeit mit gedoppeltem Eifer begonnen und das Material von allen Seiten herbeigeschafft worden. Durch die großen Forschungen Benfeys hat es sich namentlich auch herausgestellt, daß der größte Theil des Sagen- und Märchenstoffes aus Indien stammt, wenn freilich erst aus späterer Zeit, und auf verschiedenen Wegen zu uns verbreitet worden ist. Es beginnt die vergleichende

Mythologie einen eben so gewaltigen Aufschwung zu nehmen, wie es die Sprachforschung gethan." Diese Wissenschaft wird unfehlbar in den Sand führen, wenn man eine gemeinschaftliche Quelle und noch dazu in Hinterindien, bei einem einzigen, vorzugsweise einseitig ausgebildeten Volke sucht, welches von den westlichen, eigentlich weltgeschichtlichen Völkern grundverschieden ist und fast immer isolirt blieb.

Die vergleichende Mythologie kann nur gedeihen, wenn sie jene oben bezeichneten Gegensätze beachtet, die sich nothwendig innerhalb der Geschichte der Menschheit ausprägen mußten. Es kommt hier überall auf die entgegengesetzten Grundcharaktere der verschiedenen Religionssysteme an, nicht aber auf zufällige Aehnlichkeiten in belehrenden Fabeln und unterhaltenden Mährchen, die sich durch reisende Kaufleute, Sclaven, Eroberer über die halbe Erde verbreiten konnten und von denen doch niemals wird nachgewiesen werden können, daß sie nothwendig aus Indien stammen müßten, weil sie auch in Indien vorkommen. Von vielen läßt sich sogar bestimmt behaupten, daß sie erst aus Europa oder dem nordwestlichen Asien nach Indien gekommen seyn können, weil ihr Grundgedanke kein indischer ist und unverkennbar einer ganz andern Heimath angehört.

Weltgeschichte.

Die Gefahren für die Existenz des Menschengeschlechts. Ein Beitrag zu der Lehre von den letzten Dingen. Von Friedrich Häberle. Stuttgart, Hasselbrink'sche Buchdruckerei, 1868.

Es ist dem Tiefsinn des Verfassers nicht entgangen, daß der Optimismus unserer Fortschrittsmänner, der sich schon vom Humanitätsschwindel des vorigen Jahrhunderts herschreibt, eine grauenhafte Thorheit ist, eine verlockende Fata Morgana, die zum Abgrund lockt. Er erkennt, wie es auch die h. Schrift voraussagt, daß wir den Weg des Todes wandeln und für unsere Sünden werden gestraft werden, anstatt, wie die Optimisten träumen, bei lebendigem Leibe zu verhimmeln und durch bloße Menschenkunst und Erfindung die Erde wieder in ein Paradies zu verwandeln.

Das kleine Werk beginnt mit einer Verwahrung gegen die allzu kurzsichtige Orthodoxie. „Die h. Schrift verkündigt eine allgemeine Weltkatastrophe, als Ausdruck des Uebergangs der Zeit in die Ewigkeit. — Es wäre wahrlich dem Menschengeschlechte allzu viele Ehre angethan, wenn man sich ihm zu lieb unter diesem großen Ereignisse den völligen Untergang des Universums in einem Act vorstellen wollte. Je nach dem christlichen Standpunkte, den der Ausleger einnimmt, kann die Beschreibung dieses Weltereignisses (Matth. 24. Marc. 13. Luc. 17, 21.) verschieden aufgefaßt werden. Wir sind so bescheiden, die eschatologischen Reden des Herrn auf unsern Erdball zu beschränken, aus Gründen, welche die Resultate der Forschungen der Neuzeit in der Astronomie unwiderleglich darthun, gegenüber von den Anschauungen der Alten, die unsere Erde für den Mittelpunkt des Weltalls hielten und den Sternenhimmel gleichsam nur für eine Decoration derselben." Es handelt sich also nicht um den Untergang des Weltalls, sondern nur um den „Untergang des Menschengeschlechts und der Creatur auf unserer Erde überhaupt durch das Verschulden der Menschheit selbst."

Der Mensch zerstört die Pflanzen- und Thierwelt in unvorsichtiger Rohheit zu seinem eigenen Verderben, denn wenn er sie mehr schonte, würden sie ihm auch länger die ihm zu seiner Existenz unentbehrlichen Hülfsmittel gewähren. Die Ausrottung der Wälder schreitet in erschreckendem Grade fort. Ebenso die Vertilgung vieler nützlichen Thiere. „Die Südtiroler tödten bekanntlich alle Standvögel oder Zugvögel, deren sie habhaft werden können, und verspeisen sie, gleichviel ob Wachtel, oder Nachtigall, Schwalbe ꝛc. Ebenso die Italiener. In England, Frankreich, in der Schweiz werden alle Thiere als Jagdbeute behandelt und die Fluren in Einöden verwandelt. In England kamen allgemeine Vergiftungen der Vögel durch Strychnin vor, um die Waizenäcker von ihnen zu befreien. Die Engländer, ausdauernd im Bösen wie im Guten, gehen nach Afrika, um in Verbindung mit den Eingeborenen das Zerstörungswerk mit den Antilopen und Dickhäutern zu beginnen. In Australien sind die Känguruh's bereits im Aussterben begriffen und in Nordamerika sind nach wenigen Jahren einer neuen Ansiedlung die Thiere des Waldes in der Gegend verschwunden, wie dort auch die großen Heerden der Bisons nicht mehr getroffen werden. Selbst die Meere werden von ihren Walen, Robben und Schildkröten entvölkert. Ueberall, wo die europäische Race sich einnistet, geht die Thierwelt zu Grunde." Der einzige Astor, ein Bauernsohn von Handschuhsheim bei Heidelberg, hat, nachdem er der erste Pelzhändler in Nordamerika geworden war und Schaaren von Jägern besoldete, welche die großen Heerden der Bison, Hirsche ꝛc. nur um der Felle willen tödteten und das Fleisch verfaulen ließen, Millionen nützlicher Thiere von der Erde vertilgt, sich selbst einen ungeheuern Reichthum erworben, der Nachwelt aber eine große Vertheuerung des

Leders hinterlassen, da die Prairien vom nützlichen Vieh entleert sind. Mit der nämlichen Sorglosigkeit treibt man den Bergbau recht eigentlich als Raubbau, d. h. beraubt man die Nachwelt, indem man unentbehrliches Material, z. B. die Steinkohlen, im Uebermaaß zu einem untergeordneten Gebrauch verschwendet, dem auch anderes Material dienen würde. Es ist als wollte man das Schuldenwesen der Staaten auf den Haushalt in der Natur anwenden, nur die Gegenwart genießen und die Zukunft dafür bezahlen lassen.

Dieser Untergrabung der materiellen Existenz geht eine der moralischen zur Seite. Der Verfasser constatirt die allmählige Entchristlichung des Jahrhunderts und bemerkt: „Daß eine solche extreme Opposition innerhalb der christlichen Kirche sich bilden konnte, das hat ein Theil der Theologen nicht wenig mitverschuldet. Das ewige Gezänke der Theologen unter sich um Worte oder Nebendinge, das starre Festhalten der Orthodoxen an ihrem Buchstabenglauben gegenüber den Ergebnissen der Astronomie und der Geologie, auch wenn sie noch so begründet sind; die Abneigung der katholischen Kirche, dem modernen Fortschritt irgend Raum zu geben, ihre höchst intolerante Stellung gegen die andern christlichen Confessionen, die doch im Grunde genommen dasselbe (apostolische) Glaubensbekenntniß haben; die Anfeindungen der Secten gegen Andersgläubige; alle diese Erscheinungen innerhalb der Kirche haben eine nicht geringe Anzahl ihrer Mitglieder, freilich die indifferenten, vom Kirchenglauben abwendig gemacht."

Nun hat man zwar das Christenthum zu ersetzen gesucht durch Humanität, Aufklärung, Civilisation, Liberalismus 2c. Aber „wenn das Christenthum, der ausgebildetste Inbegriff der Nächstenliebe, in achtzehnhundert Jahren es nicht dahin bringen konnte, über die bösen Anlagen und Leidenschaften der Menschen völlig Meister zu werden, wie soll das der bloßen Humanitätslehre gelingen!"

Alle großen alten Völker und Staaten, die einst die Welt beherrschten, sind trotz ihrer hohen Cultur untergegangen. „Die Glanzpunkte aller Völker Asiens, der Urväter der jetzigen civilisirten Welt, finden sich nur in der alten Geschichte. Es gab eine Periode, wo jene Völker die alleinigen Herren der bekannten Welt waren. In dieser Periode allein finden sich ihre Helden, Religionsstifter, Gesetzgeber, Dichter. Wie sind sie, soweit sie überhaupt sich aus dem Strom der Zeiten retten konnten, herabgesunken, auf einen Standpunkt, von dem sich schwerlich hoffen läßt, zur Verbesserung der Weltlage irgendwie etwas beizutragen. Ebenso die Völker Nordafrikas, die Aegypter, die Karthager. Die übrigen Völker Afrikas hatten nie eine Geschichte und werden nie eine erhalten. Selbst die Geschichte des Mittelalters weist auf ein Volk hin, die Araber, das auf einer ungleich höhern Culturstufe stand als jetzt. Wenden wir nun unsern Blick auf Europa. Noch jetzt bewundern wir die classische Zeit der Griechen und Römer und doch hat ihre hohe Cultur diese Völker von dem Untergange nicht retten können. Sie sind gefallen, und zwar deswegen, weil sie ihren sittlichen Halt verloren hatten. Alle Civilisation, alle Bildung hat sich in einen Theil von Europa (die Türkei ist den asiatischen Völkern gleichzustellen) geflüchtet, also in den kleinsten Theil der Welt und auch dieser Theil hat seine Cultur nur dem Christenthum zu verdanken. Wäre das Christenthum nicht in die Welt getreten, so wäre ohne Zweifel der Zustand der Barbarei auch nicht aus dem Abendlande gewichen und die Welt wäre schon längst eine Wüste. Die Staaten Südamerikas bemühen sich vergebens, zu einem regelmäßigen Bestand zu gelangen, weil ihnen der echt religiöse Boden abgeht, denn die Kirche dort zeigt kaum noch eine Spur von dem echten Geist des Christenthums und das allein ist der Grund, daß sie trotz ihrer republikanischen Verfassungen sich nicht zur Civilisation, zu ihrer Consolidirung erheben können. Wir wollen uns enthalten, ähnliche Schlüsse auf Spanien und Italien überzutragen, dort finden sich noch geistige Kräfte genug, um eine fortschreitende Verbesserung ihres Zustandes hoffen zu lassen."

Der kleine Rest der bewohnten Erde, in dessen Mitte wir uns befinden, soll allein der Menschheit die alten Güter erhalten und mehren und rühmt sich, noch die ganze Erde für die Civilisation und Freiheit erobern zu wollen. Und doch fährt sie fort, immer übermüthiger der Religion und Sittlichkeit zu entsagen. Wohin soll das führen?

Der Verfasser schließt: „Der unerschütterliche Glaube an eine Vorsehung, welche die Geschicke der Menschheit lenkt, hat uns diese Schrift eingegeben und dieser Glaube führt uns zu dem Dilemma: Entweder erscheint ein Christus zum zweitenmale auf der Erde; — Offenb. Joh. 20. (nach dem Ausdruck der modernen Denker: ein religiöser Genius) um die sittliche Weltordnung wieder ins Gleichgewicht zu bringen, oder es liegt in dem Rathschlusse Gottes, die Welt, in welcher wir leben, ihrem Ende entgegentreiben zu lassen."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 62. 1. August 1868.

Reise.

Das offene Polarmeer. Eine Entdeckungsreise nach dem Nordpol. Von Dr. J. J. Hayes. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Nebst 3 Karten und 6 Illustrationen. Jena, Costenoble, 1868. Groß 8.

Ein sehr lesenswürdiges Buch, besonders für alle die, welche sich für die neue durch Petermanns unermüdetes Wirken zu Stande gekommene deutsche Nordpolexpedition interessiren.

Der Nordamerikaner Hayes war der letzte kühne Seefahrer, der von einer amerikanischen Gesellschaft unterstützt, die Forschungen des verstorbenen Kane fortsetzte und noch weiter als dieser gegen den Nordpol vordrang, überhaupt weiter als je ein Mensch gekommen ist. Eine kleine, aber gute Karte des Polarmeers weist alle Grenzen dieses Meeres nach, sämmtliche Küsten Nordasiens und Nordamerikas, die sich bis an oder in den Nordpolarkreis erstrecken. Darauf sehen wir, daß das s. g. Grinnell-Land, eine große Insel im Norden Grönlands, am weitesten gegen den Pol vorliegt. Sein letzter Ausläufer ist noch nicht bekannt, da das Eis den kühnen Hayes verhinderte, weiter vorzudringen.

Hayes, der früher schon Kane begleitet hatte, erkannte den Weg durch den Smith-Sund nordöstlich von Grönland für den sichersten und nächsten Weg, um das Polarmeer zu erreichen. Ein gutgebauter Schooner trug ihn mit vierzehn Gefährten (zehn Angloamerikaner, vier Deutsche) durch das atlantische Meer und von Nordgrönland aus halfen ihm die Hundeschlitten der Eskimaux auf dem Eise fort. In Nordgrönland nahm er noch sechs Dänen und Eskimaux auf sein Schiff, wogegen vier seiner Gefährten ein Opfer des rauhen Climas wurden.

Der Schooner hatte große Gefahren auszustehen in wochenlangen dicken Nebeln und unter den Eisbergen, von denen er jeden Augenblick zerdrückt werden konnte. Aber die Naturscenen waren in ihrer Schrecklichkeit zugleich prachtvoll. Hier ein Seebild. „Der Sturm dauert fort wie zuvor, und trifft uns dann und wann so stark wie je. Die Aussicht vom Verdeck ist unbeschreiblich prachtvoll. Die Phantasie kann sich keine wildere Scene vorstellen. Nach Norden hängt eine dunkle Wolke und läßt die weißen Abhänge von Cap Alexander kühn hervortreten. Ueber die Klippen wälzen sich große Massen vom Winde getriebenen Schnees, und Ströme desselben ergießen sich in allen Rissen und Schluchten herab. Wirbelwinde treiben ihn von den Gipfeln der Hügel empor und drehen ihn durch die Luft. Die Ströme, die sich durch die Schluchten ergießen, gleichen dem Flugwasser großer Wasserfälle, und durch die flatterhafte Wolke dringen hier und da die dunklen Felsen hervor, verschwinden und dringen wieder hervor. Ein Gletscher, der durch ein Thal zur Bai herabsteigt, ist mit einem breiten Mantel von sich wälzendem weißem Stoff bedeckt. Die Sonne geht an einem schwarzen, unheilverkündenden Horizont unter. Aber die wildeste Scene befindet sich auf dem Meere. Dem Vorgebirge gegenüber ist alles Schaum. Das Wasser, vom Winde dahingetragen, fliegt durch die Luft und schießt über die hohen Eisberge hinweg. Es ist ein wundervolles Schauspiel. Ich habe vergebens versucht, es mit dem Pinsel zu malen. Meine Feder vermag es eben so wenig. Es ist mir unmöglich, dieser Seite ein Bild von der ungeheuren Masse Schaum beizugeben, der über dem Meere flattert und, mit jedem Pulsschlag des unbeständigen Windes steigend und fallend, gegen den dunklen Himmel hervorsteht, oder von den Wolken, die droben hinfliegen, beim Heulen des Sturmes wild und scheu quer über den Himmel eilend. Erde und Meer

sind mit brüllenden Tönen erfüllt. Auf der Luft wird Klagen, Schreien und Jammern getragen, laut und bang.“ S. 63.

Die Reisenden mußten im Port Foulke in Nordgrönland überwintern, in einem elenden Eskimaudorf mit einigen dänischen Beamten, denn die Dänen machen noch Anspruch auf den Besitz Grönlands.

Dieses große Grönland ist ein einziger ungeheurer Gletscher, der immer fort aus seinem Innern hervorwachsend an den Küsten überfluthet, gleich den Alpengletschern, und dem atlantischen Meer die riesenhaften Eisberge liefert, die langsam fortschwimmend in der heißen Zone zerschmelzen. Dieser merkwürdige Naturprozeß wird hier ausführlich geschildert: „Ein großer gefrorener Strom ergießt sich die Ost- und Westabhänge des grönländischen Continents herab, und wie in den Alpen geht das, was durch das Gefrieren in einem Jahre an Höhe gewonnen wird, durch das Abwärtsströmen der beweglichen Masse wieder verloren.

Die Bewegung läßt sich durch kein Hinderniß hemmen. Die niedrigeren Bergketten halten sie nicht auf, denn das Eis formt sich nach ihrer Gestalt, schlüpft durch jede zwischen ihnen liegende Oeffnung oder über ihre Gipfel hinweg. Thäler stören seinen Weitermarsch nicht, denn der gefrorene Strom tritt in sie ein und macht sie den höchsten Bergen gleich. Es achtet nicht den jähen Absturz, denn es hüpft über denselben auf die untenliegende Ebene hinab, — ein riesiger gefrorener Wasserfall. Winter und Sommer sind ihm völlig gleich. Es bewegt sich immer vorwärts auf seiner unwiderstehlichen Laufbahn, — eine ungeheure gefrorene Fluth, die zum Ocean anschwillt. Es strömt durch jeden Ausweg in den Küstengebirgen, jede Schlucht und jedes Thal hinab, jedes Hinderniß überreitend, die Felsen zermalmend und zerquetschend, und stößt endlich auf das Meer. Aber hier hält es noch nicht an. Es schiebt das Wasser zurück und macht seine eigene Küstenlinie. Sich immer vorwärts bewegend, sich jeder Unebenheit des Meeresbettes anbequemend, wie es vorher bei der Oberfläche des Landes gethan, die weite Bai oder den breiten Fjord ausfüllend, wo dieser sich erweitert, sich auch erweiternd, wo er sich verschmälert, sich gleichfalls verschmälernd, in seinem langsamen und stetigen Lauf die Inseln verschlingend, reicht es schließlich viele Meilen weit über die ursprüngliche Küstenlinie hinaus.

Jetzt hat es den höchsten Grad seines Vordringens erreicht.

Als es vor langen Zeiten, nachdem es über das abschüssige Land geströmt war, endlich an die Küste gelangte und die Bai hinab schaute, die es zuletzt ausfüllen sollte, war seine Vorderwand viele Hundert Fuß hoch. Indem es sich weiter hinausbewegte, sank es allmälig unter die Wasserlinie, und am Ende ist seine Vorderseite fast ganz verschwunden.

In einem frühern Kapitel habe ich erwähnt, daß von einem Block Süßwassereis, der in Meerwasser schwimmt, sich nur noch ein Achtel seines Gewichts und Umfangs über die Oberfläche erhebt, während sieben Achtel desselben sich unter der Oberfläche befinden. Die Ursache davon ist zu bekannt, als daß sie mehr denn einer flüchtigen Erklärung bedürfte. Jeder Schulknabe weiß, daß Wasser beim Gefrieren sich ausdehnt, und daß süßes Wasser im krystallisirten Zustande ungefähr ein Zehntel mehr Raum einnimmt, als im flüssigen; daher befindet sich, wenn Eis in süßem Wasser schwimmt, aus dem es sich gebildet hat, ein Zehntel desselben über, die andern neun Zehntel aber unter der Oberfläche. Wird nun dieses Süßwassereis (aus welchem, wie man sich erinnern wird, der Gletscher besteht) ins Meer geworfen, so ändert sich das Verhältniß des Theiles, der über, zu dem Theile, der unter der Oberfläche liegt, aus eins zu neun in eins zu sieben, und diese Aenderung des Verhältnisses rührt von der größern Dichtigkeit des Meerwassers her, welche durch das Salz verursacht wird, das es im aufgelösten Zustande enthält.

Nun wird man begreifen, daß, da der Gletscher sich immer weiter und weiter ins Meer hineindrängt, das Gleichgewicht des Eises endlich gestört werden muß, — das heißt, das Ende des Gletschers wird tiefer ins Meer hinabgetrieben, als es der Fall seyn würde, wenn es von Zwang frei wäre und so schwimmen könnte, wie es die Eigenschaften, die es durch das Gefrieren erlangt hat, mit sich bringen. In dem Augenblicke, wo mehr als sieben Achtel seiner Vorderwand sich unter der Wasserlinie befinden, wird der Gletscher, wie ein Apfel, den man in einem Wassereimer mit der Hand niederdrückt, das Streben haben, empor zu steigen, bis er sein natürliches Gleichgewicht wieder bekommt. Man wird sich aber erinnern, daß der Gletscher ein langer Eisstrom ist, der sich viele Meilen erstreckt, und obwohl das Ende das Streben hat, empor zu steigen, so wird es doch durch den stetigen Zusammenhang der ganzen Masse eine Zeit lang fest niedergehalten. Mit der Zeit aber wird, da das Ende des Gletschers sich immer tiefer und tiefer im Wasser vergräbt, das Streben, empor zu steigen, immer stärker und stärker, und endlich reicht die dadurch erzeugte Kraft hin, ein Stück abzubrechen, welches, einmal frei, sich zu dem Niveau erhebt, das ihm naturgemäß ist. Dieses Stück kann ein fester Würfel von einer halben Meile und sogar noch größer

seyn. Das Abbrechen ist von einer großen Beunruhigung des Wassers und von gewaltigen Knallen begleitet, die man viele Meilen weit hören kann; indem es aber nun frei im Wasser schwimmt, hören die Schwingungen, in welche die plötzliche Veränderung es versetzt hat, allmälig auf, und nachdem sie ihr natürliches Gleichgewicht erlangt, treibt die krystallene Masse mit der Strömung langsam ins Meer hinaus und wird ein Eisberg genannt.*)“ S. 119.

Die Eisberge gewähren einen wundervollen Anblick bei gewissen Beleuchtungen. Es ist eine wahre Naturzauberei. „In meinem ganzen früheren Leben in dieser Gegend, wo immer neue Wunder uns in Erstaunen setzen, hatte ich nie Etwas gesehen, das dem gleich kam, wovon ich in jener Nacht Zeuge war. Die Luft war fast so warm wie eine Sommernacht in der Heimath, und doch gab es dort die Eisberge und die bleichen Gebirge, mit denen die Phantasie in diesem Lande grüner Hügel und wogender Wälder Nichts verbinden kann als kalte Abstoßung. Der Himmel war hell und lieblich und seltsam begeisternd wie der Himmel Italiens. Die Eisberge hatten ihren frostigen Anblick gänzlich verloren und erschienen, in der Gluth des funkelnden Himmels glitzernd, in der Ferne wie Massen polirten Metalls oder massive Flammen. Mehr in der Nähe wurden sie zu ungeheuren Blöcken parischen Marmors, mit riesenhaften Perlen und Opalen ausgelegt. Einer insbesondere zeigte das Großartige in seiner Vollendung. Seine Gestalt war der des Colosseums nicht unähnlich, und er lag so weit entfernt, daß die Hälfte seiner Höhe unter der blutrothen Wasserlinie begraben war. Die Sonne, die sich langsam am Horizont hinwälzte, trat hinter denselben, und es schien, als hätte die alte römische Ruine plötzlich Feuer gefangen. Nur der Pinsel des Künstlers konnte die wundervolle Pracht dieses funkelnden Bruchstückes der Natur malen. Church hat in seinem großen Gemälde, „Die Eisberge,“ eine Scene dargestellt, welche derjenigen, die ich vergebens zu beschreiben versuchen würde, nicht unähnlich ist. In den Schatten der Eisberge war das Wasser ein lebhaftes Grün, und nichts konnte sanfter und zarter seyn als die Abstufungen der Farbe, die das auf der sich schräg neigenden Zunge eines dicht neben uns treibenden Berges seichter werdende Meer erzeugte. Wo das Eis über das Wasser hing, nahm die Färbung an Stärke zu, und eine nahe dabei befindliche tiefe Höhle zeigte die massive Farbe des Malachits, mit der Durchsichtigkeit des Smaragds vermischt, während in auffallendem Contrast ein breiter Strich von Kobaltblau diagonal durch seinen Körper lief. Der bezaubernde Charakter dieser Scene wurde durch tausend kleine Wasserfälle erhöht, die von diesen schwimmenden Massen ins Meer sprangen rc.“ S. 21.

Hayes wagte sich mit Hundeschlitten in das ungeheure Gletscherfeld Grönlands hinein, mußte jedoch wieder umkehren. Er schildert sehr genau das Naturell dieser Hunde und ihrer Herren, der Eskimaux. Sehr anziehend ist sodann die Schilderung der monatelangen Nacht in der Polarzone. Wie die Sonne im Sommer immer längs des Horizontes hinschleicht, so der Mond im Winter. Es gibt ein frappantes Bild. „Diese lange Dunkelheit erleichtert der Mond einigermaßen. Den Horizont umkreisend und nie untergehend, bis er seine zehntägige glanzvolle Bahn zurückgelegt hat, scheint er von seinem Aufgang bis zum Untergang ununterbrochen. Und er scheint mit einem Glanze, den man anderswo kaum finden wird. Die einförmige weiße Farbe der Landschaft und die allgemeine Reinheit der Atmosphäre vermehren die Helligkeit seiner Strahlen, und man kann bei seinem Lichte mit Leichtigkeit lesen, ja, die Eingeborenen benutzen ihn oft wie die Sonne, um sie bei ihrem Nomadenleben zu leiten und sie zu ihren Jagdgebieten zu führen.“ S. 164.

Auffallenderweise sah Hayes in diesen Gegenden nur selten ein Nordlicht, die er aber sah, waren sehr schön. „Plötzlich schoß ein heller Strahl hinter der schwarzen Wolke hervor, die vor mir tief unten am Horizonte lag. Er dauerte nur einen Augenblick; nachdem er die Luft mit einer seltsamen Beleuchtung angefüllt hatte, verzog er sich wieder und ließ eine noch tiefere Finsterniß zurück, als vorher war. Gleich darauf wölbte sich der Bogen, den ich oben erwähnte, quer über den Himmel, und das Nordlicht nahm allmälig einen festeren Stand an. Der von dem Bogen eingeschlossene Raum war ganz dunkel und wurde von der Wolke ausgefüllt. Das Spiel der Strahlen, die von seinem stetig glänzenden Saume aufstiegen, war eine Zeit lang sehr launenhaft, denn es ließ, wenn ich das Bild gebrauchen darf, das Hervorheben der Flamme aus einem Brande mit der sanften Gluth des frühen Morgens abwechseln. Das Licht wurde nach und nach

*) Früher nahm man an, daß die Eisberge sich durch die Kraft der Schwere losrissen, aber dieser Irrthum sowohl als die wahre Theorie der Entladung der Eisberge wurde von Dr. H. Rink, dem jetzigen königlichen Inspector von Südgrönland, nachgewiesen. Manche Stücke lösen sich auch von der Vorderwand des Gletschers ab und fallen ins Wasser, aber diese haben natürlich immer verhältnißmäßig kleine Dimensionen und können kaum Berge genannt werden.

immer intensiver und ging von unregelmäßigen Hervorbrechungen in eine fast stetige Glanzfläche über. Diese Fläche war jedoch durchaus nicht einförmig; sie war nur eine Fluth von sich vermischenden und mannigfach gefärbten Streifen. Die Erscheinung, anfangs harmlos und ruhig, wurde am Ende in ihrem Glanze erschreckend. Die breite Kuppel über mir steht ganz in lodernden Flammen. Gräßliche Feuer, wüthender als die, die aus dem brennenden Troja den Himmel entzündeten, fahren zornig quer über den Luftraum. Die Sterne erblassen vor dem wunderbar funkelnden Glanze und scheinen immer weiter von der Erde zurückzuweichen, — wie damals, als der Sonnenwagen, von Phaëthon geführt und von den unlenksamen Rossen aus seinem gebahnten Geleise gebracht, rasend durch den Himmel stürzte, die Welt versengend und die Sternbilder verwelken machend. Die sanfte Andromeda flieht zitternd vor der Flamme; Perseus mit seinem blitzenden Schwert und Gorgonenschild zieht sich in Furcht zurück; der Polarstern wird aus der Nacht gejagt, und der große Bär, die treue Schildwache des Nordens, verläßt seinen Posten und geht der schwachen Fährte nach. Die Farbe des Lichts war hauptsächlich roth; dies war aber nicht beständig, und in dem wüthenden Schauspiel vermischten sich alle Schattirungen. In dem blaßgelben Feuer spielten blaue und gelbe Lichtströme, und zuweilen von der weiten Wölbung des erleuchteten Bogens nebeneinander ausgehend, verschmelzen sie ineinander und werfen einen geisterhaften Glanz von Grün ins Gesicht und über die Landschaft. Dieses Grün sticht wieder das Roth aus; Blau und Orange umschließen einander auf ihrer schnellen Flucht; violette Pfeile schießen durch eine Fluth von Gelb, und unzählbare Zungen von weißer Flamme aus diesen sich vereinigenden Strömen gebildet, fahren in die Höhe und lecken den Himmel. Das Spiel dieses vielfarbigen Lichts auf den umliegenden Gegenständen war wahrhaft wundervoll. Ueber dem Meere zeigten sich die zauberhaften Gestalten unzähliger Eisberge einzeln und in Gruppen, und um ihre Spitzen leuchtete der seltsame Lichtschein wie die Feuer des Vesuv über die dem Untergange geweihten Tempel von Campanien hin. Auf den Berggipfeln längs der weißen Oberfläche der gefrornen Gewässer, auf den hohen Klippen glühte das Licht, wurde düster und glühte wieder, als ob die Luft mit Geheimmeteoren angefüllt wäre, die mit wilder Unstetigkeit über einer großen, grenzenlosen Todtenstadt schwebten.“ S. 183.

Die nördlichste Stelle von Grinnell-Land, welche Hayes erreichte, schildert er also: „Von dem dunklen Himmel im Norden hob sich in matten Umrissen der weiße abschüssige Gipfel eines stolzen Vorlandes ab, — das nördlichste bekannte Land auf dem Erdball. Nach meiner Schätzung liegt es unter 82° 30′ nördl. Breite oder vierhundertundfünfzig Meilen vom Nordpol entfernt. In größerer Nähe trat ein anderes kühnes Cap hervor, und noch näher stieg das Vorland, nach welchem ich Tags vorher zugesteuert war, majestätisch aus dem Meere empor, als wollte es eine hohe Bergspitze, auf die der Winter sein Schneediadem gelegt hatte, bis ganz in den Himmel hinaufschieben. Außer der Küste, auf welcher ich stand, war kein Land sichtbar. Das Meer unter mir war eine bunte Fläche von weißen und dunklen Flecken; die letzteren waren entweder weiches zerfallendes Eis, oder Stellen, wo das Eis ganz verschwunden war.“

Hier nun ließ Hayes beim Abschied eine Flasche mit einer Denkschrift folgenden Inhalts zurück: „„Dieser Punkt, das nördlichste Land, das je erreicht worden ist, wurde am 18. und 19. Mai 1861 von dem Unterzeichneten in Begleitung von George F. Knorr besucht, die mit einem Hundeschlitten reisten. Wir kamen hier an nach einem mühsamen Marsch von sechsundvierzig Tagen aus meinem Winterhafen in der Nähe von Cap Alexander an der Mündung des Smith-Sundes. Nach meinen Beobachtungen befinden wir uns unter 81° 35′ nördl. Breite und 70° 30′ westl. Länge. Unser weiteres Vordringen wurde durch morsches Eis und Spalten gehemmt. Der Kennedy-Kanal scheint sich zu dem Polarbecken zu erweitern, und mit der Ueberzeugung, daß er wenigstens in den Monaten Juli, August und September schiffbar ist, gehe ich von hier aus nach meinem Winterhafen zurück, um nach dem Aufbruch des Eises in diesem Sommer einen zweiten Versuch zu machen, mit meinem Schiffe durch den Smith-Sund zu kommen. J. J. Hayes, den 19. Mai 1861.‘“ Noch ist zu erwähnen, daß Hayes den nördlichsten Punkt, den er erreichte, Cap Lieber nannte, zu Ehren seines Freundes, unseres deutschen Landsmanns Franz Lieber, der sich in den Vereinigten Staaten ausgezeichnet hat und den einige der ältesten unserer Leser vielleicht noch von ihrer Jugend her kennen.

Als der muthige und glückliche Hayes nach Boston zurückkehrte, fand er sein großes schönes Vaterland in blutigem Bürgerkrieg.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{3}{4}$ Thaler.

Mittwoch, № 63. 5. August 1868.

Biographie.

Johanna von Albret, Königin von Navarra. Von Fr. Pressel. Berlin, Wiegandt und Grieben, 1868.

Die vortreffliche Fürstin, von der dieses von einer Dame geschriebene Buch handelt, war bekanntlich die Mutter König Heinrichs IV. von Frankreich. Ihr Gemahl war der Prinz Anton von Bourbon, ihr Vater Heinrich, König des kleinen Navarra in den Pyrenäen. Dieses kleine Königreich lag zwischen Spanien und Frankreich, zu einer Zeit, in welcher das erste Land von Philipp II., das andere von Katharina von Medicis beherrscht wurde. Der französische Prinz Anton von Bourbon heirathete Johanna nur, um durch sie in den Besitz ihres Landes zu gelangen. Johanna hatte vielen Geist und einen unzerstörlichen Muth. Als ihr lustiger Vater von ihr verlangte, sie solle während ihrer Niederkunft mit dem jungen Heinrich ein fröhliches Bearner Volksliedchen singen, that sie es. Es war die Zeit, in welcher die Hugenotten aufkamen, an welche sich Johanna und ihr Völkchen gerne anschloß. Die Reformation war noch neu und ihr Geist ergriff auch die Franzosen. Johanna von Navarra gab sich mit ganzer Seele den Anhängern des Evangeliums hin, wie sie denn selber in einem sehr interessanten hier S. 45 mitgetheilten Briefe schreibt: „Was den ersten Punkt betrifft, über die Reformation, welche ich zu Pau und Lescar begann und welche ich mit Gottes Hülfe in meinem ganzen Reiche Bearn fortzusetzen gedenke, so habe ich sie aus der Bibel gelernt, welche ich mehr als die Doctoren lese, im Buch der Könige Israels, wo ich aus Josias Beispiel wünschen lernte, daß mir nicht wie dem Könige Israels vorgeworfen werde, daß ich Gott gedient habe, aber daß ich die Höhen habe stehen lassen. Was meinen ‚durch schlimme Räthe, welche die Religion zum Vorwand nahmen', veranlaßten Ruin betrifft, so bin ich nicht so von Gott und Freunden verlassen, daß ich nicht meiner würdige Personen zu wählen vermöchte, welche die Religion nur zum Vorwand nehmen, denn wie der Herr so der Knecht. Auch unternahm ich nicht, meinem Lande eine neue Religion geben zu wollen, sondern ich will die Trümmer der alten wiederherstellen. Darum bin ich auch des glücklichen Erfolges gewiß und sehe ich wohl, mein Vetter, daß Sie übel berichtet sind, sowohl über die Antwort meiner Staaten, als über die Verhältnisse meiner Unterthanen. Beide Staaten haben mir in Sachen der Religion Gehorsam gelobt. Ihre drei ersten Beweisführungen sind so wenig gegründet, daß ich Ihnen im Gegentheil beweisen kann, daß unter allen meinen Unterthanen, sowohl Geistlichen, als Adeligen und Bürgerlichen, keine Rebellen gegen diese meine Verordnungen sind, sie verharren alle Tage in gleichem Gehorsam. Ich habe nie Gewalt gebraucht, habe keine Todesstrafe, keine Gefängnißstrafe, kein Verbannungsurtheil noch irgend eine andere Gewaltmaßregel angewandt. Ich weiß welche Nachbarn ich habe. Der Eine, ich weiß es, haßt die Religion, welcher ich diene; ich liebe die seinige auch nicht, aber das bedingt nicht, daß wir aufhören müßten gute Nachbarn zu seyn, und habe ich meine Sachen nicht so schlimm bestellt, noch bin ich so entblößt von Verwandten und Freunden, daß es für Differenzen keine Mittel zur Ausgleichung gäbe, wenn er nur wollte. Mein anderer Nachbar ist der Stamm, dessen ich mich rühme einer seiner kleinen Zweige zu seyn. Dieser verabscheut nicht, wie Sie sagen, die Religion der Reformirten, denn er duldet, daß die Großen seiner nächsten Umgebung wie die Bürger seines Reiches sie ausüben dürfen, und daß seine letzten Erlasse sie dazu öffentlich ermächtigen; es ist klar, daß dieser

nicht meint, man müsse eine Religion verabscheuen, wenn man ihr nicht angehört."

Man ersieht hieraus, daß, wenn Johanna selbst aus frommer Ueberzeugung handelte, doch ihre Stände und ihr Volk wahrscheinlich auch aus politischen Gründen die Reform annahmen, um dem ländergierigen Philipp von Spanien mit Hülfe Frankreichs, wo die Reformpartei sehr mächtig war, einen Damm entgegenzusetzen. Anton war zwar das Werkzeug der Jesuiten und machte einen Versuch, den Calvinismus in Navarra auszurotten; aber Johanna ließ seinen Abgesandten festnehmen. Bald darauf fiel Anton in einem Treffen und nun nahmen die Reformirten blutige Rache für die Greuel, mit denen sie, namentlich in Toulon, von den Katholiken waren niedergemetzelt worden, und zerstörten eine Menge katholische Kirchen.

Sehr beachtenswerth ist der Umstand, daß der Papst am 28. September 1563 wegen dieser Vorgänge die Königin Johanna feierlich in den Bann that, aber nicht nur vom französischen, sondern auch sogar vom spanischen Hofe gezwungen wurde, die Bannbulle zurückzunehmen. Diese weltlichen Höfe nämlich wollten, obgleich zum Schein eifrig katholisch, doch dem Papste eben so wenig noch eine Eigenmacht gönnen, wie die protestantischen Höfe. Der Papst sollte ihnen blos zum Werkzeuge dienen und sich nie unterstehen, etwas für sich zu thun. Philipp II. von Spanien, den man lächerlicherweise immer noch für einen Pfaffenknecht hält, drückte die Kirche unbarmherzig unter dem Daumen und schickte den Herzog von Alba an der Spitze seiner mörderischen Regimenter nicht nur gegen die reformirten Holländer, sondern auch gegen Rom.

Es war eine wilde Zeit. Die edle und wohlwollende Königin Johanna wurde nur mit Noth der Intriguen und Parteien Meister. „Die Bannbulle ward denn vollständig zurückgenommen, als aber der Cardinal von Lothringen fein und feines spanischen Verbündeten Werk also vernichtet sah, führte er alsbald den zweiten Schlag und brachte aufs Neue Johannas erste Vermählung mit dem Herzoge von Geldern so dringend vor den römischen Stuhl, daß ein neuer Gesandter von Navarra und ein zweiter von Frankreich nach Rom geschickt werden mußte, worauf der Papst es für klug hielt, auch diese Sache niederzuschlagen. Alle Fürsten, selbst Philipp II. von Spanien hatten Johanna schriftlich ihre Freude ausgedrückt, daß die Gefahr so glücklich für sie vorübergegangen sey. Ja Philipp ging so weit, daß er Rom stark tadelte und sich Johanna als Stütze anbot, in eben der Zeit, wo seine Söldlinge versuchten, nun, wo der Schlag von Oben mißglückt, von unten auf zu wühlen und Johanna ihren katholischen Unterthanen zu entfremden. Die Königin hatte die Stände des Reiches versammelt, um die Vertheilung der den aufgehobenen Klöstern entzogenen Güter zu ordnen, und begegnete dabei dem heftigsten Widerstand, besonders von Seiten des Bischofs von Oléron, welchen sie, weil er ihr ein für alles Gute und Edle empfänglicher Mann schien, zu dieser Würde erhoben hatte. Johanna erinnerte ihn, wie ganz verschieden seine Sprache gewesen sey bis zur Zeit, da seine Einkünfte geschmälert worden seyen, und daß er ihr selbst öfters gerathen habe, die Messe nicht mehr zu besuchen. Der Bischof ward dadurch verwirrt und schwieg, aber als die Königin verweigerte ihre Erlasse zurückzunehmen, schickte sich die feindliche Fraktion an, die Versammlung zu verlassen. Vergeblich bat sie Johanna, die Arbeit nicht halb gethan aufzugeben; als sie sah, daß die Katholiken auf ihrem Entschlusse beharrten, sagte die Königin hoheitsvoll: ‚schlechten, ungetreuen Dienern ertheile sie bereitwilligst ihren Abschied.' Sie verließen wüthend den Saal und zerstreuten sich im Lande, wo sie überall das Gerücht verbreiteten, Johanna wolle ganz Navarra katholisch machen. Es gelang ihnen das nicht überall, und als sich in Folge ihrer Aufwiegelungen das Gerücht verbreitete, der Baron von Lüsse wolle die Königin gefangen nach Spanien führen, eilten die Katholiken mit den Protestanten herbei, Johanna zu schützen. Andere aber fürchteten ihr Heil zu verlieren, wenn sie der Ketzerin gehorsam bleiben, und mit diesen und spanischen Zuläufern bildete der Baron von Lüsse einen Aufstand, welcher leicht gefährlich werden konnte, weil die Güter des Barons den Zuzug aus den Pyrenäen ermöglichten. Johanna versammelte ihre Getreuen und stellte diesmal ihren noch nicht vierzehnjährigen Sohn an die Spitze. Als Heinrich nahte, flüchteten die Aufständischen in die Berge, einige aber wurden gefangen genommen. Diese sandte der Prinz zu ihren Genossen und ließ sie auf ‚sein Wort als Prinz' versichern, daß sie für ihre Religion nichts zu fürchten haben, und daß, wenn sie die Waffen unverweilt niederlegen, sie vollständig begnadigt werden. Die Königin werde dann nur Diejenigen bestrafen, welche ihre Unterthanen so schändlich belogen haben und die derselben Feinde so sehr seyen als die der Königin. Diese treu ausgerichteten Worte hatten vollsten Erfolg. Die armen Leute eilten in Menge dem Sohne ihrer Fürstin zu; sie sagten, wie man sie versichert habe, die Königin wolle alle Katholiken umbringen lassen, und sie möchten nun, da sie von ihrem Irrthum überführt worden, ihre Verzeihung erflehen.

Johanna berief die Stände zusammen und bestätigte die von ihrem Sohne ertheilte Amnestie. Drei der Anstifter nur wurden zum warnenden Exempel gehenkt; die Barone von Lüsse und Moneins und einige Andere entkamen nach den Pyrenäen. Von dort aus wandten sie sich an ihre Freunde am französischen Hofe und Karl IX. oder vielmehr Katharina von Medicis entschuldigte Die, welche nur ihre Werkzeuge gewesen waren."

Katharina von Medicis und ihr verschmitzter Sohn Karl IX. konnten der Hugenotten nicht Meister werden, suchten sie aber mit List zu verstricken und lockten sie an ihren Hof zu Blois. Noch ist uns ein Brief erhalten, in welchem die sorgenvolle Johanna von hier aus ihren jungen Sohn Heinrich dringend ermahnt, fern zu bleiben, weil den Reformirten Gefahr drohe. Dennoch wurde Heinrich durch die Vermählung mit Margaretha von Medicis geködert und seine Hochzeitsfeier in Paris war die schreckliche Bartholomäusnacht, welche Johanna zum Glück nicht mehr erlebte, denn sie starb kurz vorher. Bekanntlich wurde ihr Sohn Heinrich beim allgemeinen Morde der Reformirten verschont und als mit Karls IX. jüngerem Bruder Heinrich III. das in Frankreich regierende königliche Haus Valois ausstarb, trat Heinrich als der erste Bourbon ins Erbrecht ein, eroberte sich das große Königreich an der Spitze der Hugenotten und mit Hülfe deutscher Protestanten, wurde aber nachher, um die Katholiken zu versöhnen, noch selber katholisch.

Man ist in Deutschland immer noch gewohnt, diesen Heinrich IV. als Ideal eines Königs zu verehren, da er doch wegen seiner grenzenlosen Lüderlichkeit in der s. g. Liebe, wegen seiner politischen Treulosigkeiten und insbesondere uns Deutschen wegen seiner infamen, gegen die Macht und Einheit des deutschen Reichs gerichteten Politik nur verabscheuungswerth erscheinen sollte.

Die edle und fromme Verfasserin des vorliegenden Werkes berichtet zum Schlusse, wie grausam die reformirte Partei im Bearner Lande unterdrückt worden ist und wie selbst die Enkel der eifrigsten Hugenotten sich hergaben, die Gräber ihrer Vorfahren zu schänden, wie aber allmählig wieder mehr Toleranz eingetreten ist. „Noch beinahe zwei Jahrhunderte unaussprechlicher Noth gingen über Frankreich und dem damit verschmolzenen Lande Bearn hin. In Bearn war insbesondere der Urenkel des frommen Barons von Caumont, der Herzog Caumont de la Force, der Würger der Protestanten. Als dieser die ersten zwei Unterthanen seiner Besitzungen durch Zwang in die Messe gebracht hatte, zündete er am Abend dieses Tages in seinem Schloßhofe ein Freudenfeuer zu Ehren der Bekehrten an; das Brennmaterial aber lieferte ihm die kostbare Bibliothek evangelischer Bücher, welche seine Väter gesammelt hatten. Als das Maaß der Sünde voll war, wurde unter den Greueln der Revolution die Sünde der Väter heimgesucht an den Kindern; heutzutage aber ist die Friedens- und Glaubenssaat, welche Johanna in ihrem Reiche ausgestreut, wieder erblüht, — das bezeugt viel edles Wirken und Streben, das in jenen Gegenden geübt wird, wie überall, wo durch das Wort Gottes Leben und Freiheit ans Licht gebracht ist. In Nérac, der einen von Johannas Hauptstädten, ist ein großes evangelisches Waisenhaus, zur Rettung Solcher, die sonst verloren gingen. In Pau aber, ihrem Lieblingsaufenthalt, erstand nicht ferne von Castel Beziat seit wenig Jahren ein Haus, in welchem spanische Mädchen zu evangelischen Frauen gebildet werden. Zu Bayonne gründeten mit Hülfe französischer Glaubensbrüder, Matamoros und Carasco, die beiden Spanier, welche mit acht andern in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts um des Evangeliums willen in Trübsal und Banden waren, ein Haus, in welchem Evangelisten für Spanien gebildet werden.

Könnte Johanna, der Königin von Navarra, ein schöneres Denkmal werden, als wenn von den Stätten aus, wo sie geweilt und so viel von Spanien gelitten, der höchste Segen nach Spanien gebracht würde, welcher einem Lande werden kann?"

Wir glauben jedoch nicht, daß die Formen unseres nordischen Protestantismus sich für spanische und überhaupt südeuropäische Bevölkerungen eignen, weder die strenglutherischen, noch die calvinischen.

Volkssagen.

Der Volksmund in der Mark Brandenburg. Sagen, Märchen, Spiele, Sprüchwörter und Gebräuche. Herausgeg. von Engelien und Lahn. Erster Theil. Berlin, W. Schultze, 1866.

Wieder eine reichhaltige Sammlung, die für den Freund mundartlicher Studien noch den Vorzug hat, großentheils in der Brandenburgischen Mundart niedergeschrieben zu seyn, was freilich andererseits manchem das Lesen erschweren wird. Der Inhalt ist der gewöhnliche solcher Sammlungen, altheidnische Erinnerungen und Gebräuche, altkatholische Legenden, örtliche Sagen, Spuckgeschichten, Märchen, Schwänke, Volksliedchen, Räthsel, Sprüchwörter 2c.

Einiges ist originell, was wir wenigstens in andern Sammlungen noch nicht gefunden haben. Nicht selten birgt sich in einer rauhen Schaale ein zarter Kern sittlicher Schönheit. So in einer Volkssage, welche muthwilligen jungen Leuten einschärft, alte Jungfern in Ruhe zu lassen und sich nicht durch Mangel an Respect an ihnen zu versündigen. „In Orthwig soll vor langer Zeit eine alte Jungfer gestorben seyn, die allen jungen Leuten, die sie heirathen wollten, den Korb gegeben hatte. Als sie alt war und niemand mehr kam sie heimzuführen, wurde sie zum Gespött für jedermann. Ja, dies ging so weit, daß man sie auf dem Kirchhof an einer abgesonderten Stelle begrub. — Da geschah es denn einst, daß drei junge Bursche, die spät Abends aus dem Gasthofe kamen, in übermüthiger Laune dem Nachtwächter das Horn abnahmen und über den Kirchhofzaun nach dem Grabe der alten Jungfer hin bliesen, um ihr ein Ständchen zu bringen. Doch die Strafe folgte diesmal der Schandthat auf dem Fuße. Den drei jungen Burschen wurde es ganz dunkel vor den Augen, es überschlich sie eine fürchterliche Angst, und sie rannten eiligst davon. Hierbei verunglückten sie alle drei. Der eine brach ein Bein, der andere einen Arm, und der dritte fiel sich das rechte Auge aus dem Kopfe." Nro. 48.

Sehr originell ist auch folgende Taubensage S. 114: „Worüm diä wille Duwe eär Nest so leäkerig buen deet. As unse liäwer Hergot diä Veäle jeschaffen hadde, wees er jeden, wuo heä sien Nest buen sulle, vannen Schtorch bet uppen Tuenkönig. Diä wille Duwe woar ene van diä jerschten jewest, diä er jemoakt hadde, un si woar al müöde, eer diä eängern tu Dae kemen. Si sette sich innen Paradiesgoarten uppen Ast un verschleep diä ganze Ungerwisunge. As si upwachte, woar unse Hergot al wech, un diä eänger Veäle verteiden eär, wat si jeliert hadden un meken sich gliech biet Nesterbuen. Aber diä Duwe sat un weente deän ganzen Dach. — As nu deän eängern Dach unse Hergot wedder keem un Adam moaken wulle, secht er: Diä Kroeche sal di et liren! — wiels heä selwest büte kene Tied hadde. — Diä Kroeche funk an un lechte diä Balken. Dunne reep diä Duwe: Nu weet ik et al! Nu weet ik et al! — Det eärjerte diä Kroeche; si floech furt, un siet diä Tied lecht diä wille Duwe eäre Eier up diä blote Balken."

Unter den Gebräuchen sind auch manche originell, oder werden auf originelle Art erklärt. Frikraut heißt S. 234 der Strauß von Erdrauch, den die Märchen am Johannistage an den Busen stecken in der Meinung, alsdann werde ihnen ihr künftiger Mann begegnen. Ein offenbar heidnischer Gebrauch, denn der Name weist auf die altdeutsche Liebesgöttin Freyja hin.

Am Neujahrsabend werden in ganz Norddeutschland Karpfen gegessen. Wer ihre Schuppen aufbewahrt, dem geht im ganzen Jahr das Geld nicht aus.

Manche Gebräuche scheinen abergläubisch, sind aber blos nützlich. Man warnt kleine Kinder, hohen Getreidefeldern nicht zu nahe zu kommen, weil sie sonst von der Roggenmuhme geholt würden, S. 247. Das hat die gute Folge, daß die Kinder im Felde nichts verderben. In der Zeit zwischen Geburt und Taufe soll man das neugeborene Kind nie ohne Licht lassen, sonst holen es die unterirdischen Zwerge, S. 248; damit wird nur bezweckt, daß dem Kinde im Dunkeln nichts Böses geschieht.

Mancher harmloser Aberglaube hat doch einen guten Sinn, indem er dem natürlichen Volksgefühl entspricht. Kommen ein Knabe und ein Mädchen zugleich zur Taufe und das Mädchen wird zuerst getauft, so wächst ihr später ein Schnurrbart S. 247. Das entspricht dem richtigen Gefühl, nach welchem überall das männliche Geschlecht dem weiblichen vorangehen soll. Der Glaube, wenn man den Gast nicht sitzen heiße, nehme er die Ruhe mit (S. 269), will nur darauf aufmerksam machen, daß es eine grobe Rohheit verräth, wenn man einem Gast, der vielleicht müde ist, keinen Sitz anbietet.

Es kommen auch Schwänke vor. Hier ein recht guter zur Probe. „Einst kam auf dem Oberdamm bei Kienitz eine goldene Hirschkuh angetrollt, und als dies die Bauern und Fischer bemerkten, machten sie sich eilig hinterher, holten sie bald nach Neuendorf hin ein und hielten sie fest. Als man aber das kostbare Thier nach Kienitz zurückbringen wollte, sträubte es sich sehr, so daß einer sagte, man solle es doch mit einem Strick binden und es dann nach Hause tragen. Der Rath leuchtete allen ein, als man jedoch nach dem Strick suchte, hatte niemand einen bei sich. Man rathschlagte nun hin und her, wie man wohl am leichtesten zu dem Strick kommen könnte, vergaß indessen dabei die Hirschkuh festzuhalten, und sie entschlüpfte den darob erstaunten Bauern." Der kluge Schulze von Kienitz aber strafte die Bauern damit, daß fortan jeder aus dem Ort beständig einen Strick umgebunden haben solle, um ihn zu brauchen, wenn der Hirsch wieder käme.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 64. 8. August 1868.

Dramatische Dichtkunst.

Florian Geyer v. Geyern, Hauptmann der schwarzen Schaar im großen Bauernkriege von 1525. Drama von F. Dillenius. Stuttgart, Metzler, 1868.

Gleich im Eingang des Dramas finden wir den edlen Ritter Florian in einem eifrigen politischen Gespräche mit seinem Schwager Wilhelm v. Grumbach. Florian ist ein warmer Patriot, der die Zerrissenheit Deutschlands tief beklagt und mit Recht Fürsten und Herrn die Hauptschuld beimißt.

> Ringsum im lieben deutschen Vaterland
> Thürmt Wetterwolke sich an Wetterwolke.
> Allüberall sah' ich sich Fäuste ballen,
> Hört' ich mit Ketten rasseln, die man anlegt
> Dem ausgesog'nen, unterdrückten Volk.
> Ein Krater ist der Boden unter uns,
> Durch dessen dunkle Gänge Feuer schleicht.
> Und plötzlich sprengt's uns Alle in die Luft,
> Wenn wir den Geist der Zeiten nicht versteh'n.
>
> Wer trägt die Schuld davon, als wir die Herrn,
> Die wir den Bogen allzustraff gespannt?
> Wo ist des Reiches alte Herrlichkeit?
> Wo eines einz'gen Oberhauptes Kraft?
> Wer kümmert sich noch um des Ganzen Wohl,
> Wenn nur die eig'ne Haut geborgen ist?

Grumbach antwortet ihm in hochconservativem Sinne, erinnert ihn, daß er selbst zum Herrenstande gehöre, und spricht verächtlich vom Volk. Florian hat ein besseres Vertrauen zum Volk und ist der Meinung, dasselbe müsse endlich in sein ewiges Recht zurückgreifen und der vielköpfigen Herrenwirthschaft ein Ende machen. Die Schwäger trennen sich in Unfrieden. Da sucht noch Bertha, eine Schwester des berühmten Franz v. Sickingen, den Ritter Florian zurückzuhalten, indem sie ihn an die schöne Zeit auf der Ebernburg erinnert, auf der von ihrem Bruder geöffneten „Herberge der Gerechtigkeit.“ Sie mahnt ihn, noch ferner zur Ritterschaft zu stehen. Er nimmt schmerzlichen Abschied von dem Fräulein, das er heimlich liebt.

Hierauf wirft er sich dem Volk in die Arme, gesellt sich zum Bauernheer und sammelt um sich die s. g. schwarze Schaar, als fest bewaffneten und soldatisch geschulten Kern des fränkischen Bauernheers.

> Nun denn — so gebt mir Eure treue Hand.
> Ich reiche brüderlich Euch meine Rechte. (Handschlag.)
> Nehmt mich als Bruder auf in Euren Bund!
>
> Und daß nichts Aeußeres uns fürder scheide
> Und uns'rer Schaar Vertrauen mir entziehe:
> So leg' ich diesen Rittermantel ab —

Diese Scene, welche geschichtlich beglaubigt ist, erinnert auffallend an den großen Polenhelden Kosciuzko, der in Nordamerika ein freies und tüchtiges Volk hatte kennen lernen, ohne ein freies Volk sich auch kein Glück und Heil Polens mehr denken konnte, daher dem polnischen Adel, der das Volk in Leibeigenschaft halten wollte, bittere Vorwürfe machte, sich von ihm trennte, sein adeliges Kleid von sich warf und in seinen letzten unsterblichen Kämpfen nur den weißen Schafpelz eines gemeinen Bauern trug. Die meisten Geschichtschreiber haben diese merkwürdige Thatsache nicht gekannt oder falsch aufgefaßt. Als Kosciuzko in einem Sumpf von Kosacken eingeholt und gefangen wurde, und die russischen Offiziere ihn in seinem Schafpelz fanden, bildeten

sie sich ein, er habe sich nur als Bauer verkleidet, um leichter entfliehen zu können. Diese Auffassung ist aber ganz irrthümlich. Der kleine Charakterzug aber, welcher unsern Florian Geyer wie den polnischen Volkshelden auszeichnet, ist ganz geeignet, den erstern ins rechte Licht zu stellen und die Achtung vor ihm zu erwecken, die ihm gebührt, denn wenn man Kosziusko mit Recht wegen seiner Hingebung an das Volk bewundert, so gebührt dem Florian das gleiche Lob, wie es ihm auch vom Dichter des vorliegenden Dramas ohne viel Schönrednerei nach Verdienst zugetheilt wird.

Das Verhalten des fränkischen Adels unter Sickingens Führung, kurz vor dem Ausbruch des großen Bauernkrieges, war zwar einigermaßen verschieden mit dem des polnischen Adels im Jahr 1794, doch war in beiden Fällen das Mißtrauen des edlen Patrioten gerechtfertigt. Der Dichter des Florian hätte vielleicht Sickingen nicht ganz so hoch stellen sollen, wie er gethan hat, denn Sickingens Patriotismus war nicht rein, er hatte französischen Sold genommen.

In den folgenden Scenen des Dramas entfaltet sich allmälig jene schreckliche Macht des Verhängnisses, wie sie in den großen Tragödien des Alterthums als ehernes und unerbittliches Schicksal den edelsten Helden ihre Laufbahn verlegt und den Abgrund vor ihnen öffnet. Das Volk, dem der Ritter sich ganz hingegeben, ist so hohen Vertrauens nicht würdig, der Dichter führt uns in den hellen Haufen der Bauern hinein, wo es toll lustig hergeht. Die Bauern brennen Burgen und Klöster nieder und singen dazu hohnlachend ein Hahnenlied:

> Leibhühner, Halshühner,
> Haupthühner, Gauhühner,
> Heerdhühner, Rauchhühner,
> Vogthühner, Fastnachtshühner,
> Holzhühner, Landhühner,
> Waidhühner, Bubenhühner.
> ritardando
> Fliegen mit dem rothen Hahn,
> Ihrem König und Galan,
> Auf der stolzen Burgen Dach,
> Und der Hahn kräht Alles wach. (Kikriki!)

Dieses Sengen und Brennen, Schmausen und Saufen, rohes Jubeln und Brüllen, dieser Uebermuth gegen Wehrlose gefällt unserem Ritter nicht. Der helle Haufen des Neckars und Odenwalds unter dem Wirthe Metzler war allerdings ein zuchtloses Gesindel, ganz so wie die oberdeutschen Freischaaren im Jahr 1849 es wieder gewesen sind. Die Bauern hätten im Jahr 1525 nach Florians Plan über alle ihre Feinde siegen und das Reich unter einem neuen Kaiser einigen können, wenn sie Disciplin angenommen, dem Oberbefehl eines tüchtigen Feldherrn gehorcht, sich in ihrer Rohheit und Wütherei gemäßigt, sich zum Siege befähigt und eines Sieges sich moralisch würdig gezeigt hätten. Das thaten sie aber nicht. Sie gehorchten nicht, plünderten und brannten nur, soffen und brüllten wie das Vieh, versäumten, dem Feinde zuvorzukommen, befolgten keinen Plan und liefen, wenn es endlich zum Treffen kam, sich dumm wie Vieh hinschlachten.

Nachdem Florian mit seiner schwarzen Schaar Weinsberg erstürmt hatte, bemächtigte sich Metzlers zuchtlose Bande des dort gefangenen Adels und jagte ihn, wie bekannt, durch die Spieße. Florian Geyer geräth in die edelste Entrüstung über diese Greuel, da er ihnen aber nicht zu steuern vermag, verläßt er den hellen Haufen und wendet sich mit seiner schwarzen Schaar nach Würzburg. Unser Dichter läßt ihn unterwegs der „schwarzen Hofmännin" begegnen, einem herenhaften alten Weibe, die bei dem Morde des Adels in Weinsberg eine Hauptrolle spielte. Sie erscheint hier als die Personification des tiefen Ingrimms, zu welchem die Bauerschaft jener Zeit durch die langen Mißhandlungen von Seiten des Adels berechtigt worden war. Sie ist in ihrer Jugend von einem Edelmann verführt und verlassen worden.

> Sie haben mich von Allem weggerissen,
> Woran mein Geist mit glüh'nder Liebe hing,
> Als hätt' ich keinen Geist! Ich kann nicht weiter
> Euch sagen —. Ich war langgequälte —
> Verachtet nach zerstörter Jugendblüthe —
> Trostlos verzweifelnde Leibeigene!
> Das waren meiner Schwestern, meiner Brüder
> Unendlich Viele, gleicher Schmach und Qual.

Wer müßte bei dieser Unglücklichen nicht an die berühmte Amazone der französischen Revolution, Theroigne von Mericourt denken, welche gleichfalls von einem Edelmann verführt und verlassen und in die tiefste Schmach und Schande gestürzt, sich nach dem Sturm auf die Bastille als eine republikanische Furie an der ganzen Aristokratie rächte.

Wir folgen dem Drama weiter. Florian begegnet noch einmal der schönen Bertha, die seine patriotische Begeisterung theilt, aber die Bauern verderben alles, sie nehmen Götz v. Berlichingen zu ihrem Obergeneral an, der sie im entscheidenden Augenblick verräth und davon läuft.

O Unheil über Unheil, wo kein Kopf,
Ein einz'ger, solchen großen Körper lenkt,
Wo Freiheit, Gleichheit mißverstanden wird,
Wo Alle rathen wollen, statt zu handeln.

Florian sucht die letzte Hülfe beim Markgrafen in Culmbach, der sich bisher als warmer Volksfreund gerirt hat, jetzt aber ebenfalls die Bauern verräth. Als Florian ins Lager der Bauern zurückkehrt, sind sie bereits geschlagen. Mit dem Rest seiner treuen Schwarzen kämpft er noch lange mit äußerster Tapferkeit gegen die Uebermacht der Fürsten. Er fällt im Kampf mit seinem Schwager Grumbach, den aber der tödtlich verwundete treue Diener Florians erschießt. Bertha, die hinzugekommen, stirbt gebrochenen Herzens auf Florians Leiche.

So dieses vaterländische Drama, dem wir wegen der tiefen Idee, welche darin liegt und wegen der vollkommen richtigen Auffassung des historischen Stoffs und Charakteristik der darin handelnden Personen, unsern ganzen Beifall zollen.

Dichtkunst.

Bienen. Lyrisches, Didaktisches und Epigrammatisches von Johannes Schrott. Augsburg, liter. Institut von Huttler und Kranzfelder'sche Buchhandlung, 1868.

Ein dicker Band voll von Sonetten und anderen meist kurzen Gedichten, von sehr mannigfaltigem und reichem Inhalt. Der Grundton ist ein katholischer und streng kirchlicher. Eine Menge Gedichte, besonders die Sonette, beziehen sich auf heilige Gegenstände, meist heilige Bilder, für welche der Dichter schwärmt. Auch Rom widmet er viele sinnige Gedichte. Indem wir seinem tiefen religiösen Gefühl volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, bedauern wir nur, daß er so ganz und gar in der Bewunderung der Renaissance befangen ist, deren Einmischung in die Kunst gleichzeitig mit der Entchristlichung der Wissenschaft begonnen hat und die nur scheinbar mit ihren ästhetischen Mitteln der Kirche diente, während sie wirklich nur die christliche Kunst profanirte, ihr die fromme Einfalt und Heiligkeit nahm und ihr dafür sinnlich imponirende und verführerische, durchaus heidnische, athletische und üppige Motive aufdrang.

Der Dichter verirrt sich so weit, daß er sogar dem heidnischen Papst Leo X., dem eiteln, durch und durch weltlich gesinnten Mediceer seine fromme Huldigung darbringt:

Die geistigen Mächte, die dich sonst befehden,
In holdem Einklang sollten sie ertönen:
Die Engel zum Gesange der Kamönen,
Hellas und Kirche mit Parnaß und Eden.

Was immer reizend ist und glanzvoll, jeden
Gewinn der Anmuth hobst du, um zu krönen
Die Kirche mit dem Diadem des Schönen,
Wovon die Stimmen aller Zeiten reden.

Er blühte in der Künste Heiligthume,
Als deiner milden Sonne Leuchten währte,
Die süße raphaelische Himmelsblume.

Sie ist es, die in deinem Glanz sich nährte,
Und die in ihrer Pracht mit ewigem Ruhme
Die Welt und dich und Christum selbst verklärte.

Ja sogar das scheußliche Avignon, das giftige Nest, wo die Päpste fast ein Jahrhundert lang unter allen Greueln babylonischer Hurerei den französischen Königen dienen und unterschreiben mußten, was dieselben verlangten, wagt der deutsche Dichter zu lobpreisen. In der Zeit nämlich, in der viel davon gesprochen wurde, wohin wohl der unglückliche Papst Pius IX. flüchten soll, wenn er aus Rom vertrieben werde, rieth der Dichter — nach Avignon.

Nach Malta nicht o heiliger Pilgrim reise,
Warf gleich ins Feuer dort St. Paul die Schlange.
Das Schiff versank mit Mast und Segelstange,
Ein solches Bild gleicht niemals deiner Weise.

Wenn gleich ein Vater du im Kinderkreise
In Erin wärst — dahin doch nicht verlange!
Des Ortes Reinheit ists, davor ich bange,
Und eine alte Heimath mehr ich preise.

Da wo ein sanftes Thal durchströmt die Rhone,
Wo siebzig Jahre weilten deine Ahnen,
Wo Urban sich verdreifachte die Krone:

Nach Avignon verpflanze Romas Fahnen!
Die alten Mauern wieder du bewohne,
Wo alle Steine Dich an Großes mahnen.

Abgesehen davon enthalten die zahlreichen kleinen Dichtungen, die uns hier vorliegen, sehr viel Zartes und Sinniges und originelle Bilder, Gedanken, Empfindungen. Hier ein schönes Bild von Brod und Wein.

Brod.

Es läutert sich das Korn zum Brod
Durch mannigfachen Opfertod,
Und so gelangt es zu dem höchsten Segen.
Enthauptet' es des Schnitters Schwert,
So wird zur Tenn' es hingezerrt,
Wo bald es unterliegt den harten Schlägen.

Dann steinigen es die Felsen in der Mühle.
Und wenn ertränkt es hat des Wassers Kühle,
So stirbt es noch den Feuertod in rother Ofengluth.
Gebrochen von der Hand, zerfleischt vom Munde,
Sinkt es hinab zum dunklen Grabesschlunde.
Begraben, doch vernichtet nicht! Zum Leben wird sein Blut.
Was Wunder, wenn der Opfergott in ihm das Höchste thut?

Wein.

Wie ein Geheimniß glänzt der Wein
Aus Aetherluft und Sonnenschein,
Des Herzens Lust, der Phantasie Erfeichung.
Ist er der Sonnenthränen Fluth,
Ist er der Sonnenküsse Gluth,
Ist er von beiden eine Wundermischung?

Wie blinkt er gleich zerflossenem Topase
Im goldnen Kelche, im krystallnen Glase!
Sein Blinken ist ein Selbstgespräch, und wer ihm heimlich lauscht,
Erfähet, daß wir nach leiblicher Zerstäubung
Noch trinken werden selige Betäubung.
Wenn wir einst für das Irdische das Himmlische getauscht,
Von Gott wir werden trunken seyn, in Seligkeit berauscht.

Ueberaus eigenthümlich sind folgende Phantasieen.

Muttertod.

Ich sank mit Schuld beladen,
Ein muttermörderisch Kind, ins Grab,
Kaum in die Welt gekommen.
O unheilvoller Schaden.
Das Leben, welches sie mir gab,
Hab ich ihr selbst genommen!
Es gibt der Baum so leicht und gern
Die süße Frucht mit ihrem Kern,
Doch aber bleibt der Tod ihm fern
Und darf auch nicht erkranken.
Als ich die Mutter lieb und werth
Ich armes Kind zu Tod versehrt,
Hab ich ihn weinend auch begehrt:
Nun lieg ich bei ihr in den engen Schranken.

Lebenstraum.

Mein Daseyn war kein Leben,
Ein Kampf, ein düstres Wachsen nur,
Nicht vierzig ganze Wochen.
Im Schlafe lag mein Leben,
Noch wob den Leib mir die Natur,
Mein Herz begann zu pochen.
Ich träumte meines Lebens Traum,
Doch so nicht, wie der Keim vom Baum,
Wie ihn im grünen Frühlingsraum
Die frischen Winde wecken.
Der Traum von meinem Leben war
So voll von Schrecken und Gefahr,
Daß jene mich zu früh gebar:
Fort war mein Leben, fort auch seine Schrecken.

In einem Gedicht auf S. 209 scheint sich der Dichter zu widersprechen, sofern er hier einem Optimismus huldigt, der bei den Fortschrittsmännern gemein ist, für einen frommen Christen aber wenig paßt:

Der Zukunft wahrer Mensch, o Kind,
Klar wirst du seh'n wofür wir blind,
Was uns geträumt, am hellen Tag erfahren.
In schönem Glanze steht dir da,
Was unser Auge dämmern sah,
Der lichte Tag, nach vielen dunklen Jahren.
Wir haben wohl gestritten,
Jedoch in Schuld und Leidenschaft
Drum müssen wir, wie auf dem Schlachtfeld, sterben.
Ganz recht, daß wir erlitten
Den Untergang, wir sind gestraft:
Doch du wirst schuldlos alle Güter erben.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{5}{12}$ Thaler.

Mittwoch, N° 65. 12. August 1868.

Politische Schriften.

Offenes Sendschreiben an die Ultramontanen Bayerns und Süddeutschlands von einem süddeutschen Ultramontanen. München, Verlag von Fritsch, 1868.

Eine Erwiderung auf die Brochüre „Morgenröthe einer bessern Zukunft für ganz Deutschland". Der ungenannte Verfasser bedauert — und wir stimmen hierin ganz mit ihm überein — daß so viele süddeutsche Ultramontane sich den deutschen Einheitsbestrebungen in gehässiger Weise widersetzen. Er spricht in einem wohlverstandenen katholischen Interesse und tadelt mit Recht alle die, welche unter dem Deckmantel confessionellen Eifers doch nur politischen, weltlichen, particularistischen Interessen oder gar als eigentliche Landesverräther dem Auslande gegen Deutschland dienen. Er sagt: „Es ist eine schlaue und gefährliche Begriffsverwechslung, ein teuflisch kluges Kampfmittel unserer Gegner, ultramontan mit politisch reactionär oder particularistisch zu identificiren. Glaubet mir, diese Taktik unserer Gegner hat uns und unsern Interessen schon sehr viel Schaden gebracht und selbst Viele in unsern Reihen wankend und irre gemacht. Gar oft konnte ich in meinem Amtsberufe die Aeußerung hören: Ich bin Katholik mit Leib und Seele, aber den Ultramontanen kann ich mich nicht anschließen, denn ich bin deutsch gesinnt und mein sehnlichster Wunsch ist die politische Einheit meines Vaterlandes! Welche Begriffsverwirrung. Als ob wahre deutschpatriotische Gesinnung mit Ultramontanismus nicht vereinbar wäre. Als ob wir, weil wir in Rom den Sitz des Oberhauptes der Kirche verehren, deshalb nicht eben so warm für das Oberhaupt unseres engern Vaterlandes, für den Ruhm und die Größe unseres Vaterlandes fühlen dürften, als ob wir etwa gar vermöge unserer ultramontanen Gesinnung bemüßigt wären, die Niederlage unseres Vaterlandes gleichgiltig anzusehen oder gar herbeizuwünschen, und die Unterjochung des deutschen Elementes etwa durch ein romanisches mit Freuden zu begrüßen."

Unsere Blätter haben schon seit mehr als drei Jahrzehnten die katholische Kirche in ihren großen und berechtigten Interessen gegen die perfiden und frivolen Angriffe vertheidigt, welche von Seiten der bureaukratischen Omnipotenz, wie der modernen Heiden und Juden auf sie gemacht wurden. Wir sind oft genug selber deshalb angefochten worden. Die Liebe zum großen deutschen Vaterlande und die Pflicht, der Nation in ihren heiligsten Interessen zu dienen, war uns eben so sehr immer Gewissenssache und wir begreifen nicht, wie man sich einbilden mag, sich um Gott verdient zu machen, wenn man die Einheit des Vaterlandes verhindern, im Dienst des Auslandes die eigene Nation verderben hilft. Wir halten das für eine nicht minder große Sünde, wie die Verhöhnung der Kirche und ihrer getreuen Diener.

Diejenigen Ultramontanen Süddeutschlands, die sich mit den kleinstaatlichen Particularisten verbinden, um die Einigung der deutschen Nation unter Preußen zu verhindern, vergessen, daß es grade dieser Particularismus gewesen ist, der die heiligsten Interessen und Rechte der katholischen Kirche im rohesten bureaukratischen Uebermuth seit mehr als fünfzig Jahren mit Füßen trat. Sie vergessen, wie die ehemaligen Rheinbundsfürsten auch noch nach dem Sturze Napoleons den rheinbündischen Despotismus fortgesetzt und durch die Frankfurter Verabredungen sanctionirt haben. Es ist ein colossaler Widerspruch, wenn Männer der Kirche sich ihren Feinden jetzt als Bundesgenossen aufdrängen und das letzte Ansehen der Kirche zu jedem beliebigen Mißbrauch denen zur Verfügung stellen, die von jeher die katholische Kirche verhöhnten und mißhandelten.

Diejenigen Ultramontanen Süddeutschlands, welche

sich Oesterreich aufdrängen und alle ihre Mittel Oesterreich zur Verfügung stellen, nur um die Einigung der Deutschen unter Preußen zu verhindern, befinden sich in demselben Widerspruch mit dem katholischen Princip und mit den Thatsachen. Das ist der Punkt, den die vorliegende Flugschrift ganz besonders hervorhebt. Sie setzt nämlich auseinander, wie tief das Ansehen der katholischen Kirche grade in Oesterreich gesunken ist, während es in Preußen in aller Weise geehrt und geschützt wird. Oesterreich hat seinen katholischen Traditionen entsagt, die Schutzherrlichkeit, die es seit vielen Jahrhunderten der römischen Kirche angedeihen zu lassen so verpflichtet wie berechtigt war, freiwillig aufgegeben, hat das schnöde Beispiel des moralisch und physisch zerrütteten Italien nachgeahmt und sein jus circa sacra theils an die Heiden verschenkt, theils an die Juden verkauft. Wie mag nun ein wahrer Katholik Süddeutschlands, der sich bisher für die Rechte seiner Kirche gegen die kleinstaatliche Tyrannei gewehrt und für den Papst gebetet und Geld gesammelt hat, jetzt auf einmal unter der Fahne Mühlfelds, Giskras und der Wiener Juden Sturm laufen wollen gegen Preußen, eine Cohorte katholischer Priester in feierlichem Ornat unter dem Commando eines Wiener Juden, der sie natürlich hohnlachend vor den Altar des Mammon führen wird? Es ist so viel Heiliges und Würdevolles in der katholischen Kirche und so viele Gottlosigkeit und Gemeinheit in dem heutigen politischen Treiben in Wien, daß es wahrlich einem katholischen Priester nicht geziemt, sich mit dieser Politik gemein zu machen. Das werden uns die ehrwürdigen Bischöfe Oesterreichs bezeugen, deren Klagestimmen in so trauriger Zeit, ähnlich den schmerzvollsten Psalmenstimmen das frivole, äffische, niedrig gemeine Gebell und Gekläff ultramontaner Preußenfresser in der süddeutschen Presse tief beschämen.

Der h. Vater selbst segnet die Bemühungen der österreichischen Bischöfe, welche die Kirche schützen und retten wollen. Der h. Vater selbst verdammt die Wiener Politik, welche die ultramontane Presse Süddeutschlands unter den Augen des Papstes dennoch immer aus Preußenhaß bevorwortet. Der h. Vater selbst hat die Waffen, die Oesterreich im Jahr 1866 nach seinem frevelhaften Bruch des Gasteiner Vertrags muthwillig und zu seinem eigenen Verderben erhob, nicht einsegnen wollen. „Bekanntlich wurde am 2. Juli v. Js. in Wien ein feierlicher Bittgang nach der Gnadenkirche Maria Hilf abgehalten, um den Segen des Himmels für die kaiserlichen Waffen zu erflehen, an welchem sich auch der ganze kaiserliche Hof betheiligte. Cardinal Fürsterzbischof von Rauscher hielt die Predigt; der päpstliche Nuntius Monsignore Falcinelli wurde eingeladen, das Hochamt (Bittamt) zu pontificiren. Der Nuntius lehnte jedoch die Einladung mit Hinweis auf die neutrale Stellung des h. Stuhles zu beiden kriegführenden Theilen ab und betheiligte sich gar nicht an der Feier. Statt seiner hielt der Weihbischof von Wien das Bittamt."

Schon lange vor dem Kriege von 1866 war die Verhöhnung der katholischen Kirche in Oesterreich Mode und von der Regierung geduldet, durch das Schmerling'sche Ministerium sogar provocirt. „Wurden etwa nicht die armen Franziskanerinnen, nachdem sie ein volles Jahr den giftigen Angriffen der Judenpresse ausgesetzt waren, ohne Schutz finden zu können, von Herrn von Schmerling aus dem Wiedener Krankenhause verjagt, um dem Wiener radicalen Pöbel und der corrumpirten Presse eine Concession zu machen? Oder hat man nicht noch obendrein in einer Posse von Theodor Flamm diese Schwestern auf dem Theater verspottet und verhöhnt? Hat man nicht die Oberin der Congregation vom ,armen Kinde Jesu' in Oberdöbling bei Wien, die würdige Mater Assumpta und die Schwester Columba vor die Schranken des Gerichtes gezogen, weil ein Schandblatt sie der Mißhandlung eines Kindes denuncirt hatte, und weil der Winkeladvocat Hanisch eine cause célèbre brauchte, um sich eine Praxis zu machen und die Wiederwahl in das Schmerling'sche Parlament durchzusetzen? Oder ist es unwahr, daß die halbe Congregation vor das öffentliche Gericht (in Hernals) geschleppt wurde und sich den frechen Blicken des Vorstadtpöbels und der frechen zudringlichen Juden Pollak I und II und anderer würdiger Berichterstatter aussetzen mußten? Ist es unwahr, daß bald darauf die Verfolgungscomödie gegen zwei barmherzige Schwestern in Salzburg sich wiederholte und in allen andern Kronländern fast epidemisch wurde?? Die Congregation vom ,guten Hirten', welcher vom Kaiser mehrere Strafanstalten überlassen worden waren, die wahre Musteranstalten genannt werden dürfen, wurde so maßlos verleumdet, daß deren Sachwalter eine Klage einleiten mußte. Der ehrabschneiderische Jude, Dr. Wittelshöfer wurde verurtheilt, aber die Gefängnißhaft in eine geringe Geldstrafe verwandelt. Das war die ganze Satisfaction für die Beschimpfungen des Judenarztes, der zugleich Vorstand des Wiener Journalistenvereins ,Concordia' ist, vor dem die Herren Minister gewaltig Respect haben. (Man unterläßt nicht, die Bälle desselben zu besuchen, überläßt dem Vereine ein Grundstück zu einem Spottpreis und kajoulirt dessen Mitglieder in einer kaum näher zu bezeichnenden Weise). Im Jahre 1861—1863 erreichten in Wien die Hetzereien gegen Jesuiten, Redemp-

toristen, Lazzaristen und Schulbrüder den Culminationspunkt. In Romanen, Zeitungen, Flugschriften wurde deren Vertilgung und Vertreibung offen und ungestraft gepredigt. Alle Schandthaten und Laster wurden den Ordensleuten nachgesagt, die Orden waren fast vogelfrei erklärt. Im vorigen Jahre ging die Meute gegen die Jesuiten in Prag los. Fenstereinwürfe, Gottesdienststörungen, Profanirung der Gotteshäuser, Verjagung von den Kanzeln, Bedrohungen der persönlichen Sicherheit, kamen allabendlich vor. Die Preußen schützten die armen gehetzten Priester, und der preußische Commandant drohte die Thäter kriegsrechtlich abzurtheilen zu lassen. So wüthet der Fortschritt und das Reformjudenthum in dem katholischen Oesterreich! In Preußen sind solche Schandthaten weder versucht worden, noch würden sie bei dem Gerechtigkeitssinn und der straffen Verwaltung der königlichen Behörden je möglich seyn!"

Die Flugschrift bringt am Schluß die eigenen Worte „eines hochgestellten österreichischen Geistlichen", denen wir Folgendes entnehmen: „Die Umgebung, die man dem jungen, aufrichtig frommen Kaiser an die Seite gab, konnte nicht schlimmer seyn. Bekannte Wüstlinge und Roués wie Graf Grünne, G. d. C. Fürst Lichtenstein waren nicht die Männer, die auf den jungen feurigen und vom besten Willen beseelten Monarchen einen wohlthätigen Einfluß ausüben konnten. Graf Grünne, dessen ganzes Hauptbestreben die Pflege des k. k. Hofpferdestalles war, entblödete sich nicht vor seinen Creaturen im Hofe des k. k. Marstallgebäudes in seiner gewohnten rauhen Manier freche Witze über kirchliche Einrichtungen und Gebräuche zu reißen. Seinem Stallpersonal gestattete er nicht einmal an Sonn- und Festtagen den Besuch der h. Messe. ‚Herrendienst geht über Gottesdienst!' fuhr er einen Reitknecht in seiner näselnden Sprechweise an, der sich beschwerte, daß er seit Monaten in keiner Kirche war. ‚Man kann auch im Pferdestall beten! war eine seiner häufigen Aeußerungen. Als ein Reitknecht einst zwei von dem englischen Bereiter Holmes nach Wien gebrachte englische Lotterbuben verdientermaßen durchprügelte, weil diese frechen Bengeln sich über die katholische Kirche lustig gemacht und die Gebräuche der h. Messe verspottet hatten, ohrfeigte der edle Graf höchsteigenhändig den braven Reitknecht, schimpfte ihn einen lumpigen ‚Pfaffenknecht' und ließ ihn 48 Stunden krummschließen und bei Wasser und Brod fasten, damit ihm die Frömmigkeit ferner vergehe.' Feiertage gab es für Grünne überhaupt nicht. Er besuchte am Charfreitage eben so gewiß die Ställe, wie am h. Weihnachtstage. ‚I kenn kane Feiertage — äußerte er oftmals — meine (!) Pferd' woll'n heute ebenso fressen, wie an jedem Tage 2c.'" Nur zum Spaß ließ Grünne die neue Reitschule einsegnen und verhöhnte nachher die servilen „Pfaffen", die in Pontificalibus diese Ceremonie vornahmen. Das war Hofton.

Derselbe hochgestellte Geistliche sagt von der Judenherrschaft in Wien, sie sey durch Bruck in Flor gekommen. (Sie war indeß schon lange, schon seit Thugut, vorbereitet). Der Finanzminister Bruck „schuf so recht eigentlich die Macht und das Ansehen der Geldjuden und gab dieser aller Gesinnung und Patriotismus baaren Kaste eine Bedeutung, an welche diese selbst nie gedacht hätte. Die Geldjuden, die Todescos, Springers, Wodianers, Epsteins, bis herab zu den kleinern, den Brandeis, Weickersheim, u. s. w. gingen bei Bruck aus und ein, bald beherrschte er nicht mehr sie, sondern sie ihn. Die Juden, noch vor wenig Jahren fast mittelalterlich gedrückt, fühlten sich nun gehoben und wurden noch frecher und unverschämter als zuvor. Im Jahre 1859 hieß es allgemein, das Haus Brandeis-Weickersheim sey ‚wackelig' geworden. Bruck wendete die Gefahr ab, stützte das Geschäft und rettete Madame Auguste Brandeis ihre Burgtheaterloge, ihre Pferde und Equipage und ihre glänzenden (!) Salons, in welchen die Börsenjuden vom Schlage der Ponzen, Mannheimer und einige Burgtheatercomödianten als Hauptkourmacher figuriren. — Bruck fehlte bei keinem Wiegenfeste, bei keiner silbernen Hochzeit einer Geldjudenfamilie, er war der Intimus derselben und wurde von ‚Frau Regine' und ‚Frau Judith' in echt jüdischer Familiarität gewöhnlich nur ‚unser Bruck' genannt. Seit Bruck datirt sich die eigentliche Judenwirthschaft in Oesterreich, die Herrschaft der Börsen- und Geldmatadore, dieser Pest des Kaiserstaates. Bald wird es keinen Geldjuden in Oesterreich mehr geben, der nicht baronisirt oder decorirt ist. Wodianer ist Baron, Sina geheimer Rath und Großkreuz der höchsten Orden, Todesco, Ritter von, die meisten übrigen besitzen Groß- und Comthurkreuze. Selbst der rothhaarige, geizige Jude Wertheim, der Reclameheld für die feuerfesten Kassen, die jedoch längst durch Concurrenz in Schatten gestellt sind, wurde Ritter, (edles Ritterthum!) und Truchseß. Ein anderer Jude, der mit Leder handelt, avancirte zum kaiserlichen Rathe. Der vor den Schranken des öffentlichen Gerichtes in seiner ganzen Erbärmlichkeit an den Pranger gestellte Börsenschwindler Eduard Warrens wurde k. k. Hofrath (!) und der Handelskammerjude Winterstein hat Aussicht, demnächst cisleithanischer Handelsminister und Excellenz zu werden.

So stehen die Dinge in Oesterreich, in Folge des Bruck'schen Systems. Die Börse regiert und die Minister verwalten nur noch. Der Creditactienschwindel, die Promessenwirthschaft, die Bruck nach Oesterreich brachte, haben Tausende zu Betrügern, Bettlern, Schurken und Selbstmördern gemacht."

Auch in der Armee war der christliche Sinn tief gesunken. „So gab bekanntlich Benedek keine Zeit zur Osterbeichte — als der päpstliche Segen angeboten wurde, sagte er: ‚Sorget nur, daß Gott neutral sey, für das Uebrige werde Ich sorgen!' Vor der Schlacht wurde sonst die Benediction ertheilt, diesmal zum erstenmale nicht, weil es hieß: ‚Das demoralisirt das Selbstgefühl des Soldaten!' Jetzt erfährt man vom Graf Gondrecourt, der im dänisch-deutschen Kriege Commandant der eisernen Brigade, dann eine Zeit lang Erzieher des Kronprinzen Rudolph, zuletzt Vicecommandant des Armeecorps des Clam-Gallas war, Folgendes: Der Herr Graf hatte im letzten Feldzuge einen Trainknecht, der ihm nicht schnell genug aus dem Wege fuhr, vom Pferde gehauen, und als ein dazu kommender k. k. Feldkaplan ihn abhalten wollte, den schon Halbtodten noch ferner zu mißhandeln, sich mit dem Rufe: ‚Du verfluchter Pfaffe!' gegen den Priester gewandt und diesen mit dem flachen Säbel furchtbar gehauen, dann gegen einen hinzueilenden Generalstabsoffizier, der ebenfalls abwehren wollte, einen wüthenden Säbelhieb geführt, den dieser nur auf Kosten seines halb durchgehauenen Oberarms pariren konnte. Der Feldbischof Dr. Dominik Mayer nahm sich des Feldkaplans an. Er sandte seinen Vicar zum General Gondrecourt, der ihn nicht aussprechen ließ, sondern ihn mit einem: ‚Der verfluchte Pfaffe soll mich — — — —' zum Hause hinauswarf."

Weiter wird nachgewiesen, wie auch die Bureaukratie durchgängig kirchenfeindlich sey. Ueber den Einfluß der von den Geldjuden bezahlten allmächtigen Literaturjuden in Oesterreich hätte noch mehr gesagt werden können. Das ist die Siphylis, welche die geistige Gesundheit des gutmüthigen österreichischen Volkes verzehrt.

Die Flugschrift hebt mit Recht hervor, wie sehr in Preußen die katholische Kirche geachtet werde. „Während in katholischen Ländern ungescheut katholische Priester und kirchliche Institutionen verhöhnt und in Wort und Bild beschimpft werden dürfen, bis es endlich einmal den Gerichten und Staatsanwälten einfällt, dagegen einzuschreiten, während in dem katholischen Wien kein Orden, keine Congregation mehr vor den bübischen Invectiven der jüdischen Tages- und Witzblätter sicher ist und die Behörden schwach genug waren, auf die Stimmen dieser Wortführer zu achten, Nonnen vor die öffentlichen Gerichte zu schleppen oder ihnen die Leitung öffentlicher Spitäler zu entziehen, sehen wir in Preußen erst vor wenigen Wochen den Redacteur des ‚Kladderadatsch' bereits zum zweitenmale in längere Gefängnißstrafe verurtheilen, weil er in einer Nummer seines Blattes den Jesuitenorden angegriffen und das Dogma von der ‚unbefleckten Empfängniß' und die Heiligenverehrung verspottet hatte, und mußte Johannes Ronge einen Schmähartikel gegen den Syllabus des heiligen Vaters mit einer mehrwöchentlichen Gefängnißstrafe büßen. Ebenso wurde erst wieder vor einigen Tagen der verantwortliche Redacteur der ‚Zukunft', wegen Beleidigung der katholischen Kirche, zu einer mehrwöchentlichen Gefängnißstrafe verurtheilt. Während in Wien Herr von Beust kürzlich das im Jahre 1859 auf Einschreiten des Erzbischofs Rauscher verbotene Volksstück ‚Mönch und Soldat' freigegeben hat und allabendlich die lärmendsten und schmachvollsten Demonstrationen gegen den Klerus in dem Leopoldstädter Judentheater hierdurch veranlaßt werden, hat in Berlin vor wenigen Tagen noch die Polizeibehörde die Aufführung eines einaktigen Stückes ‚Katholikin und Protestant in Tirol' von Alois Berla verboten, weil, wie die Motivirung des Verbotes sehr richtig lautete, die Behörde es nicht passend und geziemend finden könne, religiöse Streitfragen auf dem Theater zu behandeln und die leicht erregbaren Leidenschaften wach zu rufen."

Die Flugschrift wirft den Ultramontanen auch ihre weiland Begeisterung für den Augustenburger vor. Die Sache ist verjährt, aber die Flugschrift hat gewiß Recht, wenn sie fragt, was um Gotteswillen denn die katholische Kirche für ein Interesse hätte haben können, einen Prinzen zu unterstützen, der sich den kirchenfeindlichen Liberalen und Demokraten in die Arme geworfen habe, und später, wenn er reussirt hätte, sich ebenso Rußland und England würde in die Arme geworfen haben, wobei auch nicht von fern daran zu denken war, daß er jemals der katholischen Kirche einen Dank würde abgetragen haben.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, N° 66. 15. August 1868.



Christliche Archäologie.

Beiträge zur Trierschen Archäologie und Geschichte. Erster Band. Der heilige Nagel in der Domkirche zu Trier. Zugleich ein Beitrag zur Archäologie der Kreuzigung Christi von Dr. F. X. Kraus. Trier, Linz, 1868.

Vor einigen Jahren gab der geistvolle und gelehrte Döllinger „Papstfabeln“ heraus, worin er zeigte, wie die christliche Legende poetisch ausgeschmückt, wahre Geschichte in Mythus umgewandelt, ja sogar politische Absichten und satyrische Auffassungen sich der Form der Legende und poetischen Volkssage bedienten. Nur wenn man hierin die nothwendige Kritik übt, ist man berechtigt, auf der andern Seite die rohe Auffassung zurückzuweisen, in der sich die seichten Rationalisten und liberalen Philister so sehr gefallen, indem sie alles Erzählte nur als Pfaffentrug von vorn herein verhöhnen, ohne es zu untersuchen.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat sich nun Herrn von Döllinger zum Muster genommen und übt eine scharfe Kritik an der Geschichte der Reliquien zu Trier. Hören wir ihn z. B. über den h. Rock, über den so viel ungläubig und übergläubig geschrieben worden ist. Herr Kraus sagt: „Es ist eitel Gerede und das Zeichen völliger Unkenntniß des Mittelalters, wenn man meint: die dem Orendel zu Grunde liegende Sage müsse deshalb allein schon echt seyn, weil sie verbreitet und vielgestaltig sey: wer weiß nicht, wie alt und verbreitet die Fabeln sind von der Päpstin Johanna, von der Taufe Constantins durch Silvester und der Disputation zu Rom, von dem Falle des Papstes Marcellin und der Synode von Sinuessa, von der Abdankung und dem Martyrium des P. Cyriacus, von der Hexerei des P. Silvester II., von den zwei Wespen, die K. Vespasian in der Nase hatte und die erst bei seiner Taufe herausflogen, von dem Tempel des Cicero in Rom u. s. f. Und doch liegt all dem nichts zu Grunde, als die Phantasie eines müssigen Kopfes oder die Erfindung eines Parteiscribenten. In Trier hat man das ganze Mittelalter hindurch an der Gründung der ‚heiligen Stadt' durch Trebeta, des Ninus Sohn geglaubt, wie auch später und jetzt noch an den Aussatz des Kurfürsten Baldewin, der zwölf Jahre auf dem Balduinshäuschen seiner Heilung wartete: und doch ist das eine reine Fabel und das andere poetische Volksgelehrsamkeit, die es vergessen hatte, daß das Haus im Berge allerdings ein Baldewin gebaut hatte, der aber kein Erzbischof, sondern ein simpler trierscher Bürger war. Man sage auch nicht, die Behörde würde sich einer von der kirchlichen Tradition abweichenden Sagenbildung widersetzt haben, wenn diese nicht den Schutz höhern, jahrhundertjährigen Alters für sich gehabt hätte. Ein Theil der erwähnten Fabeln, das Leben Gregors VII. und Silvester II., die Erschaffung Adams, die Geschichte Johannes des Täufers, des Herodes und der Herodias, waren gewiß keine ‚sich selbst überlassenen Traditionen, und doch wurden sie in ihrer fabelhaften, dem deutschen Heidenthum angelehnten Gestalt populär und keine Spur einer Opposition regte sich. So selbstverständlich uns jetzt die Grundsätze der historischen Kritik scheinen, so wenig waren sie dem Mittelalter eigen: jene Grundsätze sind ein Produkt der männlichen Reife der Bildung, welche Phantasie und Verstand ins Gleichgewicht setzt und sichere Wahrheit der erfreulichsten Einbildung vorzieht. Im Mittelalter aber war man geneigter zu glauben, als zu prüfen, überall hatte die Phantasie das Uebergewicht über den Verstand. Man unterschied nicht zwischen idealer und thatsächlicher, zwischen poetischer und geschichtlicher Wahrheit. Die Heldengedichte galten für hohe und wahre Geschichte, und die Geschichte ver-

setzte sich überall mit epischer, novellistischer und legendarischer Poesie. Aeußerst selten zeigte sich der Trieb, die Dinge nach ihrer innern Verbindung zu begreifen, eine Regel ihres Zusammenhaltes oder ein Gesetz ihrer Entwicklung zu ermitteln. Desto stärker war die Neigung zum farbigen und frappanten Detail, zum Absonderlichen, Verwunderlichen, Wunderbaren — ein Zug, der in jener Zeit eben so wohl auf dem Gebiete der Naturforschung und Geographie wie der Geschichtschreibung hervortrat. Man wird bei einer solchen Beschaffenheit der Gemüther verstehen, wie allmälig eine Anschauung der frühern Jahrhunderte entstand, welche grade bei den wichtigsten, das Interesse am stärksten anregenden Ereignissen mit dem wirklichen Verlaufe gar nichts mehr gemein hat. Heute weiß jedermann, wie die Herrschermacht der römischen Curie in vielhundertjähriger Entwicklung Schritt auf Schritt herangewachsen und unter welterschütternden Kämpfen allmälig zum Sieg gelangt ist. Damals aber war außer zwei oder drei Gelehrten die Welt überzeugt, daß schon im IV. Jahrh. der K. Constantin bei seiner Taufe dem P. Silvester Italien und die westlichen Länder und insbesondere alle Inseln geschenkt hat; die völlig grundlose Erdichtung kam nicht blos in die Historien, sondern auch in die Gesetzbücher; ja es geschah auf Grund dieses Rechtstitels, daß P. Urban II. sich die Insel Corsica unterwarf, daß P. Hadrian IV. die Insel Irland der Herrschaft des eroberungslustigen Königs von England überwies.'"

Außer dem berühmten h. Rock besitzt Trier auch noch einen Nagel vom h. Kreuz. Da der echten Nägel nach dem Evangelium nur drei seyn können, hat das Vorkommen von außerordentlich vielen solcher h. Nägel, wie man sie in den verschiedensten Kirchen Europas der Verehrung ausgesetzt und für echt gehalten hat, schon längst großes Bedenken erregt. Auch schon die Legende von der Kreuzfindung. Der Verfasser sagt: „Das Stillschweigen des Eusebius und des Pilgers von Bordeaux, das Auftauchen so mancher und obendrein so lächerlicher Reliquien um 330 und die dadurch documentirte grenzenlose Leichtgläubigkeit der Gläubigen schon zu damaliger Zeit begründen den stärksten Verdacht gegen die Kreuzerfindungsgeschichte; und ich würde nicht anstehen, Gildemeister in diesem Punkte vollkommen beizutreten — wären die Aeußerungen des h. Cyrillus nicht. Ein Mann von der unbestreitbaren geistigen und sittlichen Größe wie er konnte unmöglich, ohne derselben gewiß zu seyn, in einem Briefe an den Kaiser von Vorgängen sprechen, die er als Jüngling mit angesehen oder von denen er doch die allergenaueste Kunde besitzen konnte und, wie die Umstände es geboten, auch durchaus besitzen mußte. Daß Cyrill selbst die Comödie, wie Herr Gildemeister zu verstehen gibt, mitgespielt, glaube ich so lange nicht, bis es bewiesen wird; daß er dazu geschwiegen, wenn andere sie spielten, oder zu einfältig war, um die Reliquienfabrikation zu durchschauen, werde ich erst dann glauben, wenn man nachgewiesen hat, daß auch er zu denjenigen gehörte, welche die armen Pilger mit dem verworfenen Eckstein u. dgl. Dingen äfften. Dagegen räume ich die historische Unhaltbarkeit der Berichte bei Ambrosius, Rufin, Sozomenus u. s. f. vollkommen ein."

In der christlichen Welt hat sich dieselbe Erscheinung wiederholt, wie in der heidnischen. Da, wo nach dem Glauben der alten Heiden eine Gottheit sich niedergelassen hatte, wo man sich ihre Geburtstätte dachte, wo sie auf ihrer Wanderung ausgeruht, eine That vollbracht haben oder sogar gestorben seyn sollte, da errichtete man ihr Altäre, Tempel, Orakel. Da zeigte man wunderthätige Reliquien von ihr vor, zu denen man wallfahrten kam und reichlich opferte. Die Einwohnerschaften solcher Orte, namentlich die geschlossenen und erblichen Priesterschaften, endlich nicht minder die Staatsgewalt hatten ein Interesse, deßfalls den Aberglauben zu pflegen und zu nähren. Als sich die christliche Kirche ausbildete, knüpfte sich auch an die christlichen Kirchen, wunderthätigen Bilder, Reliquien und Wallfahrtsorte dasselbe Interesse. Daher der große Eifer, Reliquien zu besitzen, und der Streit über die Echtheit derselben, wenn mehrere Kirchen deßfalls concurrirten.

Auf einen Umstand hätte jedoch der Verfasser mehr Werth legen sollen, als er gethan hat, nämlich auf den Werth und Nutzen des Glaubens überhaupt, abgesehen vom Gegenstand desselben. Als bei der Ausstellung des h. Rocks zu Trier über eine Million gläubiger Katholiken aus Deutschland, den Niederlanden und Frankreich herbeikamen und ihn in tiefer Andacht verehrten, thaten sie ungleich besser, als die damals dagegen lästernden Rongianer, Rationalisten und Hegelianer, welche voll tiefen Hasses gegen den christlichen Offenbarungsglauben denselben durch eine neue Vernunft- oder Naturreligion ersetzen wollten, d. h. durch ausschließliche Anbetung des eigenen Ich und durch Heiligsprechung aller seiner sinnlichen Schwächen und Gelüste. Als die s. g. gebildete Presse laut hohnlachte über die Vorgänge zu Trier, bemerkten wir in diesen Blättern, die einfältigen Bauern, die den Sohn Gottes noch in seinem irdischen Kleide, oder auch nur in einem Nachbilde dieses Kleides verehrten, stünden höher, als die überklugen Professoren,

die nicht einmal mehr den Geist des Welterlösers respectirten, ja sogar seine Geschichte für einen bloßen Mythus erklärten. Eine ernste Betrachtung dieser Art muß überall angeknüpft werden, wo man meint, gar zu wohlfeil über kirchliche Mißbräuche spotten zu dürfen.

Der Schluß des kleinen Buchs ist noch vielfach interessant, denn er handelt von der Flucht der Reliquien aus Trier zur Zeit der französischen Revolution und von der Beraubung derselben. Ein Theil der Trierer Reliquien wurde dem Herzog von Nassau anvertraut. Nachdem der Rheinbund gegründet war, reclamirte das nunmehr französisch gewordene Bisthum Trier jene Reliquien, aber man wollte sie nicht gern hergeben, weil die Reliquien selbst zwar noch da, die Reliquiarien oder Einfassungen in Gold und Juwelen aber unter der Hand gestohlen waren. „Schon unter dem 24. Nov. 1808 erließ der Herzog von Nassau eine Verfügung an seine Regierung, daß ein Theil der reclamirten Gegenstände an die Domkirche zu Trier auszuliefern sey. Im Jahr 1809 schickte das Cabinet zu Weilburg an die dortige Hofkammer ein Verzeichniß derjenigen Reliquien, welche aus der Silberkammer dem bischöflichen Commissarius Gattermann eingehändigt werden sollten. Diese Reliquien wurden nun (ohne Reliquiarien) von der Hofkammer an die herzogliche Regierung zu Ehrenbreitstein abgesandt und von dieser sammt einem Verzeichnisse laut Protokoll vom 16. Nov. 1811 an den genannten Commissarius in einem hölzernen, mit Siegeln versehenen Verschlage abgegeben. Der Verschlag mit den darin enthaltenen Reliquien wurde sodann durch den Bischof Mannay in der Schatzkammer der hohen Domkirche zu Trier niedergelegt. Das Resultat der ganzen Verhandlung unter dem Bischof Karl Mannay bestand darin, daß von den geflüchteten Domreliquien nur noch erst ein Theil, bestehend in 21 Artikeln, wie das mitgetheilte Inventar ausweiset, durch die Nassauische Regierung im Jahr 1811 an Trier zurückgegeben wurde; daß folglich das Kapitel die übrigen damals im Nassauischen Verwahr gebliebenen Effecten gegenwärtig noch zurückzufordern berechtigt ist. *)"

Wie rücksichtslos man verfuhr, erhellt unter anderem auch daraus, daß der h. Nagel von Trier nicht nach Trier zurückgeliefert, sondern eigenmächtig und widerrechtlich vom Herzog von Nassau dem Fürsten Metternich geschenkt wurde, damit dieser den kleinen Rheinbundtyrannen schone. Metternich schlug die Zurückgabe des Nagels mehrmals ab, lieferte ihn aber endlich im Jahr 1844 auf wiederholtes Bitten endlich aus.

*) Unterdessen soll ein guter Theil der Domschätze Seitens der herzogl. Regierung verhandelt oder eingeschmolzen worden seyn; die kostbaren Denkmale kirchlicher Kunst befinden sich jetzt im Verwahr des Limburger Doms. Aber an der Stelle der besten Juwelen hat der Herzog gnädigst sein Wappen in Email anbringen lassen. Die Edelsteine sind den Weg alles Irdischen gegangen.

Eine Stimme aus Ungarn.

Ungarische Monatsschrift für Politik, Landwehr, Staatsökonomie zc. herausgegeben von mehreren Fachmännern. Verantwortlicher Redakteur, Graf Olivier Bethlen. Drittes Heft, Juni 1868. Pest.

Im vorliegenden dritten Hefte dieser neuen Monatsschrift wird der Gegensatz zwischen dem ungarischen und österreichischen Interesse fast noch schärfer als in den ersten Heften betont. Ungarisches Interesse sey, in enger Verbindung mit den Rumänen und Serben, ein großes Reich an der untern Donau zu bilden und der russischen Eroberungssucht hier eine Grenze zu setzen. Die Ungarn fühlen wohl, daß sie, wenn Rußland jemals Herr an der Theiß werden sollte, das nämliche Schicksal zu erleiden haben würden, welchem die Polen unterlegen sind. Sie sehen sich nun nach einem Schutz um, glauben denselben aber keineswegs in der österreichischen Politik gefunden zu haben.

Wir lesen hier S. 85: „Ungarns innere Verhältnisse sollten der Art organisirt werden, daß es möglich werde, einen innigen Verband zwischen den Ländern der Stephanskrone einerseits und den rumänischen und südslavischen Ländergruppen andererseits anzubahnen. Unglücklicherweise fühlt sich Baron Beust seit jeher zu einer activen diplomatischen Thätigkeit berufen. Er will seine ‚Meisterschaft' schon heute zeigen und treibt auch jetzt österreichische Großmachtspolitik, statt sich auf die bescheidenere Rolle der ‚ungarischen Königspolitik' zu beschränken, ganz vergessend, daß in der österreichischen Ländermasse Ungarn allein ein entschiedenes, ‚von dem übrigen Deutschland' gesondertes Interesse in der auswärtigen Politik hat, während West-Oesterreich entweder der norddeutschen Bundespolitik nachschwimmen muß, oder früher oder später von Preußen gezwungen wird, nolens volens nachzuschwimmen. Was die Eventualität einer österreichisch-französischen

Allianz betrifft, so wollen wir vorderhand hierüber kein Wort verlieren; es kann Baron Beust nicht unbekannt seyn, daß man in Ungarn mit Ausnahme einer kleinen klerikalen Fraction diese Allianz entschieden verhorrescirt. Hat in dieser Richtung Graf Andrássy dem Baron Beust Zusagen gemacht, so that er dieses allein aus dem Grunde, um sich die Wiener Hofpartei günstiger zu stimmen. Im Grunde aber weiß er ganz wohl, daß kein verantwortlicher ungarischer Ministerpräsident vor seinem Parlamente die Consequenzen einer österreichisch-französischen Politik verantworten könnte.

Wenn wir die verschiedenen, auf dem Gebiete der Stephanskrone wohnenden Völker betrachten, so finden wir außer der compact zusammenlebenden ungarischen Nation noch die nicht minder compact zusammlebende rumänische Bevölkerung. Ungarn und Rumänen bilden in Folge ihrer geographischen Lage zusammen einen Damm, der von Natur aus berufen erscheint die Nordslaven von den Südslaven zu trennen. Wir finden also hier eine Bevölkerung van etwa 10 Millionen Einwohnern (die Deutschen und Sachsen mit eingerechnet: folglich die große Majorität der Gesammtbevölkerung der Stephanskrone), die ein gemeinsames Interesse zn wahren haben; nämlich jenes, ihre Nationalität var der slavischen Absarbirungspolitik zu schützen. Die ungarische Regierung hat mehrfache Gründe, dieses gemeinsame Interesse der Ungarn und Rumänen zu betonen und hiedurch einerseits die Ungarn den rumänischen Forderungen gegenüber günstig zu stimmen, andererseits aber auch zugleich den Rumänen begreiflich zu machen, daß, wenn ihre religiösen Interessen sie den Slaven näher rücken, ihre palitischen Interessen mit jenen der Ungarn identisch sind, da sie eben in Folge ihrer Religion von der slavischen Absorbirungspolitik viel mehr zu befürchten haben."

Dem Verfasser ist nicht entgangen, daß seinen Absichten die barbarische Rohheit, in welcher das rumänische Volk seit sa langer Zeit niedergehalten worden ist, ein nicht geringes Hinderniß in den Weg legt. „Die Möglichkeit, einen größern rumänischen Staat zu schaffen, hängt — ganz abgesehen von allen andern europäischen Verhältnissen — von dem Umstande ab, ob auch der zukünftige rumänische Staat jenes Culturelement besitzt, das heutzutage den Kitt eines europäischen Staates bildet. Jeder Unbefangene, der die Donauländer näher kennt, wird gestehen, daß bezüglich des in einem madernen Staate unumgänglich nothwendigen Culturelementes heute noch jede größere Staatenbildung an der Donau mit Ausschluß des deutsch-ungarischen Elementes unmöglich sey. Es gibt in Rumänien eine russische, eine österreichische, eine französische Partei, aber eine rein rumänische Partei, die sich zur Aufgabe gestellt hätte, selbständig vorzugehen, im Innern etwas Dauerndes zu schaffen und dann erst in zweiter Linie Alliirte zu suchen, gibt es nicht. Der siebenbürgische ungarisch-rumänische Adel hat durch Jahrhunderte das rumänische Volk unterdrückt, und dieses hat sich im Jahre 1848 — 49 durch haarsträubende Greuelthaten gerächt. Der Zwist zwischen Rumänen und Ungarn ist in Siebenbürgen so arg, daß an eine Vereinbarung dieser zwei Elemente in loco nicht zu denken ist. Der ungarische Reichstag muß aber die Sache aus viel höherem Standpunkt betrachten, und selbst die ungarischen Localinteressen den Interessen der Stephanskrone zu opfern wissen."

Die Herbeiziehung Serbiens hat ebenfalls ihre Schwierigkeit, denn es gibt dort zwei Parteien, welche nichts von einem Anschluß an Ungarn wissen wollen, die großserbische Partei nämlich, die ein ausschließlich slavisches Reich im Süden gründen und seine Grenzen tief in die europäische Türkei hinein erstrecken möchte, und eine russische Partei, welche die Uebereinstimmung der Serben mit den Russen und der slavischen Race und Sprache und in der griechischen Kirche geltend macht. Ritterlichkeit und ein freisinniges und männliches Wesen zeichnen die Serben aus, so daß die russische Uniform und Knute ihnen gewiß so unerträglich werden würde, wie den Polen. Russische Agenten spiegeln ihnen var, im russischen Reiche sey alles Himmel, wie im türkischen Hölle. Politischen Ueberblick können die Serben in ihrer Isolirung kaum haben und die Intriguen, die in ihrer Hauptstadt durch die Agenten fremder Mächte angezettelt werden, sind nur geeignet, sie zu verwirren. Die Monatsschrift bemerkt: „Serbien ist berufen, die Stütze der südslavischen Ländergruppe zu bilden und somit die Führerschaft einer eventuellen Donauconföderation mit Ungarn zu theilen. Wir betanen das Wort ‚zu theilen', denn sollten die Serben eine Vereinigung der Nord- und Südslaven anstreben und den von Natur aus zwischen Nord- und Südslaven geschaffenen Damm durchbrechen wollen, so übernehmen sie eine Aufgabe, der sie nicht gewachsen sind. Die Serben sind tapfer und intelligent, aber ein Kampf gegen Ungarn, Rumänen, Polen, Türken und selbst Griechen würde sie gänzlich den Russen überliefern und sie jeder Initiative und palitischen Selbständigkeit berauben."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 67. 19. August 1868.

Naturkunde.

Ueber Meteorerscheinungen. Populärer Vortrag gehalten zu Warschau von W. Knobloch. Berlin, Gärtner, 1866.

Der Redner nimmt Veranlassung von einem ausgezeichneten Phänomen, welches man am 30. Januar dieses Jahres zu Warschau beobachtete. Es war eine bei Nacht hell leuchtende Feuerkugel, die blitzschnell über den Himmel fuhr und zerplatzend eine Menge Meteorsteine auswarf. Da man sie auch in Breslau, Königsberg und Krakau, ja sogar in Berlin und Wien sah, geht daraus hervor, daß sie sehr hoch am Himmel, zwanzig bis dreißig Meilen hoch erschien.

Dieses schöne Phänomen bestätigte den Verfasser in der jetzt allgemein anerkannten Voraussetzung, daß die Meteorsteine kosmischen Ursprungs sind und nicht von unserer Erde, sondern aus höheren Regionen herkommen. Man hat Sternschnuppen und Feuerkugeln am häufigsten in den Nächten vom 12. bis 14. November gesehen, welche genau den 3 kalten Tagen vom 12. bis 14. Mai entsprechen, und daraus den Schluß gezogen, es seyen zahlreiche, wenn auch nur sehr kleine Planeten, welche gleich den größeren um die Sonne kreisen, aber in solcher Menge, daß sie einen förmlichen Ring um die Sonne bilden. Tritt nun die Erde auf ihrer Bahn in diesen Ring ein, so werden jene kleinen Planetchen von ihr angezogen, stürzen auf sie herab und verbrennen in ihrem Luftkreis. Man hat ferner ausgerechnet, daß die kleinen planetarischen Körperchen nicht gleichmäßig an dem Ringe vertheilt sind, denn weil alle 33 Jahre (1799, 1833, 1866) ein stärkerer Sternschnuppen- und Feuerkugelfall vorkommt, schließt man daraus, die Erde treffe in diesen Perioden auf eine stärkere Anhäufung der Aerolithen.

Auch die Kälte vom 12. bis 14. Mai erklärt der Redner aus der Verdichtung des Ringes durch die vielen unsichtbaren Körperchen, welche die Sonnenwärme nicht durchlassen. Diese letztere Voraussetzung scheint uns doch noch etwas zu gewagt.

Die großen Feuerkugeln zerplatzen gewöhnlich in Kugelform, wie Bomben, und die Stücke werden weit umhergestreut. Diese sind metallisch. „Der Menge nach vorwiegend sind aber Magnesia-Silikate und Eisen. Trotz dieser Gleichheit der letzten Bestandtheile, in welche unorganische Körper chemisch zersetzt werden, hat das Ansehen der Meteormassen durch die Art der Zusammensetzung ihrer Bestandtheile im Allgemeinen etwas Fremdartiges, den irdischen Gebirgsarten und Felsmassen Unähnliches. Das in fast allen eingesprengte, gediegene metallische Eisen gibt ihnen einen eigenthümlichen Charakter, durch den sie sich von allen Mineralien unserer Erde unterscheiden. So sehr verbreitet auch das Eisen auf der Erde ist, so findet es sich doch nirgends im rein metallischen Zustande, sondern stets in Verbindung mit Sauerstoff, Schwefel oder andern Stoffen. Der Gehalt der Meteormassen an metallischem Eisen ist sehr verschieden. Nur in zwei, in Frankreich gefallenen Meteorsteinen fehlt das Eisen gänzlich; diese sind erdigkrystallinisch, zum Theil in Wasser zerfallend. Der Meteorstein von Siena enthält nur zwei Procent, während andere Meteormassen aus fast reinem Eisen bestehen. In Ungarn bei Hradschina im Agramer Comitate, in Sibirien an den Ufern des Sisim im Jeniseisker Gouvernement, in Mexiko hat man Meteormassen gefunden, die alle 96 Procent Eisen enthalten, und welches ohne weiteres schmiedbar ist. In alten Berichten ist schon davon die Rede, daß sich Chalifen und mongolische Fürsten aus frisch gefallenen Aerolithen Schwerter schmieden ließen. Man hat an verschiedenen Orten Steinmassen auf dem Boden gefunden, welche

den Gebirgssystemen jener Gegenden ganz fremd sind, aber mit notorischen Meteorsteinen die größte Aehnlichkeit haben. Wir sind deshalb berechtigt auch diese für Aerolithen zu halten, obgleich ihr Niederfallen von Keinem beobachtet worden ist und vielleicht in vorhistorischer Zeit stattgefunden hat. Die Masse der Meteorsteine ist oft sehr groß. Eines der Bruchstücke, welche zu Aigle im Jahre 1803 fielen, wog 17 Pfund; 1751 fiel bei Hrabschina ein 71 Pfund schwerer Meteorstein. Eine im Jahre 1814 zu Lenarto in Ungarn aufgefundene Meteormasse wog 194 Pfund. Die berühmte in Sibirien aufgefundene von Pallas beschriebene Masse von Meteoreisen wog 1400 Pfund, und in Mexiko fand man solche von 300 bis 400 Centner Gewicht."

Der Verfasser fährt fort: „Geben wir einmal zu, daß ein Ring kosmetischer dunstförmiger Materie die Veranlassung der Sternschnuppen ist, so hat es nichts Gezwungenes, wenn wir annehmen, daß diese Materie metallischer Natur sey, die ursprünglich außerordentlich fein zertheilt, sich zu porösen Klümpchen zusammengeballt hat. Bei dieser Annahme ergibt sich die ganze Erklärung von selbst, und wir sind im Stande, die Sternschnuppen experimental nachzumachen. Poröse Körper absorbiren sehr heftig Gasarten; schon unsere Holzkohle kann fast das hundertfache ihres Volums Gas verdichten. Fein zertheiltes Platin, Platinmoor oder Platinschwamm verdichtet in seinen Poren das viele hundertfache seines Volums, und zwar so schnell und energisch, daß es durch die heftige Condensation glühend wird und brennbare Gasarten entzündet, wie dies bei dem sog. Platinfeuerzeug der Fall ist. Auch durch chemische Mittel höchst fein zertheiltes Eisen absorbirt den Sauerstoff so heftig, daß es sich an der Luft entzündet und verbrennt. Ganz dasselbe geschieht mit den porösen, pyrophorischen Klümpchen Metallstaub, die von fernher in unsere Atmosphäre gelangen: sie verdichten Sauerstoff, entzünden sich dadurch und verbrennen zum Theil. Unterstützt wird diese Annahme noch durch folgenden Umstand. Man hat außer dem gewöhnlichen Sauerstoff der Atmosphäre noch eine andere Modification desselben kennen gelernt, welche viel energischer Verbindungen eingeht, und welche man Ozon nennt. Sie entsteht vorzugsweise, wenn man elektrische Funken durch die Luft schlagen läßt, und es wird hieraus sehr wahrscheinlich, daß sich der Sauerstoff in den höhern Schichten der Atmosphäre im ozonisirten, also sehr heftig wirkenden Zustande befindet.

Die Erklärung der brillanteren Phänomene der Feuerkugeln, aus denen Meteorsteine niederfallen, ergibt sich nun auch ganz ungezwungen, wenn wir den Kern der Feuerkugel, die Steinmasse als fertig gebildet annehmen, vielleicht als Trümmer eines Planetoiden. Ein solches Fragment wird bei seinem Kreisen in dem Ringe von Metallstaub sich mit einer stärkeren Kruste von pyrophorischem Eisenschwamm bedecken, welcher beim Eintritt in die Atmosphäre unserer Erde sich dann durch die starke Gasabsorbtion entzündet und verbrennt. Bei der größern Masse ist die Verbrennung eine sehr heftige; es entsteht eine sehr hohe Temperatur, so daß das gebildete Eisenoxyd zusammenschmilzt mit der Oberfläche des Steins zu einer mit metallischen Eisentheilen untermischten Schlacke. Dadurch entsteht die braune Rinde der Meteorsteine, dadurch die Abrundung der Ecken und Kanten, dadurch die rundlichen Vertiefungen in den Seitenflächen. Daß ein harter kalter Stein, der plötzlich so überaus stark erhitzt wird, zerplatzt und die Fragmente weit umherschleudert, ist ebenfalls eine sehr natürliche Erscheinung; daher nach kurzem Glühen die Explosion der Feuerkugel und das Ende der Erscheinung.

Ich gebe diese Erklärung mit allem Vorbehalt, als das was sie ist — eine Hypothese. Aber sie hat den Vorzug, daß sie sich überall auf uns bekannte Naturerscheinungen stützt, die wir experimental nachweisen können. Daß sich durch Verbrennen von Metallen so intensive Lichterscheinungen hervorbringen lassen, ist bekannt. Wer wüßte nicht, welch' einen ungeheuren Glanz ein dünner brennender Magnesiumdraht verbreitet!"

Aus Anlaß der Feuermeteore wirft der Redner auch einen Blick auf die Cometen. In welchem Zusammenhange diese letzteren mit den Aerolithen stehen, scheint der berühmte Biela'sche Comet zu beweisen. „Am 29. December 1845 wurde beobachtet, daß er sich in zwei Cometen spaltete und sehr lichtschwach wurde. Obgleich er im Jahre 1852, 1859 und 1866 wieder erscheinen sollte, wurde er doch nicht wiedergesehen. Seine Bahn war genau berechnet, man wußte genau, wann und an welcher Stelle des Himmels er sichtbar werden mußte — aber obgleich ihn die Astronomen aller Sternwarten mit dem größten Eifer suchten, war er doch nicht aufzufinden. Er hat sich also wahrscheinlich bald nach seiner Spaltung aufgelöst, oder ist in eine ganz andere Bahn gelenkt. Der Astronom Bruhns hat nun herausgerechnet, daß der Biela'sche Comet am 29. December 1845 durch den Asteroidenschwarm des Novemberphänomens gegangen ist, und daß dadurch seine Spaltung veranlaßt wurde. Bei wiederholtem Zusammentreffen mit den Meteoriten hat er sich vermuthlich ganz aufgelöst. Auch dem Faye'schen Cometen droht ein gleiches Schicksal, denn auch er ist immer kleiner und das letztemal schon sehr lichtschwach gesehen worden. Fortgesetzte

Berechnungen und Combinationen der Astronomen haben nun in der allerneuesten Zeit ergeben, daß jeder Asteroidenring, der periodische Sternschnuppen erzeugt, der Bahn eines gewissen Cometen entspreche, und daß sich jene aus diesen erzeugen. Ja, man hat noch weiter gehende Vermuthungen ausgesprochen. Seit man mit Hülfe der erst vor Kurzem von Bunsen und Kirchhof entdeckten Spectralanalyse das Sonnenlicht näher untersucht hat, ist man geneigt, die Sonne für eine im weißglühenden Zustande befindliche brennende Metallmasse zu halten. Die zum Theil auf der geschmolzenen Masse schwimmenden Verbrennungsprodukte bilden starre zum Theile schon erkaltende Krystallisationen und erscheinen uns als Sonnenflecken, während die sich aus der glühenden Masse erhebenden, in die Sonnenatmosphäre aufsteigenden metallischen Dünste die veränderlichen Sonnenfackeln bilden. Man vermuthet nun schließlich einen Zusammenhang zwischen Sonnenfackeln, Cometen und Sternschnuppen; es würde uns aber zu weit führen, wollte ich hierauf noch näher eingehen."

An einen Verbrennungsprozeß im ganzen Sonnenkörper glauben wir nicht. Auf so großartige, sich Jahrtausend gleichbleibende Phänomene, wie die Licht- und Wärmeausstrahlung aus der Sonne, läßt sich der Vergleich mit einem Verbrennungsprozeß einer kleinen Metallmasse in unserem Luftkreise nicht anwenden.

Geschichte.

Aus Avignon. Von C. Höfler. Prag, Verlag der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, 1868. 4.

In dieser interessanten Abhandlung wirft der berühmte Geschichtschreiber, welcher in Prag mit so vieler Umsicht und Energie die historische Wahrheit gegen so mancherlei deutschfeindliche Täuschung vertheidigt, ein helles Schlaglicht in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts hinein und hauptsächlich auf den Palast zu Avignon, von welchem aus die französischen Päpste Deutschland zu regieren oder wenigstens zu ruiniren trachteten. Seit dem Untergang der Hohenstaufen nämlich war der Papst zwar von dem Drucke, den dieses deutsche Kaisergeschlecht auf ihn geübt hatte, frei geworden, desto fester aber vom Netz der französischen Politik umstrickt worden. Um den Papst gänzlich zum Werkzeug ihrer weltlichen Politik zu erniedrigen, ließen die französischen Könige nur noch Franzosen zu Päpsten wählen und dieselben auch nicht mehr in Rom wohnen, sondern in Avignon an der Rhone, in unmittelbarer Nähe des französischen Reichs. Was der König in Paris befahl, mußte der Papst in Avignon, der sein geborner Unterthan war, ungefähr wie heutzutage ein Cultminister, treu gehorsamst ausführen. Als Franzose glaubte der Papst zu einer solchen Handlungsweise berechtigt zu seyn, und unter dem Schutz Frankreichs brauchte er sich auch vor der übrigen Christenheit nicht schämen zu dürfen. Er lebte ja ganz sicher in Avignon und betäubte überdies jede Regung des Gewissens mit irdischen Wollüsten aller Art. Der päpstliche Hof zu Avignon war das größte Bordell des Jahrhunderts, wo auch die berüchtigste Buhlerin des Jahrhunderts, die Königin Johanna von Neapel, ihre Schule durchmachte.

Bekanntlich trat nach dem Untergang der Hohenstaufen das Interregnum, die kaiserlose Zeit ein, in welcher die deutschen Fürsten, vom Papst begünstigt, die kaiserliche Gewalt und die alte Einheit Deutschlands dadurch escamotirten, daß sie gar keinen Kaiser mehr wählten, sondern jeder that, was er wollte. Der Papst octroyirte ihnen ein Paar Schattenkönige, die aber trotz der päpstlichen Unterstützung von den bereits auf ihre Unabhängigkeit trotzenden Fürsten nur verachtet wurden und zu keinem Ansehen gelangten. Erst nach 30 Jahren hielt es der Papst für angemessen, wieder die regelmäßige Wahl eines deutschen Reichsoberhauptes einzuführen, weil ihn das Aufkommen der Slaven im Osten Deutschlands unter dem mächtigen Böhmenkönig Ottokar genirte. Natürlicherweise würde er die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums nicht gestattet haben, wenn er sich nicht in Rudolf von Habsburg ein sclavisches Werkzeug der französisch-päpstlichen Politik ausgewählt hätte. Derselbe diente dem Papst nur, um die Slavengefahr abzuwenden und die gar zu übermüthigen, auch dem Papste widerspenstigen deutschen Fürsten ein wenig zu zügeln; um Italien aber durfte sich der neue deutsche Kaiser nicht mehr bekümmern und mußte überdies dem Papste unbedingten Gehorsam schwören. Die zwei folgenden Kaiser genirten den Papst nicht, erst Heinrich VII. aus dem Hause Luxemburg wagte das alte Ansehen des deutschen Kaiserthums auch in Italien herzustellen und ging darüber zu Grunde. Ludwig der Bayer folgte gleichwohl seinem Beispiel und nahm unter den ungünstigsten Umständen den schweren und beinahe hoffnungslosen Kampf für das deutsche Nationalinteresse gegen die damals übermächtige französisch-päpstliche Politik auf. Dieser

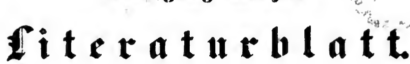
Kampf wäre nicht so hoffnungslos gewesen, wenn die deutschen Fürsten, welche nur als Reichsbeamte ein Recht auf ihren Landesbesitz hatten, auch ihre Pflicht gegen Kaiser und Reich erfüllt und auch nur einen Funken von Nationalehre in ihren durch Egoismus verderbten Herzen verwahrt hätten. Aber dem armen Ludwig machten damals grade die mächtigsten deutschen Fürsten aus Neid und Habgier die Herrschaft streitig, dienten Deutschlands Feinden gegen ihn und machten einen endlichen Sieg des Kaiserthums, wodurch allein das Wohl der deutschen Nation wieder hätte hergestellt werden können, unmöglich.

Damals nun schloß sich auch der unwürdige Enkel Heinrichs VII. an die Feinde Deutschlands an, um sich dadurch vom Papst die Kaiserkrone zu erkaufen, der nachmalige Kaiser Karl IV. Er war erst noch Markgraf von Mähren, als er am 22. April 1846 zu Avignon mit dem französischen Papst Clemens VI. eine Capitulation abschloß, worin er gelobte, alle Verordnungen Ludwigs des Bayern aufzuheben, in Italien nichts vorzunehmen, was die Ueberordnung des Papstes über den Kaiser in Frage stellen könnte, Rom selbst niemals zu betreten und selbst zum Behuf der Kaiserkrönung daselbst nur eben die Ceremonie abzumachen und sogleich, ohne dort zu übernachten, wieder abzureisen; endlich auch mit allen Freunden des Papstes Frieden zu halten und mit dessen Feinden, namentlich mit dem Hause Wittelsbach keinerlei Bündniß und Vertrag einzugehen. Somit sollte Karl auf seine Heirath mit der Pfalzgräfin Anna verzichten und sollte ihm auch ein friedliches Abkommen mit Ludwig dem Bayer unmöglich gemacht werden. Mit einem Wort, der Papst wollte das Haus Wittelsbach vernichten, wie er das hohenstaufische vernichtet hatte, und Karl sollte ihm dabei nur Handlangerdienste leisten. Schließlich mußte er geloben, wenn das deutsche Reich je mit Frankreich in Conflict käme, sich unbedingt dem Schiedsgericht des (französischen) Papstes zu unterwerfen.

Man erstaunt und frägt sich, wie jener Karl, der sich später als Kaiser durch nicht geringe Weisheit auszeichnete, einen so nichtswürdigen Vertrag in Avignon schließen konnte, der einem Verrath am deutschen Reiche gleichkam? Aber die Sache klärt sich auf, wenn man erwägt, daß damals überhaupt nur Falschheit, Lüge, Betrug, Verrath und Meineid zum Ziele führen konnten. Karl war frühzeitig gereift und trachtete mit demselben Machiavellismus, der seinen kaiserlichen Großvater hingemordet und seinen Vater um die Kaiserkrone betrogen hatte, diese Krone für sich selbst zu erobern. Hier mußte der Zweck die Mittel heiligen. Derselbe Karl IV., der sich die deutsche Krone auf so unwürdige Art vom französischen Papst erbettelt hatte, war es auch wieder, der den für Deutschland so unheilvollen Bund zwischen den Päpsten und den französischen Königen mit seltener Klugheit wieder auflöste und den Papst aus dem französischen Intrigennest Avignon nach Rom zurückführte, wo hinfort nicht mehr Franzosen, sondern wieder Italiener zu Päpsten gewählt wurden und die Kurie sich wieder mehr an Deutschland anschloß. Auch Ludwig der Bayer selbst hatte in Nothzeiten dem französischen Papstthum Concessionen machen müssen. Ist es nun auch richtig, was Herr Höfler zu Gunsten Ludwigs bemerkt, daß diesen die Noth entschuldigte, während Karl ohne alle Noth, blos aus Ehrgeiz den Bund mit dem Papste gegen den rechtmäßigen deutschen Kaiser einging und das Reich an den Erbfeind verrieth, so bezweckte doch Karl mit seinem Machiavellismus nicht blos die Erhebung des Hauses Luxemburg für das Haus Wittelsbach, sondern auch das Wohl des deutschen Reichs, welches besser in Acht zu nehmen als seine Vorgänger er sich für fähig hielt und auch wirklich fähig war, grade weil er in der Wahl schlechter Mittel zu einem guten Zweck, nicht bedenklich war.

Wir müssen daran eine allgemeine Bemerkung knüpfen. Aehnliches wie damals hat sich in der deutschen Geschichte auch später oft genug wiederholt, zur Reformationszeit, im dreißigjährigen Kriege, im spanischen Erbfolgekriege und in der napoleonischen Zeit. Wie viele deutsche Fürsten kamen hier in den Fall, schlecht handeln zu müssen, weil die andern schlecht gegen sie handelten. Die Wenigsten wollten so schlecht seyn, als sie es werden mußten, nur um ihre Existenz zu sichern. Die meisten waren bei weitem nicht so schlecht, als wofür sie in der Geschichte gelten, oder als die Gewalt der Verhältnisse sie machte. Es waren ihrer eben zu viele. Indem sie zu gedrängt neben einander wuchsen, hemmten sie sich im Wachsthum und steckten sich, wie die eng zusammengepreßten Beeren einer Weintraube mit Fäulniß an. Mancher, den wir im dicken Schlangenknäuel auf häßliche Weise mit andern verblissen sehen, würde vielleicht den freundlichen Eindruck eines Agathodämon gemacht haben, wenn er der einzige Regent in Deutschland hätte seyn können. Die Vielherrschaft in Deutschland war das größte Unglück für die Nation, aber auch den Dynastien selber schädlich.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 68. 22. August 1868.

Politische Flugschriften.

1) Der Norddeutsche Bund und dessen Uebergang zu einem deutschen Reiche. Von Georg Herbert Graf zu Münster, Mitglied des Norddeutschen Reichstags, Erblandmarschall von Hannover. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1868.

Ein jedenfalls interessantes Votum aus dem conservativen Lager und aus Hannover. Graf Münster hat die ganz richtige Ansicht, daß der Aristokratie von einem Ende Deutschlands zum andern nichts gedeihlicher seyn würde, als nationaler Sinn, Zusammenstehen zur Erreichung der nationalen Einheit, zum künftigen deutschen König. „Vor allem, sagt der edle Graf, müssen die Conservativen — und das wird ihnen grade so sehr schwer — sich sagen, daß das, was gefallen, sich nicht wieder aufrichten läßt, daß sich stabile und lebensfähige Zustände für uns nur auf nationalem Wege erreichen lassen, daß die conservativen Elemente, die noch existiren, im hohen Maaße im hohen Adel existiren, sich nur im Reiche wieder verwerthen lassen können. Das Band, welches so viele verschiedenartige widerstrebende Elemente vereinigen und zusammenhalten kann, ist allein die Idee des deutschen Vaterlandes; deshalb muß die conservative Partei sich an die Spitze der nationalen Bewegung stellen, sie muß denen, die diese schöne Idee zu andern Zwecken mißbrauchen wollen, das deutsche Panier aus der Hand nehmen."

Die Flugschrift äußert das mit besonderer Bezugnahme auf die aristokratischen Anhänger des süddeutschen Particularismus und auf die ultraconservativen preußischen Particularisten im Berliner Herrenhause. Jetzt hat diese Aristokratie noch eine schöne Gelegenheit, sich um die deutsche Einheit verdient zu machen und dadurch auch sich selbst eine ehrenvolle Stellung und Wirksamkeit im künftigen deutschen Reiche zu sichern. Wenn sie diese Gelegenheit versäumt, so kann eine Fluth der Thatsachen über sie hinweggehen und sie sammt allen ihren Ansprüchen ersäufen. „Kommt die Fluth der nationalen Bewegung wieder, trifft sie zusammen mit revolutionären Bewegungen im Nachbarlande, so kann niemand wissen, wie hoch sie steigt, so kann niemand wissen, was sie dann nicht alles mit sich fortreißt, und daher liegt es im Interesse des wahrhaft conservativen Mannes, jetzt haltbare Zustände zu schaffen. Wir können sie schaffen, und daß sie es jetzt nicht sind, fühlt jeder, wenn es auch vielleicht nicht jeder ganz so offenherzig sagt wie ich."

Graf Münster ist der Meinung, die allgemeine Weltlage begünstige eine Initiative, die das Werk der deutschen Einigung fördern und von conservativer Seite ausgehen sollte. „Der Angriff, das Händelsuchen müßte immer von Frankreich ausgehen; und ob das für ein Land räthlich ist, dessen Zustände, dessen Dynastie auf unsicherer Basis stehen, wird Kaiser Ludwig Napoleon noch besser beurtheilen als wir. Isolirt wird Frankreich den Krieg nicht gern beginnen, und weder Oesterreich noch Rußland, letzteres am wenigsten, scheinen zum Kriege gegen Deutschland geneigt. Näher und tiefer will ich nicht auf die allgemeine politische Situation eingehen; es genügt, zu constatiren, daß ein Krieg in nächster Zeit nicht sehr wahrscheinlich ist, daß wir uns aber in einem Zustand des bewaffneten Friedens befinden. Diesen Zustand müssen wir benutzen. Oesterreich wird einsehen, wie in der Donau und in der Verbindung der Donau mit dem Schwarzen und Adriatischen Meere der Schwerpunkt eines Staats liegt, der als Nationalitätenkaleidoskop doch schon eine schwierige Stellung hat. Ein starkes Deutsches Reich an der Grenze Oesterreichs wird

die Grenzmauer seyn, unter deren Schutze der schwergeprüfte Staat sich wieder erholen und neue Kräfte schöpfen kann. Sollte Oesterreich sich aus falschverstandenem Rachegefühl zum Angriff auf Deutschland verleiten lassen, es würde sich und Deutschland in unendliches Elend stürzen, Deutschland vielleicht auf lange schwächen, sich selbst aber sicher dem gänzlichen Verfalle weihen. Ein Greis soll mit dem Jünglinge keinen Kampf beginnen. Sollte aber Frankreich nur einen Vorwand suchen, um uns mit Krieg zu überziehen, so würde es denselben doch finden, und in dem Falle würde ich, der ich sehnlichst die Erhaltung des Friedens wünsche, sagen: Kann der Krieg doch nicht vermieden werden, so ist es je früher je besser; denn desto früher erreichen wir, was wir wollen, und haben dann doch die Hoffnung, ruhige und feste Zustände zu erlangen. Der jetzige bewaffnete Frieden schafft Deutschland nur dann Nutzen, wenn er dazu benutzt wird, der deutschen Nation, dem deutschen Volk die Stellung zu geben, die zu verlangen es reif und fähig ist, wenn wir daraus einen Staat machen, der, friedenliebend und friedengebietend, im Herzen von Europa das civilisatorische Element der Zukunft werden muß."

Der gegenwärtige Zustand ist nach des Grafen Meinung unhaltbar, nur ein Uebergangszustand. „Ein Föderativstaat, aus 21 Staaten bestehend, mit 18 souveränen Fürsten, ein Parlament auf der breitesten und freiesten Grundlage, dem gegenüber eine ins Dunkel des Incognito gehüllte Centralgewalt, dabei das so schon sehr complicirte Repräsentativsystem der Einzelstaaten, ist eine politische Combination, die nur als ein Uebergangsstadium angesehen werden kann und ganz allgemein als ein solches angesehen wird. Das Stimmenverhältniß ist so, daß Preußen allenfalls in der Minorität seyn könnte, aber wie die Verhältnisse liegen, nicht seyn wird. Wäre es denkbar, daß Preußen bei so wichtigen Fragen, wie die es sind, welche zur Competenz des Bundes gehören, überstimmt würde, so müßte damit Preußens Verbleiben im Bunde als Unmöglichkeit angesehen werden. Disponirt Preußen über die Majorität, so ist der Bundesrath eine unnütze Form, die nur scheinbar den übrigen Fürsten Nutzen schafft."

Man muß also einen Schritt vorwärts thun, um aus dem Provisorium herauszukommen. Der Versuch mit dem Zollparlament ist mißlungen, weil er eine halbe Maßregel war. Man muß offen und mit ganzer Kraft dem Ziele zustreben. Darin hat der edle Graf, der hier das Wort führt, ganz Recht. Auch ist eine Täuschung über das Ziel, das die einen erreichen, die andern vermeiden wollen, kaum mehr möglich. Oesterreich, der süddeutsche Particularismus, Ultramontanismus und Socialismus, der Hietzinger Fanatismus bilden zusammen nur eine lockere Moräne, welche, wenn sie sich auch noch so sehr eine feste Mauer darzustellen einbildet, doch unaufhaltsam durch die innere Kraft des Gletschers zurück- und auseinandergedrückt wird. Es ist ganz einerlei, ob man die deutsche Politik Preußens rühmt und die bureaukratischen und aristokratischen Particularisten in Preußen sich gegen diesen Zug des Cabinets zur deutschen Politik hin sträuben, oder ob man in Süddeutschland Preußen vorwirft, es befolge gar keine deutsche Politik, sondern nur eine specifisch preußische Eroberungspolitik. Es ist gleichgültig, ob die einen verlangen, Preußen solle in Deutschland, oder die andern, Deutschland solle in Preußen aufgehen. Sie sind beide schon in einander aufgegangen. „Wer wirklich und ernstlich in Deutschland an die Bildung eines lebensfähigen germanischen Staats denkt, der muß sich sagen, daß, wie sich durch die Erfolge des letzten Kriegs die factischen Zustände Deutschlands entwickelt haben, Deutschland jetzt schon durch Preußen repräsentirt wird und kein anderer Fürst an die Spitze Deutschlands gestellt werden kann als der König von Preußen. Preußen, wie es vor Königgrätz bestand, existirt nicht mehr; ein Deutschland aber, wenn wir uns Preußen fort denken, existirt gewiß nicht, das eine läßt sich von dem andern nicht mehr trennen. Ich liebe es sehr, alles, vor allem mein Vaterland, bei dem rechten Namen zu nennen, deshalb muß es, da es Deutschland ist, auch Deutschland heißen."

Graf Bismarck befolgte von Anfang an das richtigste System, indem er schon im Jahr 1859 in seinem berühmten Briefe an den Minister von Schleinitz äußerte: Um deutsch werden zu können, müsse man erst preußisch seyn. Nur ein starkes, nur ein vergrößertes Preußen könne Deutschland einig machen und erst wenn Preußen sich das Uebergewicht in Deutschland gesichert habe, erst dann „werde er gern auf unsern Bannern das Wort deutsch, statt preußisch lesen". Deutlicher ließ sich nicht sagen, daß erst Deutschland in Preußen aufgehen müsse, ehe Preußen in Deutschland aufgehen könne, daß aber ersteres nur das Mittel, letzteres der Zweck sey. Indem Graf Münster, wie schon im Eingange bemerkt ist, den deutschen Fürsten räth, ihrem Particularismus zu entsagen und für die einheitliche Constituirung Deutschlands, selber die Initiative zu ergreifen, muthet er ihnen freilich etwas bisher Unerhörtes zu. Er sagt, wenn die frühern Reichsfürsten und Reichsgrafen das Reich verrathen hätten, um auf ihren kleinen und größern Territorien souverän zu wer-

den, so sey es nur eine gerechte Strafe für sie, diese Souveränetät wieder verlieren zu müssen, und sie könnten noch froh seyn, wenn ihnen vergönnt würde, wieder in das frühere Verhältniß von Reichsvasallen zurückzutreten. „Daraus, daß der hohe Adel immer mehr nach Souveränetät haschte, immer weiter greifen wollte in seinen Rechten, ist die Zerstückelung Deutschlands vorzüglich hervorgegangen; tritt er jetzt in die ursprüngliche Stellung zurück, so macht er das wieder gut, was er früher geschadet. Eine solche Stellung des hohen Adels würde unbedingt und rasch den niedern Adel in eine ganz andere Richtung bringen. Daß es schwer ist für manchen souveränen Herrn, der in der Idee von Macht und Souveränetät, unter Schmeichlern und Höflingen erzogen wurde, sich einen klaren Begriff der Lage zu machen, ist richtig, um so mehr, als dieselben Schmeichler und Höflinge ihn noch umgeben und von preußischem Raube, Unhaltbarkeit der Zustände, Krieg und Wiedererlangung der frühern Rechte träumen, oder vorgeben daran zu glauben."

Der Graf fährt fort: „Auf folgende Weise denke ich mir die Composition des Fürstenhauses: Alle Bundesfürsten; alle deutschen Prinzen, d. h. alle volljährigen Prinzen des königlich preußischen Hauses; alle volljährigen Prinzen des königlich sächsischen Hauses; von allen übrigen souveränen Häusern die volljährigen Erbgroßherzoge und alle Erbprinzen. Die Souveräne würden sich nur durch Agnaten ihres Hauses vertreten lassen, es müßte aber gestattet werden, daß jeder Staatsbeamte in das Fürstenhaus schickte, um ohne Sitz und Stimme als Fachmänner und Regierungsorgane die Vertretung einzelner Gesetze übernehmen zu können. Dann könnte den Standesherren, die wirklich im Besitz früherer reichsunmittelbarer Standesherrschaften sind, eine Stimme gegeben werden. Ob es dem deutschen Könige überlassen werden sollte, vielleicht aus jeder Provinz ein oder zwei erbliche Mitglieder aus dem preußischen Herrenhause zu ernennen, ob auch einige Kronjuristen in das Fürstenhaus zu setzen wären, kommt weniger in Betracht. Außerdem würde ein Bürgermeister jeder der drei Hansestädte Sitz und Stimme darin haben müssen." Dieser Vorschlag ließe sich wohl durchführen, wenn bei den betheiligten Fürsten der Wille dazu da wäre. Es ist eine alte Erfahrung, daß sich freiwillig vom Souverän zum Reichsvasallen degradiren zu lassen, niemand Freude macht nnd daß man selbst in der Noth lieber die letzte Hoffnung noch an einen Strohhalm knüpft, als einen Titel und Rang oder ein altes Recht aufgeben will. Als im Beginn der großen französischen Revolution die Notablen dringend gebeten wurden, die Besteuerung des Adels zuzulassen, um den Staatsbankerott zu verhüten, weigerten sie sich hartnäckig. Die Nation hätte ihnen gedankt, wenn sie großmüthiger gehandelt hätten. Da sie es nicht thaten, wuchs die Finanznoth und führte unabwendbar in die Revolution hinein. Da beeilte sich jetzt erst der um seine Zukunft bange gewordene Adel am berühmten 4. August, alle seine Privilegien der Nation zum Opfer zu bringen. Aber es war zu spät, jetzt dankte ihm niemand mehr für das, er wurde nur verhöhnt und guillotinirt oder zur Auswanderung gezwungen. Als nach dem dänischen Krieg im Jahr 1864 der König von Preußen das zweifelhafte Erbrecht des Prinzen von Augustenburg großmüthig anerkennen wollte, wenn dieser dagegen den bekannten Februarforderungen Preußens gerecht werden wolle, wies der Prinz die Zumuthung, eine Art Vasall Preußens zu werden, hochmüthig zurück und verlangte die volle Souveränetät. Nach der Schlacht von Königgrätz hat er wohl eingesehen, wie unklug er gehandelt hatte, die preußische Großmuth zu verschmähen; aber seine Reue kam zu spät. Der unglückliche Fürst, dessen Räthe jetzt in Hietzing unablässig Gift kochen, welches für andere bestimmt, doch nur ihren Herrn selber verderben kann, konnte noch in Langensalza durch das ihm wiederholt und noch in letzter Stunde angebotene Bündniß mit Preußen seine Krone retten; aber er schlug es aus.

Es scheint, daß solche Verblendungen im Weltplane liegen, um den Völkern die Abwälzung von Jahrhundertelang schwer auf sie drückenden Lasten ein wenig zu erleichtern. Die Fürsten müssen sich in ihrem Uebermuthe selbst vernichten, damit die Nation sie los werde. Würden sie weniger hochmüthig und ein wenig mehr verschmitzt seyn, so würden sie sich einem neuen Oberherrn in Deutschland freiwillig, ja zuvorkommend beugen, um seiner Großmuth die ausgedehnteste Schonung abzugewinnen, so wenig als möglich von ihrer ererbten Macht zu verlieren, und sie würden sich dieser dann bei der ersten Gelegenheit bedienen, um einem minder energischen Oberhaupt des Reichs, nöthigenfalls mit Hülfe des Auslands, die oberherrliche Gewalt wieder zu entwinden. So haben es ja die deutschen Fürsten unter den alten Kaisern immer gemacht. Aus diesem Grunde würden wir, wenn der wohlgemeinte Vorschlag des Grafen Münster auch durchginge, damit kein Definitivum erreichen.

---

2) Der Norddeutsche Bund und seine Gegner. Zehn Briefe eines Hamburgers. Hamburg, J. F. Richter, 1868.

Nur zwei Bogen, aber gut gedacht und gut geschrieben. Die drei Ismen, Particularismus, Ultramontanismus und Radicalismus, werden als die drei Köpfe des grimmigen Höllenhundes geschildert, der die armen Deutschen nicht aus den verschiedenen Höllenpferchen und Folterkammern, in denen sie bisher eingesperrt waren, herauslassen will zur freien Luft der schönen Oberwelt.

Der Particularismus oder das dynastische Interesse von ehemals Hunderten, jetzt nur noch kaum dreißig Familien, ist der älteste Feind der deutschen Einheit. Nichts brachte dem deutschen Volke so große Schmach und hat ihm sofehr zum Unheil gereicht, als daß es seinen Kaisermantel durch die vielen Fürsten zerreißen und sich selbst von ihnen in ihre geschlossenen Territorien, wie Schafe in Pferche einsperren ließ. Das Familieninteresse der kleinen Dynastien hätte sich von Rechtswegen niemals an die Stelle des großen National- und Reichsinteresses setzen dürfen. Auch hat es ein großer Theil unserer Fürsten nur durchsetzen können, indem sie sträflicherweise das deutsche Reich verriethen und sich mit dem Ausland gegen dasselbe verbündeten.

Auf den s. g. Ultramontanismus häufen wir nicht so schwere Vorwürfe, wie es der Verfasser thut. Wir unterscheiden nämlich die wahre katholische Kirche, welche gleich dem Christenthum selbst, allen Nationen offen steht, alle in sich aufnimmt und daher auch principiell der Einheit und Größe der deutschen, wie jeder andern Nation nicht entgegentreten kann, von einer, wie sie sich jetzt nennt, ultramontanen Partei, welcher das kirchliche Bewußtseyn zu einer einseitig romanischen Auffassung zusammengeschrumpft ist, die daher alles specifisch Deutsche innerlich haßt und lieber den eben so verhaßten Protestanten überläßt, oder die, ihrer kirchlichen Pflicht uneingedenk, sich einem blos weltlichen Interesse verkauft hat und in ihrer innerlichsten Rohheit und Gemeinheit es für erlaubt und schicklich hält, mit ihrem wüthenden Preußenhasse sich zur Zertrümmerung des Nordbundes und zur Vereitelung aller deutschen Einheitsbestrebungen demselben österreichischen s. g. Fortschritt und derselben Wiener Judenpresse zur Verfügung zu stellen, welche von den österreichischen Bischöfen und vom h. Vater in Rom selbst so tief verabscheut und verdammt werden.

Am besten charakterisirt die kleine Flugschrift den Radicalismus. Die Partei desselben wird hier in vier Classen getheilt. Die erste Classe ist die der Doctrinäre, der unpraktischen Theoretiker, als deren Führer der Jude Jacobi vorangestellt wird. „Wer heute noch den Traum Rousseau's träumen will, der ist kein sonderbarer Schwärmer, sondern ein widerlicher Thor.

Neben den Doctrinären trabt trotzig, plumpen Schrittes, eine zweite Classe von Radicalen; das sind die langmähnigen, durstgesegneten, geschwollenen Wühlhuber des Südens, denen jeder Gedanke an Pflicht, Zucht und Fleiß ein Greuel heißt. Schwefelbande hat Karl Vogt dieses Geschlecht genannt, Karl Vogt, der gewiß ein Freidenker und ein Demokrat ist. Es sind die Renommisten unter den Radicalen, welche die Schwefelbande bilden.

Eine dritte Classe von Radicalen sind die Jünger des Neides. Leute, denen jedes hervorragende Verdienst, jede edle Persönlichkeit, jede Art von Seelenerhebung, Reinheit und Ehrfurcht ein Dorn im Auge ist. Dies sind die Cyniker unter den Radicalen, d. i. Leute, die alles in den Schmutz ziehen und sich selbst nur im Schmutz wohl fühlen.

Endlich gibt es noch eine vierte Classe von Radicalen, anscheinend harmlosen Ursprungs, oft aber von schädlicher Wirkung. Es sind dies Leute, welche aus Eitelkeit um jeden Preis eine Rolle spielen müssen und keine andere finden, als den Versuch, die Welt um und um zu kehren. Oft ist es gar nicht so schlimm gemeint, aber die Leute thun so, als wäre der Erdball verpfuscht und sie wären dabei, ihn in die Luft zu sprengen, um ihn dann wieder besser zusammenzusetzen. Dies sind die Gecken unter den Radicalen.

Mit diesen vier Classen des Radicalismus, welche eben so viel Entartungen menschlicher Sinnesrichtung sind, wolle man doch ja nicht verwechseln die Männer, welchen es aufrichtig zu thun ist um Volkserhebung, Volksgröße und Volksglück. Wie man auch zu den Lehren Lassalle's stehe und welche Irrthümer man darin erkennen möge — diese Ehre muß man dem Verstorbenen geben: er hat mit seinem Scharfblick jederzeit erkannt, daß nur ein mächtiger Staat dem Volke helfen kann und dem deutschen Volke insbesondere nur ein mächtiger Einheitsstaat, der ihm so lange gefehlt hat."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 69. 26. August 1868.

Geschichte.

Briefwechsel des Grafen Montvallat oder Erinnerungen an die französische Emigration von 1792 bis 1797. Herausgegeben von W. M. Zürich, Friedrich Schultheß, 1868.

Man findet in diesem Buche viel Interessantes, historische Erinnerungen, in denen sich zugleich der französische Nationalcharakter abspiegelt.

Bekanntlich wanderten während der französischen Revolution zuerst die Prinzen und der vornehmste Hofadel freiwillig aus, um sich keinen Beleidigungen auszusetzen und Hülfe von Außen herbeizurufen. Diese Prinzen hatten noch keine Ahnung, wie mächtig der revolutionäre Geist anwachsen würde, und hofften, die stehenden Heere des Auslands würden bald in Frankreich einrücken und die Ordnung herstellen. Es gab sogar eine geheime dynastische Opposition in dieser Prinzenpartei. Man wollte den schwachen König beseitigen und seinen Bruder an die Stelle setzen. Dieser ersten und freiwilligen Emigration folgten bald, indem die revolutionären Wogen in Paris stiegen, gezwungene Auswanderungen in immer größerem Umfang. Der Adel, der Klerus, die alten Parlamente, die höhern Beamten, die Offiziere, endlich auch die Reichen und Conservativen im Bürgerstande, mußten mit Weibern und Kindern Haus und Hof verlassen, um nur ihr Leben zu retten. Sogar die eifrigsten Republikaner von der Partei der Gironde mußten vor den Jakobinern fliehen. „Diese letzte Emigration von constitutionellen Royalisten und Republikanern hat eine besondere Bedeutung erlangt. Das waren nicht vornehme Windbeutel, Müssiggänger, Lüstlinge, sondern geistig befähigte, in der Arbeit erstarkte Männer, welche durch ihre Kenntnisse Achtung einflößten, deren Abgang ihr Land schmerzlich empfand und welchen daher auch nach wenigen Jahren die Thüre wieder geöffnet wurde. In Deutschland fanden sie bei dem Bürgerstand, besonders in den nordischen Reichsstädten freundliche Aufnahme. Wie sie dieselbe späterhin vergalten, darüber mag verschiedentlich geurtheilt werden. Der bekannte General und militärische Schriftsteller Mathieu Dumas z. B. fand bei diesem Aufenthalt in Deutschland die Gelegenheit, die Hülfsquellen derjenigen Länder kennen zu lernen, welche er in der Folge als Generalintendant von Napoleons Armeen auszusaugen berufen war. Andere dieser Classe von Emigranten erscheinen in spätern Jahren als Generale und Bedienstete am Hofe des Königs Hieronymus von Westphalen; wieder andere blieben selbst als ihnen durch Napoleons Thronbesteigung die Rückkehr nach Frankreich eröffnet war, in ihren gewählten Zufluchtsorten und machten sich seiner Regierung durch fleißige Berichterstattungen über die Verhältnisse nützlich, welche in ihrem Gesichtskreise lagen, und über die Personen, deren Vertrauen sie zu gewinnen verstanden hatten. Sehr wenige Emigranten nur wählten den bisherigen Zufluchtsort zum Vaterland für ihre Nachkommen und schlossen sich demselben in dankbarer Treue an für Freude und Leid. So handelten Carl Villers, General von Blumenstein, Chamisso."

Das vorliegende Werk enthält nun die Correspondenz eines französischen Emigrirten, des Grafen Montvallat, welche im Jahr 1798 in der Schweiz unfern von Zürich bei einem Wandersmann gefunden wurde, der unterwegs in einem Stalle gestorben war. Die hier gefundenen Briefe enthüllen die Nothstände der damaligen Adelsemigration, beweisen hin und wider, daß der echte französische Edelmuth wohl in einzelnen Edelleuten noch fortlebte, werfen aber im Ganzen ein schlechtes Licht auf den Adel und beweisen, wie tief

derselbe damals durch die Frivolität des Hofes, der Sitten und der Literatur demoralisirt war. Wie übel die Prinzen in Coblenz hausten, wo sie sich einbildeten, ein zweites Frankreich etabliren zu können, wie sie die Gastfreundschaft des gutmüthigen Kurfürsten von Trier mißbrauchten, ihr Pariser Lasterleben, Maitressenwirthschaft, hohes Spiel rc. auf Kosten des Kurfürsten fortsetzten, ist weltbekannt. Die vielen andern, die den Prinzen und ihrem lüderlichen Gefolge nachkamen, brachten anfangs noch Geld mit, das ihnen aber bald ausging, da sie immer noch so viel verschwendeten und verspielten. „Nachdem sie bereits die Diamanten und andern Schmuck in den Leihhäusern verpfändet, Uhren, Dosen, Denkmünzen, silberne Spielmarken (jetons) an gute Freunde oder Gönner aus Gefälligkeit oder zu einem Andenken gegen baares Geld abgetreten hatten, machten einige den Versuch, Geld auf Hypotheken zu bekommen. Sie ließen sich notarialische Urkunden ausfertigen, durch welche sie ihre Güter in Frankreich verpfändeten, und verkauften diese Urkunden mit einem Rabatt, der je nach dem Vertrauen des Käufers in den persönlichen Charakter des Entlehners und auf die Erfolge der verbündeten Waffen mehr oder weniger beträchtlich war. Sogleich wurden aber in Frankreich durch ein Gesetz alle von Emigranten seit ihrer Auswanderung aufgerichteten Verträge als ungültig erklärt, und nun fanden solche Hypotheken selten mehr einen Käufer. Das unter dem Namen Assignaten bekannte französische Papiergeld war bereits zu Anfang des Jahres 1793 auf die Hälfte seines Nennwerths herabgesunken, als in England ein Unternehmen gegründet wurde, welches von den Behörden geduldet wo nicht begünstigt, die Fabrikation falscher Assignaten betrieb, welche aus erster Hand um den bescheidenen Preis von einem Franken baares Geld für hundert Franken Papier zu kaufen waren. Da sie anfänglich mit den echten Assignaten vermischt in Umlauf kamen und nicht sogleich für falsch erkannt wurden, so machten Viele ein gutes Geschäft damit, und sie waren eine Zeit lang ein Gegenstand der Speculation. Ungeheure Summen dieser falschen Assignaten kamen nach Frankreich in Umlauf. Man unterschied zwischen den falschen aus England und andern falschen aus Werkstätten des Festlandes, z. B. in Verviers hervorgegangenen, welche leichter zu erkennen waren. Viele Emigrirte ließen sich in dieses Spiel ein, und selbst der redliche Montvallat konnte der Versuchung nicht widerstehen, auf diesem Wege einen kleinen Erwerb zu erzielen."

Wenn von Haus aus frivole Naturen einmal in Noth kommen, handeln sie auch an ihren Wohlthätern schlecht und undankbar. Hier ein Beispiel aus der Schweiz. „Gleich dem Abbé Jouery fanden damals in Freiburg, wohin eine große Zahl von Emigranten, besonders Geistliche, sich geflüchtet hatten, viele derselben einen theilnehmenden Freund an dem Venner (Pannerherr) Johann Peter Nikolaus Raphael von Castella. Dieser Herr, damals etwa im Alter von fünfzig Jahren stehend, hatte einen Theil seines Lebens, man vermuthet von 1768 bis 1783, in französischem Kriegsdienste verbracht und war nach seiner Rückkehr ins Vaterland in den Staatsdienst getreten. Wie alle Patrizier war er schon in früher Jugend Mitglied des großen Raths geworden, dann gelangte er in das Collegium der Sechsziger und ward Venner des Burgquartiers. Da er unverheirathet blieb, so konnte er um so eher seine Theilnahme an dem Loose Unglücklicher bethätigen. Dies that er dann auch gegen die ausgewanderten französischen Geistlichen und Adeligen mit solcher Unermüdlichkeit und Uneigennützigkeit, daß ihn Abbé Jouery, welcher ihn täglich wenigstens einmal besuchte, den Vater der Franzosen nennt. Der Dankbarkeit seiner Kinder hatte aber der gute Papa sich so wenig zu rühmen als andere Schweizer, welche damals den Emigranten an die Hand gingen. Denn als nach der Herstellung des Königshauses manche Emigranten durch das Entschädigungsgesetz vom Jahr 1825 wieder zu bedeutendem Wohlstande gelangt waren, kam ihnen kein Gedanke daran, den frühern Wohlthätern in der Schweiz, von denen mehrere nun selbst in dürftige Zustände gerathen waren, ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen. Der Venner Castella vollends, welcher sich unvorsichtiger Weise in Wechselbürgschaften für seine Freunde eingelassen hatte, wurde schon damals 1795, wie wir später vernehmen werden, wenigstens von Einem derselben mit Verfolgung bedroht, und fand es gerathen, für einige Zeit die Heimath zu meiden. Er ging gegen das Ende des Jahres 1795 nach Rom. Dort fand er sich so gut zu Hause, daß er gar nicht mehr nach Freiburg zurückgekehrt ist."

Aus dem vorliegenden Briefwechsel ersehen wir, daß Graf Montvallat, an den die meisten Briefe gerichtet sind, und sein Schwager d'Espinay sich auf mannigfaltige Art, in der Verbannung, aus der Noth zu helfen suchten. „Indem nun während seines Aufenthaltes in Münster Graf Montvallat auf Mittel sann, sich irgend eine kleine Hülfsquelle zu eröffnen, glaubte d'Espinay, welcher in Bremen bei einem Herrn Niemann nächst der Börse wohnte, seinem Schwager, den er immer mon cher frère anredet, mit gutem Rath an die Hand gehen zu sollen, welchem jedoch als Einleitung ein Ver-

weis voranging, daß Montvallat sich beeilt habe, sein Schulden zu bezahlen, anstatt das ihm eingegangene Geld für Speculationen zu benutzen. Es läßt sich nicht leugnen, daß einige seiner Gedanken gar nicht übel sind, aber die Ausführung scheiterte am Geldmangel, und diesen durch Thätigkeit zu ersetzen, scheint auch nicht in Montvallats Kräften gelegen zu haben. So erzählt d'Espinay, daß verschiedene Emigranten mit Eßwaaren der englischen Armee folgten, welche in den Niederlanden gefochten und dann durch Holland nach Norddeutschland sich zurückgezogen hatte, wo sie in weitläufige Quartiere verlegt wurde. Da könne man mit Wein, Liqueurs, Schinken, geräucherten Zungen ein Schönes verdienen. Nun habe Montvallat einen treuen Bedienten, der unbeschäftigt sey, den soll er dafür anstellen. Die Hauptsache sey, daß man die strenge Jahreszeit (es war im Winter) nicht scheue, und die entlegenen Quartiere aufsuche, wo man dann theuer verkaufen könne, da die Engländer dem Preise nicht lange nachfragen."

Die adeligen Müssiggänger halfen sich häufig mit Schuldenmachen und Durchbrennen. Ein Hauptindustriezweig für sie war das Spiel, weil sie schon in Frankreich selbst dasselbe mit eben soviel Gewandtheit als Leidenschaft getrieben hatten. Am meisten Verachtung zogen sich die ehemaligen Hofschranzen geistlichen Standes zu, unter denen Abbé Grimaldi hier die scheußlichste Rolle spielt. Als das Condé'sche Corps errichtet wurde, um im Solde Englands Frankreich wieder erobern zu helfen, drängte sich der emigrirte Adel herbei, aber nicht in feuriger Begeisterung für den hingemordeten König, sondern nur, um aufs neue seiner Spielwuth mit dem englischen Gelde zu fröhnen. „Einstweilen aber genügte es unsern Franzosen, so viel Geld zu bekommen, und da traten dann der Uebermuth und der Leichtsinn wieder in ihre alten Rechte ein. Schon während des Feldzugs von 1793 wurde, obschon viele Offiziere und Edelleute des Condé'schen Corps tief in Schulden staken, dennoch im Hauptquartier eine Spielbank errichtet, und es galt als ein ritterliches Gebahren, wenn man den ganzen Tag auf den Vorposten und im Gefechte gestanden, des Abends noch einen scharfen Ritt nach Bergzabern zu machen und dort die Nacht am Spieltische zuzubringen. Daß ihr Königshaus, ihr Hof, ihre Großen bereits ihr eigenes Land, viele ihr Leben verspielt hatten, man darf sagen buchstäblich am Spieltische, fiel den Verblendeten nicht von ferne ein. Schulden zu machen war in ihren Augen nichts Unritterliches, eben so wenig sie nicht zu bezahlen."

Welcher Schwindel von diesem Adel getrieben wurde, geht aus folgender Thatsache hervor. „Inzwischen war der französische damalige Schattenkönig Ludwig XVIII. von der Republik Venedig, die ihm bisher in Verona ein Obdach gegeben, ausgewiesen worden. Er nahm seinen Weg durch die Schweiz über Zürich und Luzern, wo er am 26. April 1796 eintraf, kam wie bereits erwähnt worden zu ‚seiner Armee' in Schwaben und wurde mit großem Pomp oder doch mit Wind empfangen. Bei der Musterung der adeligen Infanterie z. B. hieß es: ‚Hier Ew. Majestät Regiment Royal Auvergne', das waren acht Mann. Der König selbst theilte Orden aus und genehmigte ein Reglement, wornach jeder seiner Offiziere nach einer gewissen Zahl von Dienstjahren von Rechtswegen um eine Rangstufe höher zu steigen hätte und jedes Feldzugsjahr für zwei Dienstjahre anzurechnen wäre."

Unter dem emigrirten Adel fanden sich verhältnißmäßig nur wenige ehrenhafte Charaktere, welche mit ihrer Hände Arbeit sich ernährten, nicht schwindelten, ihrem Namen und ihrer Nation Ehre machten und dankbar für den Schutz waren, den sie in Deutschland, der Schweiz und England gefunden hatten. Ungleich günstigere Zeugnisse werden den geflüchteten Republikanern und Bürgerlichen ausgestellt, wie auch den französischen Priestern, das geistliche Hofgeschmeiß ausgenommen, welches nach dem Muster des Cardinal Rohan am Versailler Hofe in jeder Gattung von Liederlichkeit und Gottlosigkeit mit den Prinzen gewetteifert hatte. Da alle Priester aus Frankreich verbannt wurden, nahm das Münsterland allein 2400 derselben, meist fromme Landgeistliche, gastfrei bei sich auf und diese werden sehr gelobt.

Ueber Freimaurerei.

Die Freimaurer, was sie sind, was sie thun und was sie wollen. Von M. de Ségur. Autorisirte Uebersetzung. Zweite Aufl. Mainz, Kirchheim, 1868.

In dieser kleinen Schrift wird, wie es uns scheint, der Freimaurerei viel zu viel Macht zuerkannt und wird ihr viel zu viel aufgebürdet, was von ganz andern Mächten verschuldet worden ist. Der Unglaube vornehmlich, die religiöse Indifferenz, der specifische Haß der katholischen Kirche sind Dinge, an der doch wahrhaftig die erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts

begonnene Freimaurerei nicht Schuld seyn kann, nachdem schon lange vorher die Renaissance, die heidnische Geschmacksrichtung der Höfe und Universitäten, die bureaukratische Unterdrückung der Kirche systematisch an der Entchristlichung der europäischen Menschheit gearbeitet haben. Es wäre gewiß ungerecht und unwahr, wenn man behaupten wollte, der schon constantinische, byzantinische, wie der josephinische und napoleonische Cäsaropapismus, der uralte und immer neue weltliche Despotismus, der jede Kirche niederzudrücken trachtet, sey eine Erfindung der Freimaurer. Ebenso sind auch die demokratischen Kirchenfeinde, wie Mazzini, Garibaldi rc. von einer Schwärmerei für Nationalität und politische Freiheit erfüllt, die nicht aus der Freimaurerei herstammt, die sich höchstens der Freimaurerei als eines Mittels zu ihren Zwecken bedient.

Seit Jakob II. und Georg I. die Maurerei zu politischen Zwecken benutzten, ist sie oft wieder benutzt worden, aber eben nur benutzt. Nie ist etwas weltgeschichtlich Großes im Namen und auf Rechnung der Freimaurerei unternommen worden, wie das überall und immer im Namen und auf Rechnung des Staats oder der Kirche einer Nation oder einer politischen Partei geschehen ist. Auch die Presse war antikirchlich, ehe es noch Logen gab. Weder Aretino noch Boccaccio, weder Spinoza noch Voltaire waren Freimaurer.

Im Zeitalter des Jesuitismus, der lutherischen und calvinischen Orthodoxie mußten sich ohne Zweifel sowohl die Freimaurerei als der Pietismus, Methodismus, Quäkerei und Herrnhuterei ausbilden. Es war eine natürliche Reaction der sowohl durch das Christenthum als durch die Humanität empfohlenen Brüderlichkeit gegen die Verfolgungssucht. Die Einen wollten die älteste christliche Brudergemeinde herstellen, die Andern mißtrauten allem specifisch Confessionellen, hatten die Corruptionen aller damaligen Kirchen und Staaten vor Augen und trachteten nach einer neuen idealen Schöpfung, bei der sie nur Vernunft und Moral zur Regel machten. Das war eine welthistorische Consequenz, motivirt durch den Mißbrauch, den man von der Religion gemacht hatte. Auch das Geheimniß hatte seinen natürlichen Grund und die freilich bis ins Kindische gehende Spielerei bei der Aufnahme in die Logen ist nicht wichtig genug, um einen lebhaften Zorn erregen zu können. Die Maurerei wurde mißbraucht, wie früher die Kirche mißbraucht worden war. Politische Parteien agitirten unter dem Deckmantel des Logengeheimnisses und wenn die Logen zu mächtig zu werden schienen, nahmen sie Fürsten, wie Friedrich der Große und Napoleon, in Aufsicht, indem sie selber Brüder wurden und die gehörige Loyalität herstellten. Eine solche Bekehrung der durch den Illuminatismus etwas politisch scheu gewordenen Logen war auch unter dem Großmeister Ferdinand von Braunschweig der berühmte Reformcongreß im Wilhelmsbad.

Die politische Gefährlichkeit der Maurer beschränkt sich daher auf Länder und Zeiten, in denen auch ohne sie rebellirt worden wäre. Die Maurerei ist nirgends die Ursache, nur ein begleitendes Symptom der Revolution gewesen und fast immer nur in katholischen Ländern des Südens. Freigeister, nicht blos im Volk, sondern in den Ministerien und auf den Thronen selbst, würden auch ohne die Maçonerie zu kennen, das alte System in Madrid und Neapel gestürzt haben; die Logen boten sich ihnen nur als ein bequemes Mittel dar, ihre Umtriebe zu verheimlichen und durch Vorspiegelungen und den Reiz des Geheimnisses Anhänger zu locken.

Sogar der Vorwurf, die Logen seyen dem Gemeinwesen schädlich, weil sie den Brüdern ermöglichen, für ihren Privatvortheil zu sorgen und sich Stellen, Aemter, Heirathen zu verschaffen, welche Nichtbrüdern unzugänglich seyen, sogar dieser Vorwurf ist nur halb begründet; denn aristokratische und bureaukratische Genossenschaften, die dem Nepotismus fröhnten, hat es immer gegeben, lange ehe es Logen gab, und die berüchtigten Consorterien in Florenz und Washington, Wien und Paris brauchen keine blauen Schürze zu tragen, um das Staatsvermögen aussaugen zu können.

Herr von Ségur spricht von den Maurern, als seyen sie eine gegen Gott und die Menschheit verschworene Bande, welche bald die Republik, bald die Throne zu ihren teuflischen Zwecken benutze. Uns scheint das Verhältniß umgekehrt zu seyn, die Maurerei wird als eine bloße Form zum Mittel für die Zwecke politischer Parteien gemacht, die außerhalb der Loge ihren Ursprung haben.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, **N° 70.** 29. August 1868.

Bildende Kunst.

Die vornehmsten Kunstdenkmäler in Wien. Von G. F. Waagen. Director der k. Gemäldegallerie, Prof. an der Universität in Berlin. Zwei Theile. Wien, Braumüller, 1866. 1867.

Das letzte Werk des vor Kurzem verstorbenen Verfassers, der als Kunstkenner seinesgleichen suchte und ein halbes Jahrhundert hindurch desfalls im größten Ansehen stand. Während er der Berliner Gemäldegallerie als Director vorstand, hat er von Zeit zu Zeit die größten Kunstsammlungen Deutschlands, Italiens, Frankreichs, Englands und Rußlands besucht und in sehr ausführlichen und berühmten Werken, zu deren Abfassung ihn mehrfach die höchsten Autoritäten aufforderten, beschrieben. Von dieser Art war sein vorletztes Werk über die Kunstschätze in St. Petersburg, über welches wir in Nro. 3 unserer Blätter 1865 berichtet haben. In ähnlicher Weise nun beurtheilt er im vorliegenden Werke die Kunstschätze Wiens.

Das Werk beginnt mit einer Geschichte der großen kaiserlichen Gemäldegallerie im Belvedere. Die ältesten Bilder derselben rühren noch aus dem 14. Jahrhundert von den berühmten Meistern her, welche Kaiser Karl IV. in Prag um sich versammelt hatte. Dann kamen unter Kaiser Maximilian I. wahrscheinlich einige altdeutsche Bilder und unter Kaiser Karl V. italienische, namentlich von Correggio und Tizian hinzu, obgleich dieser Kaiser seine meisten Bilder in Spanien aufhäufte. Kaiser Rudolph II. hatte unter vielen andern Liebhabereien auch eine solche für die bildenden Künste und umgab sich in Prag, wo er residirte, mit Bildern der größten Meister. Aber diese unschätzbare Sammlung wurde am Ende des 30jährigen Krieges von den Schweden erbeutet. „Als nämlich den 26. Juli dieses Jahres die Schweden, unter dem General Grafen Königsmark, die Kleinseite von Prag einnahmen, wurde eine große Zahl, nach der darüber aus zwei Catalogen von Berger gemachten Zusammenstellung nicht weniger als 363 Gemälde geraubt und nach Stockholm gebracht. Unter diesen befanden sich zuverlässig die Bilder der Leda und der Danae von Correggio. Da in jenen Catalogen die Meister gar nicht, die Gegenstände sehr unbestimmt angegeben sind, läßt sich über die andern Bilder nichts mit einiger Gewißheit feststellen. Mit großer Wahrscheinlichkeit kann man indeß annehmen, daß dieses vorzugsweise Bilder der venezianischen Schule, eines Tizian, Tintoretto, Paul Veronese und viele Bilder des Spranger, Hans von Aachen, Heinz u. d. m. gewesen sind. Von den in dem obigen Catalog der Rudolphinischen Kunstkammer aufgeführten Bildern der ersteren sind in der Gallerie des Belvedere nämlich nur sehr wenige vorhanden, auch von jenen der zweiten fehlen eine große Zahl. Dem entspricht auch, daß in jenem Catalog viele Bilder als ‚nackte Frauen' aufgeführt werden, und Gegenstände, wo solche vorkommen, von allen jenen Malern besonders häufig behandelt worden sind. Die Kunstbildung stand aber damals in Stockholm auf einer so tiefen Stufe, daß sich dort wohl schwerlich die Bilder länger erhalten haben werden. Man schnitt nämlich von den schönsten Bildern Köpfe, Hände und Füße heraus, klebte sie auf die Tapete, und malte die übrigen Theile (wohl ohne Zweifel im damaligen schwedischen Costum) hinzu. Ja selbst bei der nachmals so kunstliebenden Königin Christine war der Sinn für Bilder früher so wenig ausgebildet, daß sie dem französischen Maler Bourdon mehrere Bilder des Correggio, unter denen ohne Zweifel auch die oben erwähnten, schenken wollte, welche er in dem Stalle der Königin als Leinlucken vor den übel passenden Fenstern gefunden hatte."

Später sammelte Erzherzog Leopold Wilhelm, dritter

Sohn Kaiser Ferdinands II., in den Niederlanden und Italien die Bilder, welche noch jetzt den Hauptbestandtheil der Gallerie im Belvedere bilden. Eine Seitenlinie des Hauses, die in Tirol residirte, hatte unterdeß auf dem berühmten Schlosse Ambraß Gemälde und andere Kunstschätze gesammelt, welche später nach Wien kamen. Hier nun wurde die Hauptgallerie im Belvedere noch durch Karl VI., Maria Theresia, Joseph II. und Franz II. vermehrt.

Die Anordnung dieser großen Sammlung ist keine glückliche. „Da nämlich die Bilder hier in drei Stockwerken vertheilt sind, und sich nicht allein die Bilder einer Schule, sondern in einigen Fällen selbst eines Meisters in verschiedenen Stockwerken befinden, da wieder gelegentlich die Bilder aus drei Jahrhunderten in einem Zimmer durcheinanderhängen, da endlich die Nummern in jedem Zimmer immer von vorn anfangen, so hätte ich bei jener historischen Betrachtungsweise, der Deutlichkeit wegen, bei jedem Bilde drei Nummern, die des Stockwerks, des Zimmers in demselben, und des Bildes innerhalb des Zimmers angeben müssen, und wäre der Kunstfreund in einzelnen Fällen genöthigt gewesen, um die Bilder eines Meisters, z. B. des Rubens nach der Zeitfolge, in welcher sie nach meiner Ansicht ungefähr gemalt seyn möchten, aufzusuchen, nicht allein das Zimmer, sondern sogar das Stockwerk zu wechseln, was billigerweise, schon wegen des Zeitverlustes niemandem zugemuthet werden kann."

Der Verfasser geht nun Saal für Saal durch und charakterisirt ein Gemälde nach dem andern mit kurzer Angabe dessen, was aus der Lebensgeschichte des Malers von besonderem Interesse ist, und mit Berichtigungen überall da, wo ein Bild dem unrechten Meister zugeschrieben worden ist. Am Rande hat der Verfasser mit einer Null, einem, zwei oder drei Sternchen die Scala des Werthes angegeben, welche nach seinem maßgebenden Dafürhalten jedem Bilde zukommt. Es ist schade, daß die Gallerie neben den kostbarsten und trefflichsten Werken auch eine nur allzugroße Menge aus der spätern, seit den Caraccis immer mehr herabsinkenden italienischen Schule enthält, wie auch aus der deutschen Schule, die ihr sclavisch nachtrat. Mit Recht verwirft der Verfasser diesen verderbten Geschmack. „Die Unwahrheit und das Gezierte in der Auffassung, die Uebertreibungen in den Formen, die Unwahrheit in der Farbe des Fleisches, die Buntheit in der Gesammtwirkung, worin die Maler der niederländischen und deutschen Schule der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Nachahmung der italienischen Maler aus der Zeit der höchsten Blüthe, zumal des Michelangelo und des Correggio, verfielen, sind von zu widerstrebender Art, als daß es sich lohnte, jedes einzelne, sowohl in diesem, als ganz besonders im vierten Saal vorhandene Bild derselben besonders zu besprechen. Ich werde mich daher begnügen, von jedem der Hauptmeister die bedeutendsten Bilder hervorzuheben, die übrigen aber nur kurz anzuführen. Bei der Vorliebe, welche, wie schon bemerkt, der Kaiser Rudolph II. für die Werke dieser Meister hatte, gewährt keine Gallerie eine so vortreffliche Gelegenheit, dieselben so vollständig kennen zu lernen, als die des Belvedere, wobei sich dem aufmerksamen Beobachter ein lebhaftes Bedauern aufdrängt, daß so manche namhafte Talente dadurch, daß sie von dem verkehrten Geschmack ihrer Zeit beherrscht waren, zu Grunde gegangen sind." Dazu kommt noch die fatale Mode der frostigen Allegorien theils in Kirchenbildern, theils in solchen, worin fürstlichen Personen geschmeichelt wurde.

Das Belvedere enthält noch werthvolle Bildwerke, die gar nicht aufgestellt sind. „Zum Schlusse muß ich noch im Interesse aller Kunstfreunde erwähnen, daß sich im Magazin der Gallerie die zehn berühmten Cartons befinden, welche der Maler Jan Cornelis Vermeyen für den Kaiser Karl V. ausgeführt hat, um durch, nach denselben in den Niederlanden gewirkte Teppiche seinen glücklichen Feldzug nach Tunis im Jahre 1535 künstlerisch zu verherrlichen. Obwohl sich dieselben noch immer sämmtlich auf einer großen Rolle befinden, mithin dem Publikum unsichtbar sind, so ist doch zu erwarten, daß sie, bei der hoffentlich nicht mehr zu fernen Ausführung des rühmlichen Vorhabens ein Museum zu erbauen, worin die sämmtlichen, im Besitz des kaiserlichen Hauses befindlichen Gemälde, eine ihres hohen Werthes würdige Aufstellung finden, ebenfalls zur Aufstellung gelangen werden." Herr Waagen hatte das Glück, wenigstens einen dieser Cartons zu sehen, und rühmt ihn sehr.

Die übrigen Gemäldesammlungen, die hier durchgegangen werden, sind die der k. k. Akademie der Künste, die Lichtenstein'sche Gallerie, die der Grafen Czernin, Schönborn 2c., leider ist eine der schönsten Gallerien die des Fürsten Esterhazy von Wien nach Pesth gekommen. In der k. k. Akademie fand Herr Waagen Mangel an Raum. „Sehr zu bedauern ist es, daß die Räumlichkeiten der Akademie nicht die Aufstellung eines sehr großen Bildes gestatten, welches ich dort mit dem lebhaftesten Interesse im Jahre 1839 gesehen habe. Dasselbe trägt die Aufschrift: Victor Bellinianus MDXXVI, und stellt den h. Marcus vor, wie er auf dem Platze in Alexandrien an Stricken geschleift wird. Das Ganze ist landschaftlich mit vieler Architektur aufgefaßt, wie

die großen Bilder des Gentile Bellini. Die Anordnung der großen Zahl von Figuren im Vor-, Mittel- und Hintergrunde zeugt von vieler Einsicht, die Gestalten, wie Hände und Füße sind sehr gut ausgebildet, die Motive, wie die Köpfe von außerordentlicher Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit, besonders ist die Theilnahme mit dem Heiligen vortrefflich ausgedrückt. Dabei steht das Bild in der warmen und klaren Farbe auf der Höhe des Giovanus Bellini. Dasselbe befand sich ursprünglich in der Scuola di St. Marco, welche mit der Kirche St. Giovanni e Paolo zusammenhing. Obwohl dieser treffliche Künstler, so viel ich weiß, fast nur durch dies eine Werk bekannt ist, so wird es doch schon von Vasari und Zanetti mit großem Lobe erwähnt. Vielleicht findet sich mit der Zeit eine Räumlichkeit, dieses jetzt aufgerollte Bild aufzustellen." — In der Lichtenstein'schen Gallerie bedauert der Verfasser, die Bilder gar nicht nummerirt gefunden zu haben.

Der zweite Theil des Werks handelt außerordentlich ausführlich von den kostbaren Miniaturen der k. k. Hofbibliothek, von den Handzeichnungen im Besitz des Erzherzogs Albrecht, von der k. k. Kupferstichsammlung, von der Ambraßer Sammlung, von dem Münz- und Antikencabinet 2c.

Ueber den Werth der Miniaturen sagt Herr Waagen: „Einen der wichtigsten, kostbarsten und seltensten Bestandtheile der erstaunlichen Kunstschätze, welche sich in Wien befinden, bilden die in den Manuscripten der k. k. Hofbibliothek enthaltenen Miniaturen. Mit Ausnahme der englischen und spanischen, welcher indeß doch die Miniaturen eines Manuscripts angehören möchten, sind hier alle Schulen, die byzantinische, die italienische, die französische, die niederländische und die deutsche Schule mehr oder minder reich vertreten. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieser Bibliothek sind aber die Miniaturen aus der sehr bedeutenden und eigenthümlichen böhmischen Schule, welche nur noch von denen auf der Universitätsbibliothek in Prag an Reichthum und Vortrefflichkeit übertroffen werden. Ja selbst einige Beispiele der so seltenen arabischen und türkischen Miniaturen sind hier vorhanden. Die Miniaturen in den Manuscripten sind aber für die Geschichte der Malerei in ganz Europa, mit Ausnahme von Italien, von der größten Bedeutung."

Ebenso rühmt Herr Waagen die Handzeichnungen in der großen Sammlung des Erzherzogs Albrecht und knüpft daran interessante Belehrungen. „Die Handzeichnungen der großen Meister haben einen ganz eigenthümlichen Reiz. Mehr als durch Kunstwerke irgend einer andern Art wird man dadurch in die geheimnißvolle Werkstatt des künstlerischen Bildens eingeführt, so daß man ein Gemälde vom ersten Lebenskeim bis zur letzten Ausgestaltung in seinen verschiedenen Vorbildungen und Umbildungen verfolgen kann. Mit gewohntem, feinem Kunstgefühl macht von Rumohr auf den sicheren, technischen Takt aufmerksam, mit welchem jene alten Meister in ihren Zeichnungen immer das Material brauchten, welches ihrer jedesmaligen Absicht am meisten entsprach. Galt es einen ersten Gedanken, wie er grade in der Phantasie aufgestiegen war, auf das Papier zu werfen, so wählten sie meist den leicht angebenden Rothstein, oder auch wohl die weiche, schwarze Kreide. Durch die Breite und Weiche der Striche erhielt ein solcher erster Entwurf sogleich etwas Malerisches und Massenhaftes, und zugleich ließ das Material bis zu einem hohen Grade eine etwa beliebte weitere Ausführung zu. Kam es aber darauf an, ein in der Natur beobachtetes Motiv von schnell vorübergehender Art, wie es der Phantasie frisch vorschwebte, festzuhalten, einen zufällig glücklichen, schnell veränderlichen Faltenwurf sich anzueignen, oder irgend einen Charakter in den Hauptzügen scharf und bestimmt wieder zu geben, so wählten sie am liebsten die Feder, welche den leichten beweglichen Schwung mit der sichern und scharfen Angabe der Formen zu vereinigen gestattet. Wollten sie im Bildniß, im Modellstudium, in der Composition die zartesten Bewegungen der Formen, das feine Spiel der innerhalb der Umrisse liegenden Flächen ausdrücken, so griffen sie meist zum abgerundeten Silberstift. Dieser gibt auf einem, mit einem Gemisch von Bleiweiß und etwas hellem Ocker, Grünspan oder einem Roth überzogenen Papier nur leicht und weich an, erlaubt also ins Unbegrenzte abzuändern und nachzubessern, und durch stärkeres Aufdrücken endlich die Angaben, wofür sich das Gefühl entschieden, bestimmt aus allen andern herauszuheben. Handelte es sich darum, über die Hauptvertheilung von Licht und Schatten ins Klare zu kommen, so führte der volle Wasserpinsel, in Sepia oder Tusche getaucht, mit seiner leicht beweglichen Spitze, seiner kühnen Fülle, am schnellsten und sichersten zum Ziele. Hierbei sind öfter die Umrisse der Formen gar nicht angegeben, sondern ergeben sich nur aus der Begrenzung der Schatten. Wo es zugleich um Bestimmtheit der Form zu thun war, wurde der Gebrauch der Feder hiermit vereinigt. Für eine mehr ins Einzelne gehende Ausbildung von Lichtern und Schatten gewährte ihnen endlich ein gefärbtes Papier einen Mittelton, mit Hülfe dessen sie durch schwarze Kreide in den Schatten, durch weiße in den Lichtern, eine höchst feine Nüancirung und eine große Abrundung der Theile erreichten. Diese Zeichnungsart ist wegen

dieser großen Vortheile besonders häufig in Anwendung gekommen. Erst wenn man aus einer größern Zahl solcher Handzeichnungen gesehen, von wie vielen Seiten ein Gemälde auf das Gewissenhafteste vorbereitet worden, wird einem die große Reife und die seltene Durchbildung so vieler Bilder recht erklärlich, und erst wenn man solche Bilder als die Endergebnisse ganzer Studienreihen betrachten lernt, fühlt man sich gebührend von dem hohen Werth derselben durchdrungen. Ist nun auf solche Weise kein Kunststudium vielleicht anziehender, als das der Handzeichnungen, so ist auch gewiß keins schwieriger. Nur die innigste Vertrautheit mit der Gefühlsweise der Meister, insofern diese sich in jeder Linie ausspricht, kann in diesem Labyrinth zum sichern Leitfaden dienen. Denn es gibt nicht allein eine Unzahl von Studien, welche von sehr ausgezeichneten Künstlern, z. B. von dem Carracci nach den Werken eines Michelangelo, Raphael rc., mit vielem Geist und großer Meisterschaft gemacht worden sind, sondern in alter und neuer Zeit haben sich geschickte Leute darauf gelegt, aus der Nachahmung der Handzeichnungen großer Meister einen einträglichen Erwerbszweig zu machen. Daher ist denn auch keine andere Gattung von Sammlungen so ungleichmäßig besetzt, als die der Handzeichnungen, so daß oft neben dem geistreichsten Original die gleichgültigste Copie liegt."

Die berühmte Schatzkammer, die freilich mehr Juwelen, Gold, historische Erinnerungen und Curiositäten als eigentliche Kunstwerke enthält, scheint uns doch etwas zu kurz behandelt.

Vaterlandskunde.

Die Altmülalp oder das Altmülthal, typographisch, historisch und landschaftlich dargestellt von Karl Kugler. Mit Zeichnungen und einer Karte. Ingolstadt, Krüll, 1868.

Mit diesem Büchlein beginnt eine Reihe von Monographien einzelner Gegenden und Städte Bayerns.

Die Altmülalp gehört zu den weniger besuchten Landstrichen Deutschlands und hat doch manche landschaftliche Schönheit und historische Erinnerung aufzuzeigen. „Die Gegend, deren Bild wir entwerfen wollen, breitet sich, indem sie nördlich von der Donau bei Neuburg und etwas entfernter von Ingolstadt beginnt, gegen Osten bis Kelheim, gegen Westen bis zu dem sogenannten Hahnenkamm aus und endet gegen Norden an der fränkischen Keuperebene bei Thalmässing und der Hochfläche von Hemau. Das Hügelland des Landgerichts Monheim gehört nicht mehr zu unserem Gebiet. Dieser Landstrich umfaßt also das Flußgebiet der Altmül*) von den Punkten an, wo sie und ihre Nebenflüßchen in den gebirgigen Landestheil hineintreten, bis dorthin, wo sie sich in die Donau ergießt."

„Die Altmülalp bildet eine schiefliegende Tafel, deren höherer Theil gegen Nordwest, der niedrigere gegen Südost liegt und nach Ingolstadt hin abwärts gebogen ist. Die Oberfläche derselben ist eine wellenartig gestaltete Ebene, und die Thäler und Schluchten sind nichts anderes, als tiefe Einschnitte in dieselbe. Daher kommt es, daß der Begriff Berg, welcher in dieser Gegend blos in Bezug auf das Verhältniß zu einem Thal bestehen kann, zu einer relativen Anschauung wird, welche Gebirgsbewohnern höchst sonderbar erscheint. Allein sie ist an sich doch richtig. Denn es breitet sich die Oberfläche eines hier gemeinten Berges nur weit aus und auf der andern Seite geht es zu einem andern Thale oder bei dem Gebirgsrande doch wieder in die Tiefe. Diese Eigenschaft nun hat die Altmülalp mit den Juragebirgen überhaupt gemeinsam; aber eine andere hat sie, so viel uns bekannt ist, für sich ganz allein. Dies ist die sonderbare Eigenthümlichkeit, daß die Altmül und einige ihrer Nebengewässer aus der Ebene in den Gebirgsstock herein- und auf der andern Seite wieder hinausgehen, mithin denselben trotz seiner festen Kalksteinbildung durchschneiden. In allen andern Juragebirgen kennen wir blos Gewässer, Flüsse und Bäche, welche aus denselben herausfließen, in der Altmülalp aber sehen wir sie ihren Lauf in den Gebirgsstock hinein und durch denselben durchnehmen."

Indem der Verfasser die Schönheiten einzelner Landschaften, die Lage der Städte und Burgen schildert, nimmt er auch Rücksicht auf die interessante altrömische Befestigungslinie im Lande, desgleichen auf alte Sagen.

*) Wir schreiben ‚Altmül' statt des alten unpassenden ‚Altmühl', welches keinen etymologischen Grund und mit dem Worte ‚Mühle' nicht die entfernteste Verwandtschaft hat. Der alte Name hieß Alcimoenis, Alcmonis, Alkmun und hat die Bedeutung langsames Wasser, vielleicht noch besser: Wasser der Alken, d. i. der Elennthiere. Die Veränderung der Consonanten k in t und n in l ist eine häufige und berechtigte.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 3/4 Thaler.

Mittwoch, **N° 71.** 2. September 1868.

Geschichte.

Die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II. Geheime Correspondenzen und Enthüllungen aus bisher unedirten Quellen der k. k. Archive. Von Sebastian Brunner. Wien, Braumüller, 1868.

Dieser starke Band erscheint zur rechten Zeit, um den dicken Dunst von Unwissenheit und tendenziöser Lüge zu zerstreuen, welcher über den kirchlichen Dingen schwebt. Zwei große Irrthümer herrschen immer noch vor. Einmal die bis zur Anbetung gehende Verehrung vor Joseph II. und blindes Gutheißen alles dessen, was er gethan, womit sich auch Fälschung der Acten verbindet, indem man unter seinem Namen Briefe drucken ließ, die er niemals geschrieben hat. Zweitens die Voraussetzung, Kaiser Franz II. und Metternich seyen Pfaffenknechte gewesen und hätten den Ultramontanismus begünstigt. Um das leichtgläubige Publikum von diesen falschen Voraussetzungen zu befreien und ihm den wahren Sachverhalt ein wenig klar zu machen, wird das vorliegende Buch wesentlich beitragen, wenn es überhaupt noch Leute gibt, welche die Wahrheit hören wollen.

Den Hauptinhalt des Werkes bilden die geheimen Berichte des Cardinalbischof Grafen zu Herzan und Harras, der als ständiger Commissär der österreichischen Regierung in Rom unter dem lächerlichen Titel Protector Germaniae den Papst überwachte und mit dem Minister Kaunitz deßfalls in stetem Briefwechsel stand. Kaunitz war bekanntlich der geschworene Feind der Kirche, ging das verhängnißvolle Bündniß mit Choiseul und der Pompadour ein, um das habsburgische Haus mit den bourbonischen Höfen in Frankreich, Spanien und Neapel zur Unterdrückung der Kirche zu vereinbaren. Kaunitz arbeitete dem Josephinismus vor, ehe noch Joseph II. zur Regierung kam. Man hatte sich darüber verständigt, die Staatsgewalt allein dürfe noch gelten, die Kirche müsse jede Macht verlieren und nur soviel Ansehen behalten, als nöthig sey, den Glanz der weltlichen Krone durch geistliche Weihen zu erhöhen und das dumme Landvolk in Unterthänigkeit zu erhalten. Sonnenfels, das berühmte Haupt der Hof- und Regierungskanonisten in Wien, hatte schon 1767 den Grundgedanken in den Worten ausgesprochen: „Die Religion ist das wirksamste Mittel, den sittlichen Zustand auszubilden. Die weltliche Gesetzgebung würde in manchen Stücken unzureichend seyn, wenn das Band der Religion und ihre Strafen ihr nicht die Hände böten: daher sie in der Polizei nicht als Endzweck, sondern als ein Mittel nicht aus den Augen gelassen werden kann." In der That eine schöne Anstellung der Religion — als subalterne Beamte — der Polizei.

Herzans Berichte verrathen eine niedrige Seele, wie sie seyn mußte, um solche Dienste zu verrichten. Ein Bischof, ein Cardinal gab sich dazu her, Jahrzehnte lang schweifwedelnd, mit gekrümmtem Rücken und immer die offene Hand nach Accidentien ausstreckend, dem frivolen Voltairianer Kaunitz als Spion zu dienen, in Rom selbst am Grabe des Apostels den Nachfolger desselben auf alle erdenkliche Art mit kleinlicher Bosheit, niedrigen Ränken, mit Lügen und Drohungen zu plagen, alles nur, um sich beim Wiener Cabinet beliebt zu erhalten. Einem solchen Diener ihr ganzes Vertrauen zu schenken, machte der Regierung eben so wenig Ehre, als ihm selbst sein Dienst. Deßhalb ließ man seine Depeschen in Vergessenheit schlummern. „Die geheimen Berichte, welche Herzan von Rom aus von 1770 bis 1796 nach Wien gesendet, sind bisher noch in keinem historischen Werke erwähnt worden; obwohl dieselben dem Geschichtsforscher das höchste Interesse gewähren. Daß Herzans Berichte seit 30 Jahren kein Schriftsteller benützt hat — ist aus den geführten Ausschrei-

bungen der Hofarchivskanzlei zu ersehen. Daß sie auch früher nicht benützt wurden, ersah ich aus einigen, diesen Berichten beiliegenden noch gesiegelten Briefen an Joseph II., welche entweder Kaunitz dem Kaiser einzuhändigen vergessen, oder die er demselben überhaupt nicht zu geben für gut befunden hat; denn Herzan schickte von jedem an den Kaiser abgehenden Brief zugleich eine Abschrift an Kaunitz — daß dieser neugierige und argwöhnische Staatsmann ja nicht in Versuchung komme, zu meinen: es sey irgend etwas ohne sein Wissen und hinter seinem Rücken angesponnen worden, und daß somit Herzan nicht aus der Gunst des Fürsten falle, an welcher Gunst dem ersteren nach dessen eigenen Aeußerungen zu urtheilen, außerordentlich viel gelegen seyn mußte."

Die hier mitgetheilten Correspondenzen folgen den politischen Ereignissen und bieten insofern vieles Interesse dar. Daneben aber gehen immerwährende Betteleien. So lange der Papst noch über Pfründen zu verfügen hatte, machte sich Herzan ein angelegentliches Geschäft daraus, ihm die Ernennung zu reichen geistlichen Besitzthümern für nachgeborene Söhne der österreichischen Aristokratie in scheinheiliger Demuth abzulocken, abzuschwindeln oder nöthigenfalls abzutrotzen. Der arme Papst, von allen weltlichen Mächten bedrängt, am meisten aber von Joseph II., wußte sich oft kaum zu helfen und gab, wenn er in Hauptfragen fest blieb, doch gern in Nebenfragen nach. Die Domherrnstellen wurden immer dem jungen Adel Oesterreichs vorbehalten. Nach Würdigkeit wurde nicht gefragt, nicht einmal nach dem Alter. Die jungen Domherrn aus hohen Familien lebten so ungeistlich als möglich. Herzan erschlich einmal vom Papste Verzeihung für einen Domherrn, der in einem Duell mit tödtlichem Ausgang secundirt hatte. „Der gefallene Fürst Carl Lichtenstein war früher Liebling und Reisegefährte Leopold II. als Großherzogs von Toskana. Er fiel, 30 Jahre alt, im Jahre 1795, als Director der kaiserlichen Cabinetskanzlei in einem Zweikampfe, wegen der Baronin Fanny Arenstein mit einem Canonicus, Baron Weichs; der Bruder des obigen Fürsten Carl war auch Canonicus und befand sich bei diesem Duell als Secundant. Die kirchlichen Zustände im deutschen Reich waren eben schon bis zur Unhaltbarkeit gediehen. An junge Herren mit 4 Jahren Lebensalter verlieh man Domherrnpräbenden. Wir selber haben noch ein solches Diplom gesehen."

Was sich lüderliche Prinzen im geistlichen Ornate erlauben durften, davon hat man nur zu viele schlagende Beispiele. Kurfürst und Erzbischof Clemens von Köln, ein bayrischer Prinz, brachte alle Winter in Paris zu und machte alle Lustbarkeiten des verderbten Hofadels mit. Zu Ostern mußte er jedoch wieder in Köln seyn, um vor seinen Unterthanen feierlich das Hochamt zu celebriren. Als er nun einmal von Paris heimkehrte und unterwegs in Valenciennes anhielt, wurde er dort, wie Duclos in seinen Memoiren erzählt, ehrerbietig gebeten, eine Messe zu lesen, versprach es auch, ließ aber, als er an den Altar getreten war, eine lustige Jagdfanfare spielen, rief laut: zum April! (denn es war grade der erste April) schlug der Gemeinde ein Schnippchen und ging lachend davon. Ein französischer Prinz von Rohan, den Hofgunst schon in früher Jugend zum Besitz des reichen Bisthums von Straßburg hatte gelangen lassen, lebte nicht wie ein Bischof, sondern wie ein Pascha, ließ durch seine Jäger schöne Mädchen im ganzen Lande mit Gewalt zusammenrauben und auf sein Schloß Elsaß-Zabern bringen, wo er sich einen Harem angelegt hatte. Als eines dieser Mädchen entfloh, mußte im ganzen Bisthum Sturm geläutet und ihr nachgejagt werden. Dieser freche Rohan warf seine verbrecherischen Augen sogar auf die Königin Marie Antoinette, was ihm den berüchtigten Halsbandprozeß, Verhaftung und Verlust seiner geistlichen Würden zuzog. Im vorliegenden Buche lesen wir, mit welchem Wohlgefallen Herzan berichtet, der arme Papst Pius VI. sey schließlich doch genöthigt worden, Rohan wieder in seine geistlichen Würden einzusetzen.

Man pflegt immer noch dergleichen der Kirche vorzuwerfen, da es doch vielmehr nur Verbrechen sind, die an der Kirche begangen wurden. Hätte das fromme Volk, wie in den ältesten Zeiten der Kirche, die Bischöfe noch selber wählen oder ein frommer Papst sie einsetzen dürfen, so hätte die Kirche auch würdige Hirten behalten. Da sich aber die weltlichen Herrn im gemeinsten weltlichen Interesse mit brutaler Gewalt einmischten, auf die Papstwahlen selbst zum Nachtheil der Kirche einwirkten und selbständigere und besser gesinnte Päpste bedrohten und ängstigten, bis sie ihnen nachgaben, war es nicht mehr zu verwundern, daß die einträglichsten Erzbisthümer und Bisthümer, Domherrnstellen und Abteien jungen Prinzen und Grafen schon als Pathengeschenk zuerkannt wurden. Sofern die Domherrn den Bischof wählten, wurden alle Domherrnstellen den jüngeren Söhnen von Grafen oder wenigstens Freiherrn vorbehalten, welche dann, eines reichen Einkommens sicher, sich um frommen Lebenswandel und geistliche Studien nicht bemühten, sondern als muthwillige Junker fortlebten, ein Jokeiclubb in priesterlichem Ornat. Bischöfe, welche nicht Hirten der

Seelen, sondern verliebte Schäfer waren, Cardinäle aus italienischen Fürstengeschlechtern, die ihre Maitressen als Madonnen für die Kirchen malen ließen, waren schon längst in Italien gäng und gebe. Die zahlreichen italienischen Abbati, nach Frankreich übertragen als Abbés, waren als galante Hausfreunde und als witzige Gesellschafter bei Hofe und in der vornehmen Welt unentbehrlich geworden. Ihr geistliches Gewand diente nur der Kokettérie und der Flatterhaftigkeit der Damen, welche gern die Anbeter in Uniform mit denen im geistlichen Mäntelchen wechselten.

Das alles beweist, daß nur in die Kirche hinein gefrevelt wurde, daß die Kirche an sich an solchen Mißbräuchen völlig unschuldig war. Nur auf die weltlichen Höfe und ihre adeligen Schmeichler und Diener, die im modernen Heidenthum schwelgten, fällt alle Schuld. Der Josephinismus in Oesterreich, wie er im vorliegenden Werke geschildert wird, war vorbereitet. Nicht nur am Hofe zu Paris, sondern auch zu Wien galt das Staatsinteresse allezeit mehr, als das kirchliche, oder die Kirche wurde nur als Regierungsmittel gebraucht und man machte geistliche Schaustellungen aus politischen Gründen, ohne wahre Gottesfurcht. Wie grenzenlos verderbt die Wiener Aristokratie, trotz Prozessionen und scheinheiliger Andachten schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts war, lesen wir in den interessanten Briefen der Lady Montague.

Der gallikanische Geist war von Frankreich auf Deutschland übergegangen. Die Frankreich benachbarten rheinischen Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier, trachteten sich vom Papst unabhängig zu machen, um am Ende nach dem schon oft in der Reformationszeit gegebenen Beispiel das geistliche Territorium in ein weltliches Fürstenthum zu verwandeln. Das war die Tendenz der berühmten Schrift von Febronius und noch die des Emser Congresses. Der Mainzer Kurfürst lebte wie ein weltlicher Herr, hatte anderthalb hundert Kammerherrn, Hofdamen, Maitressen, einen großen Marstall, Jagdgefolge 2c. Auf die Universität Mainz berief er fast ausschließlich Freidenker und Verächter der Kirche, den unzüchtigen Dichter Heinse machte er zu seinem Vorleser. Der Kurfürst von Köln lebte und dachte ebenso, machte den elenden Eulogius Schneider zu seinem Vertrauten und spottete mit ihm über die katholische Kirche. Dieser Schneider fuhr später als Jakobiner mit der mobilen Guillotine in Straßburg herum und ließ die conservativen und frommen deutschen Bürger köpfen. In Bayern that sich der Illuminatenorden auf, mit dem Programm: „Es wird nicht eher besser, bis an dem letzten Pfaffendarm der letzte König hängt." Mönche, die ihrem Kloster aus Sinnenlust entsprungen waren, wurden gefeiert, wie heutzutage Ronge. Einer derselben, Feßler, spielte eine große Rolle im Freimaurerorden.

Das Merkwürdigste war wohl, daß innerhalb der katholischen Welt, sowohl der germanischen als romanischen, kein Geist erwachte, kein schlagendes Wort gefunden wurde, um die christliche Wahrheit siegreich zu vertheidigen. Die Gesellschaft Jesu, der man einen so ungeheuern Einfluß zuschrieb, wies damals nicht einen einzigen Apostel auf. Mit welchen kleinlichen Mitteln, selbst Verrath am Papste, sie nur ihren Besitz und die Gunst der Höfe, obwohl vergeblich, zu retten suchte, erkennen wir aus Theiners großem Werke. Diese Geistlosigkeit unter den Männern der Kirche gereicht Joseph II. zu einiger Entschuldigung. Wenn er aber bei jeder Gelegenheit seine Ueberzeugung von der Dummheit des Pfaffenthums an den Tag legte, so vergaß er, daß die Staatsgewalt allein durch den Jahrhundert langen entnervenden Einfluß, den sie auf die Kirche übte, das Uebel verschuldet hatte. Nur die Staatsgewalt verfügte über die geistlichen Anstellungen und duldete in der Kirche keinen selbständigen Geist, keine erhabene Gesinnung, sondern nur geistliche Höflinge, Miethlinge und faule Bäuche.

Wie sehr man die Bewunderung für Joseph II. einzuschränken habe, legt der Verfasser S. 515 f. dar, indem er nachweist, wie viele Actenstücke und namentlich Briefe in Bezug auf ihn gefälscht und wie viele echte dagegen von seinen Vergötterern verschwiegen worden sind. Es wäre nicht übel gewesen, wenn Herr Brunner sich in ein noch größeres Detail in der Schilderung der josephinischen Presse eingelassen hätte. Er sagt darüber im Allgemeinen sehr richtig: „Wagte es jemand, die Reformen bedenklich zu finden, das allgemeine Gebelfer wurde aufgeboten, ihn zum Schweigen zu bringen. Geistliche, die sich nicht unbedingt zu Vollstreckern der Regierungsbefehle in Kirchenangelegenheiten hergaben, wurden ‚Heuchler', ‚Aufrührer', ‚Bonzen' oder ‚nichtswürdige Mandarinen' gescholten, und sogleich der Kaiser aufgefordert, seine Strafgewalt gegen dieselben als Majestätsbeleidiger mit aller Strenge zu gebrauchen. Hören wir einen, er bittet den Fürsten, ‚doch die verzerrten griesgramigen Gesichter der politischen Staatsmaulwürfe anzusehen, die von Familie zu Familie herumschleichen und die Herzen ihrer Nebenbürger wider ihn aufzuhetzen wissen, und die Augenverdrehungen der schwarzen Legion zu beherzigen, so oft von der Güte seines Herzens und der Wohltätigkeit seiner Absichten die Rede ist, so wie ich wünschte,

durch die Reihen der Bürger in jenen Augenblicken herumzuführen, wenn irgend ein Bonze oder nichtswürdiger Mandarin seine antijosephinische Controverspredigt beginnt, und auf die innige Freude aufmerksam zu machen, die jedes Wort des Lästerers begleitet.' Kaum war die ‚Gewissensfreiheit' ertheilt, als dieselbe auch schon von den Akatholiken in jenem bisweilen noch üblichen Sinne verstanden wurde: daß die Katholiken nun alle mögliche Schmach zu toleriren haben und sich darüber nicht aufhalten dürfen."

Der Verfasser gedenkt neben Sonnenfels noch des Oberschulmeister Blarer, dem Joseph II. so viele Gewalt ließ, wie sie fünfzig Jahre später in Preußen dem Phantasten Diesterweg zugetheilt wurde. Auch erwähnt er den Abt Rautenstrauch und Wittoba. Er hätte jedoch noch viel mehr namhafte Persönlichkeiten erwähnen dürfen, den berüchtigten Trattner, der alle schlechten freigeistigen und Modebücher gewissenlos gegen die Leser und gegen die rechtmäßigen Verleger nachdruckte, Oesterreich damit überschwemmte und ein ungeheures Vermögen erwarb. Ferner den zu seiner Zeit allbeliebten Blumauer, der für seine frivolen Travestien größere Honorare erhielt, als Schiller und Göthe, und dessen Freimaurerlieder, besonders die, welche von den Schwestern handeln, eine unerhörte Liederlichkeit der Gesinnung und des öffentlichen Lebens im damaligen Wien bekunden. Dann wäre noch Brettschneider mit seinem alle Religion verhöhnenden „Almanach der Heiligen", Born mit seiner schändlichen Monachologia, der elende Riedel zu erwähnen gewesen, der wegen seines allzufrechen Atheismus als k. k. Rath entlassen werden mußte, aber von Kaunitz als Vorleser beibehalten wurde.

Wir folgen nun den Berichten Herzans von den Zeiten Maria Theresias bis zu denen Franz II. Den ersten Stein des Anstoßes gab nach dem Tode der Kaiserin die Weigerung des Papstes, die feierliche Seelenmesse für sie zu lesen. Die canonischen Gesetze erlauben nur Kaisern und Königen eine solche Ehre zu erweisen, niemals aber einer Dame. Herzan war aber so von Servilismus durchdrungen, daß er dreist verlangte, man solle die canonischen Gesetze umstoßen. Kaum war Joseph II. zur Regierung gekommen, als er einen Schlag nach dem andern führte, um die alte Kirche zu zertrümmern. Der erste Schlag traf die Klostergeistlichkeit. Kein Orden durfte mehr seinem General in Rom gehorchen, alle wurden unter die Jurisdiction der Landesbischöfe gestellt. Endlich wurden viele und immer mehr Klöster aufgehoben und ihr Vermögen von der Staatsgewalt eingezogen. Vergeblich machte Papst Pius VI. im Jahr 1782 eine Reise nach Wien, um den deutschen Kaiser persönlich zu beschwören, aus einem Beschirmer der Kirche nicht deren Zerstörer zu werden. Er wurde von Joseph und von Kaunitz nur mit Ironie und Hohn behandelt. Der Kaiser maßte sich das Recht an, die Bischöfe zu ernennen, protegirte die schlechten und feilen und drangsalirte die, welche das Recht der Kirche vertheidigten.

In dieser Periode versichert Herzan, „bei ihm weiche dem Dienst des Hofes jede andere Rücksicht", und als er einmal von Rom nach Wien reisen mußte und unterwegs die geängstigte Klostergeistlichkeit ihn frug, was sie zu fürchten oder zu hoffen hätte? belog er sie bedacht. Herzan berichtet: „‚Mehrere Ordensmänner haben mich über ihr künftiges Schicksal befragt. Ich habe allen geantwortet, daß sie guten Muthes seyn können, und für des Kaisers Erhaltung unablässig bitten sollen. Diese Antwort, welche in der Wahrheit gegründet ist, sichert den Staat vor Verschleppung, welche sich bei den Jesuiten geäußert haben soll.'" Der Herausgeber fügt hinzu: „Wir meinen: Diese Antwort oder besser die Absicht derselben, ist eine der widerwärtigsten Begriffsverwirrungen, denn sie behandelt die Eigenthümer wie Diebe, und sieht die Diebe für die Eigenthümer an. Diese Antwort und die eigenhändige Erklärung derselben an den Gesinnungsgenossen Kaunitz mit dem beigefügten Hohne: ‚Diese Antwort, welche auf Wahrheit begründet ist', erscheint uns als der schmutzigste Fleck in Herzans Berichten, war es ja doch auf einen Betrug abgesehen, denn in dieser Combination von Frage und Antwort mußten sich die Ordensmänner denken: ‚Wenn wir gutes Muthes seyn können und für des Kaisers Erhaltung unablässig bitten sollen', so kann das doch nicht heißen: ‚Wir werden aus unsern Conventen davongejagt werden.'"

Herzan mußte endlich mit der gänzlichen Losreißung Oesterreichs von Rom drohen, um dem Papst alles abzuzwingen, was Joseph wollte (S. 103).

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 72. 5. September 1868.

Geschichte.

Die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II. Geheime Correspondenzen und Enthüllungen aus bisher unedirten Quellen der k. k. Archive. Von Sebastian Brunner. Wien, Braumüller, 1868.

(Schluß.)

Als die Niederländer sich gegen Josephs Gewaltmaßregeln empörten und der päpstliche Nuntius aus Brüssel vertrieben wurde, hegte man geheime Sorge, Preußen werde die Sache des Papstes und der Niederländer unterstützen, ja sogar im Mainzischen Posto zu fassen suchen. Herzan berichtet unterm 24. März 1787: „Ich glaube nicht umgehen zu sollen, Ew. Libden noch in Geheim zu eröffnen, daß leicht möglich wäre, daß dem Papste Wesel oder Cleve zum Wohnsitz des bisherigen Brüsseler Nuntius von Preußen anerboten würde, um sich hiedurch bei selbem zu insinuiren, und sich einen Weg mehr zu bahnen zu Förderung seiner Absichten." Unterm 28. März: „Das Gerücht von dem Versuche des Berlinerhofes um die Coadjutorie zu Mainz für einen seiner Prinzen hat sich, wie Ew. Libden vorausgesehen, auch hier verbreitet, ich ersehe aber mit wahrestem Vergnügen aus Deroselben schätzbarem Schreiben unter dem 12. l. M., daß solcher Antrag wenigstens dorten ganz gefallen und für dermalen nichts hievon zu besorgen sey. Inzwischen kann ich Ew. Libden nicht verhalten, daß ich dessenungeachtet hierüber nicht gänzlich beruhiget bin, maßen der Umstand, daß dieser Prinz noch nicht die katholische Religion angenommen, und vielleicht auch um den begangenen Fehler, daß diese Sache zu geschwind kundbar worden, zu verbessern, man dem Scheine nach für jetzt davon abstehen dürfte."

Unlängst behauptete eine Flugschrift, die Judenbegünstigung in Wien habe erst mit dem Ministerium Bruck angefangen. Wir behaupteten dagegen, sie sey viel älter, sie gehe zunächst bis auf Thugut zurück, der viel mit Juden speculirte. Wir finden nun hier S. 186 den Beweis, daß auch schon unter Kaunitz jüdische Speculanten vorzugsweise begünstigt wurden. Herzan empfing im Mai 1789 von Kaunitz die Weisung, gewisse Juden in Rom zu protegiren, und antwortet devotest: „Wenn die Handelsleute Schönfeld, Brighenti und Bienenfeld an mich sich wenden werden, um die erforderliche Erlaubniß des Aufkaufes in dem Kirchenstaate von Waitzen, Korn und Haber, so werde dieses ihr Gesuch auf das nachdrücklichste zu unterstützen befließen seyn." (Dieselbe Judengesellschaft hatte sämmtliche Pretiosen der aufgehobenen Klosterkirchen in den österreichischen Erblanden um einen sehr geringen Preis angekauft. — Kaunitz meinte, dieselben dafür durch Anempfehlungen auch für ausländische Geschäfte belohnen zu sollen)." Joseph II. verfuhr bereits ganz so, wie später Montgelas. Was der Staat der Kirche stahl, verschacherte er den Juden.

Der Josephinismus hat weit mehr, als man bisher beachtet hat, die französische Revolution vorbereiten helfen. Ein Revolutionär auf dem Thron ging den Jakobinern voran und schleuderte zuerst die Brandfackel in die Kirche.

Sehr charakteristisch sind Herzans Berichte aus der Zeit, in der die französische Republik bereits darauf sann, dem Papstthum in Rom ein Ende zu machen. Herzan blieb der Agent Oesterreichs auch unter Leopold II. und Franz II. und schildert halb mit altjosephinischem Wohlbehagen die Angst, in die der Papst auch durch die Franzosen versetzt werde, wie früher durch Joseph, halb aber auch mit Neid, da der Josephinismus in Gefahr kommt, allen Einfluß auf Rom durch

den Sansculottismus zu verlieren. Hätte Joseph II. das katholische Kirchengebiet in den Niederlanden und Italien nicht so unbesonnen erschüttert, so würden die Franzosen nicht geerntet haben, wo er säete.

Besonders ausführlich wird der Tod Posseville's, des französischen Gesandtschaftssecretärs in Rom, geschildert. Macau, der Gesandte, war abwesend. Herzan schreibt am 16. Januar 1793: „„Posseville, welcher, wie er gesagt, in wenigen Tagen nach Neapel zurückkehren wollte, fertigte den 8. dieses durch einen Courier an den Nationalconvent und zugleich an den Herrn Macau die Memoire ab, in welcher Se. päpstl. Heiligkeit erklärt, daß sie nicht zugeben können, daß in Rom das Wappenschild der sich nennenden Republik erhoben werde. Macau schickte alsogleich anher den du Flotte, zweiten Capitän des Schiffes Languedoc, mit einem Briefe an den Herrn Cardinalstaatssecretär. Dieser langte hier an dem 12. l. M. und verfügte sich unverweilt in Gesellschaft des Posseville in den vatikanischen Palast, um Sr. Eminenz diesen zu übergeben. Dieser war in aller Betrachtung höchst beleidigend. Nach den bittersten Vorwürfen, daß der Bischof von Rom erkühne, sich zu widersetzen der Erhebung der Wappenschilder der Republik — erklärt Macau, er habe den Befehl gegeben, daß inner 24 Stunden dieses auf das Postamt und die Akademien erhoben werde, es koste was es wolle, und schließt sein Schreiben mit den kühnsten Bedrohungen im Fall eines Widerstandes. Posseville bestätigte mündlich diesen Auftrag und sagte: daß er ihn unfehlbar befolgen werde. Dieses alles wurde dem h. Vater hinterbracht, der antwortete: Ch' Egli avea su di ciò manifestati i suoi sentimenti, e che non avrebbe mai receduto dai medesimi. Posseville und du Flotte wiederholten hierauf dem Herrn Cardinal, daß sie in 24 Stunden ihren Auftrag erfüllen wollten, und daß im Fall des mindesten Widerstandes sie von diesem Augenblick dem Papste im Namen der Republik den Krieg erklärten. Der erhitzte du Flotte sagte: daß die Nation 500,000 Mann anher schicken, und daß kein Stein auf dem andern verbleiben werde.

Am Nachmittag, wo das Volk nicht arbeitete, weil Sonntag war, erschienen du Flotte, die Frau des Posseville und ihr Kind wieder auf dem Curs (Corso). Der Kutscher und Bediente hatten Kokarden, du Flotte streckte seinen Hut hinaus, um die seinigen sehen zu machen, und das Kind des Posseville hielt in der Hand ein Fähnchen, wo das Wort Liberté stand und zeigte es zu dem Wagen hinaus. Du Flotte rufte aus dem Wagen an die jungen Leute, die er begegnete: Libertà, Libertà! Das Volk konnte sich nicht mehr einhalten und fing an zu schreien: A basso le Cocarde! Du Flotte zeigte mit der Hand, daß er es nicht zulassen wolle, und wies dem Volk einen Geldbeutel. Dieses erbitterte es noch mehr und fing an, den Wagen mit Steinen zu verfolgen. Der Kutscher eilte aus dem Curs und führte ihn in das Haus Mute.' ,In einem Blitz vereinigten sich mehr als 20,000 Menschen. Ein Theil dieser umringten den Palast der Akademie, des Mute, des Turlonia, der Frau Chiaveri, Freundin des Turlonia und Posseville. Die Soldaten marschirten auf, und der Herr General Caprara mit allen Stabsoffizieren folgten diesen nach. Es wurde der Befehl an die Truppen gegeben, das Volk mit möglichster Gelinde zurückzuhalten, sich aber aller Beleidigungen und Schimpfswörter zu enthalten, um es nicht noch mehr zu erbittern. Der Senator Fürst Rezzonico und Marchese Massimi wurden geschickt, das Volk so viel möglich zu besänftigen. Allein es wollte durchaus die Franzosen gefangen nehmen, um sie dem Gouvernement zur Bestrafung zu überliefern. Es schlug die Fenster in dem Palast der Akademie ein und legte Feuer an das Thor. Die Soldaten führten heraus den Secretär des Posseville, einige seiner Bedienten überbrachten sie auf die Wache, ohne daß das Volk sie beleidigte. Es zerschlug die Fenster in dem Haus des Wechselers Mute und sprengte die Thür ein. Posseville stand an der Thür mit dem Degen in der Faust und verletzte einen. Das Volk fiel über ihn her und den Soldaten kostete es viel Mühe, selben, nachdem er tödtlich verwundet war, dem Volk zu entreißen und auf die Wache zu bringen, wo ihm unsere besten Aerzte und Wundärzte allen möglichen Beistand leisteten. In 24 Stunden, nachdem er auf sein Verlangen mit den heiligen Sacramenten versehen worden, verschied er reumüthig.'"

Nur mit Mühe konnte die päpstliche Großmuth die Judenstadt retten, die das erbitterte Volk anzünden wollte. Herzan berichtet: „Man hat immer mehr Grund zu glauben, daß die Juden mit den Franzosen verstanden gewesen. Wie wenig auf ihre Treue gegen den Landesfürsten zu rechnen seye, haben auch wir Beispiel von jenen zu Prag."

Als im Jahr 1796 die Franzosen in Rom eindrangen, nahm Herzan die Flucht, trat aber, als Suwarofs Siege Italien wieder befreiten, in neue Wirksamkeit, namentlich bei der Papstwahl in Venedig. Weit entfernt, als deutscher Kaiser sich der bedrängten Kirche anzunehmen, trachtete Franz II. nur den Raub der Kirche, den er den Franzosen nicht gönnte, für sich zu behalten. „Oesterreich hatte nämlich die 3 Lega-

tionen des Kirchenstaates besetzt, und wollte sich des Besitzes derselben versichern, es hatte sich dieselben nach der Schlacht bei Trebbia, als sich die Franzosen zurückgezogen, angeeignet, und den Papst Pius VI. gezwungen den Vertrag zu Tolentino, bezüglich dieser Provinzen, zu unterfertigen. Oesterreich wollte nun einen Papst, von dem voraussichtlich war, daß er diesen abgezwungenen Vertrag zu Gunsten Oesterreichs aufrecht erhalte. Nun hatte Cardinal Mattei diesen Vertrag negocirt und mit unterzeichnet; somit meinte Oesterreich, wenn Mattei Papst würde, könnte er am wenigsten etwas gegen diesen Vertrag unternehmen, eben weil er der einzige Cardinal war, der auf diese Urkunde seinen Namen gesetzt hatte. Herzan begann nun seine „Operation" für Mattei, der mit Ausschluß aller übrigen Papst werden sollte." Neapel speculirte auf den südlichen Theil des Kirchenstaats.

Also setzte Franz II., den die Einfalt unserer liberalen Philister für einen Pfaffenknecht zu halten überredet worden ist, mit seinem Minister Thugut nur fort, was Joseph II. mit seinem Kaunitz angefangen hatte. Allein Herzan kannte beim Conclave seinen Candidaten nicht durchsetzen und mußte sich die Wahl Pius VII. gefallen lassen, die er aus dem Grunde zuließ, weil dieser Papst sehr sanften und nachgiebigen Charakters zu seyn schien. Dennoch weigerte sich Pius, die Legationen an Oesterreich abzutreten und niemand weiß, zu welchen bösen Conflicten zwischen Wien und Rom das noch geführt haben würde, als Napoleons Sieg bei Marengo alle Fäden dieser Thugut'schen Intrigue zerriß und die Hegemonie in Italien, der Besitz Roms und des Kirchenstaats an Frankreich fiel.

Kirchliche Fragen.

Zum Kampf und Frieden. Vier akademische Vorträge und fünfzig Aphorismen von Dr. J. J. van Oosterzee. Uebersetzt von Meyeringh. Gotha, F. A. Perthes, 1868.

Der treffliche Holländer, dessen Werke wir schon mehrmals in diesen Blättern angezeigt haben, stellt hier eine Anzahl praktischer Sätze auf, welche die Zeitgenossen wohl beherzigen mögen. Vor allem verwirft er unter Christen das unbrüderliche Ausschlußsystem und sodann, was damit zusammenhängt, die Faulheit und Bequemlichkeit, die, nachdem sie sich in irgend ein System weich eingebettet hat, behaglich und mit pharisäischem Stolz darin liegen bleibt und sich um die übrige Christenheit nicht mehr bekümmert.

Schleiermacher frug einmal: Soll denn der Knoten der Geschichte so auseinander gehen, daß das Christenthum nur mit der Barbarei und die Wissenschaft mit dem Unglauben verbunden seyn müßte? Unser frommer Holländer empfiehlt daher auf das wärmste die wissenschaftlichen Studien und will nicht, daß man, befriedigt durch den Glauben, im Wissen zurückbleibe. Der Feind, welcher gegenwärtig mit der stärksten wissenschaftlichen Ausrüstung dem Christenthum gegenüber steht, ist der „moderne Naturalismus", was man mit einem noch allgemeiner angenommenen Ausdruck Materialismus zu nennen pflegt. Was diesen Feind des Christenthums besonders gefährlich macht, ist nicht nur die wissenschaftliche Befähigung, sondern auch der rechtschaffene Charakter und die bürgerliche Tugend, die man bei einer Menge von Männern findet, denen das positive Christenthum zuwider ist.

Im Uebrigen hat der Verfasser sehr recht, wenn er S. 129 bemerkt, eine solche mittlere Stellung auf Seite der Moral und doch dem Christenthum feindlich gegenüber, sey unhaltbar. Er sagt von der modernen Richtung: „Auf ihrem gegenwärtigen unterhöhlten, abschüssigen, von immer mehreren verlassenen Grunde kann sie sich auf die Dauer unmöglich behaupten. Sie muß entweder vorwärts zu kühnerer Verneinung und dafür eintreten, daß das alte Evangelium so gut wie unbrauchbar ist für die heutigen moralischen und socialen Bedürfnisse der Menschheit; aber dann wird auch überall, wo noch ein Minimum von Christlichkeit übrig geblieben ist, sich ein Gewissensschrei hören lassen, der sich nicht schnell stillen läßt. Oder sie wird still stehen müssen, sich besinnen und — was nicht leicht ist — sich ein wenig bücken müssen, um das Eine oder Andere aufzuraffen, was sie etwas gar zu schnell fallen ließ."

Jede neue Phase der Theologie, die sich nur in der Speculation bewegt und keinen historischen Christus, keine Offenbarung von oben mehr anerkennt, führt nothwendig in den Abgrund. „Wie Schiller einmal ‚aus Religion' sich an keins der Religionsbekenntnisse anschließen wollte, die man ihm noch einander nannte, so bricht man jetzt ‚aus Philosophie' mit aller Theologie. Die Scheidung zwischen Glauben und Wissen, welche Strauß schon vor 25 Jahren proclamirte, ist auf diesem Standpunkte das letzte Wort, die höchste Weisheit geworden. Man disputirt nicht mehr über

das Uebernatürliche, man sieht es einfach als auf dem Gebiet der Phantasie liegend an und erklärt uns stillschweigend für todt, ließen wir auch hundertmal das bekannte Wort hören: ‚Les gens, que vous tuez, se portent assez bien.' Blos die Theologie hat nach meiner innigsten Ueberzeugung eine Zukunft, deren Mittelpunkt der historische Christus bildet. Dogmatik untersucht die Heilslehre, aber das Heil ist nicht blos verkündigt von, es ist erschienen und geschenkt in Ihm, der der Weg ist, die Wahrheit und das Leben."

Sehr wahr ist, was der Verfasser S. 159 sagt: „Der Endzweck alles reformatorischen Strebens beides auf dem Gebiete von Lehre und Leben muß seyn, nicht daß das Christenthum modernisirt, sondern daß der Zeitgeist christianisirt werde." Aber, müssen wir hinzufügen, die Christianisirung begann weniger mit einer Lehre, als mit einem Beispiel, nicht in der Wissenschaft, sondern im praktischen Leben.

Schöne Worte sagt Oosterzee über die Nothwendigkeit, die Volksschule unter der Aufsicht der Kirche zu erhalten. Dem Erwachsenen fehlt es nicht an Gelegenheit, den Prozeß des Zweifels durchzumachen; heillos aber ist jene Gesetzgebung, welche den unschuldigen Kindern gewaltsam den mütterlichen Trost der Kirche raubt und ihre jungen Seelen officiell mit Unglauben und Religionsspötterei vergiftet.

Der Verfasser warnt mit Recht vor dem falschen Unionsprincip nicht weniger, wie vor der schroffen Ausschließlichkeit und Nichtanerkennung des Guten bei Andersdenkenden, wobei die Linie freilich schwer zu ziehen ist.

Geistreich und sehr beherzigenswerth ist der Gedanke, welchen Oosterzee S. 178 ausspricht. „Je mehr also die Einheit der Gläubigen offenbar wird, desto mehr muß nothwendigerweise ihr Kampf gegen die Welt sich steigern. Schon kündigen entsetzliche Vorzeichen einen Abfall und eine Offenbarung des Geheimnisses der Ungerechtigkeit an, die es der Gemeinde unmöglich machen werden, anders als ihr verherrlichtes Haupt, durch Leiden zur Herrlichkeit einzugehen. Vieler Verlangen nach eminenten, gesalbten Persönlichkeiten, die in der zunehmenden Verwicklung von Gedanken und Zuständen das wahre Wort der Zeit auf dem Gebiete von Kirche und Wissenschaft sprechen können, ist bei diesem Streit der Dinge zu entschuldigen, auch wenn es auf einem Irrwege Befriedigung sucht, wofern es nur nicht mit undankbarer Verkennung dessen Hand in Hand geht, was der Herr bereits wirklich seiner Gemeinde geschenkt hat. In seinem tiefsten Grunde ist auch dieses Verlangen nur eine kranke Form für das Verlangen nach der Zukunft des Herrn. Und ohne einen solchen apokalyptischen Grundzug des geistlichen Lebens ist am wenigsten in unsern Tagen eine sey es aufbauende oder reformatorische Wirksamkeit denkbar."

Allerdings denken die wenigsten Schultheologen und Streithähne der Confessionen an das Ende der jetzt eingetretenen Krisis und an die Ohnmacht und Zerbrechlichkeit der Waffen, mit denen sie jetzt noch so stolz und übermüthig kämpfen. Soviel ist gewiß, daß die kirchliche Autorität in der protestantischen Welt tief gesunken ist. Im freien Nordamerika war die Flucht vor jeder alten und eine große Concentration voraussetzenden Autorität, daß sich hunderte von neuen Secten aufthaten und überall einander widersprechende neue Autoritäten aufstellten. In Europa stiftete man zwar nicht so viele Secten, dieselbe Flucht vor der alten einigen Autorität trennte aber die eitlen Gelehrten in einer Menge von Schulen. Man gibt das Princip einer christlichen Kirche noch nicht auf, aber jeder macht aus der Kirche, was ihm einfällt. Im katholischen Süden hat man sogar auch das Princip aufgegeben und will gar keine Kirche mehr. Dort ist der Christushaß noch viel energischer und dämonischer als im protestantischen Norden. Aber weder hier noch dort denkt man daran, wohin das alles hinaus will. Da die Menschen, wenn sie ihre Willkühr in toller Anarchie ausgetobt haben, immer wieder unter eine Autorität fallen, sie zum persönlichen Schutz gar nicht entbehren können und sich aus der Verwilderung der allgemeinen Revolution heraus nach ihr sehnen, wird zuletzt die russische Autorität allein übrig bleiben und die, denen keine Freiheit frei genug war, werden unter die Knute gebeugt werden. Anarchie und Cäsarismus sind die Laokoonsschlangen der gottentfremdeten Menschheit, und da sie sich trotz allem ihrem Selbstgefühl doch nicht selbst erlösen kann, kann sie der Hülfe von oben heute so wenig entbehren, wie vor Christi Geburt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 73. 9. September 1868.

Physiologie.

Die Grenzen der Thierwelt. Eine Betrachtung zu Darwins Lehre. Von Prof. L. Rütimeyer. Basel, Schweighauser, 1868.

Die Thierwelt grenzt nach unten an die Pflanzenwelt und an die anorganische Welt, nach oben an die Menschenwelt. Die eigentliche Grenze aber, meint der Verfasser, sey noch niemals gefunden worden und werde wohl auch nicht gefunden werden. Die organische Welt überhaupt sey mit der anorganischen innig verwachsen. „Baut sich nicht die gesammte organische Substanz aus unorganischer Materie auf und erscheint uns nur lebend durch ihre rasche Thätigkeit? Ist das animalische Leben, das sich durch Empfindung, Muskelthätigkeit und Nervenwirkung manifestirt, denkbar ohne organische Grundlage? Und kennen wir geistiges Daseyn, das nicht einst innerhalb der Welt, in der wir leben, von körperlichem Leben getragen war?

Was die Grenze der Thierwelt nach unten betrifft, so hat man bisher dieselbe in den am tiefsten liegenden Versteinerungen finden wollen, aber die letzte Grenze ist eben noch nicht gefunden. „Hat auch die Paläontologie zu diesem Zwecke schon sehr viel geleistet, indem sie das angeblich thierlose Terrain der Erde Zoll um Zoll vertheidigend doch jedes Jahr den Grenzpunkt der Thierwelt weiter zurückverlegte, so wird voraussichtlich dieser Streit noch lange dauern. Wir sind seit langer Zeit alltäglich Zeuge von dem Eifer, mit welchem die immer tiefer grabende Geologie stets neue Funde von Versteinerungen ankündigte; und wir hörten Alle, mit welcher Sicherheit die oben am Schachte stehende Gelehrtheit jeweilen verkündete: jetzt sind wir am Uranfang, jetzt wird nichts mehr zum Vorschein kommen. Wie sie es sprach, warf jedesmal die unten den Spaten führte, ein neues Petrefact herauf. Wäre es nicht zu spät und alles längst in die feste und stattliche Gestalt von Gesetzen, an welchen niemand rütteln soll, gebracht, so würden wir vielleicht gut thun, die lange Reihe von Species primigeniae und alle die Thier- und Pflanzennamen, die wir in dem Wörterbuche unter den Präfixen von Proto- und Eo- eingetragen haben, auszulöschen, bevor unsere Nachfolger uns sagen, daß wir das Gemälde, das vor uns entrollt ward, mißverstanden; daß es vom Abendlichte, nicht von der Morgenröthe erhellt war."

Auf S. 22 spricht der Verfasser einen Satz aus, der eigentlich umgekehrt werden sollte. „Nicht nur finden wir alle bewohnbaren Stellen der Erde von Thieren mehr oder weniger reichlich belebt, sondern für jede Stelle, wo überhaupt Organisation, sey es unter noch so complicirten und fremdartigen Bedingungen, möglich ist, finden sich Thiere, welche da speciell die ihnen nöthigen Lebensbedürfnisse antreffen." Das sieht aus, als wären die Thiere nur des Raumes wegen da, den sie ausfüllen sollen. Wir kehren das ganze Verhältniß um. Die Materie im Raum sublimirt sich nicht bis zum Menschen, sondern einzig um des Menschen willen ist ihm eine Thierwelt, dieser eine Pflanzenwelt, dieser wieder eine unorganische Welt untergestellt und überhaupt eine Materie in Raum und Zeit geschaffen worden und grade nur von so weiter Ausdehnung, als es dem Zwecke der Menschheit dienen soll. Eine absolute Materie gibt es gar nicht. Alles in ihr ist relativ. Demnach ist auch alles sehr wahr, was der Verfasser S. 26 vom innigen Zusammenhange der Thier- und Pflanzenwelt sagt, die einander nur ergänzen. Er hätte aber dabei nicht von Atomen reden sollen, die als in einem großen Vorrath vorhanden zu jeglicher organi-

schen Bildung benutzt würden. Atome gibt es gar nicht, so wenig als es einen Vorrath von Materie gibt, der auf die bildende Kraft erst warten müßte, wie Thon auf die Hand des Töpfers. Die Materie ist nicht eher da, als die Kraft und der Geist.

Die betreffende Stelle lautet: „Unter allen Thieren kommen also nur die Insecten in Hinsicht auf Reichthum an Arten den Pflanzen einigermaßen nahe; ist es ungereimt, dies nicht als ein zufälliges, sondern als ein nothwendiges Zusammentreffen zu betrachten, seitdem wir wissen, daß fast die Gesammtheit der blüthentragenden Pflanzen zur Befruchtung zwar nicht unumgänglich der Mithülfe von Insecten bedarf, aber daß durch den Eingriff dieser Zwischenträger die Befruchtung vollständiger und fruchtbarer wird, indem der Blüthenstaub von fremden Blüthen kräftigere Sämlinge erzeugt als der Blüthenstaub der Blüthe, welche das zu befruchtende Ei enthält? Und seitdem wir wissen, daß Hunderte, vielleicht Tausende von Pflanzenarten diesen Dienst nur durch eine bestimmte, der besondern Blüthenform besonders angepaßte Gestalt des sie bestäubenden Insectes erlangen können? Zu diesem Zwecke muß dann freilich auch die Pflanze das Ihrige leisten, und sie erwidert dem Insect den Dienst, indem sie es durch Honigsäfte anlockt, die ihrerseits zu dessen Fortkommen unentbehrlich zu seyn scheinen. Die beiden angeführten Reihen von Thatsachen, der so weit ins Specielle getriebene Grad des nothwendigen Parasitismus von sogenannten Eingeweidethieren und das vielleicht theilweise eben so nothwendige Gegenseitigkeitsverhältniß zwischen Pflanzen und Insecten, scheinen allein die Mannigfaltigkeit des Formenreichthums in den zwei genannten Gruppen von Thieren erklären zu können, wobei wir nicht vergessen dürfen, daß die vielen Verwandlungsstufen des Individuums grade in diesen beiden Gruppen ihren Formenreichthum noch überdies auf das zwei- bis dreifache der ohnedies so großen Artenzahl bringen. Beide Betrachtungsreihen sind aber gleichzeitig geeignet, uns in eindringlichster Weise einzuprägen, daß die so außerordentliche Beschränkung der Lebenssphäre so vieler Thiere nur für das Individuum eine Beschränkung ist, für die Gesammtheit aber eine Bereicherung und Vervollkommnung, die uns mit der größten Bewunderung erfüllen muß. Kein lebendiges Atom bleibt unbenutzt; alle erdenklichen Mittel sind getroffen, um das Zurückfallen einmal organisirter Materie auf die unorganische Stufe zu verhindern. Ein unwiderstehlicher Zug, immer höhere Grade der Organisation zu erklimmen, durchweht die ganze Schöpfung. Ueberall ist die Pflanzenwelt geschäftig, oft langsam und unter großen Hindernissen, aber unter tausend Formen, welche das Gelingen in dieser oder jener Weise sichern, und daher fast immer siegreich, unorganische Partikeln der festen, flüssigen und flüchtigen Erdmasse in organische Combinationen zu bringen und als Nahrung für die höhere Thierwelt aufzuspeichern."

Die Grenze zwischen Thier- und Pflanzenwelt findet der Verfasser eben so unbestimmt, wie die zwischen der organischen und unorganischen Welt. Allerdings stehen sich die niedrigsten Formen beider Reiche auffallend nahe und geht auch in der vollendetsten Pflanze der Paroxismus der Blüthenzeit in eine thierische Bewegung, in ein thierisches Lebensgefühl über. Es ist aber eben so unstatthaft die Pflanzen den Thieren gleichstellen, als eine allgemeine organische Lebensströmung leugnen zu wollen. Das allgemeine Leben besteht mitten in den scharfen Unterscheidungen und keines ist sich selber Zweck, sondern nur Mittel für den Zweck der Menschen.

Die Grenze der Thierwelt nach oben mußte der Verfasser nach dem Vorangegangenen für eben so unbestimmbar halten, wie die nach unten. Er will nun nicht ganz so weit gehen als Karl Vogt, der die Menschen direct von den Affen abstammen läßt, aber er sagt doch, die Thierwelt rage mit ihrer Spitze, dem menschenähnlichen Affen „in die Nähe des Menschen hinauf, während sie unten mit breiter Basis an das Reich der Pflanzen anstößt." Die s. g. Menschenaffen theilen sich, wie die Menschen selbst, nach ihrer Schädelbildung in zwei Hauptclassen, in die Rund- oder Kurzköpfe und in die Langköpfe. Durch die erstern charakterisirt sich die edle weiße Menschenrace der alten Welt und ihr entspricht unter den Affen der asiatische Orang. Die Langköpfe gehören den niedern, farbigen Menschenracen an und unter den menschenähnlichen Affen dem Chimpanze und dem Gorilla in Afrika.

Das Eigenthümliche in der Ansicht des Herrn Rütimeyer tritt darin hervor, daß er die Menschenähnlichkeit des rundköpfigen Orang mehr in der Anlage als in der Durchführung erkennt. „Wie würdig wölbt sich im Kinde des Orang die Schale des Gehirns, dessen Umfang jetzt noch kaum geringer ist, als auf der gleichen Altersstufe des Menschen, über die noch kleine und mit Zähnen noch fast mehr gezierte als bewaffnete Fläche des Gesichtes. Wie schön und sinnig liegen jetzt noch die Augenhöhlen ohne weitere Umhüllung durch Knochenwülste oder Muskelkämme nur unter der Obhut der umfangreichen Stirn. Sind auch die Muskelmassen, welche dem Kauen dienen, schon

frühe erheblich stärker als beim Menschen, so vermögen doch die Gruben und Leisten wo sie sich ansetzen, die Schläfengrube, die Wange, der Jochbogen, den jetzt noch milden Ausdruck des ganzen Schädels kaum zu trüben. Jedem Anatomen sind am Menschen, und nicht etwa nur an wilden oder verkommenen Racen, sondern auch am civilisirten Europäer Gegenstücke zu dem Bilde, das nun noch der junge Affe bietet, genüglich zu Gesicht gekommen.

Allein wie traurig verzerrt die harte Noth des Lebens die Anlagen. Schon die zweite Zahnung bewaffnet das Kind, so kann man es noch nennen, unverkennbar zu rauher Arbeit. Riesige Eckzähne treten an die Stelle der frühern, welche die Reihe der übrigen noch nicht viel stärker unterbrachen, als wir es gelegentlich beim Menschen sehen; auch der übrige Theil der zweiten Zahnung wird so mächtig angelegt, daß die Zahnwurzeln beider Kinnladen die ganze Fläche des bisher noch menschlichen Gesichtes nunmehr in die thierische Gestalt der Schnauze ausdehnen. Mit jedem Jahre steigert sich von nun an das Uebergewicht dieses nur noch von rohestem Bedürfniß redenden Schädeltheils über die Kapsel des Gehirns und verwischt zusehends alle Spuren der von weit Edlerem erzählenden Jugend. Röhrenartig von colossalen Knochenwänden eingefaßt drängt sich nunmehr die Augenhöhle, nicht mehr blos receptiv, nein aggressiv, herausfordernd über die Stirn hervor, die immer mehr, obschon sie an sich nur stehen bleibt, hinter das Gesicht zurückzufliehen scheint. Die Nasenhöhle, die ebenso zurückblieb, ist jetzt nur noch angedeutet durch eine eingedrückte Stelle zwischen den activeren Augenhöhlen. Wie wenn die Thierheit sich noch in nächster Nähe des Menschen, der sie zu unterdrücken bestimmt ist, recht schreckhaft geltend machen wollte, ist der ganze Schädel, in seinem Gesichts- und Hirntheil, wie begraben in einer wahrhaft riesigen Masse von Muskelfleisch, zu dessen Ansatz allerorts hohe Knochenkämme emporwuchern, welche ihm endlich einen unendlich gewaltthätigeren Ausdruck geben, als ihn der des Tigers oder der Hyäne bietet. Die grausigste Brutalität, die das ganze Thierreich aufweist, grinst nunmehr aus dem Zähnefletschenden Antlitz, das erst vor wenig Jahren so sinnig angehoben hatte. Unwillkürlich entwindet sich uns, wenn wir die zwei Altersstufen, die von einer so kurzen Spanne Zeit getrennt sind, zusammenstellen, die Klage: was ist aus Dir geworden! Und wenn wir fragen, welchem bösen Feinde der so schöne Anfang unterlag, so müssen wir uns sagen, daß es wirklich guten Theils die Noth des Lebens, der Kampf ums Daseyn war, der diese Blüthe knickte. Die ganze Thierwelt ist voll der Lehre, daß es die unabwendbare Pflicht des körperlichen Lebens, der nothwendige Erwerb von Instrumenten zum Gewinne der Nahrung und von Waffen zum Angriff und zur Nothwehr ist, der so thierische Prädicate hervorruft, Zähne kräftigt, Muskeln stärkt, hier dieses, dort jenes Sinnesorgan zum Nachtheil anderer bevorzugt, und alles auf Kosten des Gehirns, das für so niedrige Leistungen mit wenig ausreicht."

Das Ergebniß der ganzen Untersuchung ist nun, die Thierwelt charakterisire sich durch ein allmäliges Emporringen zum Bewußtseyn, zur Selbsterkenntniß, die sich erst im Menschengeiste vollendet, und dadurch will er sich von Darwin unterscheiden. „Eine Einwendung, daß unsere Betrachtung nur der Körperwelt gegolten hätte, ist abzulehnen mit dem Hinweis, daß Geistesthätigkeit, sey es auch nur in den niedern Formen von Wahrnehmung, von Gedächtniß, Urtheil, auf dem Körper des Thieres sich so gut aufbaut als auf dem des Menschen. Auch hier werden wir gewahr, daß zwischen zurückgefallenen oder auch von der normalen Bahn entgleisten Formen des Menschengeistes, den Opfern des körperlichen Antheils des Menschen und den von thierischer Erfahrung noch ungeknickten Blüthen des jugendlichen Seelenlebens vieler Thiere, die mit dem Menschen seit Jahrtausenden im Verkehr gestanden, so nahe Berührung stattfindet, daß die Zwischenräume unserem Geistesauge entschwinden. Die Untersuchung der verschiedenen Entwicklungsstufen des niedern Seelenlebens und der Altersstufen desselben beim Menschen wird vielleicht das Verständniß unseres eigenen uns erleichtern können. Den sichern Maßstab aber, der ihn allein in Stand setzt, sein Verhältniß zu dem Thiere abzumessen, wird dem Menschen jeweilen nur die mannhafte Prüfung des eigenen Geisteslebens geben."

Wir widersprechen dieser ganzen Ansicht, weil wir nimmermehr zugeben können, daß sich der Geist erst aus der Materie herausgekünstelt habe, daß die Materie eher dagewesen sey als der Geist. Die Materie ist vielmehr nur eine Form, ein Mittel für den Geist nach dessen mannigfaltigen Aeußerungen und Zwecken. Eher würden wir noch zugeben, die Thierwelt sey der entartete, aus einem höhern Bewußtseyn herabgesunkene Mensch, ehe wir zugeben, der Mensch sey das Product der ihm vorangegangenen Thierwelt. Aus dem Geist ist alles geschaffen. Von Gott geht die Natur aus, durch seine Kunst hergestellt, hergezaubert und auch nur auf so lange als es seiner Weisheit gefällt, das Drama der Welt abspielen zu lassen. Die

entgegengesetzte Lehre, daß es eine ewige Urmaterie gebe, die allmälig Form annehme, endlich sogar zum Bewußtseyn gelange, wobei es Gottes nicht bedürfe, ist verwerflich, weil sie das Unterste zu oberst kehren will.

Schulwesen.

Die Erziehung. Von Felix Dupanloup, Bischof von Orleans und Mitglied der französischen Akademie. Dritter Theil. Mainz, Kirchheim, 1867.

In diesem starken dritten Bande handelt der berühmte Bischof von den Lehrern und ertheilt ihnen aus langer eigener Erfahrung die weisesten Rathschläge. Vor allem hat er den Organismus geistiger Corporationen im Auge, die ihm am meisten befähigt und berufen erscheinen, Lehranstalten zu leiten, weil mehr Gemeingeist unter ihnen ist, als unter weltlichen Lehrern, und weil sie einer höhern Autorität dienen als derjenigen einer vermeintlich absoluten Wissenschaftlichkeit; endlich weil man in einer größern Corporation immer die verschiedenartigen Persönlichkeiten und Talente findet, die im Lehrerpersonal die schönste Harmonie bilden, wenn man sie zweckmäßig auswählt. Der Verfasser denkt hierin ganz praktisch. „So kann z. B. ein guter Präfect der Religion ein schlechter Präfect der Disciplin seyn und umgekehrt. Mancher, der sich für die eine Classe eignet, paßt für eine andere nicht. Ein trefflicher Professor könnte ein sehr schlechter Studiendirector seyn; mancher hat eine Beschaffenheit des Geistes oder Charakters, die ihn unfähig macht, den großen Zöglingen gegenüber die Disciplin auszuüben, wenn derselbe z. B. zu absolut oder zu kleinlich ist; diese Fehler können dagegen bei jungen Kindern große und nützliche Eigenschaften werden."

Von der größten Wichtigkeit ist natürlicherweise die oberste Leitung. In dieser Beziehung ist der Verfasser unerschöpflich an erfahrungsmäßigen Rathschlägen und Regeln, die insbesondere die Abgrenzung der Competenzen und die Aufrechterhaltung der innern Harmonie im Lehrerpersonal bezwecken.

In der zweiten Hälfte dieses Bandes kommt der ehrwürdige Bischof auf die Kinderzucht und charakterisirt die drei Hauptfeinde, welche der Lehrer an ihnen zu bekämpfen habe, nämlich die Hoffahrt, die Sinnlichkeit und den Leichtsinn. Namentlich über den letztern sagt er das Beste, was vielleicht jemals über diesen Gegenstand gesagt worden ist. Auch muß man wohl unter dem französischen Volke leben, um ein Temperament, welches vorzugsweise diesem Volke eigen ist, so genau studiren zu können. Der Verfasser selbst erinnert daran, welche große Rolle der Leichtsinn z. B. in der französischen Revolution gespielt hat. „Das Schrecklichste bei Menschen dieses Schlags ist dies, daß sie den Schaden, den sie sich selbst und den Schaden, den sie andern zufügen, nicht kennen; die Vergehen, welche sie aufhäufen, das Unglück, das sie verursachen, ahnen sie nicht einmal. Durch die beklagenswerthe Gewohnheit, die sie angenommen haben, alles leichtfertig zu behandeln, selbst ihre Seele, ihr Gewissen, ihre Geschäfte und ihre Pflichten, und niemals sich selbst ernstlich zu betrachten, zu betragen, können sie sich vor Gott in dem elendesten Zustand befinden und mit der furchtbarsten Verantwortlichkeit belastet seyn, ohne es zu wissen! So können sie sich auch im Leben sehr weit fortreiben, ja weiter fortreißen lassen, als sie jemals gegangen seyn würden, wenn sie zu Anfang die Folgen vorausgesehen hätten. Der Leichtsinn ist gewöhnlich der Narr und der Sclave der Bosheit anderer, welche sich seiner zu ihren Kniffen bedienen; er ist vielmehr das Instrument, aber das strafbare Instrument, als die erste Ursache der Verbrechen. Man glaubt zuweilen, die Unglücklichen, welche große Aergernisse gegeben haben, seyen immer verderbte Seelen, Verbrecher; o nein, durchaus nicht! Oft sind es nur leichtsinnige und schwache Seelen, welche mit großen, unabgetödteten Leidenschaften in schwierige Gelegenheiten gerathen oder welche durch andere fortgerissen worden sind. In unserer großen Revolution haben berüchtigte Frevelthaten leichtsinnige Köpfe zu Urhebern gehabt, welche von Ungeheuern geleitet waren. Der schlimmste der Charaktere ist der, keinen Charakter zu haben."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 74. 12. September 1868.

Völkerkunde.

Ueber das Aussterben der Naturvölker. Von Dr. Georg Gerland. Leipzig, 1868.

In dieser Schrift wird das allmälige Aussterben der wilden oder uncivilisirten Völker als etwas beklagt, was nicht naturnothwendig sey, sich nicht von selbst verstünde, sondern seinen Hauptgrund in der Habgier und Unbarmherzigkeit der s. g. edleren weißen Race habe, welche schonungslos mit ihnen umgehe oder gar geflissentlich sie ausrotte.

Allerdings fehlt es auch nicht an Ursachen, die in jenen Völkern selber liegen und sie ihrem Untergang entgegenführen. Im hohen Norden, in der Polarzone sind die armen Eskimaux, in den endlosen unfruchtbaren Prairien die wilden Indianer, in den eigentlichen Wüsten die Neger Naturgewalten ausgesetzt, denen sie nur mit Mühe widerstehen. Wie viele Menschen sterben da vor Kälte, Hunger, Hitze, an Erschöpfung und Seuchen oder werden von wilden Thieren gefressen. Wie grausam gehen die Wilden mit sich selber um. Ein kleines Volk ist Todfeind des andern und sie enden in wechselseitigem Morde. Sie fressen ihre Gefangenen. Sie bringen zahllose Menschenopfer aus Aberglauben. Sie ruiniren ihre Gesundheit durch mehr als bestialische Ausschweifungen und durch Trunk. In sehr vielen Fällen ist die Verminderung der Menschen ein Gebot aus Nützlichkeitsgründen. Die Insulaner der Südsee opfern die Erstgeburt, bringen von Zwillingen je einen um, sehen darauf, daß jede Familie nur eins, höchstens zwei Kinder zähle, einzig aus dem Grunde, weil der enge Raum ihrer Insel für eine größere Anzahl Menschen nicht Nahrung genug liefern würde. Horden, die auf großen Continenten, zum Theil in Steppen und Wüsten zu weiten Wanderungen verurtheilt sind, können sich mit schwachen und siechen Kindern, oder Alten nicht lange schleppen. Dazu kommt, daß wilde Menschen trotz aller Abhärtung doch aus Mangel an Hülfsmitteln, aus Unwissenheit oder Aberglauben sich Entbehrungen und Krankheiten zuziehen, wie sie den civilisirten Menschen fremd bleiben.

Am meisten aber haben die Naturvölker immer durch die Unmenschlichkeit der gebildeteren Völker gelitten, indem sie von denselben systematisch ausgerottet, oder in Sclaverei und furchtbares Elend herabgedrückt oder mit Lastern und Krankheiten angesteckt wurden. Wo die weiße Race ein überseeisches Land eroberte, wurden die wilden Eingebornen vertilgt, zu Sclaven gemacht oder in ferne Wildnisse gejagt. Aber auch in diese Wildnisse selbst verfolgt sie die Habgier. Im Norden Amerikas z. B. sind durch die Pelzjäger Millionen von Thieren vertilgt worden, von deren Fleisch die wilden Völkerstämme sich hätten ernähren können und jetzt nicht mehr können. Der Verfasser weist nach, wie sehr überall die wilden Bevölkerungen abgenommen haben, im nördlichen Asien durch die Brutalität der Russen, durch Seuchen und Branntwein, in Amerika durch Verfolgung und gleichfalls durch Ansteckungen mit den Lastern der Civilisation. Auf den Südseeinseln hauptsächlich durch die Niederlassungen der Europäer. Endlich auch in Afrika, wo namentlich die Hottentotten schon außerordentlich zusammengeschmolzen sind.

Sehr interessant ist, was der Verfasser von der auffallenden Schädlichkeit der Begegnung zwischen civilisirten und uncivilisirten Völkern in physiologischer und psychologischer Beziehung sagt. „Auf Rapa (Australinseln) traten tödtliche Krankheiten nach dem Besuch von englischen Schiffen auf, welche die Hälfte der Eingeborenen dahinrafften (Mörenh. 1, 139); auf Tubual

(Australinseln) ward die Bevölkerung durch Krankheiten, welche mit der Mission 1822 auf die Zahl von 150 heruntergebracht (eb. 2, 343). Raivavai, welches 1822 noch 1200 Einwohner hatte, besaß 1830 etwa noch 120 durch gleiches Schicksal (eb. 1, 143). Williams (283—84) spricht es als seine eigene Erfahrung aus, daß die meisten der Seuchen, die in der Südsee erlebte, durch Schiffe, deren Mannschaft ganz gesund sey und nur auf ganz erlaubtem, gewöhnlichem Wege mit den Eingeborenen verkehrte, veranlaßt wurden. Das erste Zusammentreffen zwischen Europäern und Eingeborenen, sagt er, ist fast immer mit dem Fieber, mit Dysenterie u. dergl. bezeichnet; so starb auf Rapa die Hälfte der Eingeborenen aus; so entstand die furchtbare Seuche auf Rarotonga (Herveyinseln), die er 282 schildert. Ganz dasselbe sagt Virgin 1, 268: ‚Auch nur kurze Besuche von Fahrzeugen haben auf den Inselgruppen der Südsee Krankheiten von mehr oder minder verderblicher Natur verursacht, die sich sogar erst längere Zeit nachher gezeigt haben. Es hat sich dies auch sogar zugetragen, ungeachtet die Besatzung der Schiffe vollkommen gesund war und die Krankheiten sind nicht stets solche gewesen, welche möglicherweise durch eigentliche Ansteckung mitgetheilt werden konnten oder welche in Europa zu denen gehören, deren Beschaffenheit in der Regel mehr oder weniger tödlich ist.‘ Von Tahiti erzählt Bratring 145, daß 1775 bei der Anwesenheit der Spanier unter Boenechea ein ansteckendes Katarrhalfieber ausbrach. Nach Cooks Besuch litt die Insel unter Dysenterie (Mörenh. 2, 425) und die Tahitier selbst schrieben schon um 1800 alle Krankheiten den Berührungen mit fremden Schiffen zu (Turnbull 266). Beechey 1, 94—95 berichtet Aehnliches von den Inseln Pitkairn."

Der Verfasser fügt noch viele andere Beispiele hinzu. Unter anderem sagt er: „Nach dem medicinischen Theil der Novara Reise (1, 225) glauben die Eingeborenen der Nikobaren, daß die Kokosnüsse von den Bäumen fielen, sobald ein Missionär die Insel beträte. So mag denn auch diese weitverbreitete Ansicht der Grund seyn, weshalb in Ponapi, sobald ein Schiff in Sicht kommt, das Volk flieht und der Priester aufs Feierlichste die Götter um Hülfe anruft (Gulick 175), wenn wir es hier nicht mit etwas Religiösem zu thun haben. Jedenfalls ist wohl zu beachten, daß die Naturvölker vor der Bekanntschaft mit den Europäern fast nichts von Krankheit wußten; weder die Marianer (le Gobien 140) noch die übrigen Mikronesier (Chamisso) noch die Polynesier."

Der Verfasser sucht diese Erscheinungen S. 13 f. durch Miasmen zu erklären. Wir glauben aber überzeugt seyn zu dürfen, daß hier eine feinere Nervenwirkung im Spiel ist, ja thierischer Magnetismus. Bei den Feuerländern an der Südspitze von Amerika machte Darwin auf seiner berühmten Reise folgende Bemerkungen. „So oft wir husteten oder gähnten oder sonst eine linkische Bewegung machten, ahmten sie dieselbe augenblicklich nach. Einige von unsern Leuten fingen an zu schielen und Gesichter zu schneiden; aber einer von den jungen Fuegiern, dessen ganzes Gesicht mit Ausnahme eines weißen Streifens durch die Augen schwarz bemalt war, schnitt weit häßlichere Grimassen. Mit vollkommener Richtigkeit wiederholten sie jedes Wort in einer Sentenz, die wir an sie richteten, und sie erinnerten sich dieser Worte eine Zeit lang. Doch wissen wir Europäer alle, wie schwierig es ist, die verschiedenen Laute in einer fremden Sprache von einander zu unterscheiden. Wer von uns könnte z. B. einem amerikanischen Indier durch eine Sentenz von mehr als drei Worten folgen? Alle Wilde scheinen in einem ungewöhnlichen Grade diese Nachahmungsgabe zu besitzen. Die Caffern besitzen dieselbe sonderbare Gewohnheit; von den Australiern weiß man, daß sie die Haltung und das Benehmen eines Menschen bis zum Erkennen nachahmen und beschreiben können. Wie kann dieses Vermögen erklärt werden? Ist es eine Folge ihres schärferen Auffassungsvermögens und feinerer Sinne, die allen Menschen in einem wilden Zustande im Vergleich zu den länger civilisirten gemein sind? Vielleicht kommt Einiges auf Rechnung der Polhöhe. Von Wilden am Aequator erinnere ich mich nie gelesen zu haben, daß sie ähnliche mimische Gaben besäßen. Die Erscheinung gehört den Polargegenden an. Am Nordpole war sie längst bekannt; es ist interessant, daß Herr Darwin sie auch am Südpole fand."

Schon Wilkes fand sie hier. „Er sagt in seiner Reise (in den Jahren 1838—1842) von den Feuerländern: „Diese Leute wissen Geberden und Töne ausnehmend gut nachzuahmen und wiederholten jedes Wort unserer Sprache mit ungemein richtigem Ausdruck. Die Nachahmung der Töne geht wirklich ins Erstaunliche; einer machte nach den Tönen einer Geige die Octave auf- und abwärts vollkommen richtig durch; selbst den Halbtönen konnte er fast ohne Fehler folgen. Obgleich man sie zuweilen ganz laut schreien hört, konnten sie doch keinen Lärmen ertragen; so oft die Trommel gerührt oder ein Gewehr abgefeuert wurde, steckten sie stets die Finger in die Ohren; unter einander sprechen sie stets nur flüsternd. Ihr vorsichtiges Benehmen und ihre Bewegungen zeigten, daß sie eine furchtsame Race seyen."

Wie der physische, so tritt auch der thierische Mag-

netismus an den Polen und vorzugsweise am Nordpol mit der meisten Energie hervor. Schon Pallas, Reisen III. 76 beobachtete bei den Samojeden im äußersten Norden Asiens eine erstaunliche nervöse Reizbarkeit in der Art, daß sie sich zu dem plötzlich eintretenden Fremden wie Somnambule zum Magnetiseur verhalten und unwillkürlich alle seine Bewegungen nachahmen. Ganz dasselbe berichtet Högström von den Lappländern im äußersten Norden Europas. Manche Lappländer müssen unwillkürlich alle Bewegungen, die sie sehen, nachmachen. Wenn jemand den Mund aufthut, oder zusammenzieht, oder mit den Fingern auf etwas hinweist, oder tanzt, oder andere Gesticulationen vornimmt, so ahmen sie alles dies auf das vollkommenste nach, und wenn dieses geschehen ist, so fragen sie, ob sie sich ungebärdig aufgeführt hätten; indem sie, wie sie sagen, selbst nicht wissen, was sie gethan haben. Eben diese Lappen sind in so hohem Grade reizbar, daß sie durch den kleinsten unerwarteten Schall, durch die unbedeutendste, nicht vorhergesehene Erscheinung, z. B. durch einen unversehens abspringenden Feuerfunken und dergleichen in Ohnmachten, oder wenigstens in Zuckungen versetzt werden. Oft fallen sie in den Kirchen, wenn der Prediger entweder zu heftig gesticulirt, oder zu laut redet, haufenweise in Ohnmachten, andere hingegen springen wie rasend auf, stürzen zur Kirche hinaus, rennen alles, was ihnen begegnet, darnieder, schlagen mit ihren Fäusten auf ihre Nachbarn los u. s. w.

Unverkennbar erscheinen die Wilden durch die ankommenden Europäer magnetisirt. Damit hängt auch die Deprimirung ihres ganzen Nervensystems zusammen, welche sie den ihnen in allen Beziehungen überlegenen Europäern gegenüber hülf- und rathlos macht. Hierin vorzüglich hat die Melancholie so vieler Wilden, deren auch der Verfasser S. 38 gedenkt, ihren Grund.

Dennoch ist Herr Gerland der Ansicht, daß die Wilden nicht naturnothwendig untergehen müßten. Er führt eine Menge Beispiele an von Wilden, die, wenn sie nur von den Europäern menschlich behandelt wurden, vortrefflich gediehen. „In Afrika beweisen es die Hottentotten der herrnhutischen Colonie Baavianskloof, welche Lichtenstein schildert. 1799 betrug die Zahl ihrer Lehrlinge (Licht. 1, 247) 100; das Dorf, worin sie wohnten, glich mit seinen 200 Häusern, seinen Gärten, seinen graden Straßen ganz einem deutschen Dorfe; die Hottentotten waren tüchtig im Feld- und Hausbau und zu allem dem gebracht ganz ohne andere Strafe als Ausschließung vom Gottesdienst (251). Die Taufe erhielt man freilich nur als höchste Belohnung für Thätigkeit, Rechtschaffenheit und Frömmigkeit und allerdings fand Lichtenstein noch keine Hottentotten unvermischten Blutes, sondern nur Mischlinge getauft; aber da sich die Herrnhuter bemühten, sie ‚erst zu Menschen und dann zu Christen' zu machen (eb. 253), so hob sich die Colonie immer mehr, so daß von der Zeit nach 1828 der Bericht lautet: ‚Die frei gewordenen Hottentotten fingen an mehr für die Zukunft zu sorgen, der Landbau wurde eifrig betrieben und durch künstliche Bewässerung verbessert, Mäßigkeit und Sittlichkeit, die Zahl der regelmäßigen Ehen, der Besuch und die Sorge der Eltern für die Erziehung der Kinder war im Steigen begriffen und es bedurfte dazu keiner Unterstützung von außen' (Waitz 2, 337). Dies ist allerdings nur von einem kleinen District gesagt; aber wo hat man sich sonst auch mit demselben Verstand und derselben Ausdauer der Hottentotten so redlich angenommen? Wo man das thut, da gedeihen sie und werden brauchbare Menschen (vergl. W. 2, 341)." Der Verfasser führt noch andere Beispiele an und schließt: „Alle diese Beispiele beweisen schlagend, daß ein Hinschwinden dieser Völker aus mangelnder Lebenskraft, ‚weil sie von Natur dem Untergange bestimmt seyen', nicht stattfindet; wo es also eintritt, kann es nur durch die besprochenen Gründe veranlaßt seyn. Sobald die Cultur nicht feindselig, sondern friedfertig naht und diese Völker zu sich emporzieht, statt sie zu vernichten, so ist von den Naturvölkern keins, das nicht für sie gewonnen werden könnte."

Biographie.

Pythagoras der Weise von Samos. Ein Lebensbild nach den neuesten Forschungen bearbeitet von Eduard Baltzer. Nordhausen, Förstemann, 1868.

Das Werk beginnt mit einer begeisterten Lobpreisung der griechischen Inseln und überhaupt des schönen alten Griechenland. „Rottmann wählte für seine Darstellungen sich classische Stellen aus; es sind unübertreffliche Propyläen, die uns laden, das heilige Land selbst zu betreten. Das ‚heilige Land?' Ja freilich! ‚Einen zu bereichern unter Allen mußte diese Götterwelt vergehen!' Der Glaube an den gekreuzigten Gott zog den Schleier der Vergessenheit über Hellas und über seine Götter und Menschen, und der Islam drückte mit seinem Fatalismus ihm das Gepräge des Todes

auf die Stirn. Kreuz und Halbmond theilen sich jetzt in die Herrschaft dieser entgötterten und entseelten Welt, und das Land, das uns heilig ist, liegt durch sie wie eine Welt in Trümmern, aber schön, heilig noch auch in seinen Ruinen, und das ist's, was Rottmann uns klar und schön zu entzünden gibt." Man sieht nicht recht ein, warum sich der Verfasser bei diesem Anlaß so auffallend gegen Christus echauffirt, da ihn doch grade der sittliche Charakter des Pythagoras hätte veranlassen müssen, dem Evangelium einige Achtung zu erweisen.

Aber er fährt in seinem seltsamen Ingrimm fort und dehnt ihn auch auf das alte Testament aus, indem er S. 16 sagt: „Die Unbill der Zeiten hat ganze Literaturen vernichtet, z. B. die von Karthago und Phönizien bis auf geringe Reste, während damals unbedeutendere Völker, wie die Juden, glücklicher waren. Letztere hatten damals weder einen Welthandel noch sonst hervorragenden Reichthum, sie hatten keine eigene Kunst und Wissenschaft; Mathematik, Astronomie, Philosophie sind ihnen fremd; ihre religiöse Tradition ist ohne tieferen Ideenkreis, mehr Gebot und Satzung als Speculation, und seine Propheten hörte es nicht, sondern opferte sie. Zudem lag es in jenen Jahren noch überdies in der Zerrüttung: es war die Zeit des babylonischen Exils! Ein solches Land und Volk konnte für Pythagoras nichts Anziehendes haben. Es ist nur eine Bestätigung der damaligen Unbedeutendheit Israels, daß Pythagoras Syrien studirt, sogar den Tempel des Karmel besucht, aber von hier aus — nach Aegypten geht."

Welthistorisch correct kann man diese Geringschätzung der Juden und Christen nicht nennen. Dagegen ist das Bild, was uns der Verfasser vom weisen Pythagoras entwirft, sehr lebendig und ansprechend.

Pythagoras war auf der Insel Samos geboren. Samos war zu einer Weltstadt erwachsen und eben deshalb geistig gesunken. Nachdem Pythagoras in einem unauslöschlichen Wissensdrange die phönizischen Mysterien studirt hatte, hoffte er, auch in die ägyptischen eingeweiht zu werden, was ihm jedoch bei der strengen Abgeschlossenheit der ägyptischen Priesterkaste mißlang. Besser erging es ihm in Babylon, wo er die Geheimnisse der Magier ergründete. Aber nach Samos zurückgekehrt, konnte er sich dort in einer üppigen und den Wissenschaften abholden Kaufmannsstadt nicht gefallen und siedelte nach Kroton in Großgriechenland über, wo er eine Schule gründete, um die Weisheit, die er auf seinen langjährigen Reisen eingesammelt, und namentlich die reine Sittenlehre, die er davon abstrahirt hatte, durch treue Schüler weiter zu verbreiten. Um dies zu vermögen, war er in der Wahl seiner Schüler sehr streng und schrieb ihnen die strengste, auf die physische, wie moralische Reinheit und Gesundheit abzweckende Lebensweise vor. Er gründete also eine „Gemeinde der Heiligen." Eine seiner würdige Frau trat ihm zur Seite, um auch das weibliche Geschlecht auf einen höhern Standpunkt zu erheben. Das war die berühmte Theano, die er erst heirathete, als er schon sechzig Jahre alt war und die ihm noch sieben Kinder gebar. Allein es erging ihm, wie es von jeher allen genialen Naturen zu geschehen pflegt, wenn sie sich über das Gemeine erheben wollen. Seine Vornehmigkeit genirte den Pöbel. Die demokratische Masse fing an gegen ihn zu toben, so daß er sich nur durch eine schnelle Flucht retten konnte. Er zog sich nach Tarent zurück und, als er auch von hier verbannt wurde, nach Metapont. An diesem letztern Orte aber mußte er den Jammer erleben, daß seine geliebten Schüler, vierzig an der Zahl, in ihrem Hause vom Pöbel umringt, eingeschlossen und mit dem ganzen Hause verbrannt wurden. Dieser Schlag brach ihm das Herz und er starb im Alter von 99 Jahren.

Ueber seine Lehre hätte der Verfasser wohl etwas mehr sagen dürfen. Pythagoras hat ohne Zweifel seine sittliche Lehre nicht blos aus Syrien, Aegypten und Babylon, sondern auch von den Geten geschöpft, da der weise Zamolxis mit ihm in Verbindung gebracht wird, wie auch von den Etruskern und Kelten, denen er in Kroton nahe kam. Grade in seiner Sittenlehre liegen Elemente, die denen des Nordens näher verwandt sind als denen des Südens, wie auch noch unser deutscher und nordischer Volksaberglauben viele pythagoräische Elemente enthält, die wohl eher aus dem Norden zu ihm, als von ihm in den Norden gekommen sind.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 75. 16. September 1868.

Zeitgeschichte.

1. Livländische Beiträge zur Verbreitung gründlicher Kunde von der protestantischen Landeskirche und dem deutschen Landesstaate in den Ostseeprovinzen Rußlands, von ihrem guten Rechte und von ihrem Kampf um Gewissensfreiheit. Erster Band, drittes Heft. Zweiter Band, erstes bis drittes Heft. Berlin, Stilke und van Muyden, 1868.

Der Herausgeber, Herr von Bock, fährt hier fort, Actenstücke drucken zu lassen, welche die systematische Unterdrückung des deutschen und protestantischen Elements in den Ostseeprovinzen darthun. Es ist ein peinliches Geschäft, diese Dinge dem deutschen Publikum auseinander zu legen, da dieses Publikum nicht fähig ist, dem Uebelstand abzuhelfen, und nichts widerwärtiger ist, als wirkungsloses Klagen und Protestiren. Die Sympathien des katholischen Deutschland für die protestantischen Livländer sind nicht wärmer, als die des protestantischen Deutschland für die katholischen Polen. Das ist eben der Fluch unserer alten Uneinigkeit und der Russe lacht dazu, was wir ihm gar nicht verdenken.

Wir beschränken uns unter diesen Umständen auf das historische Referat und zwar vorzugsweise auf die in vorliegenden Beiträgen energisch durchgeführte Vertheidigung der armen deutschen Stammgenossen in Livland gegen die russische Presse, welche die Deutschen beschuldigt, wie der Wolf das Schaf, es trübe ihm das Wasser. In der That geberdet sich ein Theil der russischen Presse, als wenn es einzig darauf ankäme, das arme Volk in den Ostseeprovinzen von der Tyrannei des deutschen Adels, der deutschen Pastoren und der deutschen Stadtaristokraten zu befreien. Troz der Liberalen des westlichen Europa spotten die offiziösen Publicisten Rußlands über den „alten Zopf“ der deutschen Einrichtungen.

Hören wir den Verfasser: „Was soll man nun aber noch zu der vielverbreiteten Vorstellung sagen, als sey es der Russe gewesen, der den von den Deutschen mißhandelten Ehsten und Letten die ihnen von jenen verweigerte Erlösung von der Leibeigenschaft gebracht hätte! Wer die Entwicklungsgeschichte der Ostseeprovinzen genauer kennt, der weiß vielmehr, daß mit diesem Satze die Sache gradezu auf den Kopf gestellt wird. Allerdings ist das meiste Heilsame, was auf dem Gebiete bäuerlicher Reformen daselbst geschehen ist, während ihrer Zugehörigkeit zu Rußland geschehen. Aber daraus dem Russen irgend ein Verdienst machen wollen, hieße abermals sagen: post hoc, ergo propter hoc! Denn von all' dem Heilsamen, soweit es nicht durch die von den mechanischen Köpfen und Schablonisten meist übersehene und unterschätzte, allmälige aber unwiderstehliche Einwirkung der zunehmenden Bildung, Milderung der Sitte, Macht der öffentlichen Meinung u. s. w., oder aber auf rein provinziell autonomem Wege herbeigeführt wurde, kann wohl allenfalls Manches der kaiserlichen Regierung, und auch ihr nur insoweit zugeschrieben werden, als sie sich die vorauseilenden Gedanken und Pläne der hervorragenden und landeskundigen Geister in den Ostseeprovinzen selbst weise anzueignen und zu legalisiren wußte, — nimmermehr aber dem Russen als solchen. Die erste namhafte legislative Verbesserung des Zustandes der Bauern in Livland während des achtzehnten Jahrhunderts erfolgte 1765 unter der Kaiserin Katharina II. und ihrem livländischen Generalgouverneur, Grafen Browne. Der geistige Autor aber jener 1765 von letzterm officiell proponirten, von der livländischen Ritterschaft adoptirten Reformen war weder Browne noch Katharina, sondern der livländische Majoratsherr und Landrath

Karl Friedrich Freiherr Schoultz von Ascheraden, welcher die Grundzüge dieses seines Systems schon Jahres zuvor völlig autonom auf seinen Erbgütern eingeführt hatte.

Die nächsten großen Fortschritte, welche namentlich in Livland sofort nach Wiederherstellung der alten Verfassung (1796—97) im Jahre 1798 begannen, 1804 culminirten und 1809 zu vorläufigem Abschlusse gediehen, verdankt Livland abermals, was die geistige Autorschaft betrifft, keinem Russen, sondern eben demselben ausgezeichneten und hochverdienten livländischen Landrathe, — Friedrich Wilhelm von Sivers, welcher theils schon zu den Lebzeiten (seit 1792), ganz besonders aber nach dem Tode der Kaiserin Katharina II. zu jener Wiederherstellung nach dreizehnjähriger Unterbrechung (1783—1796) das Meiste beigetragen hatte. Was aber von den bereits erwähnten Fortbildungen der bäuerlichen Verfassung gilt, das gilt nicht minder von der Aufhebung der Schollenpflichtigkeit im Jahre 1819, welche gemeinhin aber fälschlich ‚Aufhebung der Leibeigenschaft' genannt wird. Diese war in Livland bereits 1804, wenn auch nicht namentlich, so doch gesetzlich und thatsächlich aufgehoben worden. Denn schon seit dieser Zeit sind die livländischen Bauern im Besitze des geschriebenen Rechtes Grundeigenthum zu erwerben, Communalvermögen zu besitzen und Richter zu wählen. Wie nämlich ‚der Russe' an der Aufhebung der Leibeigenschaft (1804), so ist er auch völlig unschuldig an der Aufhebung der Schollenpflichtigkeit (1819); denn wie jene, so war auch diese weiter nichts, als die vom Kaiser in Gesetzesform gebrachte, jahrelang vorher in der damals (1813—18) thatsächlich ziemlich freien livländischen Presse ventilirte Ueberzeugung der Besten des Landes, insbesondere der leitenden Geister in der Ritterschaft selbst von dem, was zeitgemäß und örtlich nothwendig sey. Und wie sich jene in den Namen Friedrich Wilhelm von Sivers, so läßt sich diese in den Namen des erst 1858 achtzig Jahre alt verstorbenen Landraths und Präsidenten sowohl des Hofgerichts als des Consistorii, Reinhold Johann Ludwig Samson von Himmelstierna zusammenfassen, eines noch lange nicht genug gewürdigten Patrioten.

Auch die spätere bäuerliche Gesetzgebung von 1849, welche hauptsächlich die Beseitigung der Frohne durch die Geldpacht auf dem Wege der s. g. ‚Chikanirung' derselben, und die Kreirung der erwähnten, sehr untechnisch s. g. ‚Bauerrentenbank', zur Erleichterung bäuerlichen Grundeigenthumserwerbes bezweckte, hat zum geistigen Autor nicht den Russen, sondern den aus Kurland stammenden, zeitweilig (1842—1854) in Livland eine hervorragende Rolle spielenden Baron Hamilkar Fölkersahm († 1856). Erst in neuester Zeit, nachdem bereits aus eigenen livländisch-deutschen Mitteln seit beinahe hundert Jahren alles geleistet war, was legislativ dem livländischen Bauernvolke irgend frommen mochte, hat sich in dieser Angelegenheit eine specifisch russische, wenn man so sagen soll, nachträgliche Initiative nur zu fühlbar gemacht. Diese jedoch, wie sie aus keinerlei lebendigem Verständnisse der Eigenart und der wahren Bedürfnisse des baltischen Landvolkes, sondern hervorgegangen ist aus dem neidischen Wunsche, die mit werthvollen Sonderrechten ausgestatteten und schon seit einem halben Jahrhunderte mit der Bauernemancipation Rußland vorangeeilten Ostseeprovinzen um ihre wohlerworbenen und wohlverbürgten Sonderrechte zu bringen und möglichst in die Mitleidenschaft der Misère der wirthschaftlichen Zustände Rußlands herabziehen, verfolgt zu diesem Behufe den nächsten Zweck, die Autorität der deutschen Landesbehörden zu untergraben, Zwiespalt zu säen zwischen Deutschen und Undeutschen, und wo möglich eine Bresche zu legen, durch welche dereinst, so hofft man in St. Petersburg und Moskau, die russische Bureaukratie ihren Einzug auch in die bäuerlich-communale Welt der Ostseeprovinzen halten könne. Was dann aus dem sehr ansehnlichen Gemeindevermögen des baltischen Landvolkes, was aus dessen Landvolksschule nothwendig werden muß, das weiß jeder, der ‚den Russen' besser kennt, als mancher Fernerstehende und Uneingeweihte ihn kennen kann, jeder, der da weiß, was ‚der Russe' auf dem Gebiete der Volksschule in den Kreisen der livländischen Convertiten während zwanzig Jahren geleistet hat (vgl. sogar die immer noch zu rosige Denkschrift des Grafen Bobrinsky vom April 1864 in Beil. C. der ‚Livländischen Beiträge' I.), — jeder, der da weiß, was der Russe zu leisten im Stande ist im Fache der Kassenverwaltung! Wie in aller Welt sollte auch der Russe dazu gekommen seyn, den Ehsten und Letten Befreiung von der Leibeigenschaft 1804, von der Schollenpflichtigkeit 1819 zu bringen, er, dessen ganzes Staatswesen noch vierzig, fünfzig und mehr Jahre später wesentlich basirt blieb auf moralischer Ersäufung des leibeigenen russischen Volkes in den Branntweinsfluthen der berüchtigten, glücklicherweise nie in die deutschen Ostseeprovinzen eingedrungenen Branntweinspacht, des s. g. ‚Otkup'?! Nein, fürwahr: das Einzige, was die Letten und Ehsten wirklich, nächst ihrem nur zu spät geschwundenen Leichtsinne, dem Russen verdanken, das ist das unabsehbare Elend, das die fanatische Propaganda der russischen griechisch-orthodoxen Staatskirche seit zwanzig Jahren

über sie gebracht hat, und von welchem schon der erste der ‚Livländischen Beiträge' ein so gut und echt in der Wolle gefärbtes Bild geben, daß hoffentlich der Russe es soll bleiben lassen, dasselbe wegzusophistisiren oder gar todtzuschweigen. Alles was in neuester Zeit den Ostseeprovinzen von russischer Seite gekommen ist, hat lediglich diesen orientalisch-propagandistischen Zweck, und es möchte überhaupt für den ganzen europäischen katholisch-protestantischen und romanisch-germanischen Occident hoch an der Zeit seyn, sich davon zu überzeugen, daß das eigentliche Wesen der s. g. ‚orientalischen Frage' nicht sowohl darin besteht, zu wissen, was aus dem Türken wird, als vielmehr: was der Russe — im specifisch griechisch-orthodoxen und nationalen Sinne des Wortes — thut und vorbereitet! Die in verschiedener Form beiden abendländischen Hauptconfessionen gewidmete tiefe, und durch keine halberpreßten Toleranzphrasen zu bemäntelnde Feindschaft der griechisch-orthodoxen Staatskirche aber müßte namentlich für den in dieser Beziehung noch immer recht naiven Protestantismus — Deutschlands zumal — eine gute Schule seyn: der Verständigung und der Abwehr."

Wenn man nicht wüßte, was Livius von der Taktik der alten Römer erzählt, wenn sie kleine Völkerschaften unter dem Vorwand, ihre Freiheit und Nationalität zu beschützen, knechten und im großen Tigel der römischen Weltherrschaft zusammenschmelzen wollten, so würde man es für neu und unerhört halten, daß die russische Presse es wagen darf, das alles verschlingende Moskowiterthum sogar als den Beschützer der Nationalitäten zu preisen. Indem es die polnische Nationalität ausrottet, soll es, so schreiben jene gedungenen Schergen der Gewalt, die lettische in väterlichen Schutz nehmen (die nicht einmal zum großen Stamme der Slaven gehört, wie die polnische); ja es wird sogar im Dienst des Despotismus nach dem Muster der Revolutionspropaganda in London, nach dem Muster des jungen Polen, jungen Ungarn, jungen Italien, jungen Spanien ꝛc. ein junges Lettenthum improvisirt, um mit ihm das angeblich unerträgliche Joch des Deutschthums zu brechen.

„Während des letzten Jahrzehnts hat allerdings eine s. g. ‚junglettische' Richtung viel von sich reden machen und dem ferneren Beobachter die Meinung beibringen können, als handle sich's hier um eine endlich — in einer eigenen St. Petersburgischen lettischen Zeitung — zu Worte gekommene mißhandelte Menschheit. Wer aber in diese Dinge eingeweiht ist, der weiß, was hinter der ganzen erkünstelten Bewegung steckt, der weiß, daß sich's hierbei um die russische Intrigue handelt, durch dergleichen lettisch-ehstnische Caricaturen einen Vorwand zu russischer Intervention in die deutsche Verwaltung und Rechtspflege zu gewinnen; der weiß auch, wer die Leute sind, die an jener Bewegung Spitze sich hatten stellen lassen: zum Theil Leute von den schmutzigsten Antecedentien, die, weil sie im Lande unmöglich geworden waren, nach St. Petersburg gingen, sich dort der antideutschen national-russischen, auch in manchen Regierungskreisen stark vertretenen Propaganda verkauften und nun mit den Russen um die Wette eine heftige, gehässige, aber völlig sterile und — persönlich meist nur kurze — antideutsche Reclame machten."

Im ersten, nicht sehr umfangreichen Hefte des zweiten Bandes, finden wir einige hübsche Notizen. Zuerst über das griechische Doppelkreuz. Nach einer in Riga bekannten humoristischen Belehrung, wie sie der Erzbischof Platon, wenn er bei aufgeknöpfter Laune war, zu geben liebte, soll der überzählige schräge Querbalken jenes Kreuzes der Sitz und Stützpunkt der einzig wahren Orthodoxie seyn. Dann eine Notiz über das s. g. Glaubensbrod, aus verschimmeltem Mehle gebacken, welches Graf Perowski im Jahr 1846 „den hungernden Ehsten zu Schwindelpreisen" octroyirt haben soll. Dann noch eine Notiz über das Alleinstehen der livländischen Ritterschaft, der sich die kurländische und ehstländische nicht anschließt (S. 38). Wieder einmal echt deutsch.

Im dritten Hefte des zweiten Bandes wird ein Correspondent der Kreuzzeitung aus Rußland zurecht gewiesen, sofern er lackirtes Mongolenthum für eine den Deutschen mustergültige Civilisation ausgibt. „Wer endlich die ‚Civilisation' eines Landes und Volkes nicht sowohl an der mehr oder weniger frappanten Aehnlichkeit des dem großen Haufen zum Besten gegebenen gerichtlichen Schauturnens mit den analogen Evolutionen im Pariser ‚Palais de Justice' (Kreuzzeitung Beil. zu Nr. 140, Sp. 3) zu bemessen gewohnt ist, als vielmehr an des Volkes zunehmender Gottesfurcht, Nüchternheit, Arbeitsamkeit und Bildung, wie an dem steigenden Wohlstande u. s. w., der wird für die Dreistigkeit eines Russen, die Ostseeprovinzen durch Octroyirung grade desjenigen Abklatsches westeuropäischer Gerichts- und Prozeßformen civilisiren zu wollen, den Rußland für sich, nicht ohne die bösartigsten ‚osteuropäischen' Zuthaten, zurechtgemacht hat, nur Verachtung haben können, zumal, wenn er — und zwar aus dem Munde russischer Zeugen — täglich registriren muß: daß es mit der russischen Landwirthschaft, mit der russischen Schifffahrt, mit dem russischen Großhandel, mit der russischen ‚Nüchternheit', ‚Arbeitsamkeit', Sittlich-

keit', mit dem russischen Volksreichthume seit ungefähr sieben Jahren reißend bergab geht! ‚An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!' Wenn die Ostseeprovinzen, trotz der systematischen Zurücksetzungen, die sie z. B. durch unverhältnißmäßig drückende Besteurung und empfindliche Erschwerung productiver Anlagen zu erleiden haben, gleichwohl andere und bessere Früchte wahrer, nicht blos Flunkereicivilisation aufzuweisen haben, so liegt darin, verglichen mit jenen desperaten ‚Civilisations'-Phänomenen Rußlands, wohl der unwiderlegliche Beweis, daß sie ihre höhere Wohlstands- und Gesittungsstufe nicht dem russischen Regime zu verdanken haben, sondern sich selbst; denn sonst müßte es ja in Rußland noch viel besser bestellt seyn, — was doch — Hand aufs Herz — die Kreuzzeitung selbst ihrem Correspondenten nicht glaubt!"

2. Wesentliche Verschiedenheit gleichnamiger Factore des öffentlichen Lebens in Preußen und den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands. Von Woldemar v. Bock. Berlin, Stilke und van Muyden, 1868.

In diesem am 3. Januar d. J. zu Quedlinburg gehaltenen Vortrage vergleicht der Verfasser die Mißhandlung der deutschen Provinzen unter russischer Verwaltung mit der väterlichen Pflege der polnischen Provinz Posen unter der preußischen Verwaltung. „Während Rußland seine Russificirungsversuche in einem Lande von fast völlig lutherischer Bevölkerung eröffnete mit Proselytenmacherei durch Verführung des Volks mittelst materieller Prämien des Glaubenswechsels, durch entschädigungslose Beraubung der lutherischen Kirchen, durch Gewissenszwang verschiedener Art, sowohl vermittelst des Gesetzes über gemischte Ehen, als auch vermittelst strafrechtlicher Verhinderung des Austritts aus der griechisch-orthodoxen Staatskirche und dadurch bewirkte seelen- und sittenmörderische Verwüstungen auf dem Gebiete der Ehe nicht nur, sondern auch auf dem Gebiete der beiden einzigen lutherischen Sacramente, der h. Taufe und des h. Abendmahles; sehen wir die Germanisation in einem noch immer vorherrschend römisch-katholischen Lande von den protestantischen Fürsten Preußens mit so treuer und zarter Schonung des katholischen Kirchengutes und des katholischen Gewissens leiten, daß sie selbst durch wiederholte Aufstände der Polen sich nicht zu Maßregeln der Beraubung und Unterdrückung haben hinreißen lassen. Wollen Sie diesen Unterschied authentisch beglaubigt haben, so berufe ich mich auf das mehrfach hervorgetretene Zeugniß Roms und auf den notorischen Umstand, daß die römisch-katholische Kirche unter keinem römisch-katholischen Fürsten der Erde größerer Freiheit und Blüthe sich erfreut, als unter den protestantischen Hohenzollern."

Der Verfasser vergleicht, was Preußen in der Provinz Posen für Kanal- und Straßenbauten rc. gethan hat und frägt dann: „Hat etwa Rußland aus Staatsmitteln 1710 in den Ostseeprovinzen auch nur eine Werst Kanalbauten, geschweige den vielbesprochenen, seit 100 Jahren auf dem Papiere und lediglich von Zeit zu Zeit in die Taschen zwecklos auf- und abnivellirender ‚Krons-Ingenieure' fließenden Pernau-Fellin'schen Kanal zu Stande gebracht? Oder etwa am Hallistischen Flusse, oder am Embach oder an der Seyde Entwässerungen und dadurch ermöglichte ökonomische Ansiedelungen? Preußen hat ferner in Posen direct aus Staatsmitteln 115,229 Morgen des Obrabruches, und andere 13,000 Morgen durch vom Staate ins Leben gerufene Societäten entsumpft, auch durch Staatsvorschüsse die Schaffung von 1500 Morgen guter Netzewiesen herbeigeführt. Hat etwa Rußland in den Ostseeprovinzen die Entsumpfung der ungeheuern dortigen, großentheils sogar Domanialsümpfe und Verwandlung derselben in nutzbare Aecker, Wiesen oder Wälder aus Staatsmitteln in die landpflegende Hand genommen?"

In der That sollte das civilisirte Europa von Rußland verlangen, es möge sich, wenn es nicht immer und immer wieder für einen asiatischen Barbarenstaat angesehen werden wolle, doch eifriger, als es geschieht, der wahren und echten Civilisation annehmen und nicht in äußern Lackirungen und Formen, sondern in der sittlichen Kräftigung des russischen Volks und zunächst seiner Beamten seine Aufgabe suchen. Das mittlere und westliche Europa wäre ja gewiß in diesem Jahrhundert so gern bereit, wie im vorigen, mit Achtung von Rußland zu sprechen und sich warm für dasselbe zu interessiren, wenn der äußere Schein und die Versicherungen von dort her nicht so oft schon betrogen hätten. Wer sollte nicht gern in Rußland den Vorkämpfer der Bildung und Gesittung Europas sehen, wenn es, anstatt Europa beständig zu bedrohen und alte europäische Culturländer gewaltsam zu entnationalisiren, lieber Asien civilisirte.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 76. 19. September 1868.

Geschichte.

Sieben Bücher französischer Geschichte. Von Dr. F. W. Ebeling, Archivrath. Erster Band: Geschichte der religiös-politischen Unruhen in Zeiten Franz I. bis zur Großjährigkeit Karl IX. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Wöller, 1869.

Eine neue kritische und pragmatische Durcharbeitung der Hugenottenkämpfe in Frankreich. Der Verfasser hat die Quellen gut studirt, schlägt in der Vorrede tapfer nach rechts und links um sich und ist noch so ehrlich, sich darüber zu verwundern, erstens, daß die Geschichte so oft einseitig von Parteistandpunkten aus beurtheilt wird, und zweitens, daß es Leute gibt, die im Gebiete der Geschichtswissenschaft orakeln zu dürfen glauben. Das geschieht im Gebiet aller Wissenschaften schon lange, und in Deutschland mehr als anderswo.

Die Grundansicht des Verfassers ist eine richtige. Alle die großen Ereignisse, die sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Frankreich zutrugen, müssen rein nach politischen Rücksichten und Zwecken beurtheilt werden. Obgleich es sich um einen großen Religionskrieg handelte, wurden die Dinge doch von Personen geleitet, in denen keine Ader religiöser Ueberzeugung oder Begeisterung war. Das aber ist evident und höchst beachtenswerth, daß trotz aller Corruption am französischen Hofe doch wie aus Instinkt immer eine richtige Nationalpolitik befolgt wurde.

Als die Ideen der deutschen Reformation zum erstenmal nach Frankreich herüber kamen, fanden sie dort mannigfachen Eingang, bei redlichen Priestern, denen die Ueppigkeit und Weltlichkeit des höhern, die Unwissenheit des niedern Klerus ein Greuel war, desgleichen bei einem nicht geringen Theil des Adels, der vielleicht durch die Reformation der immer mächtiger gewordenen Krone verlorene aristokratische Rechte wieder abgewinnen wollte, und beim Bürgerstand. Damals regierte noch König Franz I., ein weltlich gesinnter Fürst ohne irgend einen religiösen Eifer, der aber die Reformationspartei noch für viel zu schwach und unfähig erachtete, die alte Kirche zu stürzen, und dem alles daran lag, in der französischen Nation die bisherige Glaubenseinheit zu erhalten, durch deren Verlust Frankreich in dieselbe Zerrüttung gefallen wäre, wie Deutschland. Also nicht aus religiösem Fanatismus, wohl aber aus eifersüchtiger Herrschsucht verbot er jede Störung der innern Ruhe Frankreichs durch Sendboten und Nacheiferer der deutschen Reformation und drohte mit den fürchterlichsten Strafen. „Er werde fortan alle Neuerungssüchtigen hart strafen; ja selbst wenn er inne würde, daß ein Glied seines eigenen Leibes von dieser Krankheit ergriffen sey, wolle er es abreißen, damit es die andern Theile nicht anstecke." In Paris selbst waren sechs Ketzer zum Feuertode verurtheilt worden. „Mit teuflischer Grausamkeit wußte Johann Morin, Criminallieutenant, einer der berüchtigtsten Inquisitoren, die Qualen der ihm Verfallenen zu erhöhen. Er ordnete die Erbauung eines Zieh- oder Wippgalgens bei jedem Scheiterhaufen an. Auf diesem festgebunden, wurde das Opfer über der Flamme auf und nieder gezogen, bis der Gemarterte halb verbrannt in die Gluthen stürzte. Zwei Männern, die im Rufe der Beredtsamkeit standen, ließ er vorher die Zunge ausschneiden und die ganze Execution so einrichten, daß sie auf den sechs Plätzen und in den Momenten statt fanden, wo der König in Begleitung seiner Söhne und des Gefolges vom Hofe nach dem Louvre heimkehrend, vorbeireiten mußte."

Die Einmischung protestantischer Fürsten, die um Schonung für ihre Glaubensgenossen baten, ärgerte den König und er hatte wohl ein Recht, ihnen dieselbe

Antwort zu geben, welche jetzt die chauvinistischen Blätter in Paris von fast allen deutschen Blättern bekommen: „Da er sich nicht in ihre Angelegenheiten dränge, möchten sie sich auch nicht um die seinigen kümmern." Die Verfolgungen dauerten fort und trafen mit äußerster Grausamkeit die Waldenser, jene ältere Ketzergemeinde, die man bisher geschont hatte, von der man aber jetzt fürchtete, sie würde sich mit der neuen Reformpartei verbinden. Sie wurden überfallen und mit Feuer und Schwert ausgerottet, auch die Fliehenden noch weit verfolgt.

Franz I. starb 1547 und zum Beweise, wie wenig ihm eigentlich an der Religion gelegen hatte, dient eine merkwürdige Aeußerung seines ihm gleichgesinnten Oberhofmarschalls. „Bischof Chatellain hielt die Leichenrede, in der er unter anderem sagte: seine Ueberzeugung wäre, die Seele des hohen Dahingeschiedenen sey gerades Weges gen Himmel gefahren und habe keiner Läuterung des Fegefeuers bedurft. Die Doctoren der Sorbonne, ihm ohnehin aufsässig wegen des Schutzes, den er dem gelehrten und berühmten Buchdrucker Robert Etienne angedeihen ließ, witterten darin Ketzerei und erhoben daher bei dem Thronfolger Klage. In dessen Auftrage fertigte sie aber Johann von Mendoza, Oberhofmarschall, also ab: Ihr seyd mit dem Bischof darüber in Streit gerathen, wo sich des höchstseligen Königs Seele dermalen befinden möge. Ich, der ich die verstorbene Majestät genugsam kannte, darf Euch versichern, es lag nicht in der Natur derselben, an Einem Orte lange zu verweilen, so angenehm dieser immer gewesen. Ist sie daher ins Fegefeuer gekommen, wird es eben so gut wie keine Zeit gedauert haben; äußerstenfalls nicht länger, als dazu erforderlich war, den kostbaren Wein zu prüfen, der der Majestät allda Anstands halber credenzt werden mußte. Dieser spöttische Bescheid belehrte die Herren von der Sorbonne, daß Chatellain für sie zu hoch in der Hofgunst stehe, und daß man nicht Willens sey, den zu seinen Vätern heimgegangenen Monarchen zum Gegenstand des erbärmlichen Gezänkes der theologischen Facultät zu machen."

Auf Franz I. folgte sein Sohn Heinrich II., ein leichtsinniger Herr, der seine Gemahlin, die berühmte Katharina von Medicis, vernachlässigte und in die alte Diana von Poitiers vernarrt war, die schon die begünstigte Maitresse seines Vaters gewesen war. Diana aber buhlte heimlich mit dem schönen Brissac und machte ihn zum Marschall von Frankreich. In der Verfolgung der Reformirten trat keine Aenderung ein. Sie wurde mit entsetzlicher Consequenz fortgesetzt. „Gleichsam die Hölle sammt allen Teufeln rasten nun gegen die Reformirten. Nicht genug, daß ein landesherrlicher Befehl dem Feuertode die Qual des Zungenausreißens vorausschickte, man erfand neue Martern für sie. Man trennte ihnen die Haut vom Leibe, rieb den geschundenen Körper mit Schwefel und Salz ein, und hing ihn dann an eiserne Ketten über glühende Kohlen. Die Kunst der Henkersknechte überstieg alle Begriffe von Raffinement. Weder Geschlecht noch Alter wurden berücksichtigt, an Weibern und Kindern dieselben Schandthaten wie an Männern verübt. Im ganzen Lande dampften die Scheiterhaufen, rasselten die Galgen und Räder, dröhnten die Fallbeile. Das Blut der Protestanten floß wie Wasser." Das abscheulichste war, daß sich Diana mit ihren Creaturen alle Güter der Hingerichteten vom König schenken ließ.

Aber mitten unter den Verfolgungen wuchs die Zahl der Reformfreunde und sogar einige Behörden fingen an, der Regierung Vorstellungen zu machen. Um dieselbe nicht zu beleidigen, klagten sie den Klerus allein an. „Einige rechtschaffene Behörden, welche das Umsichgreifen des Protestantismus nicht unrichtig aus dem anstößigen Lebenswandel vieler katholischer Priester ableiteten, nahmen zwar hin und wieder einen Anlauf zur Steuerung des letzteren, — was konnte er indeß fruchten?.. So ein Decret des Parlaments von Toulouse (27. October) gegen die allgemeine Lasterhaftigkeit der Geistlichen, diese mit harten Strafen bedrohend und das Recht der Ahndung der weltlichen Gerichtsbarkeit überweisend, ‚da die Priester ihre Verbrechen gegenseitig beschönigen'. Sofort beschwerten sich die Bischöfe, und der Hof vernichtete späterhin das Decret (29. April 1551). Damit keineswegs zufrieden geiferten die Pfaffen den Oberpräsidenten Johann von Mensencal in einer Schmähschrift an. Dieser scheute sich aber nicht, ihnen zu entgegnen und in derben Ausdrücken ihre Unzüchtigkeit aufzudecken. Die theologische Facultät zu Paris verbrannte diese Erwiederung auf offenem Markt."

Heinrich II. stand übrigens von den Verfolgungen in Frankreich nicht ab, während er sich mit den protestantischen Fürsten in Deutschland gegen den Kaiser verband. Der Verfasser ist auf das letztere nicht besonders eingegangen und hält sich nur an die innere Geschichte Frankreichs. Bekanntlich wurde Heinrich II. bei einem Tournier tödtlich verwundet, starb und hinterließ das Reich einem ganz unfähigen Nachfolger. „Heinrichs ältester Sohn, Franz II., obwohl bereits seit einem Jahre vermählt mit der jungen Königin von Schottland, Maria Stuart, war noch ein Knabe, wenige Monate über fünfzehn Jahre, schwächlichen Körpers und so weichlichen Gemüths, daß er niemals auch nur die

leiseste Anwandlung jenes Trotzes offenbarte, der sonst seinem Alter wie kränklicher Leibesbeschaffenheit eigen zu seyn pflegt, dagegen bei den verschiedensten Anlässen reichliche Thränen vergoß.“ Statt dieses Schwächlings regierte nun aber seine Mutter Katharina von Medicis. Wer kennt diese Katharina nicht? Hier wird besonders betont, daß auch bei ihr von einem Glaubenseifer, überhaupt von Religiosität keine Spur zu finden gewesen sey. Sie war im Verdacht, den Bruder ihres Gemahls vergiftet zu haben. „Als Heinrich II. ihr unter unzähligen Malen wieder die Vergiftung seines Bruders vorwarf und ihr drohete, Gott werde dafür am jüngsten Tage mit ihr ins Gericht gehen, antwortete sie gereizt: Was kümmert Sie, was mich einst treffen werde. Freuen Sie sich des Thrones, den ich Ihnen erobert, und seyen Sie überzeugt, daß ich nicht im Geringsten die Folgen der mir von Ihnen vorgeworfenen Handlung fürchte, besonders da diese Ihnen allein Nutzen gebracht. Ueber die jenseitige Strafe, mit der Sie mich schrecken wollen, tröstet mich die Gewißheit des gleichzeitigen Todes meines Leibes und meiner Seele. Ich erinnere mich noch sehr wohl der Worte, die man in Rom bei Besteigung des päpstlichen Stuhls durch meinen Oheim, Clemens VII., äußerte, als man ihm bewies, daß die Unsterblichkeit der Seele eine Fabel sey, an die er selbst nicht glaube. Dessen Ansichten habe ich zu den meinigen gemacht, und befinde mich dabei sehr zufrieden. Leo X., mit dem ich viel Aehnliches besitzen soll, hatte auch den Grundsatz, daß man kein vortrefflicher Mensch zu seyn brauche, wenn man es nur immer scheine.“

Der junge König Franz war so schwächlich, daß an ein Aussterben der herrschenden Linie gedacht werden konnte. Nächster Thronfolger war sodann Anton von Bourbon, König von Navarra, ein ziemlich leichtsinniger Herr, dessen nächster Verwandter aber, der Prinz von Condé, mehr Energie besaß. Dieser bourbonischen Partei stand eine lothringische gegenüber, die des Hauses Guise, die der königlichen Linie in entfernterem Grade verwandt war, aber zwei tüchtige Führer hatte, den kriegerischen Herzog Franz von Guise und seinen schlauen Bruder den s. g. Cardinal von Lothringen. Katharina zog es vor, sich mehr diesem letzteren anzuschließen, die zum Throne nicht so nahe berechtigt wie die Bourbons, als bloße Emporkömmlinge ihr um so ergebener seyn würden. Diese aber blieben entschieden zur katholischen Partei.

Also dauerten die Verfolgungen immer noch fort. „Wie der Reichsvogt Geßler einst zu Uri einen Hut als Zeichen der österreichischen Oberherrlichkeit aufstecken ließ, um an der demselben erwiesenen Ehrerbietung zu erkennen, wer wohl für den Kaiser sey, wer wider ihn, so wurden jetzt aller Orten, sonderlich in den Straßen der Hauptstadt, Heilige und Marienbilder ausgestellt, damit an der ihnen gezollten Verehrung erkannt werde, wer orthodox sey, wer nicht. Wer seine Kniee vor ihnen nicht beugte, war ein Calvinist; ein Calvinist, wer in die beigesetzten Truhen keine Steuer zur Erhaltung der vor den Gebilden Tag und Nacht brennenden Wachskerzen warf; ein Calvinist, wer zu den zotigen Travestien protestantischer Kirchenlieder eine mißfällige Miene, ein ingrimmiges Gesicht machte. Und von großem Glück durfte der Bezichtigte sprechen, wenn er von der Volkshetze mit Fäusten tractirt und in den Koth gezerrt, nicht durch Henkers Hand noch gestraft wurde. Auch die Scheu vor Verfolgung einflußreicher und hochgestellter Persönlichkeiten schwand allgemach.“

Mehr als diese Barbareien schadete den Guisen ihre Habgier und schlechte Finanzwirthschaft. Insbesondere erweckten sie sich viele neue Feinde unter dem Adel, indem sie denselben zwangen, alle königlichen Domänen, die ihnen früher übertragen worden waren, ohne Entschädigung zurückzugeben. Jetzt erst organisirte sich der Widerstand gegen die herrschende Partei. Zuerst durch die s. g. Verschwörung von Amboise, die mißlang. Diesmal kam zuerst der Parteiname der Hugenotten auf. „Verschiedene Meinungen herrschen über die Herleitung dieses Namens. Die Einen sagen, weil sich die Reformirten zu Tours außerhalb eines Thores, das Hugothor, versammelten. Andere bezogen ihn auf die Sage von der nächtlichen Jagd, die sich in Frankreich mit Hugo Capet verknüpfte, und weil die Neuerer sich anfänglich zur Nachtzeit in entlegenen Schlupfwinkeln versammelten. Wiederum soll er von einer kleinen Münze herstammen, die zu Hugo Capets Zeiten Huguenot (egnot ausgesprochen) hieß. Andere führen ihn von einem deutsch-lutherischen Gesandten her, der in seinem Vortrage bei den Worten huc nos aus dem Text gefallen seyn soll. Am wenigsten Wahrscheinlichkeit hat die Ableitung von dem Worte Eitgenoß, die meiste dagegen von der Sage. Von Tours aus verbreitete sich der Spottname an den Hof und im ganzen Lande.“ Wir sind mit dieser Namenserklärung nicht einverstanden und halten die Ableitung von Eidgenossen für die allein natürliche. Die reformirten Franzosen vereiteten sich nicht nur unter sich, sondern empfingen auch von Genf und der reformirten Schweiz aus ihren mächtigsten theologischen Impuls.

Als Katharina von Medicis die Macht der Guisen allzusehr anwachsen sah, worunter ihr eigenes Ansehen litt, beschloß sie derselben ein Gegengewicht zu geben,

ließ durch den menschenfreundlichen Kanzler L'Hopital ein milderes System gegenüber den Reformirten einhalten und näherte sich diesen und ihren Häuptern. Die Notablen Frankreichs wurden einberufen und zum erstenmal hörte man hier wunderliche Reden. Hatte man früher schon die Corruption des Klerus zu rügen gewagt, so ging man jetzt einen Schritt weiter und griff auch den Hof an. „In ergreifenden Worten stellte ein Redner das Verderben und die Sittenlosigkeit dar, die in alle Stände eingerissen, die Faulheit, Unwissenheit und Mißbräuche der Geistlichen, sammt der Corruption der Gerichtshöfe. Ja er forderte Katharina wie die junge Königin direct auf, dem unzüchtigen Leben an ihrem Hofe ein Ende zu machen und statt der Zoten und Schmutzereien, die man daselbst vernehme, die Psalmen Davids und geistliche Gesänge im Munde führen zu lassen. Er stellte vor, daß zur Schlichtung der Religionswirren von Rom, das alle Verbesserungen nur vertage, mit Nichten Gedeihliches zu erwarten sey, Frankreich hiezu das Mittel in sich selbst besäße, und daß Ordnung der religiösen Angelegenheiten seinen eigenen Bischöfen gebühre, welche des Landes Bedürfnisse besser kenneten als der Papst. Es sey geradezu albern, das Wasser aus der Tiber zu schöpfen, um den Brand in Paris zu löschen.“

Diesem Redner folgte Marillac, Erzbischof von Vienne, der so weit ging, ein französisches Nationalconcil zu verlangen, unabhängig von dem allgemeinen Concil in Trient, weil, nachdem einmal die Christenheit in so große Zerrüttung gekommen sey, jede Nation das Recht habe, für ihre Kirchenangelegenheiten selber und allein zu sorgen. Die Reden dieser Männer fanden heftigen Widerstand, allein die Königin entschied sich doch nicht für die Guisen, sondern für den milden L'Hopital. Im Ganzen erfolgte keine durchgreifende Entscheidung, doch hatte sich das Blatt zu Gunsten der Reformirten gewendet. Nun starb der schwache junge König und nur noch sein jüngster Bruder Karl war übrig, der zwar als Karl IX. den Thron bestieg, aber als ein noch unmündiger Knabe die Mutter für sich regieren lassen mußte. Der stolze Guise hätte sich zwar gern der Regentschaft bemächtigt, besorgte jedoch mit Recht, die französische Nation würde ihm den nächsten rechtmäßigen Thronerben, das Haupt der Bourbons, Anton von Navarra, entgegensetzen und es würde viel leichter für ihn seyn, ohne eigene Verantwortung nur mittels der Königin Mutter zu regieren. Diese wurde demnach zur alleinigen Regentin erklärt und berief 1560 die États généraux nach Orleans. Hier gewann die Sache der Reformirten noch mehr Unterstützung, denn zum erstenmal machte sich hier die Stimme des tiers état geltend, d. h. des Bürgerstandes.

Die Abgeordneten desselben trugen auf nichts Geringeres an als: „Allgemeine freie Kirchenversammlung; Theilnahme der Notabeln und Gemeinen an der Wahl zu Kirchenämtern; erprobte Kenntnisse und sittlicher Wandel Hauptbedingung bei Besetzung der letzteren; Residenzpflicht der Bischöfe; Vertheilung der Kirchengüter zu zwei Dritttheilen an Arme, zum Bau und zur Unterhaltung von Kirchen, wohlthätigen Stiftungen und Schulen; Toleranz gegen abweichende Glaubensmeinungen; Befreiung aller religiöser Dinge halben Inhaftirten, Amnestie für die Geflüchteten; Recht und Schutz für die Landleute gegen allerlei Bedrückungen der Lehensherren; Beseitigung des Aemterverkaufs; Verminderung der Justizstellen und Aufrichtung eines normalen Rechtsverfahrens.“ Nun erließ auch L'Hopital die s. g. Ordonnanz von Orleans in 150 Artikeln, worin verordnet wurde: „Zur Besetzung der Erzbisthümer sollen von den Bischöfen der Provinz vereint mit den Domherren der Metropolitankirche, dem Adel des Kirchensprengels und zwölf ehrbaren Bürgern drei Candidaten eines Alters von mindestens dreißig Jahren dem Könige vorgeschlagen werden; nach Rom sind fernerhin keine Annaten oder andere Abgaben zu verabfolgen; hohe wie niedere Geistlichkeit soll ihren Amtspflichten genügen, die Vergebung der Pfründen mit genauer Prüfung geschehen; die Vorsteher der verschiedenen geistlichen Orden haben eine gründliche Verbesserung der Klöster vorzunehmen, Zucht, Sitte und Bildung in denselben wieder herzustellen; bei den Hochschulen ist fortan auf strenge Durchführung ihrer Gründungsurkunden und Privilegien zu achten; die seit dem Tode Ludwig XII. neugeschaffenen Aemter sind nach dem Absterben ihrer dermaligen Inhaber erloschen; niemand darf gleichzeitig mehr denn Ein Amt bekleiden; in der Rechtspflege soll Einfachheit und Schleunigkeit obwalten, Bestechung der verdienten Strafe heimfallen; die königlichen Advocaten und Procuratoren sind angewiesen, die Unterthanen von der Willkür der Lehns- und Zinsherren zu schützen; die Hauptleute sind für die Ausschweifungen ihrer Soldaten verantwortlich. Was die Steuern anlangt, wird eine Reduction verheißen, sobald es der zerrüttete Stand der Finanzen erlaube. Andere Artikel erstreben Förderung des Handels und der Gewerke.“

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 77. 23. September 1868.

Geschichte.

Sieben Bücher französischer Geschichte. Von Dr. F. W. Ebeling, Archivrath. Erster Band: Geschichte der religiös-politischen Unruhen in Zeiten Franz I. bis zur Großjährigkeit Karl IX. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Wöller, 1869.

(Schluß.)

Die Königin fuhr fort, eine Partei durch die andere im Schach zu halten, und nachdem sie der blutigen Unterdrückung der Reformirten durch die Katholiken Einhalt gethan hatte, hemmte sie auch wieder die Fortschritte der reformirten Partei. Mag man ihr auch vorwerfen, sie habe sich von keiner Partei abhängig machen wollen, um allein fortzuherrschen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die Vermeidung des Bürgerkriegs ihre Regentenpflicht war. Der Verfasser des vorliegenden Werks macht ihr einen schweren Vorwurf daraus, daß sie die schon im Gange befindliche Reformirung Frankreichs künstlich aufgehalten habe. „Die in Folge des staatlichen Entwicklungsganges Frankreichs unausbleibliche Revolution wurde auf Jahrhunderte vertagt, der Bürgerkrieg aber nicht vermieden, vielmehr beschleunigt." Dies Urtheil ist doch wohl nicht ganz gerecht, vielmehr beweist die Handlungsweise des später zur Regierung gelangten König Heinrich IV., daß sich der deutsche Protestant hier nicht so vorschnell ein abgünstiges Urtheil erlauben darf. Wenn ein reformirter König auf dem französischen Thron doch wieder katholisch wurde, so geschah es sicher nur aus dem Grunde, weil er die französischen, wie alle romanischen Nationen, für mehr gestimmt und prädestinirt zum Katholicismus hielt, als zum Lutherthum und zum Calvinismus, oder weil er die demokratischen Tendenzen des Calvinismus, wie sie sich in der Schweiz und in den Niederlanden offenbarten, dem monarchischen Princip für gefährlich hielt.

Die Königin Katharina schlug im Grunde den nämlichen Weg ein, den Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. eine Zeitlang gingen und dem auch sogar Bayern einmal folgte. Sie wünschten nämlich, um die Kirchentrennung zu vermeiden, einen theologischen Ausgleich der Parteien und veranstalteten deßfalls ein Colloquium nach dem andern. So auch eins zu Frankreich in Poissy. Aber bei den Colloquien kam niemals Etwas heraus. Eine Verständigung wäre nur zu erreichen gewesen, wenn der Papst einem gemeinschaftlichen Anbringen sämmtlicher christlicher Fürsten hätte nachgeben müssen. Aber die Fürsten, in ihrer weltlichen Politik uneins, handelten nicht gemeinsam. Die Königin von Frankreich verlangte vom Papst nichts Geringeres als das Abendmahl in beiderlei Gestalt, die Abschaffung des Bilderdienstes, des Exorcismus bei der Taufe rc. Alles vergebens, weil die andern katholischen Höfe nicht gleichzeitig dasselbe thaten. Es bleibt nur historisch interessant, daß Katharina von Medicis, eine geborene Nepotin der Päpste, bis zu diesem Grade die Reformation unterstützt hat.

Die Ungewißheit, ob der junge König Karl Nachkommen erzielen werde, und der Umstand, daß der präsumtive Thronerbe, Anton von Navarra, der reformirten Partei in Frankreich vorstand, veranlaßte begreiflicherweise die katholische Partei zu versuchen, diesen ohnehin leichtsinnigen Prinzen zu sich herüber zu ziehen. Allein er ließ sich nicht festhalten. Da nun aber weder ein Ausgleich zwischen den beiden Religionsparteien in Frankreich, der beide hätte befriedigen können, zu Stande kam, noch die Leidenschaft dieser Parteien, von denen sich die katholische noch, die reformirte schon für stark genug hielt, um zu siegen, sich zügeln ließ, geriethen sie auf

den verschiedensten Punkten des Reiches in blutigen Kampf.

Der erste und berühmteste Zusammenstoß war das sogenannte Blutbad von Bassy. Herzog Franz von Guise war mit einem bewaffneten Gefolge auf der Reise, als er im Dorfe Bassy auf eine Versammlung von Hugenotten stieß, dieselbe überfiel und einen großen Theil davon zusammenhauen ließ. Die Geschichtschreiber wälzen alle Schuld auf Franz, Herr Ebeling aber entschuldigt ihn. Er habe nicht angreifen wollen, er habe nur einige seiner unmittelbaren Unterthanen, die bei der Versammlung gewesen, gütlich zu entfernen gesucht, seine Leute seyen aber durch den offenen Widerstand der Hugenotten zur Gegenwehr gezwungen worden. Er habe damals um so mehr einen Zusammenstoß vermeiden wollen, als er sich erst unmittelbar vorher auf einer Zusammenkunft zu Elsaß-Zabern mit den protestantischen Fürsten Deutschlands, namentlich mit dem Herzog Christoph von Württemberg, ins Benehmen gesetzt und sie dahin gebracht hatte, sich einer Unterstützung der französischen Reformirten zu enthalten, wogegen auch er hatte versprechen müssen, die letzteren zu schonen. Dem Vorfall in Bassy folgte nun, wie natürlich, eine allgemeine Aufregung der Gemüther und die Entzündung eines Bürgerkriegs, der fast auf allen Punkten Frankreichs ausbrach. Die Katholiken behielten im Ganzen die Oberhand und die Königin vermochte sich der Reformirten nicht mehr wie früher anzunehmen, weil England sich einmischte und die in Rouen concentrirten Hugenotten unterstützte. Das ertrug der französische Nationalstolz nicht. Ueberhaupt hat den Hugenotten Nichts so sehr geschadet, als ihre Verbindung mit England und mit den deutschen Protestanten. Der Franzose ist in erster Linie immer Franzose und kann Alles, Abfall von der Kirche, Abfall von Gott, eher ertragen, als Abfall von der Nation durch Zusammengehen mit andern Nationen gegen die eigene.

Der Fall von Rouen, die Niederlage der Reformirten bei Dreux, der Tod Antons und die Gefangenschaft Condés brachten die Angelegenheiten der reformirten Partei sehr herab und nur Admiral Coligny hielt an der Spitze reformirter Truppen noch das Feld. Da wurde das Haupt der katholischen Partei, Franz von Guise, bei der Belagerung von Orleans durch einen Fanatiker erschossen, und nun erst kam zu Amboise ein Frieden zwischen den Parteien zu Stande, worin dem Adel auf seinen Gebieten Religionsfreiheit gesichert wurde.

Mittlerweile tagte das Concilium in Trient fort und jetzt erst nahmen die Franzosen mehr Antheil an demselben. Allein beide ihrer innern Parteien hielten sich in Trient die Wage. Unter dem Einfluß L'Hopitals war die Neigung, die kirchliche Reformation in Frankreich durchzuführen, so stark, daß selbst der Cardinal von Lothringen lieber einmal aus der Sitzung wegblieb, um sich nicht mit seinem allzustarken Protestantenhaß bloszustellen. „Wirklich brachten die französischen Gesandten auf dem Concil zu Wege, daß in der Versammlung vom 7. December kein Legat und kein Prälat die Franzosen unterbrach, als sie sagten: Einsetzung und Jurisdiction der Bischöfe sey de jure divino, und zwischen dem Papste und den Bischöfen kein anderer Unterschied, als daß er der erste, in seiner Autorität durch die Canonen beschränkt, zumal in Frankreich, wo jede päpstliche Verfügung, die dem gallicanischen Kirchengesetz auch nur im Mindesten zuwider, von den Parlamenten für null und nichtig erklärt und deren Bewerkstelligung bei Strafe verboten würde." Man sieht daraus, wie stark die reformirte Partei in Frankreich geworden war, daß die Regierung selbst sie auf dem Concil so energisch vertrat. Auch waren es die französischen Gesandten, welche die Zuziehung der deutschen Protestanten zum Concil dringend verlangten, weil nichts gewisser war, als daß ohne die Theilnahme aller Protestanten am Concil unmöglich ein Ausgleich erzielt werden konnte. Aber nicht nur die katholische Partei auf dem Concil strengte sich aufs Aeußerste an, die Theilnahme der Protestanten an den Debatten zu verhindern, die protestantischen Fanatiker in Deutschland waren eben so abgeneigt, sich mit den Katholiken verständigen zu wollen, denn jeder fürchtete, dem andern zu viel nachgeben zu müssen. Die Kirchentrennung war schon ein fait accompli. Vielleicht hätte der Verfasser dies einigermaßen hervorheben sollen. Die protestantischen Fürsten Deutschlands hatten sich nicht, oder nur mit der seltensten Ausnahme, aus evangelischer Glaubensstrenge und sittlicher Entrüstung über die Laster der Pfaffen der Reformation so eifrig angenommen. Die Fürsten selbst waren es ja immer gewesen, die ihre liederlichen Prinzen auf die erzbischöflichen und bischöflichen Stühle gesetzt und dadurch so tiefe Corruption in die Kirche eingeschleppt hatten. Wollte die Kirche einmal mit christlichem Ernst gegen die Tyrannei und Lasterhaftigkeit der Fürsten einschreiten, so wurde sie von diesen Fürsten angefeindet und mit Trotz verhöhnt. Nur wo es galt, sich mit Hülfe des Papstes der kaiserlichen Hoheit zu entziehen und möglichst bald souverän zu werden, hatten viele Fürsten dem Papst demüthigen Gehorsam geheuchelt und im Namen der Kirche Kaiser und Reich verrathen. Dieselben Fürsten waren

es wieder, welche einige Zeit später die Autorität des Papstes ebenso verleugneten und anfeindeten, wie vorher die des Kaisers, und nach nichts gieriger waren als nach dem Raube der Kirchengüter, Verachtung aller Kirchengebote und Schwelgerei in heidnischer Unzucht.

Auch unter günstigeren Umständen würden die Bemühungen der französischen Gesandten, Vertreter aller protestantischen Parteien dem Concil zu Trient beisitzen zu lassen, gescheitert seyn, auch wenn die Franzosen unter einander selbst einiger gewesen wären. Allein sie beraubten sich selbst des Ansehens, welches sie auf dem Concil genossen, durch den unfruchtbaren Streit ihrer Kleriker und ihrer Hofleute, wem mehr Schuld an den Uebeln der Zeit beizumessen sey, der Geistlichkeit oder den weltlichen Fürsten? Als gefordert wurde, die Fürsten und Höfe sollten sich so gut einer Reform unterziehen wie die Kirche, fürchtete der französische Hof, seine Corruption werde das Licht der Oeffentlichkeit nicht ertragen, wenn dem Concil einfiele, sie auf die Tagesordnung zu setzen. Erwägt man nun zugleich, daß im Calvinismus, dem die Franzosen anhingen, schon principiell eine Hinneigung zur Volksherrschaft lag, so begreift man die Energie, mit welcher sich Katharina von Medicis gegen die Zumuthung, ihren über alle Begriffe unzüchtigen Hof einer Visitation unterwerfen zu lassen, zur Wehre setzte. „Die französische Regierung meldete ihren Gesandten am 28. August, sie sähe jetzt den vollendeten Schiffbruch aller Hoffnungen auf eine Reform in Haupt und Gliedern. Statt die Geistlichen zu bessern, wolle man ihnen die Nägel wachsen lassen, um sie den weltlichen Machthabern desto mehr zu beschneiden. Darum befehle sie den Botschaftern, den Vätern vorsichtig, bescheiden, doch determinirt zu sagen, daß es zwar jedes Fürsten Schuldigkeit, die Kirchenversammlung zu schützen und zu fördern, doch nur so lange, als sie auf rechten Wegen wandele und sich nicht unterstehe, zur Heilung einer Wunde eine andere zu schlagen. Der Klerus, Ursache des Aergernisses der Trennung der Christenheit, solle gar sich unterfangen, den Fürsten Gewalt und Rechte abzustricken, uralte Gesetze und Bräuche über Bord zu schleudern, die Unterthanen zum Ungehorsam und Aufstand gegen ihre Obrigkeit aufzuwiegeln? Nimmermehr. Des Concils Macht erstrecke sich lediglich auf Besserung des geistlichen Standes, nichts gehe sie weltliche Obrigkeit und Jurisdiction an, und man möchte es sich merken, von jeher hätten die Fürsten geistliche Anmaßungen abgewehrt. Leisteten die Väter auf das Kapitel keinen Verzicht, sollten die Gesandten tapfer protestiren, und ohne der Legaten Antwort abzuwarten nach Venedig reisen.“

Du Ferrier „stellte die Rechte der weltlichen Macht in Frankreich den Ansprüchen der geistlichen schroff gegenüber, und verfocht die Appellation an die Staatsbehörden in Sachen geistlicher Mißbräuche und Irrthümer, wie die Befugniß der Krone, da die Könige Begründer und Patrone fast sämmtlicher Kirchen, deren Güter und Einkünfte in hoher und gemeiner Noth ohne Weiteres zu verwenden.“ Zum erstenmal ward geradezu ausgesprochen, „daß die Gewalt der französischen Könige über geistliche Güter und Personen nicht auf der pragmatischen Sanction, den Verträgen und Privilegien der Päpste fuße, vielmehr auf dem natürlichen und göttlichen Rechte des Herrschers, den Satzungen der alten Concile und christlichen Kaiser.“ Mit diesem Proteste schloß das Concil, welches nur den Protestanten gegenüber die Einheit der alten Kirche bewahrt und verschärft, den Papst aber unter die Vormundschaft des weltlichen Hauses Habsburg gestellt hatte. Frankreich behielt sich seine Sonderstellung vor und formalisirte sie in der sogenannten gallicanischen Kirche.

Soweit der erste Band des vorliegenden Werks, dessen Ergebniß interessant genug ist, weil es uns die französische Nation in ihrem unveränderlichen politischen Charakter aufs klarste kennzeichnet. Dieser Charakter ist in zwei Worten ausgedrückt: Nationalgefühl und Monarchismus. Im 16. Jahrhundert vereinigte sich alles, um die französische Nation mit tödtlichem Bruderhaß zu vergiften und dieselbe auseinander zu reißen, wie gleichzeitig die deutsche Nation auseinander gerissen wurde. Die Regierung wurde gehandhabt von lockern, sinnlichen oder noch kindischen Königen und einer üppigen Italienerin, die schon als Fremde keine rechten Sympathien im Lande gewinnen konnte. Unter den Großen des Reiches stritten zwei Parteien um das Uebergewicht. Die große, immer mehr anwachsende reformirte Partei drohte das Reich in Stücke zu reißen. Zugleich war Frankreich von außen durch das mächtige Haus Habsburg und durch England offen angefeindet. Und trotz alledem behauptete die französische Nation nicht nur ihre Zusammengehörigkeit, ihre nationale Einheit, sondern verstärkte auch die monarchische Centralgewalt im Innern.

Diese geschichtlichen Erinnerungen an die Art und Weise, wie sich die französische Regierung vor 200 Jahren zur römischen Kirche verhielt, fordert dazu auf, ihr gegenwärtiges Verhältniß zu derselben Kirche zu prüfen. Man spricht davon, als könne es in der Absicht Napoleons III. liegen, den Plan, nach welchem er die romanische Race zur ersten in Europa machen und durch sie die Hegemonie in diesem Welttheil erlangen

wollte und der ihm bisher bei seinen verschiedenen Experimenten auf der apenninischen und pyrenäischen Halbinsel, in Rumänien und Mexiko nicht ganz gelungen ist, mit Hülfe des Papstthums wieder aufzunehmen und mittelst einer katholischen Hegemonie durchzuführen. Er rechne dabei auf alle katholische Sympathien auch im germanischen und slavischen Europa und die Gelegenheit dazu sey günstig, sofern Italien, Oesterreich und sogar Spanien vom kirchenfeindlichen Liberalismus beherrscht, die katholischen Sympathien von sich gestoßen haben. Inzwischen verträgt der napoleonische Imperialismus auf die Dauer eine klerikale Färbung nicht. Sie würde niemals ernst, nie echt, nur als Mittel zu einem weltlichen Zwecke adoptirt werden, und die Gläubigen selbst würden sie bald als unecht erkennen, wie das schon bei Napoleon I. der Fall war. Ueberdies hat der Liberalismus eine Macht erlangt, die in ganz Europa herauszufordern die Kaiser der Franzosen aus einfacher Klugheit unterlassen müssen.

Politische Flugschrift.

Das Bundesstaalsrecht der nordamerikanischen Union, der Schweiz und des norddeutschen Bundes, zusammengestellt von einem Juristen. München, Rieger'sche Universitätsbuchhandlung, 1868.

Die Vergleichung ist immerhin interessant, kann aber zu keinem praktischen Ergebniß führen, da die historische Grundlage, wie auch das Ziel des norddeutschen Bundes, ganz anderer Art sind, als die der Eidgenossenschaft und der nordamerikanischen Union. Der ungenannte Verfasser sieht dies auch selber ein, denn er sagt am Schluß: „Zwar bewahrt der Nordbund bis jetzt noch die Bedeutung eines wahren Bundesstaats, aber seine Structur besonders in Folge des Uebergewichts Preußens muß dem aufmerksamen Beobachter die Ueberzeugung verschaffen, der Bundesstaat sey hier nur der Durchgangspunkt zum Einheitsstaat. Es ist vor allem das große Maaß materieller Opfer, welches die Verfassung von den Einzelstaaten verlangt, das auf die Dauer nicht ertragen werden kann und zur Mediatisirung der kleineren Staaten führen muß. Damit soll jedoch nicht gesagt seyn, daß der Bundesstaat als solcher eine für monarchische Staaten unhaltbare Staatsform sey (Treitschke, hist. pol. Aufsätze S. 496), sondern die Gründe hiefür liegen in den besondern thatsächlichen Verhältnissen. Ein Damm kann der Tendenz zum Einheitsstaate nur durch den Eintritt der Südstaaten entgegengesetzt werden. Schon ist der erste Schritt durch die Schöpfung des Zollparlaments gemacht. Wenn dieser Eintritt bald erfolgt, wenn ein günstiges Geschick einen längern Frieden beschert, dann ist es möglich, daß neue Lebenselemente dem Bunde zugeführt werden, daß der viel weiter entwickelte Individualismus Süddeutschlands von den wohlthätigsten Folgen für die Verfassungsentwicklung des Nordbundes seyn wird. Immerhin muß er ein Bundesstaat mit preußischer Hegemonie bleiben, er wird fortfahren, imposante Machtentfaltung gegen Außen mit Freiheit, Wohlstand und Bildung im Innern zu verbinden, Ziele, welche sich leichter durch den Bundesstaat, als durch den Einheitsstaat erreichen lassen. Damit ist die Aufgabe des Patrioten gefunden: an der Aufnahme Süddeutschlands in den Nordbund zu arbeiten und damit die freiheitliche Entwicklung des Ganzen zu sichern, den drohenden Einheitsstaat zu verhindern."

Wir zollen der Mahnung zum Anschluß unsern vollen Beifall, nicht aber dem hier vorangestellten Motive. Den Einheitsstaat nur unter den Bedingungen des Bundesstaats constituiren wollen, heißt Unmögliches wollen, denn entweder wird die höchste Reichsgewalt die Opposition selbständiger Bundesstaaten, oder diese werden ein durchgreifendes Commando von oben nicht dulden. Entweder also wird die selbständige Gliederung oder die Einheit nur illusorisch seyn, und so war es ja seit 1000 Jahren im deutschen Reiche, abwechselnd gewaltsame Einigung und wieder gewaltsame Trennung. Wenn es so bleiben sollte, hätten wir lediglich nichts gewonnen. Da wir aber lange genug allen Schaden und alle Schande des Föderalismus durchgelebt haben, ist Nichts natürlicher, als die Tendenz zum Einheitsstaat. Nur dieser allein, wie schon die berühmte Fabel des Menenius Agrippa lehrt, kann helfen und genügen. Ein Geist muß den ganzen Leib regieren können, Fuß und Hand, Achsel und Knie sollen nicht protestiren dürfen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 78. 26. September 1868.

Zeitschriften.

Ungarische Monatschrift. Zweiter Band. Erstes Heft. Pesth. Berlin. Juli, 1868.

Diese Monatschrift faßt klarer, als es bisher irgend geschehen ist, alles zusammen, was das Verhältniß Ungarns zu Deutschland betrifft. Man beschuldigt sie deshalb, sie gehe mehr von Berlin als von Pesth aus. Allein das heißt die verständigen Ungarn beleidigen, als ob sie ihr eigenes Nationalinteresse nicht kennen, sich erst darüber von anderswoher belehren lassen müßten.

Im vorliegenden Hefte hat uns ein Aufsatz von Stephan Bartalus über die Zigeuner besonders angesprochen, weil man daraus Manches erfährt, was man bisher noch nicht wußte, und weil mancher Irrthum, den selbst noch Liebich hegte, darin berichtigt ist. Zunächst wird die Herkunft der Zigeuner natürlich und an der Hand der Zeugnisse erklärt. Ihre Sprache ist dem Sanskrit verwandt, es sind also nicht Aegypter, sondern Inder. Nun ist aber nicht wahrscheinlich, daß sie Sudras sind, denn die Sudras bildeten keine Kaste. Auch ist nicht wahrscheinlich, daß sie erst durch Timur vertrieben worden sind. Man hat das geglaubt, weil sie unmittelbar nach dessen Eroberungszügen im Anfang des 15. Jahrhunderts im westlichen Europa erschienen sind. Der Verfasser macht es ungleich wahrscheinlicher, daß die Zigeuner schon viel länger in Ungarn anzutreffen waren. Eine böhmische Kronik aus der Mitte des 13. Jahrhunderts erwähnt die Cingari schon im Heere Belas I. Auch wurden sie in Ungarn immer ungleich mehr geachtet, als weiter im Westen und durften hier viel freier leben. Der Haß gegen die Zigeuner und ihre Verfolgung in den germanischen und romanischen Ländern begann erst mit der Türkengefahr. Der Glaube verbreitete sich, die Zigeuner seyen Spione, welche die eroberungssüchtigen Türken vorausschickten. Dadurch wurden die christlichen Völker gegen die Zigeuner tief erbittert und es handelte sich um nichts Geringeres, als dieselben ganz auszurotten. „Auf dem Reichstage zu Lindau (1496—97) wurde es ausgesprochen, daß sie zur Ausspionirung der christlichen Staaten auf deutschem Boden nicht umherstreichen dürfen, zugleich wurde den Behörden aufgetragen, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um diesen Beschluß zur Ausführung zu bringen. 1498 trat der hierauf folgende Reichstag zu Freiburg energisch auf und erneuerte die Beschlüsse des Vorjahres. Jedermann wurde nun berechtigt, mit den Zigeunern zu verfahren, wenn sie auch noch über die festgesetzte Frist hinaus die Grenzen zu überschreiten wagen. Im Jahre 1500 wiederholt der Augsburger Reichstag all dies Wort für Wort und ein Reichspolizeibefehl setzt eine Frist von drei Monaten fest, innerhalb deren sie das ganze Land zu räumen haben. All das wird auch vom Reichstage 1544 wiederholt und findet sein Echo in den Reichspolizeivorschriften der Jahre 1548 und 1577. Der 1551er Reichstag verweigert ihnen nicht nur den Paß, sondern hebt auch die Gültigkeit der bis dahin ausgestellten Pässe auf. Wie weit der Verfolgungseifer ging, kann man endlich unter Anderem aus einem 1711 in Reuß ausgegebenen Erlasse sehen, welcher 1713 und 1722 erneuert wurde und worin es heißt: ‚Wenn sie binnen acht Tagen, vom Tage der Publication gerechnet, auf Reuß'schem Boden betreten werden, fällt ihr Leben und Vermögen, ob sie nun mit einem Paß versehen seyen oder nicht, außerhalb des Gesetzes. Die Männer sollen augenblicklich erschossen, ihre Frauen und Kinder aber der nächsten Behörde übergeben werden, wo die Weiber gepeitscht und dann auf der Stirne mit dem Schandmal brandmarkt werden; für die Kinder aber werde gesorgt, daß man sie

im christlichen Glauben erziehe.' Auch der von Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1725 erlassene Befehl lautet ähnlich. Nach diesem sollen Alle, die das 18. Jahr überschritten haben, ohne Unterschied des Geschlechts, gehenkt werden, sobald sie den preußischen Boden betreten." Ebenso wurden sie aus Frankreich, Spanien, England, Italien, Scandinavien vertrieben oder mit Todesstrafe bedroht.

Erst daraus erklärt sich, warum diese unglücklichen Menschen sich wie wilde Thiere im Walde verbergen und von Raub leben mußten und zur Rache gegen ihre Verfolger aufgestachelt wurden. Von dieser Rache kam in Spanien das merkwürdigste Beispiel vor. Als nämlich in Logrovo die Pest herrschte, brachen die Zigeuner in hellen Haufen in die menschenleere Stadt ein und plünderten sie aus. In Ungarn und Siebenbürgen ging man nicht so grausam mit ihnen um. Erst Maria Theresia schränkte sie ein und ließ sie als Leibeigene an die Gutsherren vertheilen.

Der wichtigste Aufsatz im vorliegenden Hefte der ungarischen Monatschrift ist vom Herausgeber Grafen Bethlen verfaßt und enthält das Programm der wahrhaft nationalen ungarischen Partei, welcher die Monatschrift zum Organe dient. Man kann nicht klarer und richtiger über die Stellung Ungarns zu Norddeutschland, Oesterreich, Rußland und Frankreich urtheilen. Hier die Quintessenz: „Die Ungarn haben es herausgefühlt, daß ein Sieg Oesterreichs unter den gegenwärtigen Verhältnissen für Ungarn eben so gefährlich wäre, als eine Niederlage: da ein Sieg die Kaiserpolitik Oesterreichs in den Vordergrund schieben und eine Niederlage die Slaven kräftigen würde.

Die Ungarn wollen vor der Hand mit den Russen nichts zu schaffen haben und jede Politik, die ihnen die Russen auf den Hals bringt, widerstrebt ihrem politischen Instincte.

Das Interesse Ungarns fordert vor allem, daß die Einheit Deutschlands auf einem oder dem andern Wege zu Stande komme. Nur die österreichische Spitze wäre für Ungarn gefährlich, da sie der Mission des Ostreiches zuwiderläuft.

Jeder andere Weg, der zur Einheit Deutschlands führt, ist für Ungarn von minderer Bedeutung. Der Sieg Frankreichs und Oesterreichs würde aber eben zu dieser österreichischen Spitze führen, die nur durch französische Hülfe und den Druck der nicht deutschen Elemente Oesterreichs aufrecht erhalten werden könnte.

Man sagt, Prinz Napoleon habe für den Kriegsfall die Befürwortung der Personalunion für Ungarn versprochen.

Frankreich hat den Ungarn und Polen schon so Manches versprochen, aber gar nichts gehalten. Auch untersuchen wir nicht, ob Frankreich etwas versprochen hat oder nicht, und wir wollen die Worte des holländischen Gesandten an den Minister des Ludwig XIV. wiederholen: ,Peu nous importe ce que le roi veut; nous regardons ce qu'il peut.'

Ist Napoleon mächtig genug, um Deutschlands einheitliche Entwicklung zu hemmen?

Die Antwort lautet: Nur in dem Falle, wenn er nach einem Siege Rußland für sich gewinnt, indem er ihm im Osten freie Hand läßt. Napoleon kann in Deutschland nur dann Einfluß erringen, wenn er Ungarn und Polen den Russen geopfert hat.

Napoleon kann sich selbst nach einem Siege gegen Rußland und Deutschland nicht behaupten.

Die Basis der staatlichen Existenz Ungarns ist das einheitliche Deutschland. Wenn es kein starkes einheitliches Deutschland gibt, so muß Ungarn die Personalunion mit Oesterreich ablehnen, da es nicht in der Luft schweben kann und wenigstens in Oesterreich einen schwachen Anhaltspunkt haben muß.

Hat man also im Falle eines Krieges die Personalunion als Köder den Ungarn versprochen, so hat man etwas zugesagt, was man nicht halten kann, da es der Natur der Sache und der aus dem Kriege sich entwickelnden möglichen Ereignisse widerspricht. Frankreich kann die Einheit Deutschlands nur auf eine Weise zerstören, die für Ungarn von unheilvollen Folgen begleitet wäre, da es die Mission Ungarns, das Ostreich zu begründen, den Südslaven übertragen müßte, um den Rücken des Germanenthums zu bedrohen.

Die angeführten Gründe sind jedem Unbefangenen einleuchtend und constatiren, daß eine französische Allianz selbst im Siegesfalle zu keiner Personaluuion führen kann.

Es bleibt noch übrig, den Fall einer Niederlage in Betracht zu ziehen. Daß eine Niederlage den Zerfall Oesterreichs zur Folge haben würde, wird wohl jeder zugestehen.

Der Sieg Deutschlands wäre wieder nur mit Rußlands Hülfe oder wohlmeinender Neutralität möglich, deren Preis von Deutschland im Osten bezahlt werden müßte.

Deutschland würde gewiß nach einem Siege in die Lage kommen, Frankreich der deutschen Einheit für immer unschädlich zu machen; im Osten aber müßte es Rußland den Südslaven gegenüber gänzlich freie Hand lassen, wodurch die Staatenbildung im Osten im russischen Interesse vor sich gehen würde.

Die Integrität der Stephanskrone könnte Deutschland unter dem Titel, daß die Donau auch ein deutscher Strom sey, noch retten; aber die Ländergruppirung im Oriente wäre in eine Bahn gedrängt, welche die Gründung eines ungarischen Östreichs vereiteln würde.

Der Damm zwischen Nord- und Südslaven wäre durchbrochen und Deutschland mit der Zeit gezwungen, sich in der orientalischen Frage nicht mit den Völkern, sondern mit Rußland direct zu vereinbaren.

Ein französisch-österreichischer Krieg gegen Deutschland und Rußland wäre auf jeden Fall — auf welcher Seite man auch siegen würde — für Ungarn verhängnißvoll.

Der österreichische Sieg würde Ungarn der Reaction überliefern und die Niederlage dessen staatliche Existenz gefährden.

Das Interesse Ungarns erfordert einen innigen Anschluß der österreichischen auswärtigen Politik an jene des norddeutschen Bundes, da alle die Ungarn bedrohenden mannigfaltigen Gefahren nur durch das Zusammengehen Oesterreichs und Preußens in allen auswärtigen Fragen beseitigt werden können.

Wir befürchten, daß es Graf Andrássy gelingen dürfte, einen Theil des ungarischen Reichstages für scheinbare momentane Vortheile der österreichisch-französischen Allianz günstig zu stimmen.

Glücklicherweise stehen die Neuwahlen für den ungarischen Reichstag vor der Thür; die Deputirten werden sich überzeugen können, daß das ungarische Volk jede Allianz, welche Deutschland bedrohen könnte, entschieden perhorrescirt."

Volksthümliche Sittenlehre.

1) Die Familienkrankheiten oder Neun Sargnägel, naturgetreu copirt und modelirt von Leopold Kist. Zwei Hefte. Zweite Auflage, Mainz, 1867.

Ein ganz guter Sittenprediger, zwar ein wenig derb, aber ehrlich zürnend über die ungeheure Gemeinheit der Menschen. Er lehrt in Beispielen und schildert die Wirklichkeit in sehr lebendiger Weise. Unter den neun Sargnägeln, womit die gegenwärtige Menschheit sich den Sarg beschlägt, sind die Hauptlaster der Zeit gemeint, nämlich: Hochmuth, Geiz, Unkeuschheit, Trunksucht, Tanzen, Zorn, Fluchen, Lüge und Neid. Von allen diesen Lastern erhalten wir hier Beispiele aus dem Leben zur Warnung aufgestellt.

Im Vorwort beklagt der fromme Verfasser die Verwilderung der gegenwärtigen Generation, zunächst in seiner badischen Heimath. „Die Masse des Volks, mit wenigen Ausnahmen, ist durchaus nicht gebildet, sondern höchst uncultivirt, noch weit, weit zurück und noch sehr tief stehend, obgleich seit Jahrhunderten die Kirche und seit Jahrzehnten auch die Schule alles aufbieten, um das Volk zu bilden, zu veredeln, zu heben, um es selbständig und charakterfest zu machen. Allein, leider, mit welchem Erfolg! Wie wenig entspricht das Resultat aller Anstrengung und allen Opfern der Kirche und Schule! Das Volk ist im Allgemeinen ein unförmlicher Teig, der noch der Bildung harret, der noch geformt, gebrannt, geschliffen und polirt werden muß. Von festen, soliden Grundsätzen, von einem gesunden Urtheil in kirchlichen und politischen Fragen, von männlichem Muth und freimüthiger, unbeeinflußter Parteistellung ist bei dem gewöhnlichen Volke gar keine Rede. Das wissen jene, die das Volk stets vorschieben und angeblich nach dem Volkswillen zu handeln vorgeben, sehr wohl. Einzelne Wenige (und sehr oft grade die Schlimmsten) haben das Volk in den Händen und bearbeiten es zu ihren Zwecken, trichtern ihm ihre Ansichten ein, schüchtern es ein, jagen es in das Bockshorn und — beuten es aus und lassen durch dasselbe sich die gebratenen Kastanien aus dem Feuer holen, wie anno 1849, wo die Volksbeglücker sich mit der vollen Kasse über die Grenze aus dem Staube machten; der dumme Michel aber die Zeche bezahlen und die leeren Kassen (allein in Baden mit fünf Millionen) wieder füllen mußte. Ich sah, wie ganz unzeitige Waar in der Aufklärung über das sechste Gebot schon reißende Fortschritte gemacht. Ich sah, daß die halb- und ausgewachsene Jugend durch die Bank Bekanntschaften und Buhlschaften von der schlimmsten Sorte hatte, ich hörte sie, ganz frech, ohne Scheu und Scham, die schmutzigsten, schändlichsten Reden ausstoßen. O, es ist ein trauriger, beelendender, widerlicher Anblick: diese ausgelassene, zuchtlose und unflätige Jugend; aber noch widerlicher ist's, selbst aus dem Munde älterer, verehelichter Personen schamlose Reden und schmutzige Zoten zu hören! Ich war also im reinen, daß hier mit Messer und Säge operirt werden müsse. Weiter machte ich die Wahrnehmung, daß viel getrunken wird, daß besonders am Nachmittag und Abend die Hälfte der Marktbesucher entweder stark angetrunken oder gänzlich betrunken war, und in diesem Zustande zeigten sie sich erst recht in ihrer wahren Natur und Gestalt. Wenn

am Vormittag schandenhalber oder anstandshalber noch da und dort ein durchsichtiger Schleier auf die Rohheit und Niederträchtigkeit geworfen war; so trat am Nachmittag und Abend das ganze Innere unverhüllt zu Tag."

„Ich machte ferner die Wahrnehmung, daß Hochmuth und Stolz auch eine große Rolle spielen. Man sah's ihnen von weitem an, wie sie sich fühlten, wie sie wichtig thaten, wie sie bei jeder Betheuerung an die Tasche schlugen, in welcher sie ihren liebsten Gott, das Geld, bei sich trugen; wie sie mit ihren Einkäufen und Ausgaben prahlten; wie sie den Hut, besonders die s. g. ‚Rebellspalter', herausfordernd auf dem Kopfe trugen, das Käppiein leichtsinnig auf einer Seite über dem Ohre hängen hatten und in städtischen Kleidern einherstolzirten. Von dem verschiedenen Behäng und Geklingel und Bind und Bandasch und Geschniegel und Gebügel, und Gezottel und Getroddel, und Spitzen und Litzen des schönen Geschlechts will ich gar nicht reden. Ich machte ferner die Wahrnehmung, daß bei all dem Stolz und Hochmuth, bei all dem Trinken und der Unsittlichkeit doch der Geiz und die Habsucht auch floriren. Man werfe ja keinen Stein auf die Hebräer wegen des Schachers, des Mammonsdienstes, des Betrugs und der Habsucht; viele, viele Christen besitzen einen schmutzigern Geiz, als die Söhne Abrahams. Da wird gefeilscht und gemarktet, gehandelt und geschachert trotz Itzig und Schmul! Und endlich wird großartig gelogen, gelogen, daß einem die Augen überlaufen möchten, gelogen wie zu Paris im Moniteur (einer französischen Zeitung), gelogen wie in der Deputirtenkammer zu Turin, allwo vom Glück, von der Zufriedenheit, vom Frieden und von der irdischen Glückseligkeit Italiens unter der Säbelherrschaft des volksfreundlichsten Königs declamirt wird, daß einem Hören und Sehen vergeht. Ja, es wird infam gelogen, alles angelogen, gelogen in Scherz und Ernst, muthwillig und in Verlegenheit, für Spaß und Zeitvertreib, zum eigenen Nutzen und zum Nachtheil des Nächsten. Das sind nun die Beobachtungen, die ich angestellt bei meiner Bilderbude, das die Erfahrungen, die ich dort in den Wogen des Volkes gesammelt."

2) Aufklärung, Fortschritt, Freiheit, oder die wahre Bekehrung. Von Leopold Kist. Zweite Auflage. Mainz, Kirchheim, 1868.

Auch als dritter Theil der Hausapotheke herausgegeben. Wir wollen nicht verfehlen, dieses sehr vernünftig geschriebene Buch, welches wir schon in der ersten Auflage empfohlen haben, unsern Lesern wieder in Erinnerung zu bringen. Es hat nämlich den großen Vorzug, nicht trockene Moral zu predigen, nicht rationalistisch zu salbadern, sondern durch Beispiele aus dem wirklichen Leben vor dem Bösen zu warnen und zum Guten anzufeuern. Auch protestantische Leser würden das Buch mit Nutzen lesen können, obgleich es eifrig katholisch geschrieben ist. Der Verfasser beruft sich sogar gern auf gläubige Protestanten, um irgend eine Belehrung noch eindringlicher zu machen. Es kommt ihm hauptsächlich darauf an, den frivolen Zeitgeist, den Aufklärungsfanatismus der Halbgebildeten zu bekämpfen und das unschuldige Volk, wie auch die Jugend vor Verführung und gefahrvoller Täuschung zu behüten.

3) Das ist der Tag des Herrn. Von Leopold Kist. Mainz, Kirchheim, 1868.

Auch dieses Werk ist populär geschrieben und hat den Zweck, die Heiligung des Sonntags einzuschärfen und aus einer Menge von Beispielen nachzuweisen, wie verderblich für Seele und Leib die Entheiligung des Gott geweihten Tages sey. Gelegentlich macht der Verfasser der Staatsbehörde und den gebildeten Classen schwere und gerechte Vorwürfe, daß sie durch Fahrlässigkeit und Beispiel das Volk seinen religiösen Pflichten mehr und mehr entfremden.

Er hat ganz recht. Man darf sich bereits fragen, ob wir nicht nahe an einem großen Wendepunkt der Weltgeschichte stehen, indem es allen Anschein hat, daß das von der Mehrheit der gebildeten Classen verlassene Christenthum nach und nach auch von den ungebildeten verlassen werde. Die Staatsgewalten halten den kirchlichen Sinn nicht mehr aufrecht, außer wo sie noch eine Mehrheit gläubiger Christen zu schonen haben. Die Volksschule ist auf dem besten Wege, nach Diesterwegs System völlig entchristlicht zu werden. Der Liberalismus ist aus Princip, die mächtige Judenpresse von Natur antichristlich, der Arbeiterstand läßt sich zu seinem eigenen Schaden immer mehr von destructiven Tendenzen und von einem heidnischen Epicuräismus, der alles haben und genießen möchte, von französischen und jüdischen Agitatoren hinreißen und um seinen deutschen, wie um seinen christlichen Charakter betrügen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, № 79. 30. September 1868.

Länder- und Völkerkunde.

Abessinien, das Alpenland unter den Tropen und seine Grenzländer. Schilderungen von Land und Volk vornehmlich unter König Theodoros (1855 bis 1868). Nach den Berichten älterer und neuerer Reisender bearbeitet von Dr. Richard Andree. Mit 6 Tonbildern und 80 eingedruckten Holzschnitten. Leipzig, Otto Spamer, 1869.

Abessinien hat in neuerer Zeit großes und allgemeines Interesse erregt. Wer kann aber alle die vielen, zum Theil kostspieligen Werke lesen, die von einzelnen Reisenden über dieses Land geschrieben worden sind. Eine Zusammenstellung des Wissenswerthesten aus allen diesen Reisebeschreibungen für das größere Publikum ist daher ein löbliches Unternehmen. Die vorliegende ist umsichtig und reichhaltig und erfüllt vollkommen ihren Zweck. Umsomehr, als die zahlreichen, gut ausgeführten Abbildungen dem Leser Land und Leute auf das lebendigste vor Augen führen.

Das Land ist ein östlich an das rothe Meer grenzendes, sonst überall von der flachen Wüste umgebenes und auffallend steil aus ihr aufsteigendes Hochgebirge, in welchem die verschiedenen Arme des Nil entspringen und die Ueberschwemmungen ihren Ursprung nehmen, von denen Aegypten seit vielen Jahrtausenden so reich befruchtet wird. Die wenigen Alterthümer des Landes haben noch einen ägyptischen Charakter, den Stein- und Höhlenbau. Eins der ersten Bilder in vorliegendem Werke zeigt uns auswärts von den Obelisken von Axum die Felsenkirche von Hauazién, die sich höchst phantastisch als ein plump aufgerichtetes großes Steinkreuz darstellt, inwendig aber zu einer Kirche ausgehöhlt ist. Bekanntlich ist von Aegypten her schon frühzeitig das Christenthum in Abessinien eingedrungen und zwar das koptische und monophysitische, wie es noch heute in Abessinien herrscht. Nun hatten sich aber die abessinischen Negus (Großkönige) gerühmt, von König Salomon abzustammen, der die Königin von Saba, als sie ihn besuchte, mit einem Sohne beschenkt haben soll. Die Juden, ein semitisches und den Arabern, wie den Abessiniern nahe verwandtes Volk, wichen dem mächtig gewordenen Christenthum südwärts aus und gelangten im südlichen Arabien zu solcher Gewalt, daß sie es wagen durften, ihrem häßlichen Groll gegen den Heiland durch eine blutige Christenverfolgung Luft zu machen. Der griechische Kaiser Justinian war zu weit entfernt, um den bedrängten Christen helfen zu können, wandte sich aber an Kaleb, den christlichen König Abessiniens, der sofort über das rothe Meer ging und die frechen Juden gründlich züchtigte. Grade hundert Jahre vor dem Auftreten des Propheten Muhamed, dessen neue Lehre Judenthum und Christenthum zugleich verschlingen sollte.

In Abessinien behauptete sich das koptische Christenthum wegen der Unzugänglichkeit des Hochlands sowohl gegen den Islam, wie gegen jede andere Form, welche das Christenthum in Syrien, Kleinasien und Europa annahm. Doch hatte es an den Grenzen viel mit dem Islam zu kämpfen. Die Ankunft portugiesischer Schiffe im arabischen Meerbusen war daher für die Abessinier ein erfreuliches Ereigniß. Christoph da Gama, Bruder des berühmten Vasco, der zuerst das Cap umschifft hatte, unterstützte die abessinischen Christen mit seinen Schiffen und stand mit 400 trefflich gerüsteten Portugiesen, die er landen ließ, dem König Claudius bei, als ihn die Muhamedaner und der von denselben eingesetzte Usurpator Granje eben geschlagen und abgesetzt hatten. „Das erste größere Gefecht der Portugiesen gegen die Muhamedaner verlief unglücklich. Da Gama wurde verwundet und flüchtete in eine Höhle, wo ihn

eine muhamedanische Sclavin von außerordentlicher Schönheit, welche er als Dienerin mit sich führte, ihren Glaubensgenossen verrieth. Er wurde vor Granje geführt, welcher ihm eigenhändig mit der linken Hand den Kopf abschlug, der nach Constantinopel gesandt wurde, während die Stücke des geviertheilten Körpers nach verschiedenen Gegenden Arabiens wanderten. Die Portugiesen, anfangs durch den Verlust ihres Feldherrn bestürzt gemacht, rafften sich indessen von neuem auf, schlugen die Muhamedaner, tödteten Muhamed Granje und setzten den rechtmäßigen König Claudius (Galaudios) wieder in den Besitz seines Thrones." Weil aber die Portugiesen für ihre Hülfe den dritten Theil des Landes für sich und den Uebertritt der Abessinier zur römischen Kirche verlangten, erregten sie große Unzufriedenheit. Zwar unterstützte sie der König Sosneos, als aber die ins Land gekommenen Jesuiten allzu gewaltthätig vorgingen und der Erzbischof Mendez die Leiche eines abessinischen Priesters, der nicht hatte katholisch werden wollen, den Hyänen vorwerfen ließ, empörte sich das Volk, diesmal energischer, als je zuvor und „mit dem Zwecke, Melea Christos, einen Vetter des Königs, auf den Thron Abessiniens zu erheben. Die zahlreiche Armee des Sosneos wurde nun geschlagen und dieser zu einer Vermittlung zwischen dem alten und neuen Glauben gezwungen. Erzbischof Mendez gestattete, daß die alte Liturgie und die alten Festtage wiedereingeführt, sowie die Feier des Sonnabends neben dem Sonntage geduldet wurde. Mit Ausnahme der Einwohner der Provinz Lasta ergaben sich alle Abessinier hierein; jene aber, die conservativsten unter allen, zogen 20,000 Mann stark den Königlichen entgegen, wurden aber namentlich durch die aus Galla bestehende Reiterei des Sosneos geschlagen, sodaß 8000 tapfere Männer von Lasta mit ihren blutigen Leichen das weite Schlachtfeld deckten. Gegenüber diesem Anblick, bei den verstümmelten Körpern ihrer dahingeopferten Brüder, die für den alten Glauben gefallen waren, erweichte das Herz der Sieger und, den Kronprinzen Fasilides an der Spitze, ging — was wohl einzig in der Kriegsgeschichte dastehen dürfte — der Sieger zu dem Besiegten über, dessen Sache zur seinigen machend und den König Sosneos zwingend, zur Religion der Väter zurückzukehren. Nach diesem Siege, der zur Niederlage des Katholicismus wurde, durchzog ein Herold das Land, welcher laut verkündigte: ‚Hört, hört! Früher haben wir euch den römischen Glauben empfohlen, in der Meinung, daß er der wahre sey. Da aber große Schaaren unserer Unterthanen für den alten Glauben ihrer Väter das Leben geopfert haben, so soll auch die freie Ausübung desselben wieder gestattet seyn. Eure Priester mögen ihre Kirchen wieder in Besitz nehmen und darin dem Gott ihrer Väter dienen."

Somit war der Anschluß Abessiniens an die abendländische Kirche vereitelt und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Die koptische Kirche hatte sich zwar behauptet, blieb aber weit entfernt, das Volk zu bessern und einer höhern Civilisation zuzuführen. Der Priesterstand war unwissend und sittlich verwildert, das Volk ungeheuer abergläubig, halb heidnisch. Alle unparteiischen Reisenden stimmen darin überein, daß in jener Region der Muhamedaner durchgängig besser sey, als der Christ, daher sich auch die abessinischen Könige immer muhamedanischer Beamten bedienen müssen, weil sie tüchtiger und zuverlässiger sind, als die christlichen.

Der Herausgeber unterbricht hier die Geschichtserzählung, um sie erst am Schluß des Werkes wieder aufzunehmen und mit dem Untergang des König Theodoros abzuschließen. Die breite Mitte des Werkes wird durch Schilderungen der Natur, des Volks und seiner Sitten und durch einen Ueberblick über die vorzüglichsten Werke ausgefüllt, welche Reisende und vorzüglich Missionäre über Land und Volk geschrieben haben. Zunächst eine kurze Schilderung des Landes nach seinem Gebirgscharakter. „Ganz Abessinien ist im wesentlichen ein Hochland, das von allen Seiten mit steilen Rändern aus dem Flachlande aufsteigt. Wenn der Reisende diesen jähen Rand mühsam erklommen hat, während seine Füße von den scharfen Steinen geritzt, seine Kleider von den Stacheln der Mimosen zerrissen wurden, sieht er ein zweites und bald ein drittes Plateau vor sich, ebenso jäh wie das erste, ebenso rauh und zerklüftet. Wie an ein zerstörtes Titanenwerk erinnernd, drängen sich die Berge in den wunderbarsten Formen durch einander. Hier Tafelberge gleich zertrümmerten Mauern, dort runde Massen in Gestalt von Domen, hier gerade oder geneigte, oder umgestürzte Kegel, spitz wie Kirchthürme, dort Säulenreihen in Gestalt ungeheurer Orgeln. In der Ferne verschmelzen sie mit Wolken und Himmel, und in der Dämmerung meint man ein aufgeregtes Meer vor sich zu sehen. Aber dieses Felsenmeer ist in seinem Innern keineswegs so starr und öde, als es der äußere Anblick erwarten läßt. Obgleich sich seine Berge in weiten Flächen oft zu einer Höhe von 10,000 Fuß erheben und ihre höchsten, sich in die Wolken verlierenden Gipfel über 15,000 Fuß hoch aufragen, birgt sich doch in seinen Thälern und Klüften manche Abwechselung, manche Landschaft voll tropischer Fülle." Die englischen illustrirten Blätter haben der Lesewelt aus Anlaß der letzten Expedition nach Abessi-

nien bereits eine große Menge von Ansichten der steilen Felsengebirge des Landes vorgelegt. Deutsche Leser werden dabei am meisten an die kühnen Basaltfelsen des Hegau und an die Sandsteinfelsen der sächsischen Schweiz erinnert. Das so berühmt gewordene Magdala aber übertrifft alle andern Felsenfesten an großartigem und schrecklichem Ansehen.

Ohne uns bei der Schilderung der, wenn auch sehr merkwürdigen Pflanzen- und Thierwelt Abessiniens aufzuhalten, heben wir hier nur das Interessanteste hervor, was die menschliche Bevölkerung betrifft. „Abessinien, von der Natur zur Bühne eines einheitlichen Lebens geschaffen, durch seine Felsenwälle streng abgeschieden von den Nachbarländern, ist dennoch der Sitz verschiedener Völkerstämme und Nationalitäten, die keineswegs immer miteinander harmoniren und auch sprachlich voneinander geschieden sind. Einzelne versprengte, angesessene oder später eingedrungene Stämme abgerechnet, gehören die Abessinier dem äthiopischen Zweig der semitischen Race an. Die Mehrzahl der Bevölkerung ist ein schöngeformter, mittelgroßer Menschenschlag von hellbräunlicher bis dunkelschwarzbrauner Farbe. Das Charakteristische seines Aeußern besteht hauptsächlich in einem ovalen Gesicht, einer fein zugeschärften Nase, einem wohlproportionirten Munde mit regelmäßigen, nicht im geringsten aufgeworfenen Lippen, lebhaften schwarzen Augen, schön gestellten Zähnen, etwas gelocktem oder auch glattem Haupthaar und einem schwachen krausen Barte. Das weibliche Geschlecht zeichnet sich nicht selten durch reizende Gesichtszüge, schlanken Bau und äußerst zierliche und elegante Hände sowie Füße aus. Negerphysiognomien gewahrt man nur an den eingeführten Sklaven und deren Nachkommen."

Die Muhamedaner werden als die tüchtigsten Menschen in Abessinien geschildert und neben ihnen die berühmten Gallaneger. Die christlichen Abessinier dagegen erscheinen mit wenigen Ausnahmen in einem schlechten Lichte. Unter den besondern Stämmen machen sich Juden und Heiden bemerklich. Besonders die Juden sind merkwürdig. Sie heißen hier Palaschas, d. h. Wanderer und wollen schon mit Salomons Sohn eingewandert seyn. Wahrscheinlich sind es aber nur die Nachkommen der von den Römern vertriebenen Juden. Sie unterscheiden sich von allen andern Juden dadurch, daß sie kein Hebräisch verstehen und — niemals Handel treiben, ja den Handel verachten. Die Missionäre Stern und Rosenthal, welche selbst bekehrte Juden sind, haben sich um ihre Bekehrung zum Protestantismus eine sehr vergebliche Mühe gemacht.

Die sog. Gamanten sind noch Heiden, verehren Gott im tiefsten Dunkel des Waldes und halten eine Aloe für den Stammvater des menschlichen Geschlechts. Die Agows verehren die Schlange. „Hier muß der Ausdruck Schangalla oder Schankela erwähnt werden, unter den man sich fälschlicherweise einen besondern Volksstamm im Nordwesten Abessiniens vorstellte und worunter man namentlich die Bazen oder Kunama verstand. Allein es ist nur ein generischer Name, welcher auf die heidnischen, außerhalb Abessinien wohnenden Völker, namentlich die Neger und Negersclaven, angewandt wird."

Die äthiopische Ursprache des Landes ist ausgestorben und nur noch in Denkmälern erhalten. An ihre Stellen traten die Sprachen von Amhara und Tigre nebst einigen untergeordneten Mundarten. Diese haben sich jedoch noch zu keiner Literatur ausgebildet, weil das Volk, selbst die Geistlichkeit, zwar unvernünftig stolz und eitel, aber ebenso unwissend, faul und brutal ist. Die Liederlichkeit, besonders in geschlechtlicher Beziehung übertrifft alles, was man von andern Völkern hört. Wie es mit der Theologie beschaffen ist, mag folgende Probe darthun. „Vor etwa 70 Jahren allarmirte die Abessinier die Lehre von den drei Geburten Christi, ein Dogma, das von einem Mönche in Gondar aufgebracht wurde. Hiernach war Christus vor allem Weltanfang schon aus dem Vater hervorgegangen (erste Geburt), dann Mensch aus der Jungfrau Maria geworden (zweite Geburt) und durch die Taufe im Jordan durch den Heiligen Geist zum dritten Male geboren. Nach einem langen Kampfe mit der Gegenpartei, die nur zwei Geburten annahm, wurde 1840 durch Befehl Sahela Selassie's, des Königs von Schoa, der Glaube an die drei Geburten als allein rechtgläubig durchgesetzt und die Anhänger der zwei Geburten mußten das Feld räumen. Sie flohen zum Abuna in Gondar, der sie in seinen Schutz nahm und vom Könige verlangte, daß er die Vertriebenen wieder aufnehme, da ihr Glaube, als mit demjenigen des heiligen Markus übereinstimmend, der einzig rechte sey. Als Sahela Selassié sich nicht fügen wollte, bedrohte ihn der Abuna mit Krieg, der jedoch erst 1856 unter König Theodoros gegen Sahela's Sohn zur Ausführung kam. Dieser unterwarf Schoa und führte die Lehre von den zwei Geburten wieder ein, die nun allein herrschend ist, nichtsdestoweniger aber als ‚Karra-Haimanot', d. h. Messer-Glauben bezeichnet wird, da sie die dritte Geburt Christi gleichsam abschnitt."

(Schluß folgt.)

Naturbilder.

Der Frühling von Meran. Bilder und Gestalten von Heinrich Noë. Meran, Moser, 1868.

Wir haben früher schon das ausgezeichnete Talent des Herrn Noë für Landschaftsmalerei in diesen Blättern bewundert und machen unsere Leser auf das uns vorliegende kleine Buch aufmerksam, welches der Verfasser mit reizenden Schilderungen aus der Umgegend von Meran ausgefüllt hat. Dieses dem italienischen Süden zugewandte Thal, welches von so vielen Reisenden besucht und oft zu einem längeren Herbst- und Winteraufenthalt benutzt wird, ist reich an Weingeländen und Bergpflanzen, ein fortlaufender Garten, über den sich die Felsen mit zahlreichen Burgruinen bis zur höhern Schneeregion erheben. Der Verfasser liebt insbesondere die Natur im Kleinen, in lieblichen Vegetationsgruppen auszumalen.

So schildert er uns das Innere einer verfallenen Burg: „In den Tiefen einstiger Verließe waltet der unsterbliche Frühling und Citronenfalter flattern über neu entfalteten Knospen, wo vor Jahrhunderten die Fledermaus durch die Nacht huschte. Der weit gespannte Bogen eines Fensters, von welchem aus sonst die Bewegungen der Feinde erspäht wurden, erscheint uns jetzt wie ein absichtlich hier aufgestellter Rahmen, der das Bild des maigrünen Etschlandes einfaßt. In einem der viereckigen Löcher, in welches sonst die Balken der Spitzbänke eingerammt waren, hüpft eine gelbe Grasmücke hin und her. Der Thurm, an der einzigen zugänglichen Stelle als Abwehr gebaut, hindert den kletternden Eindringling nicht mehr und an der Stelle, an welcher vielleicht Wurfgeschoße aufgeschichtet lagen, hängt — vom spöttischen Zufall hereingepflanzt — die kugelige Blüthe des wolligen Schneeballes.“

Einen Wasserfall: „Es ist kein Bach, welcher von einer Klippe nach der andern zerpeitscht wird, kein wilder Strudel, von dessen Getöse weite Entfernungen wiederhallen. Der ernste und stille Bogen wird von seinem obern bis zu seinem untern Ende durch kein anderes Hinderniß, als das der Luft aufgehalten. Lautlos dehnt er sich hinab bis dahin, wo er mit metallischem Klang in dem tiefen runden Felsbecken aufstürzt. Es ist keine andere Bewegung in seiner gekrümmten Linie wahrzunehmen, als das ruckweise scheue Wallen des Schaumes, der auf seiner Luftreise halb schwebt halb über andere Schaumballen geschmeidig hinrollt. Diejenige Wirkung eines Wasserfalles, welche sich auf das Ohr bezieht, ist seinem Ende vorbehalten. In diesem Tobel aber prallt er millionenfach zersplittert auf. Aus dem ungeheuren weißen Dunst dieser Mulde erheben sich dünne Säulen milchigen Rauches, als ob sie aus einem jungen Wald voll qualmender, saftiger Zweige aufstiegen. So hauchen sie an den hohen Wänden hinan und stellen einen schönen Gegensatz dar zu dem rothen Porphyr und den grünen Büschen, die kümmerlich an seinen Abstürzen hängen. Die Wucht, mit welcher der Bach in das tiefe Becken hinabgeschmettert wird, ist so groß, daß die Wassertheilchen rasch wieder als Dunst in der nämlichen Höhe schweben, von welcher sie einige Augenblicke vorher als Tropfen in den Wellen herabglitten. So steigt von unten der graue Nebel herauf, während auf mancher Strecke des Wasserbogens oben die Sonne aufliegt, die von der eilenden Masse so verwirrt und matt zurückgeworfen wird, als bestünde der Bogen aus Kalkspath oder Opal und nicht aus krystallenem Wasser. Dieses alles betrachtet der Wanderer durch den Rahmen eines Berberitzengestrüppes, welches hier über dem Berghang wuchert, der dem Wasserfall gegenüber liegt.“

Ein verborgenes Gewässer: „Dort auf jenem Steige ist bei der vierten Kapelle, grade ehe man den Haarwallbach erreicht, ein klarer Wassertümpel, in welchem die Beobachter niederen Thierlebens während der sonnigen Stunden des heißen Mittags Stoff zu langen Betrachtungen finden mögen. Hier zieht der grünschillernde Wasserkäfer seine blitzschnellen Kreise, rothe Wassermilben, Wasserflöhe, Muschelkrebse, Flohkrebse, Spinnen und der seltsame Cyclops treiben ihr Wesen neben dem Frosch, der mit unsäglichem Behagen still alle viere von sich streckt, der klagenden Unke, dem großen, braunen Wasserkäfer, der oft zur Oberfläche schnellt, um seine Tracheen mit Luft zu füllen. Dazwischen fährt manchmal eine der zahlreichen Schlangen, die hinter den Brettern nisten, mit welchen das Ufer des Sumpfes getäfelt ist und verschwindet vor dem leisen Schritt des Menschen, der auf dem Grasboden sich nähert.“

Mitten unter diesen Landschaftsbildern überrascht uns die Erinnerung an die Schilderung der schönen Josephe Holzner von Ulten und die Notiz, daß Graf Bismarck im Anfang der vierziger Jahre sich lebhaft für sie interessirt habe. Gelegentlich wird über die Touristen und Touristinnen mit dem rothen Baedecker in der Hand geseufzt und das zunehmende Ruiniren der schönen Waldungen in Südtirol durch die Fabrikation und Spekulation tief beklagt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **Nº 80.** 3. October 1868.

Dichtungen.

Roswitha und Conrad Celtes. Von Joseph Aschbach. Wien, in Commission bei Gerolds Sohn, 1867. Zweite Auflage. Daselbst, 1868.

Herr Aschbach, ein ausgezeichneter Historiker, hält die berühmten lateinischen Comödien der Nonne Roswitha nicht für echt, sondern für eine Fälschung, für ein Machwerk des Humanisten Celtes. Es ist allgemein bekannt, daß derselbe Celtes eine poetische Bearbeitung der von Otto von Freising geschriebenen Thaten Friedrich Barbarossas in lateinischen Versen geschrieben und fälschlich als eine Arbeit des Guntherus Ligurinus aus dem 12. Jahrhundert ausgegeben hat. Warum hätte er nicht auch lateinische Comödien unter dem falschen Namen einer Nonne schreiben sollen? Die Gewandtheit im lateinischen Ausdruck und die Kenntniß der griechischen Sprache scheint mehr dem Anfang des 16. Jahrhunderts, dem Zeitalter der Humanisten, als dem frühern Mittelalter zu entsprechen. Die Cynismen, die in den Comödien der Nonne vorkommen, scheinen mehr jenen frivolen Humanisten, als einer frommen Nonne angemessen.

Die Combinationen des Herrn Aschbach sind äußerst scharfsinnig. Hier nur die Hauptsache: „Nach den vielen Wanderungen und dem langen unsteten Leben gedachte Celtes in Nürnberg, der alten Reichsstadt, welche ihm so viele Annehmlichkeiten und Anregungen bot, sich häuslich niederzulassen, und wie vom Mittelpunkte des deutschen Reiches aus die befruchtenden Strahlen des Humanismus und der antiken Poesie nach allen Richtungen zu verbreiten. Um dieses ins Werk setzen zu können, bedurfte er aber der materiellen Unterstützung, welche ihm seine Nürnberger Freunde bei dem Stadtrath verschaffen zu können die Hoffnung hegten, wenn er sich um die Aufklärung der städtischen Geschichte ein Verdienst erworben. Sie regten ihn daher an, über Nürnbergs Ursprung und weitere Geschichte ein Werk zu schreiben, und es dem Stadtrath zu widmen.

Da Celtes auf die Sache einging, so machte er sich schon nach wenigen Monaten an die Arbeit. Zunächst bei dem Ursprunge Nürnbergs mußte auf die Legende des h. Sebaldus, des Stadtpatrons, zurückgegangen werden. Nicht allein in Nürnberg, sondern auch in benachbarten Städten wurde in den Klosterbibliotheken nachgeforscht. In Regensburg, wo er an dem Canonicus Janus Tolophus, einem tüchtigen Mathematiker und Astronomen wie auch nicht unbedeutenden Dichter, einen innigen Freund hatte, hielt er vorzüglich im St. Emmeramskloster emsige Nachforschungen nach alten Heiligengeschichten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei dieser Gelegenheit Celtes in dem genannten Benedictinerkloster das Legendenbuch einer sächsischen Nonne Roswitha aus Gandersheim entdeckte. Mehr noch als das Alter der Handschrift erregte der Umstand, daß eine Frau, und zwar schon im 10. Jahrhundert, im Zeitalter der Ottonen, als Schriftstellerin aufgetreten war, die Aufmerksamkeit unseres Dichters.

Der Fund, gehörig ausgebeutet, konnte von großer Wichtigkeit für die Pläne des Celtes werden. Das Legendenbuch der Roswitha erhob sich ohne Zweifel nicht viel über das gewöhnliche Niveau solcher Schriften: aber die darin vorkommenden Notizen über die Nonne und ihr Kloster, und geschichtliche Nachrichten über Kaiser Otto den Großen waren werthvolle Zugaben, aus welchen sich schon viel machen ließ.

Sollte seine Nürnberger städtische Geschichte und sein Reisegedicht über die verschiedenen deutschen Länder theils eine Einleitung, theils eine vorläufige Schrift zu der von ihm beabsichtigten Herausgabe einer Germania illustrata bilden, so wollte Celtes auch ein anderes eben-

falls introducirendes Werk schaffen für den Zweck, welchen er sich als besondere Lebensaufgabe setzte. Es sollte nämlich der Humanismus in Deutschland verbreitet und Apollo mit den Musen, als deren Heimath man sonst nur Italien betrachtete, in die deutschen Gaue eingeführt und heimisch gemacht werden. Daß deutscher Geist, deutsche Begabung einem derartigen Versuche entsprächen und wohl gewachsen seyen, sollte durch ein Beispiel aus den frühern Jahrhunderten klar gemacht und bewiesen werden. Es war zu zeigen, daß schon in einer Zeit, wo in Italien die classische Sprache und der wahre Sinn für Poesie und die freien Künste verloren gegangen, in dem als ganz barbarisch verschrieenen sächsischen Lande nicht nur bei den gebildeten Männern Wissenschaft und Dichtkunst noch gefunden worden, sondern es auch eine Frau, eine Nonne, gegeben, welche in reiner lateinischer Sprache, mit Kenntniß der Verskunst und dichterischem Schwung, mit taktvoller und philosophischer Bildung Werke zu produciren vermochte, so daß man sie als eine Muse in den Kreis ihrer neun Schwestern einzuführen vollständig berechtigt sey. Diesen Vorzug Deutschlands vor Italien seinem Vaterland anzueignen und den dünkelhaften italienischen Humanisten, welche auf die deutschen Leistungen in der lateinischen Sprache und Dichtkunst mit Geringschätzung herabsahen, eine Lehre zu geben, zu diesem Zwecke wollte Celtes, der während seines italienischen Aufenthaltes selbst die Ueberhebung der römischen Gelehrten kennen gelernt hatte, mit einem Werke hervortreten. Grade damals, im Anfange des Jahres 1491, hatte Celtes seine humanistischen Freunde am Rheine unter dem Vorsitze des Wormser Bischofs Johann von Dalberg zu einer gelehrten Sodalität vereinigt, welche sich zur Aufgabe stellte, die classischen Studien und die Poesie zu fördern. Zunächst sollten ihre Dichtungen eine gemeinsame Richtung unter der Leitung des Celtes erhalten: ihre Productionen sollten als Werke einer sächsischen Nonne aus dem 10. Jahrhundert veröffentlicht und damit zunächst den Italienern die Spitze geboten werden."

Celtes hatte noch einen besondern Grund, die Nonne zu feiern, denn indem er in ihr die Renaissance personificirte, sie zur zehnten Muse erhob und die ganze Umwandlung germanischer Barbarei in lateinische Classicität als durch sie verwirklicht darstellte, wollte er damit seinem einflußreichen Gönner in Nürnberg, Willibald Pirkheimer, mit dessen gelehrter Schwester Charitas er lateinische Briefe wechselte, schmeicheln. Da diese Charitas einem Nonnenkloster vorstand und die Geistlichkeit ihr die Correspondenz mit dem frivolen Dichter verbot, mußte dem letzteren viel daran liegen, sie zu rechtfertigen, indem er der Geistlichkeit das Beispiel einer eben so gelehrten Nonne aus dem 10. Jahrhundert vorhielt. Um so mehr aber war es nothwendig, das Geheimniß des Betrugs zu bewahren.

Die verfälschten Schriften der Nonne erschienen im Jahr 1501. Mehrere ihrer Comödien sind wahrscheinlich von dem berühmten Reuchlin verfaßt, der auch unter eigenem Namen geistvoll in lateinischer Sprache gedichtet hat. Was Herr Aschbach über die andern Theilnehmer des Complotts aus Briefstellen 2c. nachweist und was er über die Fälschung des noch in München aufbewahrten Codex sagt, möge der Leser im Buche selber nachsehen.

Wir vermissen in diesem literarhistorischen Buche des Herrn Aschbach ungern eine Hauptsache. Er hätte nämlich von Rechtswegen das ganze Verfahren des Celtes scharf tadeln sollen. Und zwar nicht blos, weil es schon an sich ein unehrenhafter Betrug war, sondern auch weil der Betrug eine nationale Infamie in sich schloß. Die Vergötterung der fremden Sprache und Bildung war gradezu eine Verhöhnung und Herabwürdigung der eigenen deutschen Nation, deren sich deutsche Männer niemals hätten schuldig machen sollen.

Auch wäre es wohl der Mühe werth gewesen, etwas näher auf den Inhalt der dramatisirten Legenden einzugehen. Die Cynismen, die allerdings darin vorkommen, herrschen nicht so sehr vor, daß nicht die ursprüngliche Heiligkeit des Legendenstoffs und zugleich eine tiefe, leidenschaftliche und doch zugleich heilige Gluth besonders in der Behandlung der weiblichen Charaktere uns mit ihrem poetischen Zauber ergreifen müßte. Der elende und tief unmoralische Celtes war niemals fähig, solche Seelenschönheit auszudrücken. Viel eher noch Reuchlin.

Länder- und Völkerkunde.

Abessinien, das Alpenland unter den Tropen und seine Grenzländer. Schilderungen von Land und Volk vornehmlich unter König Theodoros (1855 bis 1868). Nach den Berichten älterer und neuerer Reisender bearbeitet von Dr. Richard Andree. Mit 6 Tonbildern und 80 eingedruckten Holzschnitten. Leipzig, Otto Spamer, 1869.

(Schluß.)

Der Vorsteher der koptischen Kirche hat den Titel Abuna, hängt jedoch sehr von der weltlichen Macht ab. „Beim Amtsantritt des Abuna muß die abessinische

Regierung dem Patriarchen ein Geschenk von 7000 Thalern einhändigen. Lejean erzählt, daß die stolze Fürstin Menene über den letzten im Herbste 1867 gestorbenen Abuna Abba Salama geäußert habe: ‚Dieser Sclav, den wir aus unserm Beutel bezahlt haben, benimmt sich sehr hochmüthig.' Das kam dem Oberpriester zu Ohren und er antwortete: ‚Allerdings bin ich ein Sclave, aber einer, der viel werth ist. Hat man doch 7000 Thaler für mich gezahlt! Mit der Fürstin Menene verhält es sich freilich anders. Man könnte sie auf dem Markte zu Wochni ausstellen und bekäme nicht zehn Thaler für sie.' Auf jenem Markte werden nämlich sehr schlechte Maulthiere feilgeboten. — Andreas (Abba Salama oder Frumentius ist sein Bischofsname) war etwa 1815 geboren und kam 1841 unter Ubié zu seiner Stellung. Dem Kaiser Theodor gegenüber hatte er eine eigenthümliche wandelbare Stellung. Beide beobachteten einander, legten sich gegenseitig Hindernisse in den Weg, haßten und fürchteten sich und stellten sich doch, als ob sie gute Freunde seyen. Sehr oft machte Theodoros gar keine Umstände mit dem Seelenhirten: er sperrte ihn in eine Feste und legte ihn in Ketten, worauf ihm Leute vom Hofgesinde auf den Knieen Speise reichen und die Füße küssen mußten. Salama, ein geborener Aegypter, galt für einen Freund der Engländer. Als er sich früher in Kairo der Studien halber aufhielt, besuchte er die protestantisch-englische Schule des deutschen Missionärs Lieder, der im Auftrage der anglikanischen Missionsgesellschaft arbeitete. Diese glaubte an ihm einen Proselyten gemacht zu haben, sah sich aber arg getäuscht, denn der Abuna erklärte später die Protestanten für Ketzer. Als er einmal auf das Aeußerste gebracht war, drohte er Theodor in den Bann zu thun, dieser aber ließ eine Hütte aus dürren Zweigen errichten, worin der Abuna verbrannt werden sollte. Dies that er, um sich nicht in ‚blutiger' Weise an dem Gesalbten vergreifen zu müssen. Schleunig hob jedoch nach solchem Vorgange der Abuna den Bann auf. Bald nachdem Theodoros zur Macht gelangt war, fand sich David (Daud), der Patriarch von Alexandria, im Auftrage des ägyptischen Vicekönigs in Abessinien ein und benahm sich dort sehr hochfahrend, gleichsam als Herr und Gebieter. Theodoros seinerseits begegnete ihm mit Spott und Hohn und jener schleuderte ihm dafür mündlich den Bann ins Gesicht. Theodor blieb ruhig, spannte eine geladene Pistole, schlug auf den Patriarchen an und bat ganz sanft: ‚Bester Vater, gib mir deinen Segen!' David fiel auf die Kniee, stand wieder auf und ertheilte mit zitternden Händen den Segen."

Sowohl die Weltgeistlichen als die Mönche und Nonnen sind im höchsten Grade liederlich. Trotz des Christenthums herrscht unter den Reichen noch Vielweiberei. Die Ehen binden keinen Theil, in keiner einzigen soll Treue gehalten werden, Rüppel fand ein siebzehnjähriges Frauenzimmer, welches bereits von sieben Männern geschieden, sich mit dem achten vermählte. Wie roh die Sitten sind, erhellt daraus, daß man das Fleisch der Thiere frisch ißt, indem es dem Thier aus dem lebendigen Leibe geschnitten wird. Als Bruce diese Sitte zuerst beschrieb, wollte ihm niemand in Europa glauben, allein es wurde ihm später von Salt und Rüppel vollständig bestätigt. Dazu denke man sich fabelhaften Schmutz in der Kleidung und Wohnung. „Das sehr ungeregelte Leben der Abessinier ist auch die Ursache vieler Krankheiten, die große Verheerungen unter ihnen anrichten. Geschlechtliche Vergehen und Krankheiten sind allgemein verbreitet, ebenso Krätze und die arabische Gliederkrankheit; bei letzterer schnurrt die Haut an den Finger- oder Zehengelenken zusammen, das Glied stirbt nach und nach ab und löst sich endlich ganz vom Körper. So verliert der Kranke ein Glied der Finger und der Zehen nach dem andern, bis der nackte Stumpf der vier Gliedmaßen allein übrig geblieben ist und der sonst scheinbar gesunde Mensch zum hülflosen Geschöpf wird."

Die schon erwähnten Gallaneger, die bereits von allen frühern Reisenden als überaus tapfer geschildert sind, werden hier auch wegen ihrer körperlichen Schönheit gerühmt. „Diese nördlichen Galla sind fanatische Muhamedaner geworden, während es den christlichen Abessiniern nicht gelungen ist, unter ihnen viel Proselyten zu machen. Auch diesen heidnischen Galla gegenüber bewährt sich wieder die afrikanische Regel: Der Islam siegt über das Kreuz." Von der Schönheit der Gallanegerinnen wird sehr viel Wesen gemacht. „Ein Hauptsclavenmarkt ist Metemmé, die Hauptstadt des Gebietes Gallabat, an der Grenze zwischen Abessinien und dem ägyptischen Sudan. Baker besuchte dort 1862 die Sclavenhändler. Sie wohnten in großen Mattenzelten und besaßen viele junge Mädchen von außerordentlicher Schönheit, deren Alter zwischen neun und siebzehn Jahren wechselte. Diese liebenswürdigen Gefangenen mit einer schönen braunen Farbe, zart geformten Zügen und Gazellenaugen waren Gallamädchen, welche aus ihrem Vaterlande an den abessinischen Grenzen von abessinischen Händlern hierher geführt wurden, um in die türkischen Harems verkauft zu werden. So schön diese Mädchen sind, taugen sie zu keiner schweren Arbeit und kränkeln und sterben bald, wenn man sie

nicht freundlich behandelt. Man sieht mehr als eine Venus unter ihnen, und nicht genug, daß ihr Gesicht und ihr Wuchs vollendet schön sind, beweisen sie denen, welche sie gut behandeln, die größte Anhänglichkeit und werden sehr brave und treue Frauen. Es liegt etwas eigenthümlich Gewinnendes in der natürlichen Anmuth und Milde dieser jungen Schönheiten, deren Herz jenen tieferen Liebesgefühlen, welche unter rohen und rauhen Stämmen selten bekannt sind, eine rasche Antwort geben. Ihre Formen sind auffallend elegant und anmuthig, die Hände und Füße namentlich außerordentlich zart. Die Nase ist gewöhnlich leicht gebogen und mit großen und schöngeformten Oeffnungen versehen. Das schwarze und glänzende, aber ziemlich grobe Haar, reicht etwa bis zum halben Nacken hinunter. Obgleich diese Mädchen aus den Gallaländern sind, bezeichnen sie sich stets als Abessinierinnen und sind unter diesem Namen allgemein bekannt. Sie sind außerordentlich stolz und hochgesinnt und lernen merkwürdig schnell. In Chartum haben sich mehrere der angesehensten Europäer mit solchen reizenden Damen verheirathet, welche ihren Männern ohne Ausnahme große Liebe und Ergebenheit bewahren. In Gallabat betrug der Preis für eine dieser Schönheiten zwischen 25 und 40 Thalern." Der Missionär Zander heirathete ein solches Mädchen und rühmt sie außerordentlich wegen ihres Verstandes und ihrer Sittsamkeit.

Die letzte große Katastrophe, welche Abessinien betroffen hat, wird am Schluß des Werks ausführlich geschildert, wenn auch weniger in militärischer Beziehung, als in Bezug auf den jedenfalls sehr interessanten König Theodor. Manchem Leser wird neu seyn, daß einem alten abessinischen Volksglauben zufolge schon lange die Wiederkehr eines König Theodor in der Weise erwartet wurde, wie die des Barbarossa in Deutschland. Dieser Glaube kam natürlicherweise dem neuen Usurpator sehr zu statten. Am anziehendsten ist von S. 275 an die Beschreibung einer Reise des König Theodor mit einem zahlreichen Gefolge, nicht nur von Kriegern, sondern auch von Priestern, von Damen und Trägern des Gepäcks, von Eunuchen, ja von Gefangenen in Ketten, die alle mitlaufen mußten. Desgleichen von Musikern und Sängern. Eine große Menge gemeiner Weiber trugen Massen von hohlen Kürbissen, in denen allerlei aufbewahrt wurde, und damit das Heer nicht Hunger leide, wurden große Viehheerden aller Art mitgenommen. König Theodor hatte auf der Reise, wie in seinem Palast, stets vier lebendige Löwen um sich von ansehnlicher Größe, aber so zahm, daß sogar das Vieh auf der Reise dicht neben ihnen sorglos zu weiden pflegte.

Schließlich wird das Ende des Königs in Magdala geschildert. Da die Engländer von dort wieder abgezogen sind, ohne das eroberte Land behaupten zu wollen, werden auch wohl die englischen und deutschen Missionäre dort zunächst keinen Boden mehr finden. Alle, die das Volk in Abessinien kennen gelernt haben, halten es für unmöglich, daß das Christenthum in der protestantischen Form dort Eingang finden könne.

Aeltere deutsche Literatur.

Das älteste deutsche Faustbuch. Wortgetreuer Abdruck der editio princeps des Spies'schen Faustbuchs von 1587. Nebst Varianten 2c. von Dr. August Kühne. Zerbst, 1868.

Eine dankenswerthe Ausgabe. Auch die beigegebenen Noten und Erklärungen nehmen wir gern in den Kauf und erlauben uns nur die Bemerkung, daß der Herausgeber wohl gethan haben würde, wenn er sich nicht blos an die Einzelheiten gehalten, sondern mehr Geist und Bedeutung der ganzen Dichtung ins Auge gefaßt hätte. Die vielen Zauberstückchen, die zum Theil erst später in die Faustlegende hineingepfuscht worden sind und die man auch in andern Zauberbüchern findet, sind nicht die Hauptsache und ihre Erklärung für den Leser viel weniger wichtig, als das Verständniß der Legende überhaupt. Im Doctor Faust personificirte ein geistvoller katholischer Kleriker im südwestlichen Deutschland den Geist der neuern Zeit, wie er seit Einführung der Reformation und der classischen Studien auf Universitäten und Schulen, der Renaissance an den Höfen herrschend geworden war und sich dem alten Kirchenglauben des Mittelalters direct entgegengesetzt hatte. Faust beginnt in Wittenberg, weil es die Wiege der Reformation war. Faust treibt Zauberkünste, weil die auf den damaligen Universitäten aufgekommene Naturwissenschaft sich noch stark im Aberglauben befangen fand. Faust citirte die Geister der Weisen und Heiden aus dem heidnischen Alterthum und beschwor sogar die schöne Helena von Griechenland, daß sie ins Leben zurückkehren und mit ihm buhlen mußte. Daraus erkennt man sehr deutlich die Absicht des Dichters, der modernen Bildung, die in der That mehr dem Teufel als Gott zugewendet war, einen Spiegel vorzuhalten.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 81.** 7. October 1868.

Politische Flugschrift.

Der Rhein ist der Friede. Eine französische Flugschrift mit deutschem Vorwort und Randbemerkungen. Erlangen, Besold, 1868.

Die Chauvinisten in Paris hören nicht auf, uns mit Krieg zu bedrohen, während die französische Regierung von Friedensversicherungen überfließt. Diese Comödie spielt schon lange. Da der Hund nur bellt, nicht beißt und von seinem eigenen Herrn am Halsband gehalten wird, ist es nicht der Mühe werth, ihm auf sein Bellen zu antworten, und wenn er einmal beißen wollte, müßte man ohnehin nicht blos Worte gebrauchen.

Daß sich die Franzosen eben so wenig in unsere deutschen Angelegenheiten zu mischen haben, als wir uns in die ihrigen mischen, versteht sich von selbst. Glauben sie es anders, so werden sie sich doch durch keine Gründe eines bessern belehren lassen, als durch Schläge wie 1813. Die chauvinistischen Drohungen haben nur den Werth, diejenigen Deutschen zu beschämen, die noch immer unpatriotisch genug denken, um sich den schon so weit gediehenen Einheitsbestrebungen der deutschen Nation auch jetzt noch widersetzen zu wollen. Der patriotische Verfasser bemerkt S. 7: „Die Franzosen scheinen zu glauben, daß Niederträchtigkeit und Vaterlandslosigkeit den Deutschen angeboren seyen, und bauen auf diese Eigenschaften und den unter französischem Einfluß groß gezogenen süddeutschen Particularismus, um dadurch das deutsche Einigungswerk zu zerstören und ihre Eroberungspläne durchzuführen. Frankreich muß im eigenen Interesse Deutschland getrennt erhalten, nicht weil es ein geeinigtes, starkes Deutschland zu fürchten hätte, sondern, weil es dann nimmer wagen dürfte, deutsches Land zu rauben. Deshalb ging Frankreichs Streben immer dahin, weder Oesterreich, noch Preußen, noch Bayern stark werden zu lassen, sondern nur solche Staatengebilde zu dulden, die sich beständig in Schach halten und Frankreichs Einfluß auf Deutschland ermöglichen sollten.“

Die Sachlage ist indeß doch eine etwas andere geworden. Es ist ein großer Schritt zur Einheit Deutschlands gethan worden. Der süddeutsche Particularismus ist dominirt nicht blos durch die Augustverträge, auch durch das stark erwachte deutsche Nationalgefühl. Wenn Frankreich keine andere Allianz auftreibt, so wird es wohl lieber daheim bleiben. Es ist allerdings richtig, daß in Süddeutschland viele Leute den Hintergedanken hegen, den Franzosen zu helfen, wenn dieselben Deutschland angreifen sollten. Sie wagen sich aber mit diesem Hintergedanken nicht hervor, wenn nicht aus Scham, doch aus Besorgniß; denn sie wissen wohl, was sie riskiren würden, wenn sie sich offen als Verräther an der deutschen Nation proclamirten, unter französischen Führern gegen Deutschland föchten.

Frankreich selbst ist noch keineswegs dem Chauvinismus verfallen. Ollivier hat im gesetzgebenden Körper die volle Wahrheit gesagt, indem er darauf hinwies, daß ein Angriffskrieg auf Deutschland eine schlechte Speculation seyn würde, denn gesetzt auch, Frankreich siegte und gewönne das linke Rheinufer, so würde es damit nur verrathen, daß es die alte Politik Napoleons I. wieder aufnehme. Dadurch würde auch ganz Europa wieder allarmirt werden und es würden sich wieder so lange Coalitionen gegen Frankreich bilden, bis dasselbe wieder nothwendig unterliegen müßte. Wahrscheinlich trachtet das zweite Kaiserreich nicht darnach, alle Phasen des ersten wieder durchzumachen.

Wenn übrigens der französische Nationalstolz etwas beweisen soll, so ist es das, daß ein Franzose unter

keinen Umständen niederträchtig genug denken würde, um sich etwa mit Deutschland gegen sein französisches Vaterland zu verbinden oder in Berlin um Hülfe gegen Frankreich zu betteln, wie Hietzing und Compagnie in Paris betteln. Diejenigen Deutschen, die sich als feige Verräther ihrer eigenen Nation bei den Franzosen anbetteln, können von diesen zwar belächelt und benutzt, aber doch nur mit der tiefsten Verachtung angesehen werden.

Um wirklichen Verrath an der deutschen Nation nicht mehr zu dulden, ist der norddeutsche Bund schon stark genug, auch wenn irgend eine süddeutsche Regierung auf ihr eigenes Risiko bösem Rathe folgen und die Augustverträge brechen wollte. In den süddeutschen Bevölkerungen selbst übt der nationale Gedanke eine Macht aus, der auf die Dauer nichts mehr widerstehen kann, denn daß Süddeutschland und Norddeutschland zusammen gehören, verlangt ihre gemeinschaftliche Nationalität, ihre gemeinschaftliche Geschichte, ihre gemeinschaftliche Ehre, ihr materielles Interesse.

Wie viele tausendmal haben dieselben süddeutschen Demokraten, welche jetzt die deutsche Einheit hassen und auf jede Art verhindern möchten, seit drei Jahrzehnten den deutschen Regierungen vorgeworfen, ihr Particularismus, ihr dynastisches Privatinteresse sey das einzige, daher so schnell als möglich wegzuräumende Hinderniß der deutschen Einheit. Noch in der Paulskirche stimmten sie für die einheitliche Spitze und halfen den König von Preußen zum deutschen Kaiser wählen. Heute hassen sie nichts so sehr als Preußen und vertheidigen die jämmerlichste Kleinstaaterei. Abgesehen von diesem grellen Widerspruch machen sich die süddeutschen Demokraten eine schlechte Rechnung, wenn sie hoffen und wünschen, Preußen und der norddeutsche Bund möchten durch Frankreich überwältigt werden. Napoleon III. oder wer immer die Erbschaft der wieder erneuten altnapoleonischen Eroberungspolitik übernähme, könnte und würde auch in Deutschland wieder nur die Säbelherrschaft etabliren und wenn er Schwaben auch nicht durch gewaltthätige Generale und Präfecten in Sclaverei erniedrigen und um seinen Wohlstand bringen würde, sondern die Dynastien als zum zweitenmal neugebackene Rheinbundkönige bestehen ließe, so würde die deutsche Freiheit gewiß ebenso, wie ihre Einheit, nur noch eine Erinnerung seyn.

Auch die ultramontane Partei, die sich bei den Zollparlamentswahlen in Süddeutschland so rührig zeigte, nur geschworene Feinde der deutschen Einheit aus den Wahlurnen hervorgehen zu lassen, und deren Presse niedrigster Extraction sogar mehrmals die französische Fahne aus ihrem Versteck hervorzog, darf eben so wenig darauf rechnen, daß durch die Wiederkehr napoleonischer Eroberungspolitik die kirchlichen Interessen gefördert werden würden. Der Imperialismus hat für die Kirche immer nur Ketten, wenn er sie auch vergoldet. Uebrigens fällt die ultramontane Presse in Süddeutschland in eben solche Widersprüche mit sich selbst, wie die demokratische. Sie hat lange Zeit mehr das österreichische Staatsinteresse, als das Interesse der Kirche vertreten und das machte sich, so lange das ganze liberale Philisterium in Deutschland sich noch einbildete, die österreichische Regierung sey ultramontan oder jesuitisch gesinnt. Das war sie nun gar nicht, während der ganzen metternich'schen Periode nicht und auch nicht in der Concordatszeit. Nur das Deckblatt war römisch christlich, die ganze Masse inwendig war schon zu Metternichs Zeiten verjüdelt, gottlose Frivolität und Unzucht, in den höhern, wie niedern Regionen Wiens. Nun endlich der lustige Teufel seine Hörner nicht mehr verstecken kann, noch will, nun weiß die österreichisch gesinnte Partei der Ultramontanen im südwestlichen Deutschland nicht recht mehr wo hinaus. Schreiben sie noch im Sinn der österreichischen Regierung, so thun sie dem Papst wehe, vertheidigen sie die Kirche, so fallen sie in die Ungnade des Herrn v. Beust.

Die süddeutschen Anhänger des französischen Chauvinismus, die immer ein Bündniß Oesterreichs mit Frankreich gegen Preußen in Aussicht stellen, leisten damit auch Oesterreich einen schlechten Dienst, denn Oesterreich kann sich weniger als je Vortheile von einem europäischen Kriege versprechen wegen seiner traurigen Finanzlage und wegen der reservirten Haltung Ungarns. Auch sollte man meinen, Herr v. Beust sey ein zu voraussichtiger Politiker, um nicht klar darüber zu seyn, daß jeder muthwillig von Zaune gebrochene europäische Krieg, welcher Preußen in die Arme Rußlands treiben würde, für keinen Staat verhängnißvoller werden würde, als grade für den österreichischen.

Im Gefühl, daß sie selber keine reelle Macht darstellen, sondern nur Windmacher sind, haben die süddeutschen Feinde der deutschen Einheit sich das Armuthszeugniß ausgestellt, den todtgebornen und schon seit zwei Jahren begrabenen Südbund wieder auszugraben und Gevatter bei ihm stehen zu wollen. Hessen kann einem solchen Bunde, Baden will ihm nicht beitreten. Also bleiben nur Bayern und Württemberg übrig, ein kleiner Riese und ein großer Zwerg, die unter allen deutschen Staaten am wenigsten zu einander passen würden.

Alle Programme, welche die süddeutschen Feinde

der deutschen Einheit bisher aufgestellt haben, sind mit Ausnahme der Appellation an die französische Hülfe, leere Windbeuteleien und kaum ernst gemeint. Auch die Politik des Zuwartens bringt ihnen keinen Vortheil. Wenn der Storch den Karpfen wegwirft, weil er einen Hecht haben will, muß er sich zuletzt vielleicht mit einem Frosch begnügen. Solche allzu klug seyn wollende Fischerei im Trüben ist den Kleinstaaten schon im alten Griechenland schlecht bekommen.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß der Deutsche auch deutsch denke und handle, daß jeder Deutsche seine Rechte nur aus denen der deutschen Gesammtnation schöpfe und auch keine andere Pflichten übernehme als für sie. Wie die einzelnen Glieder und Organe eines Körpers, so gehören die Hessen, Franken, Schwaben, Bayern der einigen deutschen Nation an. Wollte jedes einzelne Glied selbstständig seyn, das einzelne Bein oder der einzelne Arm für sich agiren, sogar die selbständig seynwollende Nase, der souveräne kleine Finger, das souveräne Ohrläppchen sich vom Ganzen trennen, nicht mehr dem Ganzen dienen, dem einheitlichen Willen nicht mehr gehorchen, sich mit den andern Gliedern herumschlagen wollen, so würde man vom Ganzen sagen: der Kerl ist verrückt. Die Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme zu einem einzigen großen Reichskörper versteht sich ebenso von selbst, wie die Zusammengehörigkeit aller Franzosen zum französischen Reich. Zu dieser Einigkeit hat die Natur selbst jede Nation bestimmt durch die Gleichartigkeit der Race, der Sprache und durch die geographische Zusammengehörigkeit.

Das südwestliche Deutschland hat nur eine natürliche und große Aufgabe, nämlich die Vertheidigung des Oberrheins gegen den Erbfeind der deutschen Nation, der den Oberrhein schon so oft räuberisch überschritten und uns angegriffen und mißhandelt hat, ohne daß wir ihn je beleidigt oder herausgefordert hätten.

Bekanntlich hatten die beiden Pariser Frieden von 1814 und 1815, so wie der Wiener Congreß keinen andern Zweck, als Preußen einzuengen und zu schwächen und die von dort ausgegangenen deutschen Einheitsbestrebungen zu unterdrücken, die Kräfte, die im großen deutschen Volke schlummern, wie ein Redner im Congreß zu Washington sagte, nicht aufkommen zu lassen. Diesem System gemäß wurden die letzten patriotischen Regungen durch die Karlsbader Beschlüsse von 1819 und durch die Mainzer Central-Untersuchungs-Commission mit grausamer Härte namentlich gegen die patriotische Jugend unterdrückt.

Um jede Hoffnung auf die Wiedergeburt Deutschlands von vorn herein zu vereiteln, mußte nun Frankreich auch Elsaß, Lothringen und Burgund, die es uns widerrechtlich geraubt hatte, und seine starke Stellung am Oberrhein behalten. Es behielt die Festungen Straßburg und Metz, um von hier aus beständig die kleinen Staaten Mittel- und Süddeutschlands bedrohen zu können. Alles nur in der Absicht, eine Vereinigung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten unter Preußen zu verhindern. In Norddeutschland wurden die Königreiche Hannover, der Niederlande und Dänemark neu geschaffen oder vergrößert, um Preußen einzuengen. Das südwestliche Deutschland aber blieb vertheidigungslos jedem Angriff Frankreichs bloßgestellt, damit es aus Furcht vor Frankreich niemals wagen sollte, sich zu einer deutschen Politik zu bekennen und sich im deutschen Interesse mit Preußen zu verbinden.

Aus dem nämlichen Grunde wurde auch von den 20 Millionen Franken, welche 1815 von Frankreich bezahlt und einstweilen dem jüdischen Hause Rothschild in Frankfurt a. M. anvertraut worden waren, 25 Jahre lang der Gebrauch nicht gemacht, für den man sie anfangs, um das gute deutsche Publikum zu täuschen, auf dem Papiere bestimmt hatte. Es hatte nämlich von diesem Gelde eine große deutsche Bundesfestung zur Vertheidigung der kleinen Staaten am Oberrhein gegen Frankreich erbaut werden sollen. Sie wurde aber nicht erbaut, sondern die Zinsen des Geldes anders verwendet. Wurde einmal nach dieser wichtigen Angelegenheit gefragt, so hieß es, der Festungsbau pressire nicht, man habe ja Frieden und überdies seyen Oesterreich und die süddeutschen Mittelstaaten über die Wahl des Orts noch nicht einig geworden. Baden und Württemberg wollten eine Festung im Rheinthal Straßburg gegenüber, zum Schutz ihrer Länder haben, Oesterreich aber ziehe Ulm vor, weil dies in mehr unmittelbarer Nähe den Kaiserstaat schütze. So wurde die Entscheidung wissentlich und künstlich hingehalten, bis erst im Jahr 1840 Frankreich zum erstenmal wieder Deutschland mit Krieg bedrohte und Becker sein berühmtes Lied anstimmte: „Sie sollen ihn nicht haben!" Jetzt erst glaubte die Diplomatie etwas thun zu müssen, um das aufgeschreckte deutsche Publikum wieder in Schlaf zu wiegen, und der Bundestag nahm den Vorschlag an, welchen Preußen bereits am 29. August 1839 gemacht hatte, daß von dem vorhandenen Gelde die beiden Festungen, unter denen man bisher keine Wahl hatte treffen können, nämlich Rastatt und Ulm, zugleich gebaut werden sollten.

In der Bundesmilitärcommission wurden damals noch andere Vorschläge erörtert, ohne daß ihnen wäre

Folge gegeben worden. Sie bezweckten, das Vertheidigungssystem des nordwestlichen Deutschland durch ein süddeutsches dergestalt zu vervollständigen, daß es dem wirklichen Bedürfniß auch genügen könne, wozu Rastatt und Ulm allein nicht ausreichten. Es handelte sich dabei nicht darum, eine Operationsbasis zum Angriff zu gewinnen, sondern lediglich um Vertheidigung gegen Angriffe, die von Frankreich her gemacht werden könnten.

Die Hauptlinie, welche die Franzosen gewöhnlich wählten, wenn sie in Deutschland einfielen, war die Straße, welche von Straßburg aus nördlich um den Schwarzwald herum führt, über Pforzheim nach Cannstadt, von welchem ersten Knotenpunkt aus sie sich nach Ulm, Nördlingen oder Würzburg bewegen konnten. Ein noch näherer Weg führte sie über den Kniebis und Freudenstadt nach Stuttgart und Cannstadt.

Ein zweiter mittlerer Weg führte sie über Offenburg durch das Kinzigthal nach Hausach und von da entweder über Rottweil und Tuttlingen oder Villingen und Donaueschingen nach Stockach in die Nähe des Bodensees. Ein dritter mittlerer Weg führte sie von Breisach über Freiburg durchs Höllenthal ebenfalls nach Stockach.

Nun folgen noch vier Straßen vom Süden aus der Schweiz her, die eine von Basel aus über Waldshut und Schaffhausen nach Stockach, die andere von Aarau über Zurzach und Schaffhausen nach Stockach, die dritte von Zürich aus über Winterthur und Schaffhausen nach Stockach, die vierte von Frauenfeld aus über Constanz nach Stockach. Hieraus nun ergab sich die außerordentliche Wichtigkeit Stockachs für die Vertheidigung Oberschwabens und auch die Zweckmäßigkeit einer Befestigung von Offenburg oder Hausach.

Die zuerst genannte nördliche Operationslinie der Franzosen erscheint als die wichtigste, weil auf ihr die beiden Hauptstädte Karlsruhe und Stuttgart liegen, deren rasche Besitznahme dem Feinde von politischem Interesse seyn muß, und weil von hier aus der Feind am leichtesten mit andern seiner Heertheile, die vom Mittel- und Niederrhein eingefallen sind, gegen die Mitte Deutschlands cooperiren kann.

Der zweite wichtigste Punkt der Vertheidigung ist Stockach, wohin alle westlichen und südlichen Operationslinien des Feindes convergiren. Beide Vertheidigungssysteme, das nördliche, welches mit Rastatt beginnt, und das südliche, welchem die Befestigung von Stockach noch fehlt, finden ihren Schlußpunkt in Ulm, wohin der Feind auf dem nördlichen, wie auf dem südlichen Wege zu gelangen trachten wird. Um ihm den Zugang von Süden zu erschweren, hat man an eine Befestigung von Biberach gedacht, welches zwischen Ulm und Stockach in der Mitte liegt.

So weit gingen die Vorschläge und Pläne in der Bundesmilitärcommission vor jetzt 28 Jahren. Unterdeß hat man Ulm und Rastatt gebaut. Weiter aber ist nichts geschehen, und was weiter geschehen wird, wissen wir nicht.

Roman.

Verdorben zu Paris. Roman von Hans Hopfen. 2 Bände. Stuttgart und Leipzig, A. Kröner, 1868.

Dieser Roman ist nicht nur sehr gut geschrieben, sondern hat auch eine achtungswürdige und zeitgemäße Tendenz. Die Heldin des Romans ist nämlich eine junge deutsche Elsäßerin, die im Sündenleben zu Paris zu Grunde geht. Sie heißt Gretchen und wenn man liest, wie der diabolische Anatole, ein echter Pariser Schwindler, sie langsam umgarnt, wird man unwillkürlich an Gretchens Faust und Mephistopheles erinnert. Der Styl des Dichters ist voll Leben und Feuer, die einzelnen Scenen der Lust und des Kummers, der Sprödigkeit und der Hingebung sind meisterhaft ausgeführt. Wir verweisen nur auf die reizende Schilderung des spröden und zugleich eifersüchtigen Mädchens, wie sie dem Geliebten plötzlich um den Hals fällt (Theil I S. 281) und als schauerliches Gegenbild dazu die Scene (Theil II S. 108), in welcher der ungeliebte Bösewicht seinen Triumph über sie feiern will, dem sie durch eine rasche That zwar entrinnt, aber nur, um in kalter Nacht, barfuß auf offener Straße dem Tode im Spital entgegenzuwanken.

Der tragische Eindruck, den uns dieser interessante Roman hinterläßt, würde unerquicklicher seyn, wenn es der geistreiche Verfasser nicht verstanden hätte, auf der Nachtseite des Pariser Lebens uns die junge Elsäßerin in reizender Munterkeit zu portraitiren. Er gibt ihr auch den Namen Fröhlich und so sehen wir lieber auf ihr Bild, als auf den schwarzen Hintergrund, der ihm zur Folie dient.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 $^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, | N° 82. | 10. October 1868.

Astronomie.

Die Sonne. Eine Uebersicht der Resultate, welche die seitherigen Forschungen über den Sonnenkörper ergeben haben. Von Dr. Ph. Carl, Privatdocent. 2. Ausgabe. München, Merhoff's Verlag, 1868.

Die jüngste Sonnenfinsterniß hat lebhaftes Interesse für das Studium des Sonnenkörpers erregt und umsomehr, als in den letzten Jahren ganz neue Vermuthungen über die Beschaffenheit dieses Körpers aufgetaucht sind. Die Sonne soll nämlich, wie man in früherer Zeit glaubte, was nachher als Wahn verworfen wurde, doch wirklich brennen, weil es gelungen ist, in ihrer Photosphäre Gase zu entdecken, die den irdischen brennbaren Gasen ähnlich seyen und welche die Sonne als ein großes Gaslicht erscheinen lassen. Eine Entdeckung, die einem Rückschritt der Wissenschaft viel ähnlicher sieht, als einem Fortschritt.

Thatsächlich ist, was der Verfasser in der vorliegenden kleinen Schrift in präciser Kürze zusammenstellt. „Die Sonne ist sonach im Durchmesser 112mal, der Oberfläche nach 12,500mal, dem körperlichen Inhalte nach 1,400,000 mal größer als die Erde, und eine Reise um die Sonne würde eine 12mal längere Zeit in Anspruch nehmen, als eine Reise nach dem 50,000 Meilen weit entfernten Monde. Man kann sich leicht eine bildliche Vorstellung von dieser bedeutenden Größe machen, wenn man sich die Sonne selbst als eine hohle Kugel und in deren Mittelpunkt die Erde sammt dem Monde in seiner wirklichen Entfernung versetzt denkt; der letztere könnte dann nicht blos ungehindert die Erde umkreisen, sondern es bliebe zwischen ihm und dem nächsten Punkte auf der Oberfläche der Sonne noch eine Entfernung übrig, welche nur etwa um ein Fünftel kleiner wäre als der Abstand des Mondes von der Erde selbst. Dabei ist aber auch die Entfernung der Sonne von der Erde ungemein groß, sie beträgt nämlich 20 Millionen Meilen, und ein Eisenbahnzug, welcher 7 Meilen in der Stunde zurücklegte, also schneller ginge denn unsere Courierzüge, würde 350 Jahre brauchen, um von der Erde zur Sonne zu gelangen."

Die Sonne dreht sich in 25 $^1/_2$ Tag einmal um sich selbst und die s. g. Sonnenflecken drehen sich mit, so daß man sie, wenn sie am Rande zuerst sichtbar werden, nur als schmale Streifen sieht, die sich ausbreiten, jemehr sie in die Mitte vorrücken. Die Flecken haben einen schwarzen Kernschatten und einen helleren Halbschatten und verhalten sich wie Trichter, die durch mehrere Regionen der Sonnenoberfläche hindurchgehen. Der tiefste Trichter reicht unmittelbar bis zum dunklen Sonnenkörper hinab, durch die wolkige Photosphäre hindurch. Aus dem Halbschatten aber schloß Herschel, zwischen dem dunklen Sonnenkörper und der leuchtenden Photosphäre müsse noch eine zweite Umhüllung des Sonnenkörpers liegen. Die Unregelmäßigkeit und Veränderlichkeit der Flecken oder Trichter läßt vermuthen, daß sie den Rissen in unsern Wolken gleichen und das Material der Photosphäre erscheint dabei mannigfaltig aufgewühlt, so daß neben dem lichtleeren Trichter sehr helle Lichtanhäufungen gesehen werden, die s. g. Sonnenfackeln.

Für ein genaueres Studium dieser Sonnenfackeln und überhaupt den in der Photosphäre vor sich gehenden Bewegungen ist nun die Beobachtung einer totalen Sonnenfinsterniß sehr wichtig, denn sobald die Sonnenscheibe ganz von der Mondscheibe bedeckt erscheint, man aber doch noch am Rande feurige Auswüchse, die s. g. Protuberanzen bemerkt, kann kaum ein Zweifel seyn, daß diese letzteren Theile, gleichsam Flocken der Photosphäre sind. Sie haben theils eine zackenförmige, theils eine wolken- oder flammenartige Form. Wichtig erscheint dabei folgende Beobachtung, die man bei der Sonnenfinsterniß

am 18. Juli 1860 gemacht hat. „Die Protuberanzen kamen anfangs blos auf der Ostseite des Mondrandes vor, erst gegen die Mitte der Totalität erschienen dieselben auch an der Westseite und nahmen allmälig an Höhe zu, während die östlichen nach und nach abnahmen und gänzlich verschwanden." Bei der großen Sonnenfinsterniß am 18. August 1868 beobachtete Dr. Weiß zu Aden im südlichen Arabien drei größere Protuberanzen, worunter eine scharf begrenzt und fingerförmig im lebhaftesten Carminroth glänzte, beiläufig so lang war wie der achte Theil des Sonnenhalbmessers und während der ganzen Dauer der Totalität sichtbar blieb. Leider sagt er uns nichts über den Gegensatz von West und Ost, den man 1860 bemerkt hat.

Sofern man die Spectra aller uns erkennbaren leuchtenden Stoffe in ihrer Verschiedenheit erkannt hat, entdeckte man auch in der Sonnenphotosphäre Uebereinstimmungen mit brennbaren Gasen, die auf unserer Erde vorkommen. In jedem Spectrum nämlich sieht man auch dunkle Linien, deren Zahl und Form nach dem Material des leuchtenden Körpers verschieden ist. Es sind die s. g. Frauenhofer'schen Linien. „Untersucht man in gleicher Weise leuchtende Gase, so findet man, daß das Licht derselben nach dem Durchgange durch das Prisma in der Regel gegenüber dem Sonnenspectrum ein mehrfach unvollständiges Spectrum zeigt, welches je nach dem angewendeten Gase in Bezug auf die erscheinenden Farben verschieden ist und in welchem sich mehr oder weniger isolirte helle Linien vorfinden. Bringt man sodann hinter das leuchtende Gas eine Lichtquelle von hinreichender Intensität, in deren Spectrum diese hellen Linien fehlen, so werden an der Stelle derselben dunkle Linien auftreten. Nun kann man sich die Atmosphäre der Sonne als aus einer Reihe von Gasen bestehend denken, in deren Spectren die Frauenhofer'schen Linien ursprünglich als helle Linien vorkommen; der Grund warum uns dieselben dunkel erscheinen, liegt in der hinter der Atmosphäre befindlichen, sehr intensiven Lichtquelle, der Photosphäre. Es läßt sich also durch eine genaue Vergleichung der Spectren der uns bekannten Gase mit dem Sonnenspectrum bestimmen, welche von diesen Gasen in der Atmosphäre der Sonne vorkommen und welche von ihnen darin fehlen. Eine solche Vergleichung haben denn Kirchhoff und Bunsen für eine große Anzahl von Gasen wirklich ausgeführt und gefunden, daß Eisen, Calcium, Magnesium, Natrium, Chrom und Nickel in der Sonnen-Atmosphäre vorhanden sind. Nur in geringer Quantität finden sich vor Baryum, Kupfer und Zink, ganz fehlen dagegen Gold, Silber, Quecksilber, Aluminium, Cadmium, Zinn, Blei, Antimon, Arsen, Strontium, Lithium, Silicium; nicht mit Sicherheit läßt sich das Vorhandenseyn von Kobalt nachweisen."

Wie interessant immer diese Entdeckung ist, so berechtigt sie doch nicht zu dem Schlusse, daß die Sonne brenne. Auf unserer Erde kommt das Gaslicht ausschließlich von der Verbrennung ursprünglich fester Körper her und wird dadurch eine Materie aufgezehrt. Es wäre nun doch wohl sehr voreilig, wenn man die ganze Sonne als blos zu dem Zwecke geschaffen dächte, wie das Material in einem Hochofen zu brennen, um unserer Erde und den andern dunklen Planeten als Lampe zu dienen. Dieser große, unser ganzes Planetensystem beherrschende Körper hat ohne Zweifel eine viel wichtigere Bestimmung und ist viel reicher organisirt, als daß er eine blos zur Selbstverzehrung bestimmte glühende Kugel seyn sollte. Den großen Himmelskörper, von dem alles Leben auf unserer Erde geweckt wird, dürfen wir uns nicht in Jahrtausendlanger Selbstzerstörung, als eine Stätte der Vernichtung denken.

Schulwesen.

Die moderne deutsche Volksschule mit Rücksicht auf die neuesten Gesetzgebungen über das Volksschulwesen in Süddeutschland von Dr. Carl Zell. Frankfurt a. M. Verlag für Kunst und Wissenschaft, 1868.

Der würdige Gelehrte, der diese kleine Flugschrift verfaßt hat, bringt aufs neue die gerechten Beschwerden der Katholiken in Baden in Bezug auf die neuen Schulgesetze zur Geltung.

Nirgend in der Welt maßte sich früher eine Staatsgewalt eine solche Tyrannei über Leiber und Seelen an, als in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten. „Es waren in der ganzen Christenheit bei Katholiken und Protestanten nur die deutschen Territorialherrn, welche in ihrer Herrschaft so weit gingen, und nur die unter so vielen zum Theil ganz kleinen Territorialherrn getheilte und daher geschwächte deutsche Nation ließ sich einen solchen Zwang gefallen. So z. B. mußten die protestantischen Bauern in dem Herzogthum Nassau Weilburg im Jahre 1776 durch militärische Execution dazu gezwungen werden, ein neues ABCbuch von der Schule brauchen zu lassen, in welchem statt des Vaterunsers, der zehn Gebote und des Glaubens moralische Erzäh-

lungen und Gedichte standen. Man nannte diese militärische Execution damals den ABCbuch-Krieg, der dem armen Volke 60,000 Gulden kostete. Von den gegen diese neue Richtung der deutschen Pfarrschulen opponirenden Schriftstellern ist der treffliche Justus Möser zu nennen, der in einem satyrischen Aufsatze seiner patriotischen Phantasien sich dagegen erklärt."

Im Anfang unseres Jahrhunderts veranlaßte der an sich gerechtfertigte Wunsch, einen neuen Geist in die preußische Nation zu bringen und nach all den Verkehrtheiten, die das Unglück von Jena herbeigeführt hatten, die Nation wieder zu verjüngen, gutgemeinte Neuerungen im Erziehungswesen, die aber schon während des Pestalozzischwindels und nachher unter dem Ministerium Altenstein und unter dem Einfluß der Hegelei im Diesterwegschwindel auf kaum begreifliche Abwege führten. „Pestalozzi sah selbst vor seinem Lebensende seine Irrthümer und Täuschungen sowohl hinsichtlich seiner Methode als seiner religiösen Auffassung vollständig ein; und nach der Wahrheit und Lauterkeit seines sittlichen Charakters nahm er keinen Anstand, dieses selbst zu erklären." Diesterweg trieb es in Preußen so toll, daß ihm endlich die oberste Leitung der Volksschulen aus den Händen genommen werden mußte und ein neues Ministerium aus dem pädagogischen Wahnsinn den Rückweg zur Natur und Vernunft einschlug. „Grade in Preußen, wo früher durch die Begünstigung des Seminardirectors Diesterweg und seiner Richtung so viel gefehlt worden war, mußte man die gemachten Erfahrungen am besten zu benützen. Eine Frucht dieser Umkehr sind die von dem preußischen Cultusminister von Raumer erlassenen drei Regulative für das evangelische Volksschulwesen in dem preußischen Staate, vom 1., 2. und 3. October 1854. Sie sind für die pädagogischen und politischen Parteimänner ein Gegenstand beständiger Anfeindung; aber in Wahrheit eine rationelle und praktische Reform des Volksschulwesens, wodurch sich Preußen um das gemeinsame deutsche Vaterland verdient gemacht hat. Inzwischen ließen aber die Lobpreiser der modernen Volksschule, gestützt auf politische Parteien und die Tagespresse, nicht ab, die Trennung der Schule von der Kirche zu predigen. Dazu dienten besonders die öffentlichen Versammlungen der Volksschullehrer, an welchen den preußischen Volksschullehrern die Theilnahme verboten wurde, welche aber von Regierungen, die dem Zuge des Liberalismus folgten, auffallend begünstigt wurden. Durch ein theils ultraradical rücksichtsloses, theils unklares Getriebe, zeichneten sich darunter besonders die Versammlungen zu Mannheim (1863) und zu Wien (1867) aus."

Auch im Königreich Würtemberg hat man ein vernünftiges Maaß eingehalten. „Außer der Verbesserung der finanziellen Lage der Lehrer wird durch diese Novelle ein Ortsschulrath für jede Pfarrschule eingesetzt. Aber dem Pfarrer bleibt doch der Vorsitz darin kraft seines Amtes. Auch die leitenden Oberbehörden der Schulen, bleiben wie früher confessionell gesondert. Wenn in der württembergischen Organisation des Elementarschulwesens auch die Einflüsse der modernen Volksschule sichtbar sind, so ist doch dort sowohl bei den Staatsbehörden zu viel Wissen und Einsicht und unter dem Volke zu viel gesunder Verstand und Energie des Charakters, als daß man sich hätte so weit auf dieser Bahn verirren können, als dies anderswo geschehen ist."

Nur in Baden wird der pädagogische Schwindel in seiner antikirchlichen Richtung, die Träumerei einer durch die Volksschule zu erzielenden allgemeinen Bildung begünstigt. Der Verfasser zeigt, in welchem ungeheuern Widerspruch sich dieser pädagogische Traum mit dem wirklichen Bedürfniß und der wirklichen Fähigkeit der Jugend befinde. „Die Kinder des Volkes, darunter nicht wenige von Haus aus verwildert und verwahrlost, besuchen in großen Massen die Schule, täglich ein paar Stunden; sie thun dies bis zu dem 13.—14. Lebensjahr, ehe also ihr Verstand nur einige Reife hat. Wenn der Lehrer der Mehrzahl dieser Masse die Elementarkenntnisse des Lesens, Schreibens, Rechnens bis zu einiger Fertigkeit und Sicherheit beibringt nebst der Kenntniß der biblischen Geschichte und des Katechismus, auch ganz abgesehen von andern gemeinnützigen oder Realkenntnissen; wenn er dabei die Jugend nur etwas zur Reinlichkeit, Zucht und Ordnung heranzieht, so ist dieses schon sehr viel. Man wird unsern deutschen Elementarschulen nicht Unrecht thun, wenn man behauptet, daß die Mehrzahl derselben in der Wirklichkeit es kaum so weit bringt. Es ist unter solchen Umständen wahrhaft lächerlich, in den pädagogischen Systemen und bei den Herolden der Wichtigkeit dieser Kinderschulen, von denselben die Phrasen zu lesen, als sollten oder könnten sie geben: ‚eine harmonische Ausbildung aller Kräfte, Hebung des Volksgeistes, eine rein menschliche, geistige, moralische und ästhetische Ausbildung.'"

Weiter bemerkt der Verfasser, daß in der Schule nicht nur eine Menge Dinge gelehrt werden, die das Volk gar nicht braucht, daher auch über seiner praktischen Thätigkeit und Arbeit bald wieder vergißt, sondern daß die Kinder in freien Stunden manches Nöthige z. B. lesen und schreiben, auch daheim lernen könnten. „Es hat Völker gegeben und kann noch solche geben, wo eine kleinere Zahl von Lesern und Schreibern sich

findet, und die dennoch an sittlicher Kraft, an Werken der Poesie und Kunst, an Helden und Denkern reicher sind, als Völker mit Zwangsschule und einer größern Procentzahl lesender und schreibender Seelen auf den statistischen Tabellen. Der Volksgeist beruht vorzugsweise auf Nationalcharakter, hergebrachter Sitte und auf der Religion des Volkes, nicht auf angelerntem Wissen in der Schule. Dazu kommt daß ein großer Theil der Kinder, die Lesen lernen, bei ihrem künftigen Lebensberuf, als Taglöhner und Fabrikarbeiter, fast gar nicht dazu gelangen von ihrer Kunst, wenigstens was Bücherlesen betrifft, Gebrauch zu machen; andere aber, und wohl der größere Theil, durch schlechte Bücher und Zeitungen um ihren natürlichen Verstand gebracht und sittlich verderbt werden. Aber auch alle Nothwendigkeit und Wichtigkeit des Lesens und Schreibens zugegeben, ist dazu die Schule, die Zwangsschule, so unbedingt nothwendig? Ist denn Lesen und Schreiben eine so schwere Kunst? Jeder, der selbst lesen und schreiben kann, ist im Stande, einem andern diese Kenntniß und Fertigkeit beizubringen. In jeder Familie, in welcher ein Mitglied lesen und schreiben kann, könnte dasselbe in den arbeitsfreien Stunden, besonders zur Winterszeit, den Kindern diesen Unterricht ertheilen. Wie viel könnte aber dann an der Schulzeit, an der Zahl von Lehrern gespart werden! Die dann noch übrig bleibenden nöthigen Lehrer könnten dann um so eher aus ihrer drückenden ökonomischen Lage in eine bessere gebracht werden. Warum sollte man auch nicht auf diesem traditionellen Wege des häuslichen Unterrichtes lesen und schreiben lernen? Der Ackerbau, die Landwirthschaft und viele häusliche Geschäfte, sind schwerer und erfordern mehr Aufmerksamkeit und Anspannung geistiger Kräfte als das Lesen und Schreiben, und bennoch werden sie auf diesem Wege gelernt."

„Wenn wir aus der unbefangenen Betrachtung der wirklichen Verhältnisse der Volksschule finden, daß dieselbe unmöglich diese Leistungsfähigkeit, diese große Wichtigkeit für den geistigen Aufschwung, für die Cultur der Nation haben kann, wie unsere eingebildeten Pädagogen und politischen Parteimänner von der modernen Volksschule glauben machen wollen: so finden wir unser Urtheil durch die Culturgeschichte des deutschen Volkes auf das augenscheinlichste bestätigt. Das geistige wie das materielle Licht kommt immer von oben, von einzelnen genialen Geistern der Nation; außerdem bringen eine Erweckung und Erhebung des Volksgeistes und Volkslebens große politische Ereignisse und große Entdeckungen und Erfindungen in Wissenschaft und Technik, die gleichfalls von einzelnen Individuen ausgehen, zum Theil von solchen, die keine Schulbildung haben. Die Schulen, hohe und niedere haben daran wenig oder gar keinen Theil, am wenigsten die Elementarschule."

Das sind lauter schlagende Wahrheiten. Der moderne Staat weicht ungeheuer von der Natur ab, indem er aus dem Bauer, der hinter dem Pfluge geht, und aus dem Handwerker in seiner Werkstatt Philosophen machen will. Die weit überwiegende Mehrheit jedes Volks wird von täglicher Handarbeit in Anspruch genommen und ist deshalb auch so organisirt, daß sie vorzugsweise nur für ihre Arbeit und den daraus zu erzielenden Gewinn sich interessirt, höhere geistige Bedürfnisse gar nicht kennt, sondern sich von der Arbeit nur in materiellen Genüssen zu erholen pflegt. Wohl ihr, wenn sie, nicht ganz ins Irdische versunken, noch an die Ewigkeit denkt und ihr Seelenheil auf dem kirchlichen Wege sucht! Zum geistigen Forschen aber, zum Umfassen und Beherrschen eines mannigfaltigen Wissens hat die arbeitende und von Sorgen geplagte Mehrheit jedes Volks weder Zeit und Fähigkeit, noch auch Neigung.

Sodann ist es eine Thorheit, wenn Mittel- und Kleinstaaten Musterstaaten seyn wollen, wenn sie bei sich zu Hause Utopien verwirklichen wollen, für die es nirgend in der Welt einen Platz gibt, weil sie andere Menschen voraussetzen, als die wirklichen Menschen sind. Mit dieser Eitelkeit, die sich auch nur in Deutschland aus dem lächerlichen Souveränetätsschwindel des vorigen Jahrhunderts fortgepflanzt hat, verbindet sich zugleich ein unerlaubter Despotismus, der keine Freiheit der Individuen und Familien achtet, sondern gottesfürchtigen Eltern die Kinder mit Gewalt nimmt, um sie gottlosen Schulmeistern auszuliefern, und armen Eltern, denen die heranwachsenden Kinder bei der Arbeit nothwendig helfen sollten, diese natürliche Hülfe entzieht, um den armen Kindern unverdaute Seminarweisheit von Morgen bis Abend in dumpfen Schulstuben einzutrichtern. Bei alle dem will man noch liberal seyn. Es ist ganz gleichgültig, ob despotische Minister liberale Phrasen in den Mund nehmen, oder liberale Kammern despotische Gesetze geben. Ueberall zerfließt hier der Liberalismus in Luft und die reelle Wahrheit und Wirklichkeit ist nur der Despotismus.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 83. 14. October 1868.

Lyrische Dichtkunst.

Welt und Traum. Gedichte von Ludwig Dill. Neue Sammlung. Eichstätt und Stuttgart. Verlag der Krüll'schen Buchhandlung, 1868.

Der zartsinnige Dichter, dessen frühere lyrische Sammlung wir seiner Zeit in diesen Blättern empfohlen haben, beschenkt die Lesewelt hier mit einer neuen Sammlung, welche wieder viel Tiefgefühltes, Zartes und Schönes enthält. Er nennt dieselbe Welt und Traum, weil der Traum dem Dichter ersetzen muß, was ihm die Wirklichkeit allein nicht gewähren kann und weil jedes echten Dichters Herz in der Gegenwart immer noch von Sehnsucht nach etwas Anderem und Besserem bewegt wird. Wenn die Dichtkunst immer nur das wirklich Gegebene nachbilden und nicht auch von etwas Idealem träumen sollte, würde sie ihr schönstes Recht, ihre edelste Freiheit aufgeben.

Die hier vorliegenden Gedichte sind nach den vier Jahreszeiten vertheilt, unter den Rubriken Frühlingsblumen, Sommergluth, Herbstruhe und Winterabende. Der Dichter besingt häufig die Natur, zu der es ihn hinzieht, wenn er in der civilisirten Welt von Unnatur angewidert worden ist. Wie lieblich findet er die Natur und das Volk bei einer einfachen Arbeit, die seit Jahrtausenden immer auf gleiche Weise wiederkehrt.

> Dort seh ich, wie in Mittagsgluth
> In Feld und Flur die Sense ruht,
> Die Schnitterinnen rasten.
> Sie ruhen von der Arbeit aus,
> Derweil der Landmann fährt nach Haus
> Mit seines Wagens Lasten.
>
> Es gibt der breite Apfelbaum
> Den Schnitterinnen kühlen Raum,
> Die auf der Erde lagern.
> Da wird es still; ein alter Mann
> Tritt in den Kreis, hält himmelan
> Die Hände dann, die magern.
>
> Und Alle beten mit dem Greis
> Ein kurz Gebet zu Gottes Preis:
> Der Dank für seine Gaben.
> Dann erst im hellen Jubellaut
> Nach Krügen und nach Schüsseln schaut
> Ein Jeder, sich zu laben.

Dagegen drückt der Dichter seinen vollen poetischen Unmuth aus in den Liedern „Baden-Baden" S. 77 und „Hotel und Sennhütte" S. 158. Es empört ihn, wie hier mitten in der reizendsten oder erhabensten Natur die gesellschaftliche Corruption, die Spielwuth, die Putzsucht und unsinnige Mode, die Schwelgerei &c. ihre Throne aufgeschlagen haben. Von Baden heißt es:

> Schwere Rollen seh ich tragen
> Dort zum Spieltisch „Rouge et noir!"
> Ha, wie tönt dies Wort so süße
> Fern vom Dnieper bis zur Loir!
>
> Wankt auch Einer von dem grünen
> Tische bleich hinab zum Fluß —
> Niemand hört den letzten Seufzer,
> Niemand den Pistolenschuß!
>
> Baden-Baden, du bist reizend —
> Aber nur auf deinen Höhn;
> Unten rauscht blasirten Lebens
> Frevelhaftes Lustgetön.

Von einem Hotel in den Alpen heißt es:

Welch ein Gewirr der Sprachen aller Länder,
Und doch herrscht starre eis'ge Kälte hier!
Der Toilette Glanz und Ordensbänder,
Der Titel Recht ist eure höchste Zier.

Mir graut vor dieser steifen, kalten Weise,
Ich höre kaum ein ehrlich deutsches Wort;
Verlassen fühl ich mich im reichsten Kreise,
Rasch brech ich auf, es zieht mich mächtig fort.

Und all der Glanz fast an den Schneeregionen,
Wo jedes Pflanzenleben höret auf,
Wo Aare hausen und wo Felsen thronen
Und wo der Wildbach tobt im Sturmeslauf!

Auch die bewegte Zeit hat unsern Dichter im Genuß der schönen Natur und des Friedens gestört. In der Betrachtung eines Gewitters gibt er seinen Gefühlen Ausdruck.

Heller drängt sich der Blitz, rascher das Sturmgetös
Mächtig grollenden Zorns, zürnender Gottheit Spur!
Wolken jagen im Aufruhr
Und die Sonne versinkt zur Nacht!

Beben fasset die Stadt, Beben den Stärksten auch!
Leer sind Gassen und Platz; irrt auch Einer noch,
Treibt ihn brüllender Donner,
Treibt ihn schlagender Regen heim.

Ach ihr Blüthen des Lenz, leuchtender Hoffnung Stern,
Nimmer vor der Gewalt wüthenden Sturmes schützt
Euch der liebende Schöpfer,
Welcher Blitzen die Bahnen zeigt.

Blatt um Blatt sinkt dahin, Blüthe bedeckt das Feld!
Halbverstorbener Baum, labest uns nicht im Herbst!
Schüttle mächtig den Wipfel —
Ohnmacht bleibet dein Ungestüm!

Durch den mächtigen Raum, durch die gepeitschte Luft
Treibt gewaltig ein Gott Wetter und Sturmgebraus,
Doch durch Wolken erglänzet,
Friede bringend der Abendstern.

Du entfesselst den Groll, ewiger Gott, den Haß;
Völker wandeln im Sturm, Fürsten in blindem Wahn!
Sende, wolkenzertheilend,
Friedebringenden Abendstern!

Ein andermal singt der Dichter:

O könnten wir die Friedenspalmen schwingen
Und unter ihrem Schatten ruhig wohnen,
Den Frieden geben unsern Brüdern Allen,
Den sanften Oelzweig jedem Volke bringen!

O könnten überall wir niederringen
Den Geist der Zwietracht, der mit hundert Krallen
An niedern Hütten hängt und Königshallen!
Auf! lasset uns „Gott ist die Liebe" singen!

Sofern der Dichter überzeugt ist, daß alle Kriegsdrohung und Beunruhigung Europas nur von Frankreich ausgeht, flucht er S. 146 diesem chauvinistischen Treiben in gerechtem deutschen Zorne. — Schließlich empfehlen wir unsern Lesern noch einige schöne romanzenartige Dichtungen am Schlusse der Sammlung und darunter besonders „Charlotte Corday."

Naturkunde.

Die neuesten Forschungen und Theorien auf dem Gebiete der Schöpfungsgeschichte. Von Dr. Friedrich Pfaff, Professor in Erlangen. Mit Holzschnitten. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer, 1868.

Der berühmte Verfasser tritt hier den leichtfertigen Behauptungen entgegen, in denen die Naturforscher der Gegenwart sich nur zu gerne gehen lassen. Während die Herrn sich der exactesten Wissenschaftlichkeit rühmen, fallen sie unvermerkt in den dicksten Aberglauben früherer Zeiten zurück oder gerathen in einen neuen hinein. Hat sich irgend der Name eines solchen Irrgängers durch die Zuhörer auf Universitäten oder durch irgend eine Hofgunst Ansehen erworben, so kommt gleich die Industrie herbei und überschwemmt das geduldige Publikum mit Hand- und Lehrbüchern für populäre Naturwissenschaft, worin die neueste Hypothese, wenn sie noch so unsicher ist, doch gleich als unumstößliche Wahrheit und als Triumph der Wissenschaft ausposaunt wird. Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Man ist außerordentlich rasch im Schließen und nimmt es entsetzlich leicht mit Aufstellen von Hypothesen, — ganz könne man sie doch nicht entbehren — je kühner, je besser heißt es da bei vielen — und eben so leicht

nehmen es andere mit der Prüfung derselben. Ist sie einigermaßen plausibel (und das Urtheil darüber hängt manchmal nur davon ab, ob sie sich zum Ausgangspunkt für eine neue brauchen läßt), so wird sie schon als ‚bewiesen' bezeichnet. ‚Darwin hat bewiesen, daß der Mensch vom Affen abstamme', kann man öfter lesen (obwohl, nebenbei bemerkt, Darwin selbst das Verhältniß des Menschen zum Affen gar nicht bespricht). Selbst in besseren Schriften, die nicht für den großen Haufen berechnet sind, finden sich Beispiele hiefür. ‚Nicht blos die Sonne ist noch glühend, sondern Zöllner hat dasselbe auch vom Jupiter bewiesen', so lesen wir in der sonst sehr umsichtig geschriebenen Schrift Reibauer's: ‚Der Novemberschwarm der Sternschnuppen.' Bei Zöllner finden wir aber nur die Vermuthung ausgesprochen, daß Jupiter noch sehr heiß sey und einiges angeführt, was nach ihm dafür spricht. Daß bei einem solchen Verfahren der Credit naturwissenschaftlicher ‚Beweise' bedeutend verlieren müsse, ist sehr begreiflich und bei Manchen ist derselbe schon mehr erschüttert, als gerechtfertigt ist. Eine Unterschätzung der Resultate der Naturforschung findet man deßwegen heutzutage eben so häufig, als eine Ueberschätzung derselben."

Auch unsere Blätter haben sich, wie unsere Leser wissen, schon mehr als einmal gegen diese Hypothesenmacherei erklärt und namentlich die hier von Pfaff besprochenen zwei Hauptverlogenheiten der modernen Entdecker verworfen, den Brand in der Sonne und die Abstammung des Menschen vom Affen. Wir waren daher sehr erfreut, das gewichtige Votum der vorliegenden Schrift zu vernehmen.

Was die Sonne betrifft, so hebt Herr Pfaff S. 34 insbesondere hervor, der Annahme, die Sonne sey ein glühend flüssiger oder fester Körper, widerspreche die Thatsache, daß die Sonne kein polarisches Licht aussendet, was doch von allen glühenden, festen oder flüssigen Körpern geschieht.

Besonders beherzigenswerth ist ferner, was der Verfasser der Hypothese entgegen hält, welche den ganzen Raum, zwischen den Himmelskörpern für angefüllt hält mit einer, wenn auch nur dünnen Atmosphäre. Dies hängt mit der schon ältern Hypothese von der im ganzen Raum ausgebreiteten s. g. Urmaterie zusammen, aus der sich die einzelnen Himmelskörper erst allmälig verdichtet haben sollen, Weltnebel, Aether und wie man sonst dieses Phantasiebild zu taufen beliebt hat. Nichts in der Natur ist von außen herein entstanden, sondern alles von innen heraus. Im Anfang war nicht die Peripherie, sondern das Centrum. „Eine Atmosphäre in dem Raume anzunehmen, in welchem die Cometen leuchten, ist nach den bisherigen Erfahrungen nicht möglich. Grade die hellsten Cometen halten sich soweit von der Sonne und Erde entfernt, daß eine Ausdehnung der Sonnen- oder Erdatmosphäre in jene Gegenden anzunehmen unmöglich ist. Bei dieser Gelegenheit dürfte es wohl auch am Platze seyn, daran zu erinnern, daß selbst der Widerstand des Aethers gegen die Cometen durchaus nicht eine so ausgemachte Thatsache ist, wie es gewöhnlich angenommen wird. Bis jetzt ist nämlich nur an 2 Cometen (Encke's und Faye's) mit Sicherheit eine anhaltende Verengerung ihrer Bahn nachgewiesen, und dazu hat der berühmte Astronom Bessel gezeigt, daß eine solche Verkürzung der Umlaufszeit eines Cometen auch von andern Einflüssen herrühren könne und zu der Annahme eines Widerstandes des Aethers nicht grade nöthige."

Eben so bestimmt erklärt sich der Verfasser gegen die lächerlichen Uebertreibungen in Bezug auf das Alter des Menschengeschlechts. Indem er die verschiedenen Hypothesen über die Eiszeit durchmustert, weist er nach, daß das Menschengeschlecht erst nach dieser Periode aufkommen konnte und nicht früher dagewesen ist. Die Funde von Menschenknochen beweisen nichts dagegen, denn es ist hier viel Mißverstand mit untergelaufen. Der Verfasser gedenkt auch der Pfahlbauten, denen man ein viel zu hohes Alter zugeschrieben hat. Uns ist besonders aufgefallen, daß Gelehrte, denen zunächst die Pfahlbauten in den Alpenseen bekannt wurden, dieselben in ein unvordenkliches Alterthum zurückdatiren konnten, da ihnen doch der Augenschein zeigen mußte, daß, seitdem jene Pfähle eingerammelt wurden, das Niveau der Seen keine Aenderung erlitten hat. Ein Umstand, der ihr verhältnißmäßig junges Alter klar beweist.

Mit dem größten Scharfsinn widerlegt Herr Pfaff die bekannte Darwin'sche Theorie und die von deutschen Naturforschern daraus gezogenen Consequenzen. Darwin lehrt: „Alle lebenden Wesen stammen von einem einzigen ab. Dieses hatte die Fähigkeit, sich fortzupflanzen, seine Nachkommen wichen etwas von dieser Urform ab. Diese Abweichungen wurden weiter fortgepflanzt und verstärkt. Die Concurrenz mit andern oder der Kampf ums Daseyn bringt es mit sich, daß Verbesserungen in den Abweichungen sich leichter fortpflanzen, weil ihre Besitzer mehr Aussicht auf Fortdauer haben. Daraus folgt die stetige Vervollkommnung der lebenden Wesen und bei der großen Verschiedenheit der äußern Lebensbedingungen die große Mannigfaltigkeit derselben."

Daraus hat nun, wie bekannt, Karl Vogt wie die

Abstammung der Thiere von den Pflanzen, so auch die der höhern Thiere von den niedern und endlich des Menschen vom Affen abgeleitet.

Pfaff bringt dagegen zwei schlagende Argumente vor. Einmal das Aussterben früher da gewesener organischer Gattungen und Arten und zweitens das Wegbleiben neuer höherer Entwicklungen aus der letzten, die der Mensch schon seit Jahrtausenden darstellt. „Das völlige Aussterben einer ziemlichen Anzahl dieser Thierformen (Mammuthe, Höhlenbären, Löwen, Hyänen 2c.) ohne Ersatz für dieselben bei gleichzeitigem unverändertem Fortbestand ihrer neben ihnen lebenden Zeitgenossen läßt sich nicht recht mit der sorgsamen, unabläßig auf die Verbesserung und das Wohl ihrer Kinder bedachten Darwin'schen Natur zusammenpassen. Oder will man sie etwa damit entschuldigen, daß sie ebendamals in Indien zu thun gehabt habe, aus dem Elephas antiquus einen Elephas Indicus zu machen und darüber versäumt habe, das Fortleben der Elephantenvettern in Europa durch passende Umänderung möglich zu machen?“ — Und warum entstehen keine neuen Formen? Warum ist nicht schon eine neue Wesenreihe entstanden, welche eben so hoch über dem Menschen steht, wie der Mensch über dem Affen?

Mit Recht frägt der Verfasser auch, warum der höhern Entwicklung selbst unter den Thieren schon so viele Schranken gezogen sind? Hier gibt es eine Menge Möglichkeiten, die erschöpfen zu wollen der Natur nicht eingefallen ist. Darwin spricht von einer Unbegrenztheit der Fortbildungen und weist auf die Veredlung hin, welche die Hausthiere durch die Zucht der Menschen erfahren haben. Aber wozu brauchte es erst der Menschen und warum hat es die Natur nicht selber gethan? „Ich glaube kaum, sagt Herr Pfaff, daß der fanatischste Anhänger Darwin's behaupten möchte, man könne durch Züchtung Tauben so groß wie Kondore ziehen, und doch ist der Unterschied in der Größe dieser Thiere noch lange nicht so groß, als der zwischen der Urzelle und einem Walfische bestehende, der durch allmälige Veränderung entstanden seyn soll. Es würde daher wohl am gerathensten seyn, ein Institut zu errichten, in dem der Versuch gemacht würde, aus Affen nach und nach Menschen zu ziehen, jedenfalls würde, wenn es gelänge, die Darwin'sche Theorie dadurch auch eine Schaar von Anhängern gewinnen, deren bloße Existenz schon alle Gegner zum Schweigen bringen würde.“

Altrömische Dichtung.

Leben und Dichtung des Horaz. Ein Vortrag von Prof. F. D. Gerlach. Basel, Bahnmeier (Detloff), 1867.

Bekanntlich ist Horaz früher allzusehr überschätzt worden, weshalb man ihn jetzt wieder zu sehr unterschätzt. Herr Professor Gerlach rechtfertigt ihn hier gegen manche Verunglimpfung und gibt sich insbesondere Mühe, den Servilismus des römischen Dichters dadurch zu entschuldigen, daß Kaiser Augustus doch in der That dem Mißbrauch der republikanischen Freiheit und den Bürgerkriegen durch Gründung einer neuen Staatsordnung ein Ende gemacht und Frieden und Wohlstand hergestellt hat. Diese Entschuldigung muß man nun allerdings wohl gelten lassen, woraus aber doch noch nicht folgt, daß dem Horaz, wie hier S. 13 geschieht, „eine Unabhängigkeit der überlegenen Geisteskraft, die sich mit stolzer Sicherheit bewegt,“ zuerkannt werden darf, noch daß, wie hier S. 25 gesagt ist, „die Muse ihm die Freiheit gesichert habe, seine Gedanken ohne Rückhalt auszusprechen.“ Dem war nicht so. Horaz nahm die Dinge hin, wie sie einmal waren, fand sich mit seinem und gewandtem Geist in die Monarchie, obgleich er früher ein wenig mit Brutus für die Freiheit geschwärmt hatte, und predigte eine Lebensweisheit, die von der Politik ganz absah. Wer sollte ihn darum tadeln? Die Freiheit hat er sicher nicht so geliebt, um sie nicht schmerzlos verlieren zu können. Für den tiefen Ernst und Schmerz eines Tacitus war er zu heiter und lebenslustig. Wenn er vom Kaiser geschätzt war und zu den Zierden des Hofes gehörte, konnte er sich einbilden, seine Humanität und seine Bildung werde sich über die Monarchie verbreiten und dem Menschengeschlechte von Nutzen werden. Obgleich er in den Schwelgereien des August und in dessen ganzer arglistigen und Menschenverachtenden Politik die Keime zu allen künftigen neronischen Greueln des Kaiserthums hätte erkennen dürfen, war es doch für ihn selbst klüger, die Sonne des neuen angeblich goldenen Zeitalters anzubeten und sich behaglich an ihr zu wärmen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 84. 17. October 1868.

Biographie.

Johannes Kepler. Vier Bücher in drei Theilen. Von Prof. Reitlinger, unter Mitwirkung von Hauptmann Neumann und dem Herausgeber Oberjustiz-Revisor Gruner in Ulm. Mit vielen Illustrationen. Erster Theil. Im Selbstverlag des Herausgebers. Druck und Commissionsverlag von Grüninger in Stuttgart, 1868.

In diesem umfangreichen Werke wird das Leben unseres großen Astronomen aufs sorgfältigste beschrieben und durch sein trefflich gelungenes Porträt so wie durch viele in den Text gedruckte Holzschnitte illustrirt.

Kepler ist zu Weil der Stadt mitten im Schwabenland geboren, im Jahr 1571. Vier Jahre später zog sein Vater nach dem benachbarten Städtchen Leonberg, wo er in einer lateinischen Schule zum Studium auf der Universität Tübingen vorbereitet wurde. Sein mathematisches Genie und sein Liebe zur Sternkunde offenbarten sich frühe. Er wird hier S. 73 mit dem berühmten Doctor Faust contrastirt, sofern er nicht gleich diesem sich dem Teufel ergeben habe, um hinter die Geheimnisse der Natur zu kommen, sondern Gott treu geblieben sey und auf diesem Wege die Wahrheit gefunden habe. Er hatte noch nicht das dritte Studienjahr vollendet, als man ihn schon als Professor der Mathematik nach Gratz in Steiermark berief, wo er mit Eifer astronomische Studien fortsetzte. Bereits hatte Copernikus die Thatsache festgestellt, daß die Erde nicht stille stehe, sondern sich um die Sonne bewege. Daran anknüpfend suchte Kepler das Umlaufsgesetz aller Planeten um die Sonne zu enträthseln. In seiner Schrift über das kosmographische Geheimniß hat er seine damaligen Forschungen niedergelegt. „Als das wichtigste aber unter allen Kapiteln des ‚Geheimnisses' muß der Geschichtschreiber der Naturwissenschaft das zwanzigste bezeichnen. Es führt als Ueberschrift die Frage: ‚Welches ist das Verhältniß der Bewegungen zu den Sphären?' Von ihrer Beantwortung hofft Kepler eine neue Bestätigung der copernikanischen Hypothese. Um dieses richtig aufzufassen, dürfen wir nicht vergessen, daß jene Entfernungen, die wir heute den Planeten zuschreiben, erst auf Grundlage der copernikanischen Hypothese ermittelt wurden, ja daß man früher unentschieden schwankte, ob man Merkur oder Venus der angenommenen Sonnensphäre näher setzen sollte. Findet sich also eine bestimmte Beziehung zwischen den copernikanischen Planetenweiten und den beobachteten Umlaufsperioden, d. i. den Bewegungen derselben, so dient eine solche in der That zur Bestätigung des copernikanischen Systems. Inwieferne grade der Umstand, daß diese Beziehung im copernikanischen System sich auch für die Erde als giltig erweist, während sie im tychonischen sich auf die Sonne nicht ausdehnen läßt, zu einer Zeit, wo die Aberration des Lichtes noch unbekannt war, für die Entscheidung zwischen den genannten Systemen Bedeutung hatte, werden wir an einem spätern Orte dieses Werkes zu erläutern haben. Schon in der Vorrede erwähnte Kepler, je weiter ein Planet vom Centrum entfernt sey, eine desto längere Umlaufszeit besitze er. Dieselbe ist aber in höherem Maaße verlängert, als daß ihre Aenderung durch die infolge des größern Durchmessers erweiterte Bahn, bliebe sich die Bewegung, die Geschwindigkeit des Planeten gleich, allein begreiflich wäre. Durch eine einfache Vergleichung der nach solcher Annahme aus den Planetenentfernungen berechneten Umlaufszeiten mit den beobachteten, weist dies Kepler nach. Hieraus ergibt sich, daß nicht nur die Umlaufszeit verlängert, sondern die Bewegung des Planeten als solche verzögert wird, wenn er sich in größerer Ferne von der Sonne befindet.

Wolle man hier aber näher zur Wahrheit dringen und eine für sämmtliche Planeten giltige Beziehung zwischen Entfernung und Bewegung ermitteln, so könne man, folgert Kepler, nur einen von zwei Fällen annehmen: ‚Entweder seyen', wir fahren mit Keplers eigenen Worten fort, ‚die bewegenden Planetenseelen in eben dem Maaße schwächer, als sie sich ferner von der Sonne befinden, oder es wohne eine bewegende Seele im Centrum aller Planetensphären, nämlich in der Sonne, welche jeden Körper, je näher er ihr steht, desto mehr befeuere und bei den entfernteren wegen Ausbreitung und Verdünnung einigermaßen ermatte.' Und wie das Licht von der Sonne ausgehe, so sey diese auch der Quell für das Leben, die Bewegung und die Seele der Welt. Setze hier, ruft Kepler in einer Note zur zweiten Auflage aus, statt Seele — Kraft, und du sprichst die Wahrheit aus!"

Der große Astronom wurde aus seinen friedlichen Studien aufgeschreckt durch die in Steiermark beginnende katholische Reaction und Verfolgung der Protestanten. Auch er mußte, nachdem er sich unlängst verheirathet hatte, nach Ungarn flüchten und schrieb vergebens nach Tübingen, wo er gern eine Anstellung erhalten hätte, aber als genialer Mann handwerksmäßige Neider hatte, wie das zu allen Zeiten auf Universitäten vorgekommen ist. Kepler war Protestant, aber kein blinder Eiferer. Die Schwächen der protestantischen Partei waren ihm gar wohl bekannt. „Einige Jahre später (1607) richtete er ein Schreiben an den Markgrafen von Baden, worin er sein Bedauern ausdrückt, daß die Protestanten in Steiermark sich nicht größerer Mäßigung beflissen und nicht mehr von der durch Christus selbst gelehrten Schlangenklugheit in Anwendung gebracht hätten, damit die ihrer Religion abholde Regierung weniger erbittert worden wäre. Als Deutschlands größtes Uebel bezeichnet er, daß einige der zum Lehramte berufenen Geistlichen lieber herrschen, als lehren wollen. Andererseits würden allerdings auch von den Fürsten Uebergriffe begangen ꝛc." Diese Gesinnung machte den wahrheitsliebenden Mann natürlicherweise bei den Orthodoxen verdächtig und schadete ihm auch namentlich in Tübingen.

In dieser Situation wurde Kepler mächtig getröstet durch das freundliche Entgegenkommen seines Rivalen in der Astronomie, des berühmten Schweden Tycho de Brahe, der ihn in den kaiserlichen Dienst beförderte, denn der damals zu Prag residirende Kaiser Rudolf II. war ein großer Gönner der Sternkunde.

Geschichte.

Geschichte des deutschen Nationalhospizes Anima in Rom. Aus authentischen Quellen bearbeitet von Anton Kerschbaumer, Professor der Theologie zu St. Pölten. Wien, W. Braumüller, 1868.

Dieses unscheinbare Buch, das nur von einem Spitale handelt, möge allen deutschen Lesern warm empfohlen seyn. Sie mögen daraus lernen, wie elend die Angelegenheiten der großen deutschen Nation bisher, wie überall, so auch in Rom besorgt worden sind. Wo alle Nationen Ehre einlegten und ihren Vortheil fanden, zogen sich die Deutschen allein Schande zu und blieben trotz aller Opfer immer im Nachtheil — und immer durch eigene Schuld, weil sie nicht einig waren.

Im Jahr 1386 stiftete Johann Peter von Dortrecht aus den Niederlanden für arme und kranke Deutsche, die als Pilger nach Rom kamen, dort ein Hospiz, ein Laie, dessen Werk aber ein deutscher Priester, Dietrich von Niem aus der Gegend von Paderborn, vollendete. Durch viele Stiftungen frommer Deutscher wurde das Hospiz erweitert, im Jahr 1500 völlig umgebaut, erhielt auch eine eigene Kirche, in welcher sich Papst Hadrian VI. von Utrecht gebürtig, und ein Herzog Karl Friedrich von Cleve begraben ließen. Nach und nach wurde das Hospiz immer reicher, als aber Deutschland durch die Reformation zerrissen wurde, kam es in Abnahme. Natürlicherweise wurden alle deutschen Protestanten vom Genuß des Hospizes ausgeschlossen, bald aber auch alle katholischen Niederländer, weil Karl V. die Niederlande an Spanien abgegeben hatte und in Rom bereits die welsche Praxis in die Verwaltung des Hospizes eingedrungen war, nach welcher die Deutschen systematisch von der Verwaltung ausgeschlossen wurden. Als die Franzosen sich Burgunds, des Elsaßes und endlich Lothringens bemeisterten, wurde auch die deutsche Bevölkerung dieser Länder, obgleich sie gut katholisch war, nicht mehr ins Hospiz zugelassen. Es kam so weit, daß die Confraternität ganz aufhörte und an ihre Stelle eine s. g. Congregation trat, ein Verwaltungsausschuß, der alle Deutschen verdrängte, aus lauter Italienern bestand und die deutsche Stiftung nur noch zum Schein für die Deutschen, in Wahrheit für sich verwaltete.

Indessen erinnerte sich das deutsche Haus Habsburg, aber erst am Ende des 17. Jahrhunderts in der schmachvollen Periode zwischen dem Frieden von Ryswig und dem Beginn des franischen Erbfolgekrieges,

als es so sehr von Frankreich bedrängt war, des lange vergessenen deutschen Hospizes in Rom, und der Papst gleichfalls in beständiger Furcht vor Frankreich, bot gern die Hand, um das Hospiz wenigstens Oesterreich wieder nutzbar zu machen. Der Kaiser wurde Protector des Hospizes, schloß aber alle Deutsche außerhalb seiner Erbstaaten vom Genuß des Hospizes aus und öffnete es dagegen allen nichtdeutschen Unterthanen, Böhmen, Croaten, Ungarn und ließ auch die italienische Verwaltung fortbestehen.

Erst nach Napoleons Sturz erinnerte man sich an das zum zweitenmal vergessene Hospiz. Oesterreich gewann seinen Einfluß in Italien wieder und stellte die alte Ordnung im Hospiz in der Art wieder her, daß nur österreichische Unterthanen darin aufgenommen werden durften. Von einer Rückkehr zur ursprünglichen Bestimmung der Stiftung war nicht die Rede. Von der reichen Stiftung kam nur das Wenigste armen Deutschen zugute. Erst im Sturmjahr 1848 wurde der damalige Lenker Oesterreichs, Fürst Schwarzenberg auf die argen Mißstände des deutschen Spitals in Rom aufmerksam gemacht und ließ sich von einem aus Rom geflüchteten deutschen Priester eine Denkschrift über den wahren Sachverhalt vorlegen, dessen Hauptinhalt folgender war: „In diesem Promemoria habe ich die Verhältnisse der Anima weitläufig auseinandergesetzt: die Leitung derselben, die Mitglieder der Verwaltung (Congregation), die Häuser, welche der Anstalt gehören und die um die Kirche herum eine ganze Insel bilden, dann die andern in der Stadt zerstreuten Häuser, die Einkünfte der Anima, die fast ausschließlich italienische Verwaltung, da außer dem Botschaftsrath Herrn v. Ohms und dem Kaplan der päpstlichen Schweizergarde Monſ. Curtens kein Deutscher sich darin befand. Ich führte weiter aus, wie es wünschenswerth wäre, daß die kaiserliche Regierung sich um diese so schöne Stiftung mehr interessiren möchte. Ich zeigte, wie andere Nationalanstalten in Rom von nationalen Priestern versehen und verwaltet werden, und in welch blühendem Zustande sie seyen; wie sie in dieselben immer junge Priester aus ihren respectiven Ländern aufnehmen, welche sich in Rom ausbilden, und die nach etwa zweijährigem Aufenthalt wieder zurückkehren, um andern Platz zu machen. So gebe es in Rom ein englisches, ein irländisches, ein belgisches Collegium und andere. Das belgische Collegium, welches von den sieben Bischöfen Belgiens ganz allein erhalten wird, sey besonders blühend. Für das deutsche Element, sagte ich weiter, geschehe gar nichts, und sey diese so gut dotirte Anstalt die allererbärmlichste in ganz Rom, und nur unter dem Namen ‚all' anima' bekannt; daß es aber ein deutsches Institut sey, wisse in Rom niemand.“

Fürst Schwarzenberg starb zu schnell, als daß er in Rom noch hätte einschreiten können. Doch wurde durchgesetzt, daß dem Hospiz fortan ein deutscher Rector vorgesetzt werden mußte und erster Rector wurde der verdienstvolle Flir. Aber dieser edle Mann hatte mit unzähligen Chicanen zu kämpfen, denn die Italiener wollten ihn wieder hinausdrücken. Flir aber wendete sich in Zeitungsartikeln an die Oeffentlichkeit und wurde darin von den Deutschen in Rom unterstützt. „Auch die jetzt öfter als früher nach Rom kommenden Deutschen beklagten sich, daß sie in dem deutschen Nationalhospize das nicht fanden, was sie erwarteten. Das Hospiz besitze ein so großes Vermögen, und doch dürfe ein Pilger nicht länger als drei Tage verbleiben; die Pilger hätten sich vermindert, das Einkommen dagegen vermehrt, und doch müßten Deutsche oft herumirren, bis sie eine Herberge fänden; für Nichtösterreicher sey die Aufnahme in das Hospiz eine Gnadensache, was gewiß dem Geiste der Stiftung nicht entsprechend sey. Etwa Erkrankende müßten entweder in das allgemeine Spital S. Spirito wandern, wo sie keinen deutschen Beichtvater fänden, oder in das preußische Krankenhaus auf dem Capitol, wo sie unter protestantischer Umgebung die Tröstungen des katholischen Glaubens entbehrten. Selbst einige deutsche Regierungen protestirten gegen den exclusiv österreichischen Charakter des Hospizes, und verlangten das Recht des Mitgenusses auf das ursprünglich deutsche Nationalhospiz. Oefters kamen Fälle vor, daß von in Rom accreditirten Gesandten einzelne Pilger und Reisende ihrer respectiven Staaten an den österreichischen Gesandten empfohlen wurden, und daß dieser erst mittelst eines von ihm ausgestellten Billetes die Aufnahme in das Hospiz der Anima anwies. — Aber nicht nur die fremden Deutschen, welche nach Rom kamen, beklagten sich über die sonderbare Einrichtung der Hospizes, sondern auch die in der Stadt Rom ansässigen Deutschen. Sie wendeten sich in einer eigenen Eingabe an die deutschen Cardinäle mit der Bitte, daß das altehrwürdige Hospiz der Anima, welches im Laufe der Zeit von seiner ursprünglichen Grundlage und stiftungsmäßigen Wirksamkeit abgewichen war, durch ihre Verwendung wieder im Geiste der ursprünglichen Stifter verwaltet werden möge.“

Unterdeß wurde auch das alte Verbrüderungsbuch der Anima aufgefunden, worin die Namen von mehr als 3000 Mitgliedern aus allen Gegenden Deutsch-

lands und aus allen Ständen, vom Kaiser bis zum Handwerker herab aufgezeichnet waren. Nun trat Kaiser Franz Joseph in Unterhandlungen mit Papst Pius IX. und im Jahr 1854 kam endlich die Reform des Hospizes zu Stande und die Deutschen traten wieder in ihre Rechte. Die Statuten umfassen neun Punkte.

1. Das Hospiz ist für arme deutsche Pilger bestimmt. 2. Recht zur Aufnahme haben die Bewohner der deutschen Bundesstaaten, dann von Belgien und Holland. Die Geistlichen bei der Kirche des Hospizes müssen Deutsche seyn. Die belgischen Geistlichen erhalten eine jährliche Zulage von 120 Scudi. 3. Protector ist der Kaiser von Oesterreich, der auch den Rector ernennt. 4. Kirchlicher Protector ist ein Cardinal, von dem der Klerus des Hospizes abhängt. 5. Die Güter des Hospizes werden von einer Congregation administrirt, die aus 5—7 Provisoren deutscher Nation, den Rector an der Spitze, besteht; unter den Provisoren soll stets auch ein Belgier und ein Mitglied der österreichischen Botschaft seyn. Die erste Congregation wird vom h. Vater eingesetzt, später erneuert sie sich selbst, doch so, daß die Provisoren alle drei Jahre wechseln. Die Congregation wählt die Beamten, revidirt die jährlichen Conten und legt sie zur Revision dem Cardinal vor; eine Copie der Rechnung ist der päpstlichen Regierung zuzustellen. 6. Ueber den Amtskreis des Rectors. 7. Die Capläne werden auf die Empfehlungen der deutschen Bischöfe vom Cardinal-Protector ernannt und entlassen; sie sollen verschiedenen Diöcesen angehören, vorderhand nicht mehr als vier. 8. Mit der Zeit, wenn die Schulden des Institutes getilgt seyn werden, soll eine Art Convict für junge talentirte Priester aus Deutschland unter Aufsicht des Rectors errichtet werden. 9. Die deutsche Bruderschaft soll reorganisirt werden.

Deutsche Dichtung.

Poetik. Die Lehre von den Formen und Gattungen der deutschen Dichtkunst. Von Dr. E. Kleinpaul. 6. Auflage in 4 Lieferungen. Barmen, Langewiesche, 1868.

Wer sich über die Formen, Versarten und die verschiedenen Gattungen der deutschen Dichtkunst unterrichten will, findet hier alle nöthige Auskunft. Besonders zu loben ist, daß hier „der Quantitätsunsinn" der Gräkomanen verworfen und der echt deutschen Tonmessung die Ehre gegeben wird.

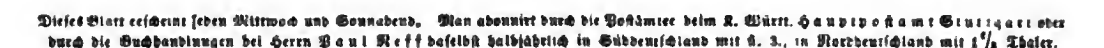
Das Buch hätte vielleicht kürzer gefaßt werden können. Indem der Verfasser ins Gebiet der Aesthetik hinüber schweift, philosophische Definitionen z. B. vom inneren Drange zum Dichten gibt 2c., zieht er Dinge herein, welche den Kreis der Formenlehre überschreiten. Ueberhaupt legt das Buch zuviel Gewicht auf die Form allein. In den ausführlichen Classificirungen der Tragödien z. B. ist nur die Rede erstens von der einfachen Tragödie, worin ein Held für eine große Idee kämpft, 2. worin der Held einen Conflict besiegt, 3. worin der Held liebt und geliebt wird, 4. worin seine Liebe betrogen wird, 5. worin er einer Versuchung unterliegt u. s. f. Also ist es überall nur das Ereigniß, die Situation und der Ausgang, was die Tragödie ausmachen soll. Das ist eine viel zu äußerliche Auffassung. Beispielsweise wird hier Shakespeares Lear in der achten Rubrik der Tragödien untergebracht, worin der Held für ein begangenes Unrecht büßen muß. Das ist eine sehr unvollkommene Bezeichnung jener großen Dichtung. In Lear ist der Charakter die Hauptsache.

Ueberhaupt liegt das Poetische nicht in der Form, sondern im Stoff. Die Form in Ehren, aber sie ist nicht die Hauptsache. Mit den schönsten Versen, mit der aristotelisch correctesten Eintheilung bringt man noch nicht einen Funken von Poesie hervor, während ein wirklich poetischer Stoff auch in der formlosesten Prosa und Kürze einer Scholie von Tzetzes oder einer Comödie von Hans Sachs in den gröbsten Knittelversen, jeden tief ergreift und ihm das Wunder der Poesie klar macht. Selbst Göthe, der nur zuviel Werth auf die Form legte, machte doch, indem er das Schöne als Resultat „einer glücklichen Behandlung" definirte, dem Stoff ein Compliment, denn Nichts läßt sich nicht behandeln, es muß ein Stoff da seyn und auch der größte Virtuose im Versemachen kann mit aller seiner Kunst einen häßlichen Stoff nicht verschönern, einen bedeutungslosen nicht bedeutend machen. Jeder Stoff hat sein poetisches Gesetz schon in sich selbst, welches der Dichter niemals ungestraft umgeht. Dagegen wird nun in neuerer Zeit am häufigsten gesündigt. Ja es gibt namhafte Dichter der Gegenwart in Deutschland wie in Frankreich, die es ausdrücklich darauf anlegen, die Charaktere zu verzeichnen, Gemeines zu nobilitiren, Heiliges zu karrikiren, in der Situation das Unnatürlichste hervorzusuchen, kurz einen poetischen Stoff zu verhunzen und einen unpoetischen poetisch zuzustutzen zu wollen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.


Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 85. 21. October 1868.

Kirchensachen.

1. Das Centenarium des h. Petrus und das allgemeine Concilium. Von H. Ed. Manning, Erzbischof von Westminster. Aus dem Englischen. Mainz, Franz Kirchheim, 1868.

Manning, der erste katholische Geistliche Englands, bestrebt sich, der würdige Nachfolger seines Vorgängers, des Cardinal Wiseman zu seyn. Er sagt in vorliegender Schrift viel Beherzigenswerthes zu Gunsten einer möglichen, wenn auch zunächst nicht wahrscheinlichen Wiedervereinigung der christlichen Confessionen. Das im nächsten Jahr bevorstehende große ökumenische Concil in Rom soll, wie er hofft, diese wichtige Angelegenheit in einigen Fluß bringen. Bekanntlich hat der Papst sowohl die unirten Griechen, als die Protestanten zu dem Concil eingeladen und zwar auf ganz kirchengesetzlichem Wege, denn ein ökumenisches Concil basirt auf der breitesten Grundlage der allgemeinen Theilnahme und wenn es auch nicht eigentlich eine constituirende Versammlung seyn soll, so steht ihm doch rechtlich und traditionell eine Revision des Gewordenen zu; wozu auch bedürfte es sonst eines ökumenischen Concils? Diese Concile haben ihre Geschichte und diese wird, wenn auch nach langer Unterbrechung, doch immerhin folgerichtig fortgesetzt.

Nur täuscht sich der hochwürdige Erzbischof in den Voraussetzungen, die seine Hoffnungen begründen sollen. Gegenwärtig sind die politischen und materiellen Interessen dermaßen überwiegend, daß die religiösen und sittlichen dagegen nicht aufkommen können. Der Conflict Oesterreichs, Italiens und Spaniens mit dem h. Stuhle, das fortdauernde feindliche Gegenüberstehen der evangelischen und katholischen Kirche, endlich das der letztern widerstrebende Interesse und die große Macht des Czaaren, alle diese Thatsachen schlagen die Hoffnung nieder. Nicht einmal unter den Katholiken selbst ist Einigkeit und grade auf dem katholischen Gebiete wird nicht nur die Autorität des h. Vaters und die Centralisation in Rom, sondern auch das Dogma bestritten. Was sodann die zum Concil mit einberufenen Protestanten betrifft, so werden diese begreiflicherweise dem Rufe nicht folgen, denn ihr bisheriger, auf die Bibel gestützter Glauben ist schon in der Encyclika von 1864 dem Unglauben gleichgestellt und mit ihm verdammt worden und auch in dem jüngsten Einladungsschreiben zum Concil vom 13. September dieses Jahres ist den Protestanten nur die Rückkehr zur katholischen Kirche offen gelassen, aber keinerlei Compromiß.

Nun sagt zwar Manning S. 83: „Der Protestantismus hat sich verändert, hat seinen ursprünglichen Typus verloren und aufgegeben, hat sich in eine Menge unversöhnlicher Gegensätze aufgelöset. Er war stets im Flusse und ist heutzutage offenbar in rascher Auflösung begriffen. In einem solchen Moment manifestirt sich die Unwandelbarkeit des Glaubens selbst, und die geistige und moralische Thätigkeit der Kirche auf dem allgemeinen Concil muß nothwendig auf den Geist und den Willen der Menschen wirken. Das Concilium von Trient war der Zeitpunkt, nach dem der Protestantismus nicht weiter um sich griff. Vom nächsten allgemeinen Concilium wird man vermuthlich die Periode seiner Auflösung datiren. Man nenne es Aberglaube oder Träumerei, wie man will, ich hege das feste Vertrauen, daß der Anblick der Kirche, wie sie in einem Concil über die Wunden und das Elend der christlichen Welt berathet, offene Herzen finden werde. Es wird eine Kraft von demselben ausgehen und nach allen Seiten hin wird eine mächtige Wirkung den Geist, das Gewissen, den Willen, das ganze geistige Wesen der

Menschen erfassen." Das ist eine irrige Erwartung. Es ist zwar richtig, daß innerhalb des protestantischen Gebiets der Unglauben nicht weniger Macht erlangt hat, als auf dem katholischen, und daß die Gläubigen unter ihnen noch mehr gespalten sind, als die gläubigen Katholiken und es ist ohne Zweifel eine welthistorisch richtige Voraussicht, daß den Heiden und Juden gegenüber die große Mehrheit der gläubigen Christen aller Confessionen sich zu gemeinsamer Vertheidigung noch einmal vereinigen würden; allein die Zeit dazu ist noch nicht gekommen. Auch werden bei einer künftigen Vereinigung die gläubigen Protestanten eine größere und würdigere Rolle spielen, als sie ihnen von Manning und dem päpstlichen Einladungsschreiben zugedacht ist. Es handelt sich nicht von einer einfachen Rückkehr aller gläubigen Protestanten zur katholischen Kirche, sondern auch von der Anerkennung des Guten und Wahren im protestantischen Glauben. Wenn jeder gläubige Protestant, der einen etwas weitern Horizont hat, als den einer Sekte, längst eingesehen und zugegeben hat, daß sowohl dem Dogma als dem Ritus in sämmtlichen Staatskirchen der Reformation vieles fehlt, was der Katholicismus bewahrt hat, so sollte andererseits der gläubige Katholik auch zugeben (und nicht blos einsehen und rücksichtsvoll dazu schweigen), daß vieles in der katholischen Kirche wegzuwünschen und zu ändern ist.

Uebrigens sind wir weit entfernt, eine Ermahnung zur Einigkeit unter allen guten Christen, wenn sie auch die gleiche Berechtigung wahrhaft christlicher Protestanten nicht genügend anerkennen, tadeln zu wollen. Man muß jeden, auch noch so vorsichtigen Annäherungsversuch mit Freude begrüßen.

Wie die Sachen jetzt stehen, läßt sich noch gar nicht voraussehen, ob das Concil überhaupt zu Stande kommen wird, denn neue Wirren in Italien könnten es verhindern, und die europäischen Großstaaten haben andere Sorgen als die um das Concil. Das Bedürfniß darnach lebt nicht in den Massen, die der Mehrheit nach von der Bedeutung des Concils nichts wissen noch ahnen und von der kirchenfeindlichen Presse mißleitet sind. Auch in den gebildeten Classen ist noch nicht soviel politischer Verstand gereift, daß sie hätten begreifen können, in welchem Irrthum sie sich befinden und welcher Gefahr sie entgegen gehen, indem sie so fahrlässig oder sogar so eifrig auf die Zerstörung jeder kirchlichen Autorität, wie jedes religiösen Ernstes hinwirken. Was sie im Namen des Liberalismus erreichen wollen, ist dasselbe, was der Czaar schon längst erreicht hat, die weltliche Tyrannei und menschliche Willkür mit dem Fuß auf dem Nacken der heiligen Religion, der Cäsaropapismus, die Knechtung und Herabwürdigung des Priesterthums, des einzigen Standes, der im Namen Gottes den Tyrannen auf Thronen, wie auf Tribunen die Wahrheit hat sagen dürfen. Reißt nur erst die christliche Kirche nieder, so wird euch nichts übrig bleiben, als ein serviles Popenthum, Knechte der Staatsgewalt in einem Talar, der nicht mehr werth ist als der Polizeikragen, oder eine Priesterschaft der s. g. öffentlichen Meinung, d. h. der jeweiligen parlamentarischen Mehrheit und des Terrorismus einer herrschenden politischen Partei, repräsentirt in den Journalisten.

2. Der deutsche Protestantenverein und seine Bedeutung in der Gegenwart nach den Acten dargestellt von Dr. Daniel Schenkel. Wiesbaden, Kreidel, 1868.

Alle Forderungen des Protestantenvereins summiren sich nach Schenkel, wie hier S. 103 zu lesen ist, in Folgendem: „Die Kirche muß herabsteigen von ihrer erträumten gnadenmittlerischen Höhe und das Schleppgewand ihrer übernatürlichen Amtsherrlichkeit ablegen. Sie muß, nach dem Auftrage und Vorbilde ihres Meisters, dienen lernen, nachdem sie, zu ihrem eigenen Verderben, so lange zu herrschen bestrebt war. Männer des Volkes, Freunde der Armen und Nothleidenden, Tröster der Mühseligen und Beladenen, sollen ihre Diener seyn; nicht mit den Steinen todter Formeln und nicht mit den Schlangenzungen schmähender Bannflüche soll sie dem christlichen Volke helfen wollen, sondern mit dem Brode des lebendigen Wortes und mit dem frischen Wasser opferwilliger Liebe. Nicht als Priester sollen ihre Geistlichen treten wollen zwischen Gott und die Gemeinde, sondern mitten in der Gemeinde sollen sie wirken und, von ihrem Vertrauen und ihrer Liebe getragen, sollen sie für dieselbe und mit derselben beten und arbeiten im Dienste Gottes und der evangelischen Wahrheit.

Die Gemeinde muß ihre wichtigsten und heiligsten Angelegenheiten selbst an die Hand nehmen, selbst verwalten und selbst führen. Das Gewissen ist des Menschen höchstes Gut; ist dasselbe nicht frei, so hilft ihm alle politische und sociale Freiheit zu nichts. Darum gibt es keine wichtigere Aufgabe, als diejenige, welche der deutsche Protestantenverein sich gestellt hat: das Gewissen des deutschen Volkes befreien zu helfen von allem Druck, der noch auf ihm lastet, und von aller Bedrängniß, die ihm noch angethan wird. Wenn wir das deutsch-protestantische Volk in einer großen National-

synode versammelt und geeinigt wünschen, so beabsichtigen wir deshalb nicht, die Eigenthümlichkeiten der provinziellen Kirchenkreise wegzuwischen, oder nur zu beeinträchtigen. Die lebendige Einheit zerstört die berechtigte Freiheit nicht. Sobald einmal die Herrschaft des Dogmatismus über die protestantischen Gewissen aufgehört hat, so ist keiner Eigenthümlichkeit mehr der Weg zu ihrer freien Aeußerung verbaut. Mögen die Einen lutherisch, die Andern zwinglisch denken; die Einen in arianischer, die Andern in athanasianischer Mundart die Geheimnisse der Gottheit stammeln; die Einen ihrem Gott mit spenerscher Gemüthstiefe, die Andern mit schleiermacherscher Geistesschärfe dienen: — wenn nur Alle die Hände in einander legen im Geiste der Gottinnigkeit und Brüderlichkeit, die der Meister uns gelehrt hat; wenn nur Alle das Licht ihrer guten Werke leuchten lassen vor den Leuten und das Kennzeichen jener Liebe an sich tragen, durch welches, nach dem Ausspruche des Meisters, der Christ allein von dem Nichtchristen sich wesentlich unterscheidet!"

Seit Zschokkes langweiligen Stunden der Andacht ist dem deutschen Publikum kein süßlich widerlicherer Kinderbrei vorgesetzt worden.

Herr Schenkel spricht von Acten, als ob schon etwas Wichtiges geschehen wäre! Aber seine hier mitgetheilten Acten bestehen allein in den Programmen und Thesen des Vereins, da ist alles nur Wind der Rede und Papier der Phrase, nirgends eine That! Alles nur Vorschläge, nirgend eine vollendete Thatsache.

Der Protestantenverein ist nach Herrn Schenkel „der einzig feste Sammelpunkt für die zerstreuten Kräfte des reformatorischen Geistes" und daher „dem deutschen Volk unentbehrlich." Das Nämliche hat uns schon vor mehr als zwanzig Jahren Ronge gesagt, haben uns andere gesagt, die Rugeschen Jahrbücher, die Organe des Communismus auf der radicalen, und wieder alle andern kirchlichen Vereine auf der gläubigen Seite, die leider ganz eben so divergiren, wie jene. Jeder will Centrum seyn, wie in einem Flug Staare jeder der mittelste seyn will und es doch nur immer ein flüchtiger Vorüberflug von schwarzen Schatten bleibt. Den einzigen festen Sammelpunkt nennt Herr Schenkel seinen Verein und doch gibt es nichts auf der Welt, was lockerer wäre.

Denn der Verein ist die gesetzlich festgestellte Anarchie. Es gibt keine kirchliche Autorität mehr, weder eine des Amts noch der Lehre. Jeder glaube, was er wolle. Der Geistliche darf nur noch berathen. Wer seinen Rath nicht annehmen will, läßt es bleiben. Indem Herr Schenkel den Segen einer religiösen Autorität, der einzigen, vor welcher die politische sich beugen soll, gänzlich verkennt, es nun aber doch in der Welt immer noch eine Autorität geben muß, legt er alle Gewalt ausschließlich in die Hände der politischen Autorität. Für die Kirche gibt er uns nur noch politische Administration, Polizei und Justiz.

Nur sehr fromme, von aller weltlichen Agitation abgewandte Gemeinden, wie die der Herrnhuter, Quäker, Mennoniten rc. können bei ihrem inneren Frieden und wahrer Brüderlichkeit der Gemeinde der Staatsgewalt entbehren. Nicht aber eine Gemeinde, die sich nach der Idee des Protestantenvereins bilden würde. Eine solche müßte jeden Augenblick die Einmischung der weltlichen Gerichte und Polizei provociren. Denn in ihr würde Zank und Streit nicht aufhören.

Man würde streiten: Wem soll die Kirche und das Kirchengut gehören? Jede neue Partei würde darüber verfügen wollen, der erste beste speculative Kopf würde einen Theil der Gemeinde verführen, den andern außer Besitz zu setzen.

Wer soll die Geistlichen anstellen und besolden? da würden die Weiber sich einmischen und um den Candidaten zanken, dem sie ihre Tochter zugedacht haben. Wer angestellt seyn wollte, müßte sich eine Partei erobern oder erschleichen. An den lieben Gott würde niemand denken. Der angestellte Geistliche aber wäre nicht sicher, bald von einer unzufriedenen oder concurrirenden Partei wieder verdrängt zu werden.

Wer soll entscheiden, wenn die Gemeinde nicht einig ist über Dogma, Ritus, über den Geistlichen, über die Kirche oder den Betsaal, über Ungerechtigkeiten, die der Minderheit in der Gemeinde widerfuhren, über Conflicte mit Andersgläubigen?

In allen diesen Fällen würde die Staatsgewalt einschreiten müssen.

Wollte der Verein sich nicht immer an diese anlehnen, von dieser Hülfe erbitten oder sich gefallen lassen müssen, was derselben belieben würde, so müßte er stark und einig genug seyn, um der Staatsgewalt Respect einzuflößen. Einig aber kann er nicht seyn, weil er jeden Einzelnen gradezu auffordert, zu thun, was er will, und stark kann er nicht seyn, weil er nicht einig seyn kann.

Nur das ist möglich, daß er in Verbindung mit allen andern destructiven Parteien der Zeit eine hinreichende Gewalt erlangen könnte, um alles positive Christen- und Kirchenthum vorübergehend zu zerstören, wie das auf kurze Zeit einmal den Sansculotten in der französischen Revolution gelungen ist. Aber es würde auch nur kurze Zeit dauern. Es wäre denkbar, daß aus dem Kampf fast aller katholischen Bevölkerungen

des europäischen Südens und Oesterreichs gegen den h. Stuhl eine Ausbreitung des s. g. Deutschkatholicismus, ein neues Hussitenthum, ein neuer französischer Theophilanthropismus hervorgehen könnte, in welchem der Stuhl St. Petri untersinken müßte. Aber auch in dieser Allianz aller antichristlichen Parteien würde der Protestantenverein sicher nur eine untergeordnete Rolle spielen. Seine Scheinheiligkeit, sein Kokettiren mit Sittlichkeit würde ihn unter den eigentlichen und determinirten Anhängern des Antichrist nur lächerlich machen, wie denn jetzt schon die Judenblätter nur quermaulig spöttisch auf die Schenkel'sche „Gewissensreligion“ herabsehen.

Wäre irgend daran zu denken, daß der Protestantenverein, wir wollen nicht sagen, den christlichen Offenbarungsglauben, sondern nur den gesunden Menschenverstand im Volk und den Erhaltungstrieb der Regierungen überwucherte und verschlänge, dann würde nur allgemeine Anarchie die Folge seyn, von welcher von jeher nur die brutale Gewalt, der militärische Despotismus die besoffene Menschheit entnüchtert und wieder zahm gemacht hat.

Zur „Selbstauflösung des Protestantismus“ hat Herr Schenkel einen erklecklichen Beitrag zu liefern versucht. Wird die katholische Kirche durch die Wirren der Zeit auch noch auseinander gerissen und ihre höchste Autorität im Schlamm erstickt, dann hat der s. g. freie Geist im ganzen mittleren und westlichen Europa nichts Besseres erzielt, als die Herrschaft der Knute. Alle Zerstörer des Heiligen im Abendlande arbeiten nur, wenn auch nicht im Solde, doch im Interesse des Czaaren.

Finanzwesen.

Die dritte Milliarde. Zweite Studie über Frankreichs Finanzlage. Von J. E. Horn. Deutsche Originalausgabe. Pesth, Wien, Leipzig, Hardleben, 1868.

Der Kern dieser famosen Schrift ist, daß sich Frankreich durch seine kaiserliche Regierung und vorzugsweise durch seine militärischen Ueberanstrengungen finanziell ruinire. „Wenn man drei Milliarden für die verschiedenen Zweige des öffentlichen Dienstes von den fünfzehn Milliarden jährlichen Einkommens abrechnet, so nimmt die Steuer offenbar zwanzig Procent von unsern gesammten Hülfsquellen. Da nun die Besteuerung in Frankreich im umgekehrten Verhältniß progressiv ist, so muß der allgemeine Durchschnitt in folgende Bestandtheile aufgelöst werden: der Reiche bleibt weit unter diesem Verhältniß; der Wohlhabende entfernt sich wenig davon; die unbemittelten Massen werden viel höher besteuert. Angenommen, die erste Classe werde unter allen Formen und Vorwänden mit 15 Francs für je hundert Francs des jährlichen Einkommens, die zweite mit 20%, die dritte mit 25% besteuert, so bleiben wir wahrscheinlich in Betreff dieser letzten Classe weit unter der traurigen Wirklichkeit.“

„Das Gesetz vom 10. Juni 1833 und alle seitdem votirten Anleihegesetze legten dem Staate die Verpflichtung auf, alljährlich zur Tilgung seiner Schulden eine Summe zu verwenden, welche einem Procent ihres Betrages gleichkommt. Hat man aber diese bewilligten Gelder der vorgeschriebenen Bestimmung zugeführt? Nein, in fünfzehn Jahren hat man der Schuldentilgung nur vierundfünfzig Millionen gewidmet.“

Die Hauptsache ist, daß die ärmeren Classen am meisten gedrückt sind. „Millionen Arbeiter in Frankreich, Hunderttausende in Paris allein, streben vergebens nach einer Verbesserung ihrer materiellen Verhältnisse. Dank den Fortschritten in der Erkenntniß der Grundsätze einer gesunden Volkswirthschaft, sind manche Arbeitgeber bereit, Zugeständnisse zu machen, und die Arbeiter haben doch wohl nicht die Absicht, sie zu Grunde zu richten. Der gegenseitige gute Wille führt jedoch nicht zur Verständigung, gibt keine Friedensbürgschaft; es ist kaum ein Waffenstillstand. Nachdem der Arbeitgeber zugestanden, was er nach seiner Ansicht zugestehen konnte, sieht er neue Forderungen an sich herantreten; der Arbeiter, der Alles, oder fast Alles erlangt hat, was er gefordert, kann von der nächsten Zukunft nichts Anderes erwarten, als die frühere Unzulänglichkeit des Erwerbes, die vorige Noth, den alten Kampf ums Daseyn. Die Erklärung liegt nahe: die Zugeständnisse des Kapitals werden durch die von den verschiedenen öffentlichen Budgets in Anspruch genommenen Summen beschränkt; die Erträgnisse der Arbeit werden durch die vielfältigen Anforderungen des Fiscus beträchtlich geschmälert.“

Der Verfasser enthält sich der Schlußfolgerung, die sich von selbst versteht. Solche Zustände sind auf die Dauer unhaltbar.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, № 86. 24. October 1868.

Geschichte.

Belagerung, Zerstörung und Wiederaufbau der Burg Hohenzollern im 15. Jahrhundert. Nach dem jetzigen Standpunkte der Quellen dargestellt von Dr. L. Schmid. Tübingen, Osiander, 1867.

Diese Monographie ist äußerst anziehend geschrieben und beleuchtet ein Stück des mittelalterlichen Lebens in einer Klarheit, die nur dadurch möglich wurde, daß der Verfasser neue Quellen benutzte.

Wir geben hier nur eine kurze Skizze des Inhalts. Im Anfang des 15. Jahrhunderts wurde die kleine Grafschaft Hohenzollern in Schwaben von zwei Brüdern gemeinschaftlich regiert. Nach einer Weile theilten sie das Ländchen, bekamen aber Streit und lebten in bitterem Unfrieden. Beide hießen Friedrich, der ältere wurde der Oettinger zubenannt, weil er am Hofe des Grafen von Oettingen erzogen worden war, der jüngere hieß Eitel-Fritz. Jener schloß sich an den Markgrafen Bernhard von Baden an und half demselben in seinen Fehden, war überhaupt sehr kriegslustig und brauchte immer Geld, weshalb er seine Dienste auch Reichsstädten in ihren Fehden mit Fürsten und Adel verkaufte. Man macht sich heut zu Tage kaum mehr einen Begriff, wie bunt und toll es damals im deutschen Reiche herging. Weltliche und geistliche Fürsten lagen gegenseitig in Fehde, dann wieder der Adel gegen die Fürsten und die Reichsstädte gegen Fürsten und Adel zugleich. Einzelne Raufbolde vom Adel dienten aber principlos bald der einen, bald der andern Partei um Sold und Raub, denn sie brauchten immer Geld. Die Geldangelegenheiten jener Zeit sind eigentlich die schwärzeste Seite derselben. In den Fehden erprobten sich doch noch Muth und Tapferkeit, sie waren etwas Ritterliches und entsprachen der alten Mannheit der Nation. Das Markten um Geld aber, das Theilen, Verpfänden und Versetzen, die vielen Verschreibungen, die Schuldklagen und Prozesse bezeichnen eine häßliche Umwandlung des Nationalcharakters. Die alte gesunde Natur suchte sich dieses modernen Unfugs zu erwehren. Ungeduldig und keck wurden lästige Verträge gebrochen, Schulden nicht bezahlt und zum Schwerte gegriffen. Dann wurde wieder bei Kaiser und Reich geklagt und der Widerspenstige in die Acht gethan, was ihn aber wenig kümmerte. „Warum, frägt der Verfasser, machte das Reichsoberhaupt, welches von 1414—1418 häufig in Schwaben war, dem seit Jahren andauernden Bruderzwist, unter dem ein ansehnlicher Strich Schwabens empfindlich litt, kein Ende? Es war der schwache Kaiser Sigismund, der eben um diese Zeit (1415) in seiner beständigen Geldnoth dem obgenannten Friedrich, Burggrafen von Nürnberg Hohenzollern'schen Geblüts, der ihm wiederholt sehr große Summen Geldes geliehen, die Mark Brandenburg nebst der Kur- und Erzkämmererwürde erbeigenthümlich übertragen hatte. Es war Kaiser Sigismund, der in Schwaben so wenig Achtung genoß, daß, als er von Rottenburg am Neckar Haigerloch zufuhr, um dort sein Nachtquartier aufzuschlagen, die Ritter von Weitingen (O.-A. Horb), Lehensleute der Grafschaft Hohenberg, welche damals Haigerloch pfandschaftlich besaßen, weder seine Quartiermacher noch ihn, als er ganz spät vor dem genannten Städtchen ankam, einließen und nöthigten, noch nach Rottweil zu ziehen. Und, wiewohl die Majestät ‚solicher zugefügter Injurie halben höchlichen erzürnt und deshalb billige und wohlverdiente Straf hat fürnehmen wellen, ist doch nichts weiteres hernach erfolgt', wie die Zimmerische Chronik beifügt, welche obigen Vorfall erzählt."

Fritz, der Oettinger, war in des Reiches Acht, setzte sich aber eigenmächtig in den Besitz der Burg

Hohenzollern. Hier griffen ihn die Reichsstädte an, und da er sich nicht halten zu können fürchtete, entfloh er heimlich und ließ den alten Menloch von Dettlingen als Schloßhauptmann zurück, der die Burg aufs ritterlichste vertheidigte und endlich ehrenvoll kapitulirte. Nicht minder heldenmüthig benahm sich die Geliebte des Oettingers, ein Mädchen aus dem Steinlachthal, welches heute noch durch die Schönheit seiner Mädchen und Frauen berühmt ist. Der Graf hatte sie vorausgesandt, um sie zu retten. Da er aber nicht nachkam, „wollte die beherzte, treue Steinlacherin wieder auf die Burg zurückkehren und derselben Schießpulver bringen. Um, wenn sie angehalten werden sollte, die Belagerer zu täuschen, hatte sie das Pulver in Büchsen verwahrt, die zum Theil mit Wundsalben gefüllt waren. Unter dem Schutze der Dunkelheit der Nacht stieg sie den Zollerberg hinan, wurde aber angehalten und festgenommen. Ueber ihr weiteres Schicksal verlautet nichts. Ihr gräflicher Geliebter, der Oettinger, war glücklicher. Man trifft ihn am 7. Januar 1423 in Sicherheit und im Verkehr mit dem Markgrafen von Baden; aber weder dieser noch der Herzog von Lothringen zeigten sich willfährig, für den Oettinger die Waffen zu ergreifen und seine bedrängte Burg zu entsetzen.“ Die Burg Hohenzollern wurde verbrannt.

Der Oettinger abenteuerte im Elsaß herum und wurde gefangen, aber wieder frei und durch Vermittlung Straßburgs sogar mit den schwäbischen Reichsstädten ausgesöhnt. Im Sühnvertrag gelobte er, die Burg Zollern solle nie mehr aufgebaut werden. Aber sein Bruder Eitel-Fritz baute sie wieder auf, während der Oettinger auf dem kleinen Waldschloß Lichtenfels hauste. Hier wurde er von der Gräfin Henriette von Württemberg, die ihm wohl wollte und ihm Geld geliehen hatte, eingeschlossen und belagert, weil er seine Zusagen gebrochen hatte. Es gelang ihm zwar, auch von hier heimlich zu entkommen, als er aber wieder im Elsaß sein früheres Treiben fortsetzte und einen Einfall in die Grafschaft Mömpelgard, Henriettens Erbtheil, unternahm, fiel er in einen Hinterhalt und wurde von der Gräfin zehn Jahre lang in einem Thurm gefangen gehalten.

Hier blieb er jedoch nicht ganz einsam. Ein Sohn seines alten Freundes, Hans von Zimmern, durfte ihn besuchen. „Auch Besuche ganz anderer Art hat nach der Zimmerischen Chronik der Oettinger während seiner langen Haft in Mömpelgard erhalten. Einstmals habe die Gräfin Henriette von Württemberg zwei junge Klosterfrauen zu ihm auf sein Gefängniß geschickt, um ihn zu trösten und ‚kurzwil zu machen‘. Als sie ihm auf seine Frage, wer sie seyen? geantwortet hatten, sie seyen Kinder und Töchter Gottes, da ‚habe er ansahen zu lachen und gesagt, sie sollen sich zu im verfuegen‘, er werde sich ‚dann gegen inen dermaßen halten‘, daß er hoffen könne, einen ‚gnedigen und günstigen schweher‘ zu erhalten, ‚der ihm wieder aushelfen werde‘. Ja, seine erbittertste Gegnerin, die Gräfin Henriette, soll ihn wiederholt in seinem Gefängniß besucht, ‚und an seinem wesen, thon und lassen haimlich ain sollich wolgefallen gehabt haben, das sie ihn gern ledig gelassen hette, wover[n] er sie zu der Ehe het nehmen wellen‘. Aber immer habe sie eine abschlägige Antwort bekommen und sey dadurch so gegen ihn aufgebracht worden, daß sie ihn noch länger gefangen gehalten habe, im Stillen immer noch hoffend, seinen Eigensinn brechen zu können.“ Er wurde endlich, wahrscheinlich im Jahr 1440 wieder frei, nachdem sein Bruder Eitel-Fritz eben gestorben war. Henriette starb erst 1444. Nach seiner Befreiung hatte der Oettinger nichts dringenderes zu thun, als sich abermals in wilde Fehden zu stürzen, als Parteigänger der Herrn v. Geroldseck. Endlich legte sich seine Hitze und er entschloß sich 1442 zu einer Pilgerreise nach dem gelobten Lande. Nach der Zimmerischen Chronik hat er die h. Stadt gesehen, starb aber auf der Rückreise, ohne daß sein Leichnam in die Heimath zurückgeführt worden wäre. Auch hinterließ er keine Nachkommen.

Sein Bruder Eitel-Fritz heirathete, um Nachkommenschaft zu erhalten, weil sich sonst die Grafen von Württemberg des Hohenzollernschen Erbes bemächtigt haben würden. „Er vermählte sich mit Ursula, der Tochter des Freiherrn Heinrich von Rätzüns in Graubündten. Die Ehe war aber, wie der Freiherr von Zimmern in seiner Jugend von den Alten gehört hat, nicht glücklich, und Ursula hatte ‚bei irem herrn nit sonders vil frewd oder gueter zeit‘. Der bei seiner Verheirathung schon in vorgerücktem Alter gestandene Graf war sehr eifersüchtig. Er habe, das sey, sagt die Zimmerische Chronik, in der ganzen Gegend bekannt gewesen, wenn fremde Herren oder andere zu ihm gekommen, oder ihm sonst ‚die mirmidones (Ameisen, Mucken) in schedel kommen‘, seine junge Gemahlin ‚in ain kleins stublin‘ eingesperrt, ihr, damit sie ‚kurzweil oder was zu schaffen‘ gehabt, eine Kleiderbürste geben und befohlen, sie solle die Borsten zählen und ihm, wenn er wiederkomme, deren Zahl angeben. In solcher Strenge und Härte habe er die gute Gräfin stets gehalten. Kein Wunder, daß diese bei Eitel-Fritzens Tode im Jahr 1439 nicht sehr betrübt gewesen. Wohl begleitete sie die sterbliche Hülle ihres Gemahls, als

man solche in das Kloster Stetten führte, bis über das Städtlein Hechingen hinaus „zu der linden", soll aber, als sie hier zurückging, zu ihrer Begleitung gesagt haben: „wolhin mit ihm zur erden in aller teufel namen, er sall mich hinfur mit ruwen und zufriden lassen."" Gleichwohl entsproß aus dieser Ehe ein Sohn, der das Zollernsche Geschlecht in Schwaben fortpflanzte, während die jüngere Linie bereits in den fränkischen Markgrafschaften und in Brandenburg regierte.

Lyrische Dichtkunst.

Die Wunder Sevilla's. Romanzen und Lieder von Dr. Johann Fastenrath. Leipzig, E. H. Mayer, 1867.

Unsere Blätter haben früher schon auf das poetische Talent dieses Dichters aufmerksam gemacht, sofern er schon Klänge aus Andalusien und einen spanischen Romanzenstrauß herausgab. Vergl. Literaturblatt 1865 Nr. 34 und 79. Grade jetzt, indem alle Blicke sich nach Spanien wenden, wird es manchem Leser von Interesse seyn, die vorliegenden Gedichte kennen zu lernen, in denen mit echt spanischer Gluth die unvergleichlichen Schönheiten Sevilla's und dessen große Erinnerungen poetisch verherrlicht werden.

Es macht zwar einen eigenen Eindruck, hier Uebertragungen echter spanischer Romanzen und Lieder mit eigenen Gedichten des Herrn Fastenrath verbunden und fast bis zur Ununterscheidbarkeit vermengt zu sehen, und wir möchten es fast zu den Unarten des deutschen Nationalcharakters rechnen, daß sich die deutsche Seele so leicht in eine fremde, hier in eine spanische umsetzen und verwandeln kann. Indessen ist das Versenken eines Dichters in eine schöne Natur und Volksart und in ritterliche Erinnerungen der Vorzeit doch etwas Natürliches und im vorliegenden Falle war die Wahl eine glückliche. Wie viele hundert deutsche Affen prunken in unserer Literatur in den abgetragenen Kleidern moderner Franzosen. Ungleich würdiger und dem deutschen Sinne angemessener ist die Vorliebe für das spanische Volk, welches den gothischen Charakter treuer bewahrt hat und sich noch nicht so hat corrumpiren lassen, wie das französische.

In der großen Zahl schöner Lieder, deren reicher Fächer sich hier entfaltet, begegnen uns Legenden, altspanische Romanzen, Heiliges und Ritterliches, dazu Geschichten glücklicher und unglücklicher Liebe, reizende Bilder aus dem Volksleben und aus der Natur Sevilla's. Es begegnen uns aber auch politische Lieder. Der Dichter ist mit Leib und Seele der Partei zugethan, welche die letzte Revolution in Spanien gemacht hat. Er war es schon lange, denn seine Lieder sind von früherem Datum. Der Dichter erzählt in den Anmerkungen: „Bekanntlich wurden gegen Ende des Jahres 1866 unter Ramon Maria Narvaez, dem Herzog von Valencia, dem Haupt der Moderados, dem Marschall Rückwärts der Spanier in politischen Dingen, 123 Deputirte nach Fernando do Po im Stillen Ocean deportirt. Den Empfindungen dieser neuen Mauren, den Gefühlen dieser neuen Boabdile habe ich in einem Liede Ausdruck zu geben versucht. Von einem spanischen Obersten, der in Brüssel sich nicht einmal das Brod der Verbannung zu verdienen vermochte und bei einer Zeitungsexpedition für die Stelle eines Austrägers sich meldete, haben die jüngsten Blätter berichtet. In Bezug auf den Ausspruch „Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!", siehe meine Romanze: „Donna Urraca und der Cid" in meinen „Klängen aus Andalusien.""

Das Lied der 123 Deportirten lautet:

Land der Palmen, Land der Pinien,
Goldiger Orangenhain,
Wo in ehr'nen Schlachtenlinien
Wir gekämpft für Recht allein,
Land, wo wir geträumt den schönen,
Himmlischheil'ren Jugendtraum,
Gönnst Du nicht mehr Deinen Söhnen
Luft im mütterlichen Raum?

Uns'rer Todten heil'ge Stätte,
Wurzel uns'res Lebens Du,
Schließest Du mit Eisenkette
Uns die freien Hände zu?
Uns, die wir gekämpft den guten
Kampf der Constitution,
Läßt in Banden Du verbluten
Gleich wie Cristóval Colon?

Gleich in schwarzer Geisterbarke
Grüßt uns des Entdeckers Geist!
O Hispania, freiheitsstarke,
Bist zur Sclavin Du ergreist?
Soll das Herz uns blutig schau'rn
Bei dem Namen Vaterland,
Und wie einst die edlen Mauren
Hast Du jetzt auch uns verbannt?

Spanier, die Dich feurig lieben,
Spanier, die Dir echt entstammt,
Hast Du zu Verbrechern drüben
In der Ferne Qual verdammt?
Hundertzwanzig Boabdile
Ziehen seufzend wir hinaus
Zu dem traurigsten Asyle
Ferne von dem Vaterhaus!

Spanier, könnt Ihr Weihnacht feiern
Kindern gleich im Karneval?
Ruht auf Euch nicht schwer und bleiern
Eurer Streiter tiefer Fall?
Spanier, ersteht kein Rächer,
Der des Siegers Glück bedroh'?
Spanien, hast nur Du Verbrecher,
Nicht mehr Fernando do Po?

Kriecht mit hündischem Gewinsel
Ihr zu Füßen Eurem Herrn,
Dann auf der Verbrecherinsel
Bettet sich die Jugend gern!
Aber auch in fremdem Lande
Beten wird die Lippe noch,
Daß Gott sprenge Spanien's Bande,
Daß bald falle Spanien's Joch!

Geschrieben am 12. Januar 1867.

Die Klöster wurden in Spanien, wie man weiß, im Jahr 1835 durch den damals zum Minister ernannten Juden Mendizabal mit wahrhaft jüdischer Bosheit, indem die Juden hier den Pöbel hetzten wie in Oesterreich, confiscirt, ausgeplündert und zum Theil mit Raserei zerstört. Unter dem mildern Regiment der Moderados kam die Kirche und alles Kirchliche wieder mehr zu Ehren. Davon ist Folgendes ein sehr merkwürdiges Beispiel. „Eine Viertelmeile von Chipiona, zwischen der Bucht von Cádiz und dem Guadalquivir liegt in einem Sandmeer das citadellengleiche convento de Nuestra Sennora de Regla, dessen fromme Sage von dem Geschichtschreiber des Augustinerordens, Pedro del Campo u. A. mitgetheilt wird. Die Virgen daselbst wurde als Stern der Meere verehrt. Noch blüht hier der Feigenbaum, der in der Legende spielt. Der Mönch der Legende lebte zu Leon im 14. Jahrhundert. Das Madonnenbild ist eine 3 Fuß hohe Statue mit schwarzem Gesicht („nigra sum, sed formosa," wie das Lied sagt). Durch die Aufhebung der Klöster im Jahre 1835 ihres Klosters beraubt, kehrte die Virgen 1852 unter dem Schutze zweier Infanten von Spanien wieder in ihr Heiligthum zurück, das verschollene „Ave, maris stella!" wurde wieder angestimmt, und der Erzbischof von Sevilla segnete das Meer! Das poetische spanische Volk hat jetzt wieder eine neue Sage zu dichten begonnen: es läßt dem Wiederhersteller des Klosters, dem Sohne Ludwig Philipps von Frankreich, einem Infanten von Spanien, die Madonna erscheinen, und ihm, wie einst dem Mönche von Leon, befehlen, ihr Bild wieder aufzurichten, als er noch am Fuße des Atlas in Afrika kämpfte." Also wäre der Herzog von Montpensier doch einigermaßen populär in Spanien.

Die ganze Fülle von Poesie, die in diesem Buche liegt, abzuwickeln, fehlt uns der Raum und wir begnügen uns, es deutschen Lesern bestens zu empfehlen.

Griechische Dichter.

Sophokles. Deutsch in den Versmaaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. 6. verbesserte Auflage. 2 Theile in einem Band. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter, 1868.

Die sechste Auflage beweist, welche Anerkennung das in der That ausgezeichnete Uebersetzungstalent Donners im deutschen Publikum gefunden hat. Bekanntlich wurde schon nach der ersten Auflage die von Donner vortrefflich übersetzte Antigone in unveränderter Gestalt, wie später auch Oedipus auf Kolonos, ausgestattet mit der Musik von Mendelssohn im Neuen Palais bei Potsdam aufgeführt (im Herbst 1841) und später auch Oedipus, dessen Chorgesänge mit Lachner'scher Composition, auf dem Hoftheater in München und auf andern Bühnen. Immer nach Donners Uebersetzung. Seine Antigone kam auf das Repertoire der großen Berliner Bühne und war hier Jahrelang ein Modestück. Obgleich nun auch der selige Böckh für die Donner'sche Uebersetzung ausdrücklich votirt hatte, muß man doch jetzt in den Nekrologen des Verewigten die ganz falsche Notiz lesen, daß Böckh auf den Wunsch des Königs die Antigone für das Theater in Potsdam selber übersetzt habe.

Gewiß wird es dem Ruhm des seligen Böckh keinen Eintrag thun und, wenn er noch lebte, würde er es nur selber billigen, daß ein solcher Irrthum aufgeklärt werde.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, N° 87. 28. October 1868.

Deutsche Geschichte.

Ueber die zwölf Artikel der Bauern und einige andere Actenstücke aus der Bewegung von 1525. Von Dr. Alfred Stern. Leipzig, S. Hirzel, 1868.

Eine nette Monographie, in der mit großem Fleiße und kritischem Scharfblick erörtert wird, wer der muthmaßliche Verfasser der berühmten zwölf Artikel im deutschen Bauernkriege gewesen sey und welche andere Männer, denen man sie zugeschrieben hat, sie gewiß nicht geschrieben hätten. Eigentlich liegt nicht viel daran, ihren Verfasser genau zu kennen. Historischen Werth hat nur der Inhalt und die Ausbreitung der Artikel. Mit Sicherheit weist die Broschüre nach, daß es mehrere Redactionen der Artikel oder revolutionären Programme in jenem Bauernkriege gegeben habe, daß sie von den geheimen Wühlern ausgingen, welche die Bauern aufreizten, und daß sie schon im Jahr 1524 vorbereitet waren. Die Redactionen weichen von einander ab, einfach nach Maßgabe der jedesmaligen Sachlage, wonach sich das Maaß oder Uebermaaß der Forderungen richtete. Wer dabei die Feder führte, daran liegt nichts. Nur auf die Personen kam es an, die den Aufstand heimlich leiteten. Diese Männer wechselten; es war nicht blos einer, von dem alles ausgegangen wäre, so wie sie auch nicht auf einem Terrain allein wirkten. Die drei Hauptmotive der ganzen Volkserhebung waren: erstens der wirkliche Druck, unter dem der größte Theil des Landvolks lebte, sofern die elende Kleinstaaterei in Deutschland und der Luxus, der mit der Renaissance und dem Beispiel des französischen und der italienischen Höfe aufgekommen war, ihnen zu viele und zu habgierige, immer geldbedürftige Herrn aufgedrungen hatte; zweitens die Träume von evangelischer Freiheit, welche durch die junge Reformation ausgebildet worden waren, die Idee einer christlichen Republik, in welcher nur nach göttlicher Gerechtigkeit regiert und wodurch dem bisherigen Elend des armen Volkes eine Ende gemacht werden sollte; drittens die Umtriebe des wegen seiner Laster vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg, der von den Fürsten verachtet, die Revolution als Mittel ergriff, um sein Land wieder zu erobern. Daraus erklären sich alle Vorgänge des großen Bauernkrieges.

Noth und Aufregung war da. Die Fürsten und Herrn waren wohl noch gefürchtet, aber nicht mehr geachtet, theils wegen ihrer Geldgier und Schwelgerei, theils weil sie mit einander selbst beständig in Zwietracht lebten und einander alle Schmach anthaten. Ebenso war die Achtung vor dem mächtigen und reichen Klerus gesunken, weil er den Fürsten und Herrn (deren Söhne die höchsten Kirchenämter einnahmen) in Habgier und schlechten Sitten nachahmte und seit der Reformation sich ebenfalls in feindliche Parteien spaltete, die einander alle Schande anthaten. Es war nun sehr natürlich, daß die Bauern, unter denen es schon seit einiger Zeit gegährt hätte, der lutherischen Opposition zujauchzten und die evangelische Freiheit auch auf die politische ausdehnen wollten. Dieses religiöse Element in der Bauernrevolution wurde zuerst und hauptsächlich von Thomas Münzer vertreten. Derselbe sah sich aber genöthigt, einige Zeit flüchtig zu werden, und begab sich nach Waldshut an der Schweizer Grenze, wo er hoffen durfte, einen fruchtbaren Boden für seine Ideen zu finden. Hier nämlich war Hubmaier, der erste Geistliche, der Reformation zugewandt. Dieser Hubmaier, den man gewöhnlich als einen ordinären wiedertäuferischen Schwärmer auffaßt, war ein sehr interessanter Mensch.

„Balthasar Hubmaier ist wahrscheinlich in den 80er Jahren des 15. Jahrhunderts, in dem bayrischen Städtchen

Friedberg in der Nähe von Augsburg geboren, daher er denn auch, abgesehen von willkürlichen Entstellungen seines Namens, wie: Hiebmaier, Hubmör, Hiebmajor: als Friedberger oder Pacimontanus oft bezeichnet wird. Seine Studien in der Theologie, auf einige Zeit durch die Nothwendigkeit unterbrochen, die ihn, den Unbemittelten, zwang, eine Lehrerstelle in Schaffhausen anzunehmen, betrieb er in Freiburg eifrig unter Leitung des berühmten Johann Eck. Er wurde 1511 als Docent in die theologische Facultät aufgenommen, zog aber schon das Jahr darauf seinem Lehrer nach Ingolstadt nach, wo er die Stelle eines Pfarrers und Professors der Theologie bekleidete, und nach einander die Würde des theologischen Doctorats und des Prorectorats von Ingolstadt erwarb. 1516 berief ihn Regensburg als Prediger an seine Domkirche. Seine Predigten hatten ungeheure Wirkung, wenn auch sehr traurige; denn ihm gelang es, was von gewissen Seiten schon mehrfach versucht war, die Vertreibung der Juden aus dieser Stadt durchzusetzen 1519. Auf dem Platze der zerstörten Synagoge wurde jene bekannte Kapelle zur schönen Maria erbaut, welche unzählige Wallfahrer herbeizog, und in deren Nähe jene sonderbaren und oft beschriebenen seelischen wie körperlichen Erscheinungen zu Tage kamen, die zu untersuchen mehr Sache der Medicin ist als der Geschichte. Dies excentrische Treiben scheint nicht nach Hubmaiers Sinn gewesen zu seyn; inzwischen war auch Luther mit seiner Lehre hervorgetreten und scheint auf Hubmaiers Geist mächtig eingewirkt zu haben. Ob seine Hinneigung zur Reformation, eigene Unlust oder was sonst seine Stellung in Regensburg unangenehm machte: genug, er verließ diese Stadt und kam nach kurzem Aufenthalt in Schaffhausen nach Waldshut 1522." Hier nun wurde er Pfarrer und erwarb sich einen großen Wirkungskreis, indem er sich an die Schweizer Reformatoren anschloß und schon 1524 in Waldshut die deutsche Messe und den Abendmahlskelch einführte, den Cölibat aber abschaffte. Beim Volk fand er ungetheilten Beifall. Die österreichische Regierung aber, der Waldshut unterthan war, vertrieb ihn. Dennoch nahmen die Unruhen zu, die ihm erlaubten, bald zurückzukehren. Die Bauern des Hegau bildeten unter Hans Müller von Bulgenbach eine „evangelische Brüderschaft" und auf sie übte Hubmaier großen Einfluß, nachdem Thomas Münzer, der überhaupt nur acht Wochen in Waldshut geblieben war, schon wieder in Thüringen den dortigen Aufstand leitete. Beide Männer blieben in Verbindung. In Hubmaiers Wohnung fand man später noch von seiner Hand Entwürfe von Artikeln, die den leitenden Gedanken der Bauern ausdrücken sollten, die aber noch nicht die berühmten, erst später gedruckten zwölf Artikel gewesen sind.

Herzog Ulrich von Württemberg sah von der Schweiz aus dem wachsenden Aufruhr in Süddeutschland mit Freuden zu und verfehlte nicht, sich mit den Bauern in Verbindung zu setzen. Er bediente sich dazu eines überaus schlauen Agenten. „Johann von Fuchsstein, einem landsässigen Adelsgeschlecht der Pfalz entsprossen, der sich nach seinem Pfälzischen Lehen auch ‚zu Ebermannsdorf' schrieb, bekleidete eine Zeitlang die Stelle eines Kanzlers beim Pfalzgrafen Friedrich, dem nachherigen Kurfürsten Friedrich II. Ein glaubwürdiger Zeitgenosse schildert ihn als ‚sehr geschickt, aber dabei etwas verkehrten Gemüthes; bei ihm war das Recht und die Billigkeit um Geld zu verkaufen, und wo er Gewinnst sah, konnte er's drehen, wie er wollte. Es hatte er auch dazu einen bösen Namen wegen Ehebruch und Hurerei und war gleichwohl beim Fürsten in Gnaden, dieweil er die Laster mit der Zunge so meisterlich konnte verantworten und entschuldigen, daß ihrer viel sich betrügen ließen, und ihn für einen ehrlichen Mann hielten, das er doch nicht war.' Dieser wenig schmeichelhaften Charakteristik scheint sein Leben in Nürnberg, wo Friedrich als Präsident des Reichsregiments, ihn zum Beisitzer desselben machte (1522), durchaus entsprochen zu haben; zugleich wandelte er aber die gefährlichen Pfade der großen Politik. Zur neuen Lehre hingezogen, entwickelte er in seiner immerhin wichtigen Stellung seine ganze Thätigkeit für Sickingen und seine Partei wie denn unter den Sickingenschen Papieren Briefe sich fanden, von Fuchssteiners eigener Hand geschrieben. Aber den Pfalzgrafen für Sickingens Absichten zu gewinnen, mißlang dem Ränkevollen, und als er nun anfing, seinem Herrn untreu zu werden und durch allerlei Intriguen in lästige Händel zu verwickeln, endete seine Nürnberger Periode mit seiner Abführung zur Haft, aus der er noch eben zur rechten Zeit loskam, um nicht für seine nun entdeckten Beziehungen zu Sickingen zu büßen. Er verschwindet eine Zeitlang aus der Geschichte, bis er als Diener eines neuen für ihn ganz gemachten Herrn wieder auftaucht: des Herzogs Ulrich von Württemberg. Fortan führt ihn sein fieberhaftes Treiben für dessen Absichten zu den abenteuerlichsten Streifzügen, bei denen er immer eine höchst bedeutende Rolle spielt. Er erscheint mit Reitern im Nordgau an der Grenze zwischen Bayern, der obern Pfalz und Böhmen, er scheint die Fäden von Ulrich zu den geächteten Sickingenschen Rittern geknüpft zu haben, er geht zum französischen König ins Lager von Pavia, um von ihm das Geld zu erbitten,

mit dem die Schwarzwälder, Hegauer, Klettgauer und andere für ihre Dienste bezahlt werden sollen, er betreibt seine ‚Praktiken' in Böhmen, kurz, wo immer ein Bundesgenosse zu erhoffen war, treffen wir auf seine unheimliche Gestalt."

Ulrich von Württemberg benutzte ihn nun bei den Bauern und Fuchssteiner besuchte deren Heerlager an den verschiedensten Orten. Auch in verschiedenen Masken. So erschien er in der Reichsstadt Kaufbeuren „in der Rolle eines Predigers. Er ließ sich in der Kirche einen Predigtstuhl aufrichten, um das Wort Gottes deutsch zu lesen. Ob er den Namen, ‚der Bauern Advocat' schon damals geführt hat, der hinlänglich deutlich zeigt, daß seine kirchliche Thätigkeit nicht seine einzige gewesen, steht dahin. Später belegt ihn Herzog Wilhelm von Bayern damit. In jedem Fall muß er bei den Bauern in hohem Ansehen gestanden haben. Denn auch seinen Namen finden wir in jener ‚Handlung, Artikel und Instruction' genannt, als zur Vermittlung mit dem Bund in Vorschlag gebracht, wie wir eben daselbst auch Schappelers Namen, von dem er damals örtlich gar nicht so weit getrennt war, bemerkt haben. — Auch aus dieser Gegend verschwindet Fuchssteiner plötzlich wieder, um seinem Herrn bei dessen erneuten Unterhandlungen mit den aufständischen Würtemberger Bauern dienlich zu seyn, und auch hier wieder zeigt er seine Fähigkeit in einer durchschlagenden Rede, durch die er die Mehrzahl der Aufrührer für Ulrich gewinnt." Diesem schlauen Fuchs hat man nun auch die Urheberschaft der zwölf Artikel zugeschrieben und war dazu verleitet durch einige Aussagen. Allein er war der Verfasser nicht, sondern nur der Colporteur schon früher aufgezeichneter Programme.

Die andern Männer, die man irrthümlich zu Verfassern der zwölf Artikel gemacht hat, sind 1. Schappeler, der in Wittenberg, dem Centralpunkt des Lutherthums, fälschlich dafür gehalten wurde, welche Täuschung sich dann durch die wichtige wittenbergische Presse fortpflanzte. 2. Johann Heuglin, welchen Schelhorn, Schappelers Apologet, ohne hinreichenden Grund blos in Folge eines Mißverständnisses des Wortes Artikel dafür hielt. 3. Thomas Münzer, der wohl zu den moralischen Urhebern der Artikel gehörte, aber nicht deren Verfasser war.

Die zwölf Artikel, wie sie auf dem großen Bauerntage zu Heilbronn in der Bauernkanzlei unter den Auspielen des bekannten Wendel Hipler verfaßt wurden, sind wesentlich verschieden von den frühern von Fuchssteiner verbreiteten, wie auch von den Hubmaierschen Artikeln. Sie liegen theils um ein Jahr auseinander, theils haben sie eine ganz andere Tendenz. In Heilbronn wollten die Bauern i. J. 1525 eine Reform des Reichs unter dem Kaiser. Die von Hubmaier im Winter vorher zu Waldshut abgefaßten Artikel waren viel radicaler gewesen, verwarfen nicht blos Klerus und Adel, sondern auch die Kaiser und liefen eigentlich auf einen contrat social wie der von Rousseau hinaus.

Dies sind die Hauptgedanken des vorliegenden Buchs, woran sich dann die berichtigende Kritik in Bezug auf die frühern irrthümlichen Meinungen knüpft.

Kirchensachen.

Ein Mahnwort zu Gunsten der Nachwelt an die historische Literatur der Gegenwart. Von Ernst Grafen von Kanitz, Verfasser der „Aufklärung nach Actenquellen" über den Königsberger Religionsprozeß. Basel und Ludwigsburg, Riehm, 1868.

Ein Rückblick auf den berüchtigten Königsberger s. g. Muckerproceß. Ueber die „Aufklärungen" des edlen Grafen haben wir uns bereits in Nr. 19 und 20 unserer Blätter von 1864 ausführlich ausgesprochen, und das Unrecht, welches die Frommen in Königsberg vor mehr als 40 Jahren erleiden mußten, klar nach den Acten dargelegt. In der vorliegenden Flugschrift constatirt der Verfasser, daß seine „Aufklärungen" doch einen großen Theil der Presse und des Publikums überzeugt haben, wie ungerecht die frühere Presse und das frühere Publikum über den Hergang der Sache geurtheilt haben. Dabei ist zu bemerken, daß die Angeschuldigten vom Gericht frei gesprochen worden sind, daß der damalige König von Preußen, wie sehr er auch in dieser Sache mißleitet worden war, doch zu besserer Ueberzeugung kam, seine erste Meinung änderte, daß aber diese Gerechtigkeit der Justiz und persönlich des Königs damals die Fortdauer der Ungerechtigkeit, welche die Presse und die s. g. öffentliche Meinung beging, nicht hinderte. Man fuhr fort, von den Muckern in Königsberg die abgeschmacktesten Lügen auszubreiten. Das ist nun anders geworden. Der Verfasser sagt vom Erfolg seiner i. J. 1862 erschienenen „Aufklärungen": „Mit lebendigen Farben wurde in vielen Zeitschriften (von denen hier 16 der bedeu-

tendsten genannt werden), sowohl die Böswilligkeit eines Eckel erregenden Denunciationswesens, als die gleichsam systematisch durchgeführte Täuschung des Publikums über den wahren Stand der Sache geschildert, an andern Orten die gesetzwidrige Willkür bei Führung der Untersuchung, so wie die dem Gesetze und der Vernunft hohnsprechende Anmaßung der gerichtlichen Entscheidungen über Gegenstände, die dem juridischen Urtheile fremd sind, und außerdem die in diesem Jahrhundert unerhörte Verletzung der Denk- und Gewissensfreiheit, deren sich die Behörden schuldig gemacht, nach juridischen Grundsätzen einstimmig verurtheilt." Auch in historischen Werken, die der Verfasser namhaft macht, sind frühere Verdammungsurtheile zurückgenommen und ist der Wahrheit die Ehre gegeben worden.

Es folgt sodann noch eine Recapitulation des wichtigsten, was die Aufklärungen enthielten, über das, was dem Prozesse vorherging, über die unlautern Quellen der Anklage, über die Eingriffe der geistlichen Behörden, über das voreilige Einschreiten der Gerichte, über die gesetzwidrige Führung der Untersuchung, was dann endlich zu der Verurtheilung des ganzen Prozesses durch die höhere Instanz geführt hat.

Weiter finden wir hier wieder abgedruckt die 1838 zuerst erschienene Schrift des Prediger Diezel über das Zeugenverhör in jenem Prozesse. Sie ist heute noch lesenswerth, denn es spiegelt sich darin die ganze Infamie der damaligen Presse und die dumme Leichtgläubigkeit des gebildeten Publikums ab. Schlechte Menschen heckten aus Neid gegen den hochverehrten Pfarrer Ebel die ersten Verleumdungen aus, die immer weiter getragen und vergrößert wurden. Auch in der Regierung und in der königlichen Camarilla saßen damals schlechte Menschen, denen jene lügenhaften Klatschereien willkommen waren, weil es ihnen damals galt, die specifisch frommen Christen, wie die Patrioten von 1813 anzuschwärzen. Das christlich deutsche Programm, welches in den Freiheitskriegen gegeben worden war, war seit dem Wiener Congreß verdammt. Oesterreich und Rußland wandten alles an, um Preußen, welches während der Kriege jenem Programm zugestimmt hatte, davon abzubringen und der König von Preußen ließ sich damals wirklich von Metternich und seiner russischen Verwandtschaft übel berathen und bevormunden. Nicht nur die Deutschheit wurde zum Verbrechen gemacht, sondern auch die ernst gemeinte Christlichkeit, daher die Verfolgung nicht blos der Patrioten wie Görres, Jahn, Arndt, sondern auch der Lutheraner in Schlesien, des Erzbischofs in Köln und seines eifrig katholischen Anhangs. Die Union mußte den Vorwand leihen, jede Art von treuem Festhalten an der alten Kirche und jede pietistische Gemeinschaft als Fanatismus, intoleranten Hochmuth, Auflehnung gegen die Regierungsweisheit und Rebellion zu brandmarken. Unter der Herrschaft des Cultministerium Altenstein wurde die seichteste Freigeisterei im Halleschen Rationalismus und das frechste Antichristenthum in der Selbstvergötterungslehre Hegels zu Berlin auf alle Weise begünstigt und bevorzugt und nur der fromme Christ, gleichviel ob Katholik, ob Lutheraner, ob Pietist, wurde verlacht und mißhandelt. Da die Verfolgten durchgängig edle Menschen waren und durch ihren sittlichen Wandel nur Achtung einflößten, war das ihren Verfolgern äußerst ärgerlich und sie ergriffen daher die Gelegenheit, die ihnen die Klatschereien in Königsberg darboten, mit heißer Gier, um die Lüge für Wahrheit gelten zu lassen und exclusiv fromme Christen genau auf dieselbe Weise zu verleumden, wie es schon den ersten Christen von Seiten der Heiden so oft geschehen war. Man dichtete ihnen die schändlichsten Dinge an, die sie unter einander unter scheinheiliger Maske treiben sollten. Aus diesem politischen Grunde, und aus keinem andern wurde damals der Prozeß der Mucker so sehr übereilt und so gesetzwidrig mißhandelt und ein ungeheurer Scandal vor dem Publikum geflissentlich provocirt.

Mit obigem Werk zugleich und in demselben Verlag erschien:

Die Weisheit von oben her, gepredigt von Dr. Johannes Ebel. Zweite Auflage.

Das ist der so viel angefochtene Prediger, den der edle Graf so ritterlich vertheidigt hat. In Ebels innig frommen Predigten spricht uns insbesondere der warme Patriotismus an, mit dem er 1813 in des deutschen Volkes Sache die Sache Gottes sah und das Volk mit feuriger Begeisterung zum Kampf für die gute Sache aufmahnte und einsegnete.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, | № 88. | 31. October 1868.

Ueber die sociale Frage.

1. Die sociale Frage in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Vortrag von Theodor Stumpf. Bonn, A. Henry, 1868.

Wir können uns nicht enthalten, unsere Leser von dem äußerst vernünftigen Votum dieser kleinen Schrift in Kenntniß zu setzen.

Der Hauptgedanke ist in folgenden Sätzen ausgesprochen. Nachdem in Frankreich die Arbeiter communistischen Idealen nachgetrachtet und vergeblich Revolutionen gemacht, in England aber weniger leidenschaftlich mehr den Weg gesetzlicher Reformen eingeschlagen, ihre Noth zu erleichtern und durch das System der Arbeitseinstellungen den Arbeitgebern moralischen Zwang anzuthun versucht haben, wurde diese große Frage der Zeit in Deutschland hauptsächlich auf zwei Wegen zu lösen versucht. Auf dem einen führte Schultze-Delitzsch, auf dem andern Lasalle die Arbeiter an.

Den ersten Impuls, der wirklich Eindruck machte, gab Huber, dem der Verfasser gerechtes Lob zollt. „Nachdem Victor Aimé Huber, ein begeisterter Freund des Volkes, in seinen Reisebriefen Kunde von der englischen und französischen Genossenschaftsbewegung gegeben hatte, gab Herr Schultze aus Delitzsch in Deutschland den Anstoß zur Vereinsthätigkeit mit Organisirung eines Rohstoffvereins der Schuhmacher in Delitzsch. Der glückliche Verlauf dieser Bewegung ist im Allgemeinen bekannt. Der Bericht aus dem Jahre 1866 weist bereits 199 Consumvereine, 187 Rohstoff-, Magazin- und Productivgenossenschaften (im Jahre 1865 gab es 143 Rohstoff- und 30 bekannte Magazinvereine, von Productivgenossenschaften nur eine, eine zweite war untergegangen, schwerlich hat sich die Zahl der letztern, der nähere Nachweis fehlt mir leider, seitdem sehr gemehrt) und 1047 Vorschuß- und Creditvereine, im ganzen 1433 Vereine mit einem Geschäftsverkehr von 105—110 Millionen Thalern, einem Eigenvermögen von 9 Millionen Thalern und 500,000 Genossen. Man sieht, daß bei dieser Bewegung, die von der preußischen Regierung jüngst durch ein Genossenschaftsgesetz gefördert wurde, der Schwerpunkt in den Vorschuß- und Creditvereinen ruht, welche wohl dem kleinen Geschäftsmann, dem Arbeiter aber weit seltener zugänglich sind. Die Productivgenossenschaften treten ganz zurück. Die Creditvereine helfen also dem Handwerker und dem Kleinbetrieb, sie hemmen das Kapital in seiner Neigung, sich zu großen Massen zusammenzuballen, machen durch die Vereinigung den kleinen Mann creditfähig und retten ihn vor dem Wucher, ein bedeutendes Verdienst. Die Uebermacht, welche das concentrirte Kapital durch die Massenproduction selbst ausübt, scheinen sie aber nicht ganz brechen zu können. Solche Gewerbe, die sich für Massenproduction eignen, werden ihr, so ist zu vermuthen, wenn auch etwas langsamer als sonst, trotz der Creditvereine mehr und mehr anheimfallen, wenn sich diese nicht selbst zur Productivgenossenschaft ausbilden. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den Rohstoff- und Consumvereinen. Wenn sie sich sehr vermehren, so werden sie allerdings die Anzahl der selbständigen Zwischenhändler vermindern, was vielleicht nicht zu sehr zu beklagen ist, wenn an deren Stelle andere selbständige productiv arbeitende Existenzen treten, da diejenigen Geschäfte, welche die Produkte nur in kleinern Kreisen vertheilen, ohne Schaden für den Nationalwohlstand beschränkt werden können, jedenfalls eine Concurrenz für die Güte der Waare hier vortheilhaft ist; für eine ausgiebige Concurrenz mit der Großindustrie auf ihrem Gebiete scheinen aber auch die Rohstoffvereine allein noch nicht zu befähigen, da sie dem einzelnen Mitgliede die Vermehrung der Arbeitskräfte nicht in gleichem Maaße wie dem großen Kapitalisten ermög-

lichen; bei den Consumvereinen aber, so wohlthätig sie für eine Zeitlang wirken, ist zu fürchten, daß sie, wenn allgemein geworden, mit dem sinkenden Preise der Lebensmittel die Vermehrung der Arbeiter und damit das Angebot der Arbeitskräfte steigern und die Löhne herabdrücken werden. So viel scheint gewiß: alle diese Vereine deuten auf die Productivgenossenschaft als ihre Vollendung hin; ehe diese nicht allgemein erreicht ist, kann die sociale Frage nicht als gelöst betrachtet werden."

„Es fragt sich, und in dieser Frage gipfelt Lassalle's Agitation, ob die bisherige Vertheilung des Preises der Waaren, des gemeinsamen Erzeugnisses von Kapital und Arbeit, die richtige, der Gerechtigkeit, dem Wesen der Sache entsprechende ist, mit andern Worten, ob es gerecht, daß auf den Antheil des Kapitalisten nicht nur der Ersatz für das aufgewandte Kapital sammt den Zinsen, sondern auch der ganze Reingewinn, auf den der Arbeiter nur die Vergütung für ihren Lebensbedarf und ihre Ausbildung falle. Lassalle verneint die Frage, und um die Arbeiter auch in den Besitz ihres Theiles des Reingewinns zu setzen, verlangt er, daß mit Staatscredit große Arbeiterassociationen errichtet werden sollen. Dieser sein praktischer Vorschlag ist wohl, obgleich häufig falsch aufgefaßt und verdreht, auf das nähere kann ich nicht eingehen, mit Recht für unausführbar und unzulässig erklärt worden. Er enthält in der That einen socialistischen Kern, denn er vermischt Staats- und Gesellschaftsordnung, indem er den Staat selbst zum Unternehmer im großen macht, was Staat und Gemeinde höchstens zum besten ihrer Beamten und Diener, und insofern sie Privatbesitzungen, Domänen oder Gemeindegüter haben, für deren Bewirthschaftung, werden können, wenn nicht das innerste Leben der Gesellschaft zerrüttet werden soll. Ein anderes ist es aber mit der Beantwortung jener Frage nach der Berechtigung des Arbeiters, Antheil am Reingewinn zu haben. Was man Lassalle hier entgegengehalten, scheint wenig stichhaltig. Der Unternehmergewinn kann z. B. nicht als Antheil für die geistige Leitung des Geschäfts betrachtet werden: viele Unternehmer und alle Actiengesellschaften leiten ihr Geschäft nicht selbst: man sehe nur zu, was sie ihren Directoren bezahlen; es bleibt trotz hoher Summen für diese Zwecke doch in der Regel noch viel mehr übrig. Geistige Arbeit würde allerdings auch neben dem eigentlichen Lohne, wie jede andere Arbeit, einen Antheil am Reinertrage beanspruchen können, nur nicht den ganzen. Auch ist der Reinertrag keine Vergütung für das Risiko, welches das Kapital im Geschäfte läuft. Er kann nur ein Erzeugniß von etwas positivem, also wie wir oben gesehen haben, der Arbeit oder im Geschäft verwandten gesellschaftlichen Arbeitszeit seyn, das Risiko ist aber nichts positives, hervorbringendes, und welches Risiko läuft nicht der Arbeiter? Dafür, daß das Kapital sich herleiht, bekommt es seine Zinsen; zurückhalten von der Production kann es sich auf die Dauer nicht, da es sich sonst verzehren würde, und wollten alle Kapitalien aus Furcht vor industriellem Risiko sich etwa Staatspapieren zuwenden oder auf Hypothek sich ausleihen, so würden nur wenige hier ein Unterkommen finden. Auch handelt es sich bei der allgemeinen Bestimmung der gerechten Vertheilung des Reinertrags nicht um den einzelnen Kapitalisten und Arbeiter, sondern um das allgemeine Verhältniß der im Kapital steckenden vorgethanen Arbeit und der Lohnarbeit. Und hier scheinen sich die Dinge so zu stellen. Für industrielle Thätigkeit sind Kapital und lebendige Arbeiter nöthig; das erste beschafft man für die üblichen Zinsen, die andern für den Preis der landesüblichen Lebens- und respective Bildungsnothdurft, Summen, die beiden gezahlt werden müssen. Nun schafft dann das Kapital, die vorgethane Arbeit, befruchtet durch die lebendige Arbeit Werthe, die ein gemeinschaftliches Erzeugniß beider sind und jene Summen übersteigen. Es scheint also klar, daß der Ueberschuß unter beide vertheilt werden muß, da ja beide gemeinsam producirt haben. Die einzige Schwierigkeit liegt in dem auffinden des richtigen Verhältnisses dieser Vertheilung. Läge dies ebenso klar vor wie die allgemeine Berechtigung, wir dürften überzeugt seyn, die praktische Ausführung der Sache wäre längst allgemein geworden. In der That hat nicht nur Lasalle, der sich offen als Revolutionär gibt, diese Berechtigung anerkannt, echt conservative und christliche Männer, wie z. B. Victor Aimé Huber, stimmen ihm darin ausdrücklich bei, und während Herr Schultze und die von ihm vertretene Richtung des Liberalismus an die Productivgenossenschaft und noch mehr an das Princip der Dividendenvertheilung an die Arbeiter mit außerordentlicher Schüchternheit, um nicht zu sagen Abneigung, herantritt, erklärt Herr Huber gradezu: ‚Wie sehr sich auch jetzt noch die allgemeine oder öffentliche Meinung, zumal der Arbeitgeber, mit Indignation dagegen sträuben mag, so ist doch dieses Recht so tief und selbstverständlich begründet, daß es einer speciellen Beweisführung weder bedarf noch fähig ist. Es ist damit wie mit dem Recht der persönlichen Freiheit im Gegensatz zur Leibeigenschaft, womit es auch sehr unmittelbar als weitere Entwicklung und Anwendung zusammenhängt.' Damit trifft Herr Huber den rechten Punkt. Der Arbeiter ist heute zwar dem Gesetze nach persönlich frei, aber der Arbeiterstand ist dem Kapitalistenstand that-

sächlich in ähnlicher Weise unterthan, wie einst Höriger und Sclave dem persönlichen Herrn. Die Gesetzgebung hat, als sie dem zufälligen Besitzer des Kapitals, dem Käufer der Arbeitskraft, den ganzen Reingewinn zusprach, das persönliche Recht des Arbeiters übersehen, sie hat ein blind waltendes mechanisches Princip achtlos in den Dienst des Besitzers treten lassen. Denn mit der erkauften Arbeitskraft ist es nicht wie mit jeder andern Waare; sie kann nicht consumirt werden ohne Einfluß auf die Person des Verkäufers, von der sie ja auch durch den Verkauf nicht getrennt wird. Mit der Anerkennung dieses persönlichen Rechtes der Arbeiter tritt dagegen in das Getriebe des Oekonomismus zum erstenmale die Idee der Gerechtigkeit leuchtend und wärmend wieder ein."

Der Verfasser spricht die Hoffnung aus, diese Idee der Gerechtigkeit werde ohne Revolution zur Geltung kommen. Dem möchten wir aber ein Wort S. Justs entgegensetzen: Keine Neuerung in der moralischen Welt ohne Schmerzen, wie das Kind weinend zur Welt kommt.

2. Flugblätter, herausgegeben vom Verein für volkswirthschaftlichen Fortschritt. VI. Ferdinand Lassalle und seine Theorien. Wien, in Commission bei Braumüller und Sohn, 1868.

In dieser Flugschrift wird hauptsächlich die Forderung Lassalles bekämpft, nach welcher der Staat verpflichtet werden soll, alle Wünsche der Arbeiter zu befriedigen, indem er dem Eigennutz und der Härte der bisherigen Arbeitgeber dadurch ein Ende zu machen habe, daß er ihnen das Kapital vorschieße, welches sich jetzt noch ausschließlich als ihr Monopol im Besitz jener Arbeitgeber befindet. Um den Staat aber zu dieser Leistung zu nöthigen, fordert Lassalle das allgemeine Wahlrecht in der Voraussetzung, die Arbeiter würden alsdann die gehörige Anzahl Stimmen ins Parlament bringen und die zu ihrem Vortheil erforderlichen Gesetze selber machen.

Schon diese Vorfrage bestreitet der ungenannte Verfasser der vorliegenden Flugschrift, indem er darauf hinweist, daß die weit überwiegende Mehrheit der Wahlstimmen der Landbevölkerung und nicht den städtischen Arbeitern zufallen wird. „Haben nicht die Wahlen zum deutschen Parlamente die Richtigkeit dieser Anschauung völlig nachgewiesen? Wie viele deutsche Arbeiter waren denn auf dem Reichstag? In Preußen fällt beim directen Wahlrecht die ungeheure Mehrheit der Stimmen dem leicht bestimmbaren und immer abhängigen ländlichen Proletariat zu, welches sie ohne Bedenken im feudalen Sinne abgeben würde. Es müßte noch viel Wasser die preußischen Flüsse herunterfließen, bis die Stimmen der städtischen Arbeiter, selbst wenn sie alle unter Lassalle's Fahnen ständen, den Ausschlag gäben."

Sodann weist der Verfasser auf die im Jahr 1848 in Paris mißlungenen Nationalwerkstätten hin. Bekanntlich wurden die Arbeiter, als der Staat nur kurze Zeit ihr Arbeitgeber werden mußte, faul und lässig, nahmen ihren Lohn, widmeten sich aber weniger der Arbeit als dem politischen Klub und bewiesen durch die That, wie unnatürlich das ganze Arrangement war.

Zwei Momente treten hier entscheidend hervor, einmal die Unnatur und Unmöglichkeit, daß der Arbeiterstand allein der herrschende, allein vom Staat bevorzugt werden soll, da er nicht das ganze Volk repräsentirt und immer nur eine Minderheit desselben darstellt. Was man vor der ersten Revolution dem Adel und Klerus, vor der zweiten unter Ludwig Philipp der Bourgeoisie vorgeworfen hat, müßte mit Recht auch dem vierten Stande vorgeworfen werden, wenn er allein den größten Theil des Nationalvermögens an sich reißen wollte. — Das zweite Moment ist die Unumgänglichkeit der Concurrenz. Fiele dieselbe weg, wenn alle Arbeit nur von einer einzigen großen Arbeiter-Association übernommen wäre, so würde kein Sporn mehr da seyn, immer gute Arbeit zu liefern und eifrig auf Verbesserungen zu sinnen. Auch würde es äußerst schwierig seyn, die Production je nach der Anfrage und Bestellung zu ermessen. Endlich würde, wenn man sich nicht altjapanisch gegen außen abschließen wollte, die ausländische Arbeit der inländischen eine gefährliche Concurrenz machen.

Das kürzlich vom Engländer Mill bevorwortete Cooperativsystem, wonach die Arbeiter vom Arbeitgeber mit einem Procentsatz des Ertrags, oder mit einer Tantieme bedacht werden sollen, ist einer der besten Vermittlungsvorschläge, erreicht aber immer nicht soviel, als in frühern Jahrhunderten mittelst des Innungssystems geleistet wurde. Ein bloßer Compromiß zwischen zwei feindlichen Parteien, ein mechanisches Abrechnen zwischen zwei einander belauernden Feinden steht noch weit unter dem Organismus jener geschlossenen Genossenschaften, die allein das Kapital besaßen und zugleich gemeinschaftlich die Arbeit bestritten, in denen jeder Zunftvorstand, Meister, Gesell und Lehrling seinen verhältnißmäßigen Antheil am Gemeinbesitz wie an der gemeinschaftlichen Arbeit hatte. Jeder Lehrling stieg zum Gesellen und Meister auf und am Ansehen, Gewinn und Reichthum, wie an der Ehre der ganzen Genossenschaft nahm Jeder theil, wie an der Arbeit. Der reiche Speculant, der dumme Geldprotz konnte nicht bei eigenem Müssiggang

und eigener Schwelgerei hungernde Proletarier für sich arbeiten lassen. Wer am Gewinn der Innung theilnehmen wollte, mußte das Handwerk verstehen, mußte es von der Pique auf gelernt und sein Meisterstück gemacht haben.

Die Maschinenfrage ist nicht die Hauptsache. Zu ihrer Anschaffung bedarf es weder solcher Kapitalisten, die von keinerlei Industrie etwas verstehen und nur ihr Geld in irgend ein Geschäft stecken, um ohne irgend eine eigene Mühe, ja ohne eigenes Nachdenken blos durch besoldete Sachverständige und durch die inhumanste und unpatriotischeste Exploitirung der armen Arbeiter, ihr Kapital noch mehr anzuschwellen; noch bedarf es zur Anschaffung kostspieliger Maschinen der Staatshülfe und eine Belastung der übrigen Steuerpflichtigen zum ausschließlichen Vortheil der Industrie. Man stelle nur die Innungen her, und sie werden durch gemeinsames Zusammenwirken der gewählten Vorstände, der Meister und Gesellen Kapital und Credit genug zusammenbringen, um auch große Arbeiten gemeinsam und auf eigene Rechnung ausführen zu können. Welche Mittel besaß dereinst die Steinmetzenzunft! Welcher Apparate bedurfte sie, um jene colossalen Bauten auszuführen, die heute noch die Bewunderung der Welt erregen. Wenn Städte, Bischöfe, Könige und Kaiser die größten Bauten wollten aufführen lassen, war es die Steinmetzenzunft, bei der sie ihre Bestellung anbrachten und welche die ganze Arbeit, die Anschaffung des ganzen Baumaterials und aller Werkzeuge und Maschinen aus eigenen Mitteln und einzig durch Zunftgenossen bestritt. Wie viel besser würde es um die Finanzen gar manchen Staates bestellt seyn, wenn er großartige Lieferungen z. B. für die Armeen, bei einer so ehrenhaften Zunft bestellen würde, anstatt bei jüdischen Wucherern, Betrügern und Pfuschern, die den Staat und die Arbeiter mißbrauchen und den Hauptgewinn allein in die Tasche stecken.

Mag man sich noch so viele Mühe geben, den Arbeiterstand zu befriedigen, so wird es doch zuletzt auf keine andere Weise geschehen können, als durch eine Wiederherstellung der alten Innungen, mit Rücksicht auf die Fortschritte der Technik. Es gibt kein anderes Mittel, Kapital und Arbeit in der Industrie zu identificiren. Nur auf diese Weise kann der Arbeiterstand neben den übrigen Ständen und Berufsclassen friedlich bestehen, ohne von ihnen gedrückt zu werden und ohne sich selbst eine einseitige Herrschaft über sie anzumaßen.

3. Christlich-sociale Blätter. Beiträge zur Lösung der socialen Frage nach christlicher Auffassung. Redigirt von Schings und Schüren. Aachen, in Commission bei A. Jacobi & Comp., 1868.

Hier werden die christlich-germanischen Grundsätze vertreten, denen auch unsere Blätter stets treu geblieben sind. Den Regierungen und Kammern wird überall ein guter Wille zugetraut, denn es liegt in ihrem eigenen Interesse, daß ihnen die Arbeiterfrage nicht über den Kopf wachse. Aber es fehlt ihnen noch an Einsicht, sie kennen das wahre Bedürfniß des Handwerkers nicht; sie denken mehr an den äußern Glanz und an die Plusmacherei des Industrialismus im Ganzen, als an die Noth derer, von deren Arbeit alles abhängt, im Einzelnen. Indem sie den Staat durch Industrie in größern Flor bringen wollen, erziehen sie künstlich ein Proletariat der schlimmsten Art und versäumen die Pflicht, die sie der Masse des Volkes schuldig sind. „Diese Unsicherheit der Regierungen und Gesetzgebungen auf dem gewerblichen Gebiete, diese Unfähigkeit im Erkennen dessen, was für das Handwerk wesentlich ist und was unwesentlich, dies Tasten und Schwanken zwischen widersprechenden Principien, diese Blindheit im Unterscheiden der Angehörigen des Handwerks von völlig unberechtigt als Vertreter des Handwerks sich aufdrängenden Repräsentanten einseitig-merkantiler Interessen, mit einem Worte, die ganze innere und äußere Haltlosigkeit der modernen Gewerbegesetzgebung ist eben nur die traurige Wechselwirkung von gutem Willen, zu helfen, mangelndem Verständnisse des Uebels, gegen welches geholfen werden soll und der Einmischung speculativer Geister zur Geltendmachung einseitiger Interessen.“

Es handelt sich weniger um eine falsche Theorie als um eine leidige Praxis. Die Presse ist vorherrschend in den Händen des Kapitals und vertheidigt mit übermüthiger Sophistik immer und immer wieder nur das Interesse des Geldprozenthums. Wie früher Fürsten und Adel das Monopol des Grundbesitzes ansprachen und der Bauer nur für sie das Feld bebauen durfte, so sprechen die Kapitalisten jetzt die lucrative Industrie als ihr Monopol an und der Arbeiter soll nur für sie arbeiten. Den bäuerlichen Ablösungsgesetzen müssen daher bürgerliche folgen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 89. 4. November 1868.

Thierkunde.

Wohnungen, Leben und Eigenthümlichkeiten in der höhern Thierwelt. Geschildert von Adolf und Karl Müller. Mit vielen Abbildungen. Leipzig, Otto Spamer, 1869.

Eine von der Verlagshandlung sehr sauber ausgestattete und namentlich durch gute Bilder illustrirte Schilderung der höhern Thierwelt, hauptsächlich diejenigen ihrer Instinkte berücksichtigend, die beinahe einen menschlichen Verstand und menschliche Kunstfertigkeit verrathen. Die Verfasser des Buches haben selbst beobachtet und theilen ihre Erfahrungen mit, doch haben sie auch reichlich ihre Vorgänger benutzt und ausgeschrieben, was wir ihnen gar nicht zum Vorwurf machen, weil der Leser nur dabei gewinnen kann. In Bezug auf die Säugethiere ist hauptsächlich Wood und Brehm, in Bezug auf die Vögel Rennie, Audubon und Wilson benutzt worden.

Es wäre zu wünschen, daß die Zoologen sich zur Ansicht des großen Vogelkenners Altum bekehren möchten. Was soll das heißen, wenn hier wieder S. 9 von „der Mutter Natur," der großen Lehrmeisterin die Rede ist, die den Thieren ihren Instinkt eingepflanzt habe? Warum sagt man nicht ehrlich: Gott der Schöpfer? Warum macht man aus ihm eine Dame Natur, die höchstens das Erschaffene vorstellen kann, nicht aber die Schöpferkraft, das Werk und nicht seinen Urheber. Im Grunde genommen reden die Naturforscher blos deswegen nicht mehr von Gott, weil es sie ärgert, daß Gott die Dinge gemacht hat, nicht sie. Bekanntlich war dies der lebenslängliche Aerger des großen Humboldt, weshalb er Gott in der Natur gänzlich ignorirt, niemals ein Werk Gottes als solches bewundert, sondern immer nur die gelehrten Herrn, die irgend etwas in der Natur zuerst gesehen und entdeckt haben, lobpreist, als seyen sie die eigentlichen Schöpfer. Doch wollen wir mit diesen Bemerkungen den Herausgebern des vorliegenden Werks nicht zu nahe treten, da sie andererseits die materialistische Mode doch nicht mitgemacht und insbesondere dem Humbug Karl Vogts die Huldigung versagt haben.

Das Werk enthält sehr viel Interessantes. Hier etwas über den Winterschlaf der Eisbären. „Bevor sich die Bärin in ihr Winterquartier zurückzieht, frißt sie ungeheuer viel und hält sich, durch untrüglichen Natursinn getrieben, an den nahrhaftesten Fraß, so daß sie erstaunlich fett wird. In diesem Zustande schießt man sie am besten, da der Pelz an der allgemeinen Fülle des Körpers Theil nimmt und dicht und glatt wird. Während der drei Monate des abgesonderten Aufenthalts nimmt nun die Polarbärin keine Nahrung zu sich, sondern zehrt von dem Vorrath an Fett, das sich vor ihrem Rückzug in die Winterwohnung angehäuft hat. Eine ähnliche Erscheinung gewahrt man an vielen Thieren, die einen Winterschlaf halten; aber an der Bärin ist sie darum um so bemerkenswerther, als sie nicht nur ihr eigenes Leben zu erhalten, sondern auch ihren Sprößlingen Nahrung zu geben hat. Es ist wahr, daß die Jungen, damit die Mutter im Stande ist, sie ausreichend zu ernähren, merkwürdig klein im Vergleich zu der Alten sind; aber die Thatsache steht fest, daß das Thier die Fähigkeit besitzt, in sich selbst einen hinreichenden Vorrath von Nahrungsstoff anzuhäufen, um sein eigenes Leben erhalten und seine Jungen während eines Zeitraums von drei Monaten säugen zu können, ohne einen Bissen Nahrung zu sich zu nehmen. Noch ist erwähnenswerth, daß sich sowohl bei den Bären der alten wie der neuen Welt die merkwürdige Erscheinung des „Tappen", einer harten, verdickten Substanz, findet, welche die Eingeweide verstopft und den

Dienst zu haben scheint, das Thier in seinem jeweiligen Zustande zu erhalten." S. 25 nach Wood.

Unter den kleinern Säugethieren ist die kleine Zwergmaus wenn nicht das niedlichste, so doch das kunstreichste. Sie wohnt nicht unter der Erde, sondern baut sich wie ein Vogel, ein schwebendes Nest in Kugelform. „Zuerst langt sich das Mäuschen an passender Stelle — wenn es wie gewöhnlich an Wiesengräben oder Teichen im Riedgrase oder Schilfe baut — Blätter von beiden, um diese oft mehr als ein Dutzendmal der Länge nach zu feinen, langen Schnüren oder Bändchen mittelst Durchziehens zwischen seinen Zähnen zu zerschlitzen. Ist dies geschehen, dann schlingt es diese Bänder wie Halme entweder um mehrere benachbarte Schilfstengel, oder es flicht die zerschlitzten Riedgrasblätter von einigen Dutzend Riedgrasstengeln, oben sich wölbend, mit ihren Spitzen übereinander, so daß hierdurch gleichsam das Gerüste des kleinen Gewölbebaues entsteht. Ist dieser Anfang — hier mit den an den Riedgrasstengeln belassenen Blättern selbst, dort beim Schilfe mittelst Streifen abgelöster Bandgräser oder Schilfblätter an einem oder mehreren Rohrstengeln durch eine Gittergrundlage — gemacht, dann flicht das Thierchen immer mehr neuverfertigte Schnürchen in das vorhandene Gerüste ein, bis es die rechte Dicke und Dichte erlangt hat. Beim Anhängen seines Nestes an den Rohrstengel hat unser Mauspärchen — beide Gatten unterstützen sich nämlich — offenbar schwierigere Arbeit, als beim Bau im feineren, dichter stehenden Riedgrase. Es hilft sich aber dadurch, daß es erstlich sein wagerechtes Flechtwerk, ähnlich dem Rohrsperlinge, in den Winkeln einiger Rohrblätter anschlingt und hierdurch auf den wagerecht abstehenden Blättern des Rohres eine feste Grundlage findet, zweitens auf diesem vorher hinlänglich verdichteten Fundamente nun senkrecht aufwärts baut an die Bogenkrümmung überhängender Rohrstengel." S. 162.

Sehr originell ist Folgendes: „Ein Vogel hatte auf einem Busch in einem Garten ein Nest und, wie gewöhnlich in solchen Fällen, nahe am Boden gebaut. Eine Maus mit originellem Scharfblick sah das Nest und erkannte, welchen Werth es für sie habe. Demgemäß baute sie ihr Nest unmittelbar unter das des Vogels, so daß sie und ihre Jungen von demselben wie von einem Dache geschützt wurden. So nahe hatte sie ihre Wohnung an der andern befestigt, daß, wenn ihre Jungen aus derselben ausliefen, sie ihre Körper gegen den Boden des Vogelnestes über ihn drückten. Nicht weniger als sechs Junge wurden in dem sinnreich angelegten Nest gefunden." S. 168.

Das kunstfertigste Thier von allen Vierfüßern ist bekanntlich der Biber. Viel ist von ihm gefabelt worden, doch bleibt genug Thatsächliches übrig, was Erstaunen erregt. Der Biber hat ein außerordentlich starkes Gebiß, mit dem er nicht nur Baumäste zerbeißt, sondern auch einen ganzen Baum unten zernagt, bis er umfällt. Diesen spaltet er dann wieder in Scheiter von drei Fuß Länge und verwendet sie zum Bauen von Dämmen innerhalb der Flüsse und von Häusern unter Wasser, in denen er unter dem Schutz des Dammes wohnt. „An jenen Stellen, wo der Strom langsam fließt, wird der Damm grade quer über den Fluß geführt, aber an jenen, woselbst das Wasser viele Gewalt hat, in ‚bogiger Gestalt' (gegen den Strom hin) errichtet, um so der Kraft des strömenden Wassers Widerstand zu leisten. Die Gewalt des Stromes kann darum immer aus der Form des Dammes ermessen werden, den die Biber quer über ihn gebaut haben. Einige dieser Dämme sind von sehr bedeutender Größe, da sie 700—1000 Fuß in die Länge und 10—12 Fuß in die Dicke messen und ihre Gestalt genau der Gewalt der Strömung entspricht, indem sie an einigen Stellen grade, an andern mehr oder weniger bogig sind. Der Damm wird von den Bibern nicht dadurch gebildet, daß sie die Enden der Trummen in das Bett des Flusses einrammen, sondern dadurch, daß sie dieselben wagrecht legen und sie mit Steinen und Erde bedecken, bis sie der Gewalt des Wassers widerstehen können. Eine ungeheure Menge von Trummen werden so gelegt, und sobald das Wasser steigt, wird frisches Material hinzugefügt, das die Biber meistens von den durch sie entrindeten Stämmen und Aesten der Bäume erhalten. — Schlamm und Erde werden von den Bibern auch hinzugefügt, so daß der Damm im Lauf der Zeit so fest wird, wie das Land, durch welches der Fluß strömt, und sich mit fruchtbarem angeschwemmtem Boden überdeckt. Samen gelangen bald zu dem für sie passenden Boden und in einem Damm, der bereits lange steht, sind, wie man weiß, Waldbäume gewachsen und ihre Wurzeln trugen zur Vermehrung der Festigkeit dadurch bei, daß sie die Materialien verbanden. — Die Burgen sind fast kreisrund von Gestalt und gleichen sehr den wohlbekannten Schneehäusern der Eskimos, da sie oben gewölbt und ungefähr halb so hoch, als weit sind, indem die mittlere Höhe 3 Fuß und der Durchmesser 6—7 Fuß beträgt. Dies sind die innern Ausdehnungen; das äußere Maaß ist wegen der bedeutenden Dicke der Wände viel größer. Diese Wände werden beständig durch Schlamm und Zweige verstärkt, so daß sie während der strengen Fröste fast so hart

wie fester Stein werden. Jede Burg pflegt mehrere Insassen zu enthalten, deren Lagerstätten um die Wände herum angebracht sind. — Die Wohnungen der Biber sind immer oberhalb des Dammes, wo möglich an der Südseite von Inseln in der Nähe ihrer Ufer, aber auch inmitten eines Stromes angelegt. Ihre Wände erscheinen bis 2 Fuß dick und diejenigen im Strome besonders stehen wie auf einem Pfahlwerke oder einer rostartigen Unterlage, die zugleich den Fußboden der Burg bildet. Sie sind, je nachdem ein oder mehrere Paar Biber darin hausen, von verschiedener Größe." S. 183 nach Wood.

Die zweite Hälfte des Werks ist dem Leben der Vögel gewidmet und handelt vorzugsweise von den künstlichen Nestern derselben, worüber wir schon ein schönes Werk des Engländers Rennie besitzen.

Wir heben nur Weniges, was uns besonders interessant erschienen ist, hervor. Büffon sagt vom Specht: „Die Natur hat den Specht zu immerwährender Arbeit und Sclaverei verdammt; während andere Vögel einen freien Gebrauch von ihrem Muthe und ihrer Geschicklichkeit machen und entweder auf raschem Fittig durch die Luft schießen oder in einem Hinterhalte lauern, ist der Specht gezwungen, sich einsam und kümmerlich durch ein freudenleeres Daseyn zu schleppen, indem er die Rinden und harten Holzfasern der Bäume durchbohren muß, um seine Beute daraus hervorzuholen. Die Nothwendigkeit gestattet ihm nie eine Unterbrechung seiner Arbeit, nie einen Zwischenraum zur erquickenden Erholung, oft schläft er des Nachts in derselben peinlichen Stellung, worin er sich während des Tages abmühte. Er nimmt nie an den lustigen Spielen und Jagden der übrigen Luftbewohner Theil — er stimmt nicht in ihren harmonischen Gesang ein; und seine wilden traurigen Töne verrathen, während sie die Stille des Waldes stören, Zwang und Anstrengung." Damit stimmt die deutsche Volkssage vom Gertrudsvogel überein. So heißt nämlich der Specht, weil eine gewisse Gertrud zur Strafe dafür, daß sie von ihrem Reichthum den Armen kein Almosen gab, in den ewig hungernden Specht verwandelt wurde.

Andererseits hat der Specht — abgesehen von der Symbolik und Mythologie des altrömischen Picus — eine gute Bedeutung, sofern er uneigennützig andern Vögeln dient. „‚Außer den Bruthöhlen', — so bemerkt Gloger in einer Abhandlung über den Nutzen der Spechte in der ‚Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung', Jahrgang 1855, Monat August, welche Bemerkung wir durch viele eigene Beobachtungen vollkommen bestätigt finden, — ‚deren sich jedes Spechtpaar ein jedes Jahr neue anlegt (nicht selten auch zwei, weil ihrem künstlerischen Eigensinne die erste häufig noch nicht genügend zusagt) und die es künftiges Jahr nicht wieder benutzen mag, zimmert sich nach der Heckzeit jeder einzelne Specht überall, wo er dann auch nur einige wenige Tage verweilt, eine oder mehrere Schlafhöhlen zurecht: indem er wohl gelegene (gegen Einregnen geschützte), aber sonst mangelhaft beschaffene natürliche Baumhöhlen schön erweitert. So bereitet er deren im Laufe des Jahres gewiß ein Dutzend, vielleicht auch zwei Dutzend, wo nicht mehr, ohne daß er selbst in der Nistzeit von einer derselben Gebrauch machte. Sie bleiben daher alle zur Verfügung und Benutzung für andere Höhlenbrüter frei, und jedermann weiß es ja, mit welchem Eifer sich diese dann um solche Spechthöhlen streiten, so trefflich geeignet finden sie dieselben, sowohl der Anlage oder der Stellung nach, wie hinsichtlich der Ausführung des Innern. Dabei macht die verschiedene Größe der Spechtarten sie auch hierin passend für jene andern Benutzer ihrer Größe.'" S. 321. In dieser Beziehung bildet der Specht einen merkwürdigen Gegensatz gegen den Kukuk, der bekanntlich gar kein Nest baut, sondern seine Eier in fremde Nester legt.

In Südamerika legen die Spechte sich höchst seltsame Vorrathskammern an. „Die Sache verhält sich folgendermaßen. Die Agave stirbt, nachdem sie geblüht hat, ab und vertrocknet, bleibt aber noch lange nachher aufrecht in der Erde stehen, und ihr Schaft bildet gleichsam einen senkrechten Pfahl, dessen äußere Schicht beim Abtrocknen erhärtet, während das Mark des Innern nach und nach verschwindet und so im Mittelpunkt des Stengels eine Röhre frei läßt, die dessen ganze Länge einnimmt. Diese Röhre hat der Specht dazu ersehen, seine Lebensmittel darin aufzuspeichern. Diese Lebensmittel aber sind wiederum seltsam gewählt. Sie bestehen weder aus Insekten, noch aus Larven oder andern thierischen Stoffen, wie sie sonst die Klettervögel lieben und unter der Rinde aufsuchen. Nein! sie werden ausschließlich dem Pflanzenreich entnommen. Es sind Eicheln, die von unsern Vögeln für den Winter in diesen natürlichen Speichern aufgehäuft werden. Die Centralröhre des Schaftes der Agaven hat einen Durchmesser, grade groß genug, um diese Früchte einzeln je nach ihrem kleinsten Diameter durchzulassen, so daß sie der Reihe nach eine über der andern, wie die Kügelchen eines Rosenkranzes zu liegen kommen, und wenn man diese Röhre der Länge nach spaltet, so findet man den ganzen innern Kanal gleichsam mit einer Säule von Eicheln angefüllt." S. 330 nach Cassin.

Unter den Merkwürdigkeiten der Zugvögel finden wir folgendes. „Ein Marineoffizier sagte uns, daß an einem Frühlingsabend, als er hundert engl. Meilen von der afrikanischen Küste entfernt war, das Takelwerk seines Schiffes mit kleinen Vögeln sich anfüllte, die man in zerstreuten Schaaren von Süden ankommen sah; unter denselben befanden sich viele Falken und einige kleinere Eulen, möglicherweise Scop's Ohreule, die in großer Anzahl zu dieser Jahreszeit wandert. Kaum hatten die kleinen Vögel sich auf den Raen niedergelassen, als die Falken anfingen, sich ihre Beute zu holen, und man sah sie ihre Gefangenen innerhalb weniger Schritte von den Offizieren verzehren, die dem Gemetzel durch Wegschießen der Räuber ein Ende zu machen suchten, allein vergebens; sie verfolgten die unglücklichen Thierchen von Tau zu Tau, von Rae zu Rae und um das ganze Schiff, bis die Nacht dem Vernichtungswerk ein Ende machte, Freund und Feind zur Ruhe gingen und dann bei Tagesanbruch eiligst den Weg nordwärts fortsetzten.“ S. 251. Es ist leider nicht gesagt, ob die armen Vögelchen nur zufällig mit den Raubvögeln zusammengetroffen sind, oder ob sie sich schon beim Ausfliegen an sie angeschlossen haben.

Populäre Theologie.

Die erste Ausgabe von Luthers kleinem Katechismus in einer niedersächsischen Uebersetzung aufgefunden und herausgegeben von C. Mönckeberg. Zweite vermehrte Ausgabe. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, (1868).

Die erste hochdeutsche Ausgabe vom Jahr 1529 ist nirgends mehr zu finden. Daher ist der Fund der niedersächsischen Uebersetzung, die der ersten hochdeutschen Ausgabe unmittelbar folgte, von Werth. Der Herausgeber stellt in dieser zweiten Ausgabe sehr ausführliche Untersuchungen über die älteste Gestaltung des Katechismus und die theils von Luther selbst, theils von seinen nächsten Nachfolgern eingetragenen Zusätze an. Die erste Ausgabe hatte Luther nur für Hausväter bestimmt. Erst die zweite wurde laut dem Titel für gemeine Pfarrherrn und Prediger bestimmt.

Der Herausgeber sagt in der Vorrede: „Ich möchte durch die Herausgabe dieses Büchelchens dazu beitragen, eine größere Einheit unserer Kirche herbeizuführen. Es ist zu betrübend, daß unsere durch weltliche Kirchenregimente zerrissene und auseinandergehaltene Kirche, nicht einmal Ein Bekenntniß, Einen Katechismus, Eine Bibel, des Gesangbuches gar nicht zu gedenken, mehr hat. Meine Hoffnung habe ich auf den Kirchentag gesetzt, der sich, denke ich, seiner Aufgabe bald klarer bewußt werden wird, als bisher. Die Bibelgesellschaften zu vereinigen, damit nicht die Verschiedenheiten im Texte unserer Lutherischen Uebersetzung noch größer werden, damit der Bibeldruck unter eine Oberaufsicht kommt, kann dem Kirchentage nicht schwer werden. Dann werden auch nicht mehr Prachtbibeln gedruckt werden mit Bildern, die ein jedes christliche Gemüth empören müssen. Mit dem Katechismus ist es schon schwieriger; er geht vom Kirchenregimente aus; aber sollte der Kirchentag durch sein Ansehen nicht auch in dieser Hinsicht einen Einfluß üben können? Die nächste Aufgabe kann nicht seyn, eine und dieselbe Auslegung des Katechismus zur Geltung zu bringen, sondern nur denselben Text des kleinen Lutherischen Katechismus in allen Kirchen einzuführen. Das war schwieriger, so lange der Katechismus noch Bestandtheile enthielt, die den Meisten fremdartig erscheinen mußten. Aber da uns nun die erste Ausgabe zeigt, daß der ursprüngliche Katechismus Luthers von diesen Zusätzen frei war, sollte nun nicht auch hierin Einheit zu erreichen seyn? — Zwar mit der Einheit in äußern Dingen ist Nichts gewonnen, aber in dem Streben nach Einheit im Aeußern drückt sich der Wunsch aus, im Geiste des Gemüthes eins zu bleiben.“

Die frommen Wünsche für Einheit unter den Evangelischen sind löblich, aber man soll sich hüten, in Glaubenssachen planiren und nivelliren zu wollen, wo es eigentlich nicht Noth thut und kein Schade herauskommt, wenn man auch beim Herkommen verharrt. Die Erfahrung hat leider bewiesen, daß man auch beim besten Willen durch Experimentiren in kirchlichen Dingen oft erst einen ganz unnöthigen Streit hervorruft.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, **N° 90.** 7. November 1868.

Politische Flugschrift.

Frankfurts Schmerzensschrei und Verwandtes. Von Karl Braun, Abgeordneter zum Nordd. Reichstag. Leipzig, Otto Wigand, 1868.

Mit trefflichem Humor geschrieben, daß man sich beim Lesen oft des Lachens nicht enthalten kann. Dahinter liegt aber ein strenger patriotischer Ernst. Den Frankfurtern wird gesagt, was ihnen gehört.

Der Verfasser kommt von einer Reise im Riesengebirge zurück und hört unterwegs den Lärm des großen Wiener Schützenfestes. „So ein Franzose denkt: Wenn Tausende deutscher Schützen beisammen sind mit Pulver und Blei und Stutzen, und wenn sie, accompagnirt von tausend und abertausend andern Kehlen, schreien: ‚Nieder mit Preußen, nieder mit dem Norddeutschen Bund!', so kann es unmöglich lange dauern, und die Kugeln fliegen auf ein anderes Ziel, als auf die hölzerne Scheibe. Woher soll der Franzose, wenn ihn niemand darüber belehrt hat, wissen, daß das Ganze, trotz wüthender Gesichter und grimmiger Reden, nichts ist, als der harmloseste aller Scherze, und daß bei dieser ganzen Scheibenschießerei nie etwas Anderes herauskommt, als der Hanswurst?" Dann wird der ganze Rednerschwall concentrirt in Shakespeares Sommernachtstraum-Löwen: „Ich bin gar kein Löwe, sondern stelle mich nur so, ich bin ja Leim der Schreiner und thue Euch gewiß nichts. Ich bin kein Mann des Kriegs, ich stelle mich nur so."

Außerordentlich wahr ist, was von den Mittel- und Kleinstaaten gesagt wird, wie sie mit ihrem Liberalismus kokettirten, dann doch immer heimlich gern sahen, wenn Oesterreich den Wauwau machte, um die Rottecks und Welcker zu zähmen, und dann laut beklagten, daß Oesterreich ihnen Gewalt anthue. Metternich war immer der Sündenbock, auf den die kleinen Höfe alle Unpopularität abluden, während sie insgeheim froh an ihm waren. Sehr wahr schildert Herr Braun auch die Behaglichkeit der Triasfürsten und Minister, mit der sie ganz bequem zwischen Preußen und Oesterreich auf der Schaukel saßen, lächelnd zu dem einen flüchtend, wenn der eine sie genirte, und nur panisch erschreckt, wenn einmal beide zusammenhielten. Niemand aber behagte sich in jener langen Bundestagszeit besser, als Frankfurt, der Sitz des Bundestages, wo zwischen allen Intriguen der Kleinstaaterei der Knoten geschürzt wurde, wo man Metternichs Gnade in eben so vollem Maaße genoß, wie die der Triasleute, und das minorisirte Preußen mehr nur verachtet, als gehaßt wurde. Wie viele Bundesgesandten, Bundesbeamte aller Art, fremde Diplomaten und Consuln, sammelten sich hier und die Frankfurter hatten davon reichlich panem et Circenses. Hier schien die vielköpfige deutsche Oligarchie den Verrath an der deutschen Nation verewigen zu wollen und der Judasbeutel war immer zum Strotzen voll.

Der Verfasser kehrt von seiner Reise nach Frankfurt zurück. „Da ich vorher die ‚France', die ‚preußische Schreckenszeit in Frankfurt' von Dumas, sowie den Stuttgarter ‚Beobachter', die Deutsche Volkszeitung von Hannover und die Hessische Volkszeitung, welche Adam Trabert aus Fulda jetzt in Kassel herausgibt — es ist derselbe Trabert, der früher gleichzeitig mit mir in Frankfurt und damals ein eifriger Anhänger des Nationalvereins und ein Vertheidiger der preußischen Spitze war —, so erwartete ich auf Schritt und Tritt stoischen und eisernen Republikanern zu begegnen, wie sie uns Schiller in seiner ‚Verschwörung des Fiesco in Genua', diesem ‚republikanischen Trauerspiel', schon in dem Verzeichniß der Personen schildert, als da sind: Erstens: ‚Verrina, geschworner Republikaner; Mann von sechzig Jahren; schwer ernst und düster; tiefe Züge'.

Zweitens: ‚Bourgognino, Verschworner; Jüngling von zwanzig Jahren; edel und angenehm; stolz, rasch und natürlich'. Drittens: ‚Sacco, Verschworner; Mann von fünf und vierzig Jahren, gewöhnlicher Mensch'; u. s. w. Allein ich irrte mich sehr. Ich fand keinen Verrina und keinen Bourgognino, ja nicht einmal einen Sacco, der doch nach Schiller nur ein gewöhnlicher Mensch ist. Ich fand überhaupt keine Republikaner und keine Verschwornen, sondern die lieben alten gemüthlichen Frankfurter, Bier, Wei (Wein) und Eppelwei (Apfelwein) trinkend, gern plaudernd, schimpfend, schreiend, tobend, dabei aber so durchaus ungefährlich, daß, wenn der Norddeutsche Bund keine andern Widersacher hätte, als diese, jeder Pfennig seines Militärbudgets rein weggeworfenes Geld wäre."

Der Verfasser geräth in ein Zwiegespräch mit einem Frankfurter Bierwirth, der sich vor Wuth gegen die Preußen kaum zu lassen weiß, aber erinnert wird, er habe ja 1848 selber für die preußische Spitze gestimmt. „Nein, da sind Sie denn doch abscheulich schief gewickelt. Es ist wahr, wir waren für die preußisch' Spitz', und wir wären's vielleicht noch, wenn der Preuß' nicht alles verhunzt hätt, und wenn alles mit Recht und Ordnung und in Liebe, Freundschaft und Güte zugegangen wär'. Denn in dem Fall, da wär' doch das Parlament und das Reichsministerium nach Frankfurt gekommen, wo es Anno Acht und vierzig und Neun und vierzig war, und wo es doch auch jetzt wieder hingehört. Denn so hatte es doch auch der Nationalverein immer beschlossen. Der war ja doch immer für die Neun und vierziger Reichsverfassung. Und da steht's doch drin, daß alles Das in Frankfurt seyn soll und sonst nirgends. Jetzt aber ist uns das alles an der Nase vorbeigegangen und sitzt in Berlin, wo's doch nicht halb so schön ist, als in Frankfurt, das doch allgemein für das zweite Paradies gilt. Die süddeutschen Zollparlamentsherren, besonders die Würtemberger, die haben uns das ganz klar und deutlich gesagt, wie sie von Berlin zurückkamen. ‚In dem Berlin da', sagten sie, ‚da ist nichts als Sand und nicht einmal gewöhnliche Lindenbäume gedeihen dort; in der Hauptgasse, so was hier in Frankfurt ‚die Zeil' ist, da stehen die Lindenbäume zwar, aber sie sind ganz heruntergekommen, weil sie im Winter verfrieren und im Sommer verdorren; die Menschen müssen arbeiten, wie die Gäul' und haben höchstens Sonntags einmal ein Plaisir; von Schoppenstechen an jedem Werkeltag-Morgen in der ganzen Woch' ist gar kein' Red'; und der Wein, der dort grassirt, no, davon soll man einem ehrlichen Christenmenschen gar nicht reden; nein, da gedeiht nimmer kein Parlament nicht, kein Zollparlament nicht, und kein Vollparlament nicht; nein, Wein müssen wir haben, und dann gut, und dafür lieber ein Bißchen mehr!' So sagten uns damals die Herrn aus Schwaben, und die verstehen's' und sind immer für die Freiheit gewesen; wenn sie's auch jetzt mit den Jesuiten und den Junkern, mit dem Varnbüler und dem Mitternacht, halten. Das ist ja blos Klugheit und Verstellung, weil sie durch die Art, wie die regieren, am schnellsten zur allgemeinen deutschen Föderativrepublik kommen, wo dann doch auch wieder Frankfurt die Hauptstadt werden muß, so wie es Washington in Amerika ist." Das Gespräch geht noch lange fort, überaus ergötzlich. „Kein Oesterreich, kein Preußen, ein einiges und wohlhabendes Frankfurt, das seine Kräfte spart für ein freies und einiges Deutschland der aller entferntesten Zukunft." Der gute Mann demonstrirt, Preußen dürfe das Frankfurter Vermögen nicht antasten, denn das gehöre der S t a d t Frankfurt, aber die Schulden müsse Preußen übernehmen, denn die habe der S t a a t Frankfurt gemacht, an dessen Stelle jetzt der preußische Staat getreten sey.

Dieser kindischen Frankfurter Logik setzt nun der Verfasser eine männliche entgegen. Wie Kinder haben sie sich schon in den dreißiger Jahren gegen den Zollverein gesträubt, den sie jetzt mit ganz andern Augen ansehen. So sträuben sie sich jetzt gegen die politische Einheit Deutschlands und wollen sich auch erst wieder durch Erfahrung belehren lassen, wie heilsam und nothwendig dieselbe ist. Endlich führt Herr Braun den Frankfurtern zu Gemüthe, ihr Schlaraffenleben unter dem Bundestage sey gar nicht einmal ein reeller Vortheil für sie gewesen. Frankfurt ist halb so klein geblieben als Köln. Es hätte so groß wie Hamburg werden können, wenn es nicht blos vom Bundestage hätte leben wollen, wie die Philister einer kleinen Universitätsstadt oder eines Badeorts, die sich das Geld nicht holen, sondern bringen lassen wollen. „Frankfurt kann und muß die größte Wohlthat sich selber erweisen dadurch, daß es nicht blos kleinstaatlich-österreichischer Geldmarkt bleibt, sondern sich neben dem Handel mit Credit und Geld auch auf den Handel mit Waaren, auf Gewerbe und Industrie wirft; daß es den Köhlerglauben aufgibt, es könne nicht mehr existiren, wenn fernerhin nicht mehr M. A. Rothschild die Bundestagsfonds zu einem billigen Zinsfuß genießt; daß es endlich seine ganze wirthschaftliche Absperrungspolitik aufgibt, und seine Thore dem Zuzuge für alle Welt (nicht etwa blos für obstbemeldete österreichische Literaten) weit öffnet. Hätte es das früher

gethan, dann wäre es bei der außerordentlich günstigen Lage, unweit der Mündung des Hauptnebenflusses des Rheins, an dem Knotenpunkt des Völkerverkehrs, längst eine blühende Stadt von einer Viertelmillion seßhafter Einwohner, während es jetzt, in Folge seiner verkehrten Wirthschaftspolitik, auf 37,000 Seelen einheimischer, d. h. in Frankfurt heimathberechtigter Bevölkerung, 39,000 Seelen Fremdlinge, welche sich dort nur ‚auf Permission' aufhalten, zählt."

Uebrigens will der Verfasser, wenn er die Erbärmlichkeit des Spießbürgerthums geißelt, doch keineswegs einem Centralismus das Wort reden, der alle örtliche Eigenthümlichkeiten und Berechtigungen vernichten wollte. Der Particularismus, sagt er mit Recht, wird am besten entwaffnet werden, wenn man das anerkennt, was in ihm berechtigt und naturwüchsig ist und was sich überall neben dem Unnatürlichen und Unberechtigten findet. Ecrasirt man das letztere, so schone man das erstere. Doch, fügen wir hinzu, vor allem zuerst berechtigt ist die große deutsche Nation und das Recht des Theils bleibt dem des Ganzen untergeordnet.

Geschichte.

Die Amazonen in Sage und Geschichte. Von Wilhelm Stricker. Berlin, Lüderitz, 1868.

Eine kleine Abhandlung, in welcher die Kunde, welche die alten Classiker von den Amazonen hinterlassen haben, um so kürzer abgethan wird, als der Verfasser ihren Inhalt durchaus nur für sagenhaft hält. Das ist zu apodiktisch gesprochen. In den ältesten Entwicklungen des Völkerlebens und der staatlichen Gemeinschaften haben sich Phänomene gezeigt, die freilich sehr von unsern heutigen Sitten abweichen, doch aber als Uebergänge und keineswegs unnatürliche Ausnahmen von der Regel gelten müssen, wie das Bachofen in Basel, der sich diesem interessanten Gegenstande insbesondere widmet, schon in mehreren Werken überzeugend dargethan hat. Abnormitäten in geschlechtlicher Beziehung kommen auch in andern Formen vor, außer im Amazonenleben, und zwar nicht nur in Berichten über die ältesten Völker, sondern auch über die erst in neuerer Zeit entdeckten Wilden der neuen Welttheile. Wie mannigfach auch die Amazonensage poetisch ausgeschmückt worden ist, so liegt ihr doch eine historische Thatsache zu Grunde. Daß energische Weiber einer edlern Race die Männer einer niedern Race meiden oder bekämpfen, ist so natürlich als irgend etwas in der Welt.

Das Verdienst der vorliegenden Abhandlung besteht in der Zusammenstellung von modernen Amazonen, d. h., der immer nur vereinzelt vorkommenden Mannweiber, die entweder in patriotischer Begeisterung Heldenthaten verübten, welche die Männer beschämen, oder auch aus einem abnormen Triebe alle weiblichen Beschäftigungen fliehend, verkleidet unter die Soldaten gehen, um ganz wie Männer leben zu können.

Hier einige artige Schilderungen solcher Heroinen. „Die durch ein bekanntes Bild verherrlichte Augustina, ‚das Mädchen von Saragossa,' welche zum Offizier ernannt und mit Orden geschmückt, erst 1857 zu Ceuta starb, war nicht vereinzelt im spanischen Volkskriege. Während der heldenmüthigen Vertheidigung von Gerona 1809 bildeten sich zwei Compagnien von Frauen und Mädchen: Sta. Barbara und Sta. Agatha, welche, wenn sie gleich nicht kämpften, sondern nur Schießbedarf zutrugen und die Verwundeten wegschafften, doch so sehr dem feindlichen Feuer ausgesetzt waren, daß mehrere verwundet und getödtet wurden. 1835 trat ein spanisches Mädchen: Paula Samajon als Soldat ins 13. Linienregiment und machte 7 Jahre hindurch den Bürgerkrieg mit; man entließ sie, als ihr Geschlecht entdeckt wurde. — Auch die amerikanischen Spanier haben solche Beispiele aufzuweisen. Als der Präsident von Peru, Don Augustin Gamarra im Jahre 1834 vom Pöbel in Lima mit Steinen geworfen wurde und er jammernd und unschlüssig, was er beginnen sollte, auf der Plaza major stand, da sprengte Donna Francisca Subyaga, seine Gemahlin auf ihn zu, riß ihm den Degen von der Seite, stellte sich an die Spitze der Truppen und commandirte einen wohlgeordneten Rückzug, das einzige Mittel, sich und den Rest ihres Heeres zu retten. — Von den Französinnen bedarf Jeanne d'Arc nur der Erwähnung. Weniger berühmt ist Jeanne Hachette, welche 1472 die Stadt Besançon, nachdem die Männer geflohen waren, mit den Frauen und Mädchen gegen Carl den Kühnen von Burgund vertheidigte. Das älteste uns bekannte Beispiel einer Frau, welche aus bloßer Lust nach Abenteuern sich die Kriegerlaufbahn erwählte, ist Louise Labé, genannt la belle cordière (die schöne Seilerin), welche, 1526 oder 1527 zu Lyon geboren, im Jahre 1543 unter dem Namen Capitaine Loys an der Belagerung von Perpignan Theil nahm. — Besonders die alle Verhältnisse umwälzenden Kriege der französischen Republik

und des Kaiserreichs haben viele weibliche Krieger und nicht blos französischer Nationalität hervorgerufen. Maria Schellinck, geb. 1756, ließ sich im März 1792 zu Gent anwerben, wurde bei Jemappes (6. Nov. 1792) sechsmal verwundet, machte aber dennoch die Feldzüge in Deutschland mit, wo in Folge einer bei Austerlitz erhaltenen Wunde ihr Geschlecht entdeckt wurde. Von Napoleon zum Lieutenant ernannt und mit seinem eigenen Legionskreuze decorirt, wurde sie 1807 pensionirt und starb am 1. September 1840. — Die Vendéerin Renée Bordereau verlor 42 Verwandte im Revolutionskrieg und sah ihren Vater hinrichten. Sie nahm Dienste als Dragoner und tödtete bei St. Lambert vier Blaue (d. h. Republikaner); vergebens setzte die Republik einen Preis von 1000 Francs auf ihren Kopf. Nach der Restauration verlieh Ludwig XVIII. ihr den Ludwigsorden. — Am 25. Januar 1843 starb im Invalidenhause zu Avignon Frau Alexandrine Rosa Layrac geb. Barreau, welche 1793 mit ihrem Bruder und ihrem Mann in das Heer der Ostpyrenäen eintrat. Sie erstieg als die Dritte die Schanze von Alloqui und diente an der Seite ihres Mannes bis zum Frieden von Amiens. Hier, wie in den folgenden Beispielen scheint Anhänglichkeit an Verwandte die Triebfeder zu einer so auffallenden Berufswahl gewesen zu seyn. Französische Blätter vom 30. Juli 1845 berichten nämlich Folgendes: „Beim Eingang der Avenue Anteuil sieht man täglich ein schlecht gekleidetes Weib von etwa 70 Jahren, von kleinem aber starkem Körperbau und mit männlichen Gesichtszügen. Sie trägt den Orden der Ehrenlegion, den sie von Napoleon selbst am Abend der Schlacht bei Eylau erhielt. Sie heißt Breton Double, diente seit 1805 viele Jahre in der Großen Armee und rückte bis zum Sergeanten vor. Sie begleitete ihren Gatten, den Hauptmann Breton-Double, den sie bei Quatre-Bras verlor. Sie selbst war bei Friedland leicht verwundet, aber in der Schlacht bei Quatre-Bras wurde ihr durch eine Kugel das Bein zerschmettert, sie wurde als Gefangene nach Irland gebracht und dort amputirt. Im Jahre 1816 kehrte sie nach Frankreich zurück, aber erst 1845 gelang es ihr, ihre Ansprüche auf eine dreifache Pension als Sergeant, als Wittwe eines in der Schlacht gefallenen Offiziers und als Mitglied der Ehrenlegion zur Geltung zu bringen."

Auch Deutschland liefert ein reichliches Contingent von den kimbrischen Weibern an. „Bei der Belagerung von Haarlem durch die Spanier (1573) zeichnete die Wittwe Hesselaer als Anführerin einer Frauencompagnie sich aus, und die That der Bürgermeisterin Künkelin, welche Schorndorf in Schwaben 1689 gegen die Mordbrennerbanden Melac's vertheidigte, ist in der neuesten Zeit wieder aus dem Staube der Vergessenheit gezogen worden." Dann folgt eine ganze Reihe von deutschen Frauenzimmern, die unerkannt lange unter den Soldaten dienten, eine Kettner beim österreichischen Fußvolk, eine Kanschak unter den berühmten Ziethen'schen Husaren, eine Prochaska, Lühring und Unger im Lützow'schen Freicorps, eine Krüger, die in der Schlacht bei Dennewitz verwundet wurde und erst jetzt ihr Geschlecht nicht mehr verbergen konnte. Eine Petersen, die als preußischer Wachtmeister die Feldzüge gegen Napoleon mitmachte.

Der Verfasser hätte das Verzeichniß heroischer Damen noch sehr bereichern können, wenn er neben der Profangeschichte auch noch die Kirchengeschichte und die der Verbrechen hätte benutzen wollen.

Noch ist zu bemerken, daß in den Nachrichten der Alten von den Amazonen und insbesondere in den zahlreichen Grabvasen und Sarkophagenbildern, auf denen sie dargestellt sind, eine historische Erinnerung an ein kriegerisches Weibervolk nicht gemeint ist, sondern daß es sich hier lediglich um eine Symbolik der Mysterienlehre handelt. Diese Symbolik ist, wie wir nur beiläufig bemerken, von den meisten gelehrten Erklärern bis jetzt völlig mißverstanden worden, hauptsächlich in den Beziehungen, welche man zwischen den Amazonen und der Mondgöttin hat finden wollen. Bei dieser ganzen Gräbersymbolik handelt es sich nicht um Naturgottheiten, sondern um die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele.

Es ist Schade, daß der Verfasser in sein Verzeichniß nicht auch die literarischen Mannweiber der jüngsten Zeit aufgenommen hat, die Studenten der weiblichen Universitäten in Nordamerika, die behosten, die tabakrauchenden Dudevants, die femmes libres und femmes de lettres, die Schwärmerinnen für Frauenemancipation, die in Versammlungen Reden halten und die politischen und gelehrten Aemter auch Frauen eröffnen wollen, die Erzieherinnen, die gleich der Frau Niederer (schon vor vierzig Jahren) die Mädchen für die Emancipation erziehen rc. Jedenfalls ist es charakteristisch für unsere Zeit, daß grade jetzt so viel von Gleichberechtigung der Frauen und Männer die Rede ist, wie nie zuvor in einem Jahrhundert nach Christi Geburt. Es ist ein Zeichen mehr von der politischen und sittlichen Auflösung in der Männerwelt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 91. 11. November 1868.

Geschichte.

Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage. Von Hermann Baumgarten. Zweiter Theil, erster Halbband. Leipzig, S. Hirzel, 1868.

Wir haben den ersten Band dieses ausgezeichneten Geschichtwerks in Nr. 74 und 75 unserer Blätter vom Jahr 1865 angezeigt. Die jetzt erst erschienene Fortsetzung umfaßt die Zeit von 1814—1820 in beinahe 300 Seiten, befleißigt sich also einer großen Ausführlichkeit unter Benutzung aller zugänglichen Quellen. Dabei ist zu bemerken, daß über manche interessante Punkte die Quellen den Forscher im Stich lassen. So haben z. B. die einzig noch übrigen Acten der Cortesverhandlungen Lücken und aller Unfug der Camarilla in Madrid ist auch nicht zu Tage gekommen.

Das Buch gewährt grade jetzt ein nicht geringes Interesse, denn obgleich es von vergangenen Dingen handelt, spiegelt sich darin doch der spanische Nationalcharakter grade in seinen Beziehungen zur Politik außerordentlich deutlich ab und man kann sich mancherlei, was heute in Spanien vorgeht, daraus erklären. Vor allem einerseits die Passivität des Volks, welches alle Veränderungen über sich ergehen läßt, wenn sie von innern Parteien ausgehen und in eigentlichen Zorn nur gegen das Ausland geräth, und andrerseits der Chamäleonscharakter der meisten Minister und Generale. Generale wie Prim, der ein halb Dutzendmal die politische Farbe gewechselt hat, waren in Spanien schon vor fünfzig Jahren etwas Gewöhnliches. Man kann nun daraus schließen, daß eine Einigkeit und ein Heroismus in Spanien nur werden aufkommen und sich erhalten können, wenn es gegen einen gemeinsamen Feind von außen kämpfen müßte, daß aber, wenn es von außen nicht gestört würde, das schöne Land fort und fort der Tummelplatz nichtswürdiger Intriguen des Ehrgeizes, der Habgier und eines unreifen Liberalismus bleiben werde.

Nachdem sich von 1808—1814 die Spanier als das heldenmüthigste Volk Europas Ehren über Ehren erkämpft und sogar ihrem grimmigsten Feinde, dem großen Napoleon, die Achtung abgezwungen hatten, die er ihnen in den Denkwürdigkeiten des Las Cases zollt, stürzten sie von der Höhe des Ruhms plötzlich hinunter in einen Sumpf der Gemeinheit und politischen Unfähigkeit, worin sie eben wieder so einzig unter den Völkern Europas dastanden, wie im Seelenadel ihres großen Kampfs für das Vaterland. Ein so starker Contrast läßt sich freilich nur durch die besondern Umstände erklären und entschuldigen. In Spanien war die Loyalität, die blinde Hingebung an den Träger der Krone eine Ehrensache und lange Gewohnheit. Daher sie schon im Anfang des Jahrhunderts dem Königspaar seine Unwürdigkeit und Unfähigkeit verziehen und aufs feurigste dem Sohn desselben, Ferdinand VII., dem der Vater die Krone abgetreten hatte, anhingen, obgleich er, und umsomehr, weil er nicht in ihrer Mitte war, sondern gefangen in Frankreich saß. Als nun endlich Napoleon gestürzt war und Ferdinand nach Spanien heimkehren durfte, kam ihm eine Liebe seines Volks entgegen, die beinahe den Ausdruck von Wahnsinn annahm. Ferdinand war aber einer solchen Liebe nicht im geringsten würdig, von Geburt an ein feiger und bösartiger Bube, Sohn eines blödsinnigen Vaters und einer eben so dummen als lüderlichen Mutter, ungesund an Leib und Seele. Furchtbar gehaßt von der Mutter und dafür wieder Verräther am Vater, hatte Prinz Ferdinand schon frühzeitig eine hohe Schule des Lasters durchgemacht. In schamloser Feigheit kroch er vor Napoleon und beglückwünschte

dessen Bruder Joseph, als er auf den spanischen Thron gesetzt wurde. In seiner Gefangenschaft in Frankreich in Valençay beschäftigte er sich, wie ein Weib, mit Stickereien. Sein damaliger Beichtvater Ostolaza sagt in einer Predigt darüber: „‚Der König stand um 8 Uhr auf, hörte Messe, frühstückte, spielte dann eine Partie Billard, las Briefe oder eine h. Schrift und stickte bis 2 Uhr, wo er ausfuhr; nach seiner Rückkehr speiste er. Nach dem Essen verrichtete er ein kurzes Gebet, empfing seine Brüder und andere Personen, nahm darauf das Nachtessen und sang, ehe er zu Bett ging, mit dem ganzen Hause die Litanei, welche er selbst anstimmte. Ein Agent Napleons, dessen gottlose Anwesenheit er ertragen mußte, wandte alle Mittel der Verführung an, um den König von seinen heiligen Beschäftigungen abzuziehen. Er ließ eine Truppe Tänzerinnen aus Paris kommen und seine eigene Frau, um den König zu verführen. Als ich an gewissen Zeichen bemerkte, daß die Busen dieser unzüchtig enthüllten Weiber anfingen eine gefährliche Wirkung auf den Fürsten zu üben und er in die siebente Todsünde zu fallen drohte, ermahnte ich ihn und gleich dem Sclaven des Potiphar entging Ferdinand diesen neuen Sirenen. Der König war vor allem ergriffen von der Armuth des Hauptaltars in der Pfarrkirche zu Valençay. Der König stickte deshalb eigenhändig einen schönen Rock für die Jungfrau von weißer Seide mit goldenen Verzierungen. Er hatte auch einen prächtigen vergoldeten Altar errichten lassen und er celebrirte oft selbst die Messe zu den Füßen der Königin der Engel. Die Königin der Engel war sehr erfreut von dieser königlichen Huldigung und offenbarte dem König ihre Zufriedenheit durch manche Zeichen. Besonders trug es sich zu, daß, da in einer Nacht ein Geistlicher in der Kirche vom Schlafe überwältigt war, die Jungfrau ihm erschien, als käme sie vom Altare, auf den Geistlichen zuschritt, mehrmals um ihn herumging, um die Schönheit ihrer Toilette zu entfalten, und seufzend zu ihm sagte, daß ihr Sohn die Gelübde des Königs gnädig annehme, zum Dank für den schönen Rock, den er ihr gegeben habe; daß die spanischen Prinzen nicht lange mehr auf Befreiung harren würden und daß sie einen Orden vom h. Sacrament stiften müßten, womit alle belohnt werden müßten, die für sie kämpften. Der Priester, von diesen Worten sehr gerührt, erwachte und kam zu mir, um die wunderbare Vision zu berichten; aber ich antwortete, die h. Jungfrau habe das dem Könige schon selbst gesagt.‘ Diese Predigt ließen die Servilen Ende 1813, um das gläubige Volk für den König zu begeistern, drucken und verbreiteten sie mit so großem Erfolge, daß bald die siebente Auflage nöthig wurde.“

Bekanntlich hatten während der Kriege mit Frankreich die Cortes die Centralgewalt in Spanien im Namen des abwesenden Königs übernommen und in diesen war die liberale Partei am mächtigsten geworden. Aber erst in Cadix, am äußersten Ende Spaniens, wohin sie vor den Franzosen hatten flüchten müssen, in der Seestadt, in welcher schon längst durch den zahlreichen Besuch von Engländern und Nordamerikanern liberale Ideen verbreitet waren. Spanien hatte allerdings nicht nur politische, sondern auch kirchliche Reformen dringend nöthig. Durch eine schon ziemlich lange Reihe gänzlich unfähiger und dummer Monarchen wie früher aus dem Hause Habsburg, so später aus dem Hause Bourbon und durch ihre eben so unfähigen oder intriganten, ehrgeizigen und habsüchtigen Minister war der Staat tief herabgekommen, Armee und Flotte vernachlässigt, der Haushalt in greulicher Unordnung, die Staatskasse leer. Reichthümer besaß nur die Kirche und der privilegirte Adel. Die Kirche war zu reich, daher die Welt- und Klostergeistlichkeit, welche diesen Reichthum genoß, in übermäßiger Zahl vorhanden. Das alles hatte sich nun zwar geändert, seitdem die Franzosen Kirchen und Klöster und adelige Schlösser fast in ganz Spanien ausgeraubt oder niedergebrannt hatten. Allein im Jahr 1814, als Napoleon besiegt war und Ferdinand in sein Reich zurückkehrte, bildete sich das spanische Volk in seiner großen Mehrheit nichts anderes ein, als daß alles wieder werde aufgebaut werden, was die Franzosen niedergerissen hatten. Die alten Zustände, trotz aller ihrer Mängel und Gebrechen, erschienen ihnen doch in einem goldnen Licht im Vergleich mit dem blutigen Jammer und Elend der nun glücklich überstandenen Franzosenzeit. Jedermann begreift, daß sich der Liberalismus der Cortes gegenüber einer so flammenden Begeisterung für den König nicht behaupten konnte.

Herr Baumgarten ist nicht so einseitig liberal, daß er nicht die Fehler, welche die liberalen Cortes damals begingen, eingesehen und wahrheitsgetreu aufgezeichnet hätte. Seine Darstellung ihres ersten Conflicts mit dem heimkehrenden König darf man ein Meisterstück der Geschichtschreibung nennen. Die Liberalen waren im Besitz der Macht viel zu unbesonnen, übermüthig und gewaltthätig verfahren. Das lag in der Hitze und im Stolz des spanischen Blutes, entschuldigte aber im voraus die Rache der Servilen. Sie fielen in die Thorheit aller Liberalen, eine papierne

Verfassung für eine Schutzwehr zu halten. Obgleich sie sahen, wie das ganze spanische Volk dem König entgegenjauchzte und die von ihnen mißhandelten Servilen diese Volksstimmung und die Rückkehr des Königs benutzten, um die Verfassung von 1812 zu vernichten, waren sie doch so einfältig, sich durch diese Verfassung immer noch geschützt zu glauben, und sie bildeten sich sogar ein, politisch correct zu handeln, indem sie den König nicht eher anerkennen wollten, bis er den Eid auf die Verfassung geleistet haben würde. Durch diese Ueberschätzung eines formellen Rechts bei gänzlicher Mißkennung der gegen sie anschwellenden Macht und ihrer eigenen Ohnmacht verscherzten sie vollends die Gunst Englands und der englische Gesandte in Madrid, Sir H. Wellesley, verließ sie, um Einfluß auf die neu sich bildende königliche Macht zu gewinnen. Der König, anfangs feig, weil er noch an die Macht der Cortes glaubte, kam ihnen mit zweideutigen Freundlichkeiten entgegen, bis der jubelnde Empfang, den er überall auf spanischem Boden fand, und die Ueberredung der von allen Seiten ihm zuströmenden Servilen ihm Muth machte, den Staatsstreich zu wagen, die liberalen Cortesmitglieder plötzlich verhaften zu lassen und mit ihnen die ganze Verfassung zu verdammen. Ihre letzte Thorheit war, dem König nur ⅓ der frühern Civilliste bewilligen zu wollen. Sie hatten freilich Recht, denn durch den langen Krieg war Spanien ausgeplündert und hatte kein Geld, so daß sogar die Truppen keinen Sold bekamen; zudem war es sehr praktisch, den König in seinen Ausgaben etwas zu beschränken, weil er gleich damit anfing, ausschließlich den Klerus bereichern zu wollen und wirklich zu bereichern, so weit es in seinen Kräften stand. Da aber die Cortes keine Macht mehr hatten, ihr an sich weises Sparsystem durchzuführen, hatten auch ihre Decrete keine andern Folgen, als den König zu beleidigen und seinen Zorn zu steigern. Lord Wellington, Wellesley's Bruder, der eigentliche Retter Spaniens, eilte nach Madrid, um den König zu ermahnen, er möge mit Schonung und Mäßigkeit regieren. Dieselbe Mahnung, die er früher an die Cortes gerichtet hatte, aber die Leidenschaftlichkeit war am Hofe und bei den Servilen noch blinder als bei den Cortes. Das Volk in Madrid, von Mönchen fanatisirt, sang in den Straßen:

> Vivan las cadenas
> Viva la opresion
> Viva el rey Fernando
> Muera la nacion!

Das heißt: Es leben die Ketten, es lebe der Druck, es lebe König Ferdinand, es sterbe die Nation! Alle Klöster wurden wiederhergestellt, desgleichen die Inquisition. „Während die Soldaten in den Kasernen Madrids auf der Erde lagen, hatten die Priester und Mönche Geld, um gleichzeitig über zwanzig Kirchen und Klöster in der Hauptstadt aufzubauen, auszuschmücken, mit reichem Gold- und Silbergeräth zu versehen, welche zur Franzosenzeit zerstört oder ausgeplündert waren. Und sie trieben das vor den Augen der hungernden Soldaten nicht etwa lediglich mit den Einkünften des ihnen zurückgegebenen Kirchenguts, sondern die Kassen des Staats und des Königs standen ihrer Begierde stets offen. Im August hatte man mit großer Anstrengung 50 000 Pesos zusammengebracht, um die aus der französischen Gefangenschaft in Lumpen zurückkehrenden Soldaten nothdürftig zu bekleiden: der König schenkte die Summe den Mönchen des Klosters von Atocha. Als im October in Madrid und Ceuta die geschilderten Zustände herrschten, erhielten die Mönche des Escurial vom Könige die Mittel, ihr ungeheures Kloster wieder mit der geschmacklosen Pracht früherer Zeiten auszustatten."

Um diese Zeit kam Herr von Werther als preußischer Gesandter nach Madrid, ein höchst verständiger Mann, dessen Berichte von nun an eine Hauptquelle der spanischen Hof- und Staatsgeschichte bilden. Der König war ganz in den Händen seines Beichtvaters Ostolaza, der mit Kutschern und Bedienten die geheime Camarilla bildete, von der alle Befehle des absoluten Königthums ausgingen, oft ohne Wissen der servilen Minister, die sich an Knechtssinn überboten, um am Ruder zu bleiben. Da wurden nun alle Staatseinnahmen ausschließlich dem Klerus und den Günstlingen des Hofes zugewendet, alles andere vernachlässigt. Die Armee bekam keinen Sold, die Garde ausgenommen, daher unter den Gemeinen große Desertion und Auflösung in Räuberbanden, während man die tüchtigsten und um das Vaterland verdientesten Offiziere in den Kerker warf. Der Kriegsminister Eguia war der unbarmherzigste Schlächter der Liberalen. Es war eine Regierung der Rache und der Habsucht. Die Zeitung Atalaya forderte den König unaufhörlich zu Hinrichtungen auf, wie einst für eine andere Sache Marat in Paris, und die officielle Gaceta kündigte täglich massenhafte Verurtheilungen an: „deren Zahl nur übertroffen wurde durch die Verhaftungen, welche die Inquisition zur Nachtzeit ausführen ließ." Bei vielen Verhaftungen handelte es sich nur um Gelderpressungen. „Im Mai 1815 erfolgte der Spruch über zehn Angeklagte, welche zu Verbannung, Klosterhaft oder andern derartigen Strafen verurtheilt

wurden; der König begnadigte sie „aus Barmherzigkeit", legte ihnen aber die Zahlung großer Geldsummen auf, dem einen 60,000, dem andern 80,000 Realen, welche in der kürzesten Zeit entrichtet werden mußten."

Inzwischen gab Wellington, obgleich der König auf seine Mahnungen nicht achtete, demselben doch immer wieder Geld her, um ihn zur Dankbarkeit zu verpflichten und um der englischen Politik noch immer einen Einfluß auf Spanien zu sichern. England hatte schon unmittelbar nach dem ersten Pariser Frieden im Sinne, mit dem constitutionellen neuen Frankreich verbunden die Hegemonie in Spanien und Italien zu erlangen und den ganzen Westen Europas den drei nordischen Mächten gegenüber zu stellen. Es muthete daher Spanien eine Expedition nach Neapel zu, um Murat, der damals noch von Oesterreich geschützt war, zu vertreiben. Es kam nicht dazu, weil der spanische Hof viel zu feig und zu sehr in Finanznoth war, so viel zu wagen. Auch kam Napoleon von der Insel Elba zurück und das Reich Murats nahm ohne Zuthun Spaniens ein Ende. Rußland, von den englisch-französischen Planen wohl unterrichtet, schickte einen seiner gewiegtesten Diplomaten nach Madrid, um die ganze westmächtliche Politik zu durchkreuzen, den Herrn von Tatitscheff. Rußland war trotz oder grade wegen seiner halbasiatischen Barbarei von jeher allen europäischen Staaten an diplomatischem Geschick überlegen. In civilisirten Rechtsstaaten lernt sich so viele Rücksichtslosigkeit und Verschmitztheit nie, als in barbarischen Despotien. Napoleon der Große selbst hat später auf St. Helena, indem er sich an den Congreß von Erfurt erinnerte, dem Skythen Alexander in Bezug auf politische Verschlagenheit die Palme zugestanden. So konnte auch der neue russische Gesandte in Madrid bald den Meister spielen, indem ihn keine englische Prüderie, kein aristokratisches Vorurtheil abhielt, sich mit den gemeinsten Kerlen, welche die Lieblinge und der tägliche Umgang des König Ferdinand waren, zu familiarisiren und Geld in Fülle zu spenden, wo es galt, Einfluß zu gewinnen. Sogar von der Vermählung des Königs mit einer russischen Großfürstin war die Rede. Das gefiel aber den Katholiken nicht und war ein Mißgriff des russischen Diplomaten, den er jedoch bald wieder vergessen zu machen wußte.

Während der hundert Tage flüchtete der Herzog von Angoulême nach Spanien und bat um dessen Beistand gegen Napoleon. Ferdinand that aber gar nichts für ihn. Nachdem nun Napoleon zum zweiten- und letztenmal vertrieben war, vereinigten sich die Westmächte mit den nordischen Mächten, um dem spanischen Hof Vorstellungen zu machen und ihn zur Mäßigung zu ermahnen. Namentlich verlangten sie Schonung der tapfern Generale und patriotischen Männer, die Spanien während der Kämpfe mit Napoleon demselben König erhalten hätten, der sie jetzt verurtheile. England und sogar Rußland hatten die spanische Verfassung von 1812 anerkannt und beiden Mächten, so wie auch den Deutschen, war der Heldenmuth der Spanier, der einen Theil der französischen Streitkräfte fesselte, in den Jahren 1812 und 1813 sehr zu Statten gekommen. Aber die voreiligen Aufstände der Unzufriedenen in Spanien unter Porlier und Mina vereitelten die diplomatische Fürsprache. In der ersten Angst verlor Ferdinand freilich wieder allen Muth und jagte seine bisherige Camarilla fort; als aber der Aufstand besiegt war, kehrte auch der alte Uebermuth und Fanatismus zurück. Die gefangenen Liberalen wurden zur Deportation und zum schwersten Kerker verurtheilt, darunter die edelsten und berühmtesten Helden der Jahre 1808 bis 1814.

Im Jahr 1816 vermählte sich der König mit der portugiesischen Prinzessin Maria, obgleich Spanien mit Portugal in Streit lag. Die spanischen Colonien in Amerika hatten sich frei gemacht und Portugal wollte die Banda Oriental an sich reißen. Das Vernünftigste wäre gewesen, die Colonien freizugeben. Hatte nicht einmal das starke England die seinigen behaupten können, wie viel weniger konnte es dem schwachen Spanien gelingen. Oder man hätte die Portugiesen in Brasilien können gewähren lassen. Statt dessen schickte Spanien mit dem Aufwand seiner letzten Geldmittel Truppen nach Amerika, um die Colonien wo möglich noch zu halten, und speculirte auf die Besitznahme Portugals, um sich damit für die verlorenen Colonien zu entschädigen, wagte jedoch keinen Angriff auf Portugal. Daß unter diesen Umständen die portugiesische Prinzessin am übelsten fahren mußte, verstand sich von selbst.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, **N° 92.** 14. November 1868.

Kriegsgeschichte.

Im Auftrage Sr. Majestät des Königs von Preußen mit dem englischen Expeditionscorps in Abessinien. Von Gerhard Rohlfs. Mit dem Porträt des General Napier und einer Karte. Bremen, Kühtmann, 1869.

Der bekannte Afrika-Reisende Rohlfs, dessen kühne Reise um das Gebirge Atlas herum wir unlängst angezeigt haben, wurde vom König von Preußen beauftragt, die englische Expedition nach Abessinien zu begleiten. Auch zwei preußische Offiziere machten die Expedition mit, Graf Seckendorf und Stumm.

Die Reise ging über Aegypten, wo der Verfasser nur so lange weilte, um die Pyramiden zu sehen. Von der Wirthschaft und der jetzigen Regierung beiläufig nur Folgendes. „Als Ismael Pascha, der jetzige Vicekönig, vor zwei Jahren die erste Abgeordnetenversammlung eröffnete, hatte man den Leuten vorher gesagt, daß man Rechte, Centrum und Linke unterscheiden und haben müßte, daß die Rechte immer mit, die Linke gegen die Regierung stimme und das Centrum bald für, bald gegen. Als nun Seine Hoheit die Versammlung eröffnen und sich mit seinen Ministern, deren eben so viele wie der Kaiser von Frankreich oder olim Soulouque von Haiti hat, in den Sitzungssaal begeben will, hört er einen furchtbaren Lärm und Aufruhr. Mit Vorsicht werden die Flügelthüren geöffnet und ein Eunuch vorangeschickt, um zu erkunden, was es gäbe. Ismael Pascha glaubte schon an eine Juli- oder Februarrevolution, wenn er anders von dergleichen Dingen Kunde gehabt hatte. Aber, o Wunder! Der Eunuch vernimmt mit Staunen, daß zuerst ein Streit und Drängen stattgefunden habe, wer rechts sitzen solle, da alle Deputirte der Rechten gehören wollten, daß dadurch zuletzt eine große Schlägerei und Prügelei entstanden sey, welche noch dauere. Seine Hoheit konnte denselben Tag die Sitzung nicht eröffnen, theils hatten die meisten Deputirten schwere Verletzungen auf ihren glatt rasirten Köpfen erhalten, theils hatten sie sich den Schnurrbart ausgerissen, theils auch waren alle Sessel zerbrochen, indem man sich wegen Mangel an Waffen der Stuhlbeine bedient hatte." Auch bemerkt der Verfasser, daß Kairo nicht 800,000, wie der ägyptische Adreßkalender sagt, sondern höchstens 250,000 Einwohner habe.

Unsere Reisenden benutzten die Eisenbahn nach Suez, die in einem kläglichen Zustand ist. „Wenn man nur von Außen die Waggons der Eisenbahn ansieht, so ist man erstaunt, wie zerfallen und schlecht alles im Stande ist, wie dieselben im Anfange von Europa gekommen sind, so hat man sie gelassen; kein Mensch denkt daran, sie einmal anzustreichen oder etwaige Schäden auszubessern, und sind die Wagen erster Classe schon von Alexandrien nach Cairo schlecht, so ist diese Linie wahrhaft abscheulich, sie kleben von Schmutz. Das Beamtenpersonal, das sich aus beliebigen Bummlern zusammensetzt, ist keineswegs uniformirt, alle in mohammedanischer Tracht, läuft der eine ohne Hosen, der andere ohne Hemd einher. Daß alle darauf sehen, ein Profitchen auf Kosten der Regierung zu machen, darf niemand verwundern, denn ihnen Gehalt zu geben, daran denkt kein Mensch mehr; so kommt es denn vor, daß ein Drittel der Reisenden für halben Preis reist, da sie die Billets von den Beamten nicht nehmen, sondern diesen dafür das Geld baar zahlen. Eine andere große Unannehmlichkeit ist noch die, daß auf der ganzen Strecke von Cairo nach Suez keine Erfrischungen zu bekommen sind."

Von Suez schiffte sich der Verfasser auf dem rothen

Meere ein und gelangte bald nach Zula, an der abessinischen Küste, von wo aus die Expedition gegen den König Theodor operiren sollte. Sämmtliche fremde Offiziere, preußische, italienische, französische fanden im Lager eine gute Aufnahme, nur war alles sehr theuer, zehnmal theurer als in Europa. Sie mußten lange warten, denn Napier war noch nicht da, der die Expedition commandiren sollte. Nach und nach kamen berühmte Persönlichkeiten an. „Krapf, und Markham von der geographischen Gesellschaft in London, befanden sich schon in Senafe, Grant, der Gefährte Speke's, war hier, Werner Munzinger war von Senafe in Begleitung des General Merewether, welcher die Seele der Expedition ist, hier eingetroffen. In letzterem lernte ich einen der liebenswürdigsten und gescheidtesten Männer kennen, was man vom commandirenden General eben nicht sagen konnte. In der That kann man dreist behaupten, daß, wenn Sir Robert nicht einen so tüchtigen und energischen Mann im quarter master general Oberst Phayre gehabt hätte, die Campagne jedenfalls zwei Jahre gedauert haben würde."

Auch Elephanten kamen an. Der Verfasser spottet über Sir Robert Napier, daß er, auf einem Elephanten reitend, den Abessiniern habe imponiren wollen, fand diese großen Thiere aber doch nicht überflüssig, da sie schwere Lasten auf schlechten Bergwegen am leichtesten fortbrachten. „Man benutzt sie hauptsächlich zum Transport des schweren Geschützes und der Munitionskisten und sie selbst beladen sich mit den Kanonen, indem sie dieselben mit den Rüsseln ergreifen und sie auf die Seiten hängen. Ein Elephant vermag mit Leichtigkeit auf diese Art zwölf Centner zu tragen."

Unterwegs wurden mehrere alte interessante Kirchen gesehen, worin sich Bilder befanden, die aber nicht von abessinischen Meistern herrührten, sondern von dem Venetianer Franzaleon, der im Jahr 1500 mit den Portugiesen länger hier weilte, als sie den Christen in Abessinien kräftigen Beistand gegen die Muhamedaner leisteten.

Herr Rohlfs fand an der Expedition viel zu tadeln. „Ein großer Armeebefehl von Sir Robert traf wieder ein, der hauptsächlich des Inhaltes war, die Bagage und den Dienertroß der Offiziere zu reduciren. Aber trotz aller Befehle schien doch keine große Veränderung des Trains stattzufinden; die Zahl der präsenten Maulthiere betrug im Februar gegen 15,000, die der Kameele und Lastochsen erreichte ebenfalls die Summe von Tausenden, dazu war noch eine Menge von Eingebornen engagirt, um Lebensmittel von Station zu Station zu transportiren. Der Hauptfehler lag in der zu großen Schonung des englischen Soldaten sowohl, als auch des indischen. Warum trugen diese ihr Zelt nicht selbst wie der französische, warum gab man ihnen nicht wie den französischen für 3 oder 4 Tage Lebensmittel zu tragen. Zudem waren die Rationen von Mehl oder Reis (1½ Pfund per Tag) zu groß, man hätte sie auf die Hälfte vermindern können und dafür mehr Fleisch geben, was überall und zu bedeutend billigeren Preisen als in Europa zu haben war. Die Arbeiten der Wege wurden auch viel zu langsam betrieben, für Bergartillerie passirbar, warum steifte man sich darauf, sie für Elephanten und großes Geschütz passirbar zu machen, war es nicht genug, diese bis Senafe oder gar Adi-Graat gebracht zu haben. Die Eisenbahn wurde jetzt Mitte Februar bis fast Kamelle mit Dampf befahren, trotzdem die Armee noch immer in Antalo war. Im ganzen Monat Februar war man eben nur bis zu diesem Ort gekommen, ja der General en Chef lauerte noch immer auf dem Wege zwischen Adi-Graat und Antalo auf Cassa, der expreß eine Zusammenkunft mit ihm zu verzögern oder gar vermeiden zu wollen schien."

Napier kam zwar an, zögerte aber immer noch und versäumte die schöne Zeit vor der bevorstehenden Regenzeit, weil Cassa, der Fürst von Tigre, obgleich Feind des König Theodor, sich doch gar nicht beeilte, den Engländern entgegenzukommen. Endlich kam er, nahm aber keinerlei Notiz von dem großen Elephanten, von welchem Napier abstieg. Gelegentlich wirft der Verfasser einen Blick auf die Religionszustände in Abessinien und charakterisirt sie als einen Mischmasch. Die sog. Christen dort haben die Beschneidung der Juden, die Vielweiberei der Muhamedaner beibehalten und sind zugleich Wiedertäufer. Das Volk wird als das schmutzigste der Welt geschildert, viel reinlicher seyen die Neger. Auch seyen die Christen durchweg Betrüger und Spitzbuben und nur der Muhamedaner ehrlich und treu.

Der Weg ging über hohe Gebirge, von denen herab unsere Reisenden endlich Magdala erblickten. Napier zog mit seiner Armee vor diese Felsenfeste. König Theodor glaubte sich in derselben sicher, richtete große Kanonen gegen den Feind und fanatisirte seine Truppen, indem er ihnen das englische Lager als eine reiche Beute versprach. Auch stürmte die abessinische Armee mit großer Kühnheit vor. Hier ein Bild der Schlacht. „Theodor schoß indeß ununterbrochen aus seinem groben Geschütz und einige Schüsse waren gar nicht übel

gezielt, indem eine Kugel nur einige Schritte vom Generalstabe einschlug, einige andere dicht bei den Colonnen der sich formirenden englischen Truppen. Die ersten derselben, als Tirailleurs aufgelöst, hatten indeß bald die wild und unordentlich anstürmenden Abessinier zum Stehen gebracht und die Feuer und Flammen speiende Raketenbatterie bewirkte Schrecken und Angst unter den feindlichen Truppen, die ein derartiges Feuern nie gesehen hatten. Vom Stillstande kam es bald zur Flucht. Und einer starken Abtheilung, die von Fala herab einer Schlucht längs Gelasse folgend, auf unsere Bagage und Arrieregarde operiren wollte, ging es noch schlechter; von einer Bergbatterie und einem Infanterieregimente abgeschnitten, statt abzuschneiden, gerieth sie in ein mörderisches Kartätschenfeuer, und was nicht erschossen wurde, mußte in der Flucht sein Heil suchen: von der ganzen Abtheilung konnte niemand nach Fala zurückkehren. Das Hauptgefecht hatte indeß seinen regelmäßigen Verlauf genommen, trotz des in Strömen herabkommenden Regens, der gleich unter heftigem Donner und Blitz während des Gefechtes wüthete. Theodors Kanonenfeuer von Fala wurde schwächer und schwächer, während das der Engländer an Heftigkeit zunahm." Das Ende war allgemeine Flucht der Abessinier mit Hinterlassung vieler Todter und Verwundeter, während die Engländer gar keinen Todten und nur 25 Verwundete zählten.

Durch diese Niederlage eingeschüchtert und durch Trunk benebelt, unterhandelte König Theodor und gab, da Napier jede Unterhandlung zurückwies, bis die gefangenen Engländer frei gegeben seyen, dieselben frei, nachdem sie noch in den letzten Tagen Todesangst genug ausgestanden hatten. Nun verlangte Napier die Uebergabe von Magdala. Da trotzte Theodor, aber alle seine Truppen fielen von ihm ab und wurden gegen Abgabe der Waffen von Napier entlassen. Theodor wehrte sich nur noch mit ganz wenigen, die ihm treu blieben, und erschoß sich endlich aus Verzweiflung. Herr Rohlfs beeilte sodann seine Rückreise und beklagt sich schließlich, daß dem Missionär Zander die Geschenke, die er von Theodor erhalten, geraubt worden seyen, weil die ganze Beute nach englischer Sitte den englischen Soldaten, welche die Festung erstürmt, zugehörte. Doch ist ihm später der Werth ersetzt worden.

Geschichte.

Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage. Von Hermann Baumgarten. Zweiter Theil, erster Halbband. Leipzig, S. Hirzel, 1868.

(Schluß.)

Der Russe war wieder sehr rührig. Um den König von der unvernünftigen Camarilla loszuschälen, schmeichelte ihm Tatischeff mit einer russischen Flotte, die ihm die Colonien zurückerobern sollte. Zugleich überredete er den König, mit dem er viele heimliche Zusammenkünfte hatte, das Geld da zu nehmen, wo es zu haben sey, nämlich den Klerus zu besteuern. Das leuchtete auch dem König ein, wie bigott er immer war. Als aber die russische Flotte wirklich ankam, zeigte sich, daß sie aus den schlechtesten Schiffen bestand, die unmöglich über das atlantische Meer fahren konnten, und daß es auch der Mannschaft an allem fehlte. Um die Flotte in Stand zu setzen, hätte es solcher Ausgaben bedurft, die Spanien nicht bestreiten konnte. Also wurde die russische Pfiffigkeit diesmal (es war nicht das erstemal) durch russische Fahrlässigkeit neutralisirt und mißverstimmt entzog sich Spanien dem russischen Einfluß, der auf die Dauer doch nicht hätte fortgesetzt werden können, weil Rußland zu weit entfernt war, um Spanien helfen oder imponiren zu können. Früher oder später mußte der englische Einfluß wieder überwiegen.

Bald darauf fand die arme Königin ein tragisches Ende, im Jahr 1819. Sie wird als ein edles Wesen geschildert. „Die Liebe zu der tugendhaften und verständigen Königin, welche die verderbliche Macht der Camarilla zu mindern suchte, hatte bald wieder andern Leidenschaften weichen müssen, denen der lasterhafte Herzog von Alagon stets wechselnde Nahrung zu geben verstand. Der frühe Tod der am 21. August 1817 gebornen Prinzessin (sie starb am 9. Januar 1818) erhöhte die traurige Lage der unglücklichen Königin, welche ihren Gemahl täglich tiefer in den Schlamm der niedrigsten Lüste mußte sinken sehen. Als es sich im December 1818 zutrug, daß sie den König in den Armen einer ihrer gemeinen Nebenbuhlerinnen erblickte, machte das auf die arme hochschwangere Frau einen so heftigen Eindruck, daß sie schwer erkrankte. Am 26. December befreite sie der Tod von einem unwürdigen Daseyn. Die rohen Menschen, welche an diesem Hofe

regierten, meinten das Kind retten zu können. Zwanzig Minuten nach dem Tode wurde der Leichnam geöffnet von Aerzten, welche dafür gewissenlos genug waren, da die tüchtigsten Chirurgen sich dessen weigerten, erklärend, man wisse nicht, ob die Königin wirklich todt sey. Wer kann sich wundern, daß da die Erzählung aufkam, beim ersten tiefen Schnitt habe die Königin einen dumpfen Schmerzenslaut ausgestoßen! König Ferdinand that über die Maaßen betrübt. Aber schon am 21. Januar war der Marques von Cerralba unterwegs, um für den gefühlvollen Monarchen eine dritte Gemahlin zu suchen, welche dann auch nach einiger Zeit in der Prinzessin Amalie von Sachsen, einer sehr devoten Dame, glücklich gefunden wurde."

Die Geldnoth dauerte fort, genährt durch den ganz nutzlosen Krieg in den Colonien. Die Staatskasse mußte aber um jeden Preis Geld haben. Anleihen ließen sich nicht machen, denn die Regierung hatte nicht den geringsten Credit. So ging sie auch immer weiter in der Dreistigkeit, Geld zu nehmen, wo es war (nur das Kirchengut tastete sie nicht an). „Als die Compagnie der Philippinen eine neue Zwangsanleihe hartnäckig verweigerte, schickte der König einen Beamten, um die Bücher der Gesellschaft zu prüfen und ihre Kassen zu leeren. Die Bank und die fünf Gremios mußten sich an die lästige Praxis gewöhnen, ihren Kassenbestand regelmäßig an die Theilhaber zu vertheilen, da sie zu häufig erfahren hatten, daß, wenn sie irgend nennenswerthe Summen hatten, die Regierung sie fortnahm. Der Handel lag vollständig darnieder. Niemand dachte an größere Unternehmungen, denn die Regierung trieb die Piraterie zu Lande ärger, als die feindlichen Kaper zur See, und wer ein gutes Geschäft machte, hatte nur die Furcht, seinen Erwerb an ihre Gewaltsamkeit zu verlieren. Das in Madrid von den Höchsten gegebene Beispiel des Raubes und Unterschleifs fand im ganzen Lande bei den zahllosen Beamten und Steuererhebern fleißige Nachahmung. Wer Gewalt hatte, benutzte sie, in aller Eile, und genoß hastig, was er erpreßt, denn der Beamte so wenig wie der Bürger war seiner Freiheit, seines Eigenthums einen Tag sicher. Wer einen mächtigen Gönner hatte, der schwamm im Ueberfluß, die andern darbten. Wer irgend welche Forderungen an den Staat hatte, sey es als Beamter, oder Handwerker, oder Lieferant, der mußte sich einen Freund an der betreffenden Staatskasse erkaufen, um einen Theil dessen zu bekommen, was ihm zustand; ohne einen Abzug von 10 oder 20 Procent gelangten nur diejenigen zu dem Ihrigen, welche sich eines besonders wirksamen Fürsprechers am Hofe und in der Camarilla erfreuten."

Die Zustände wurden immer unerträglicher und den so lange zurückgesetzten, soldlos gelassenen und zum Theil gänzlich verlumpten Soldaten riß die Geduld, als sie in größerer Zahl in Cadix vereinigt, nach den Colonien abgehen sollten. Keiner hatte Lust, in diese Colonien zu gehen, in denen keine Kriegsehre mehr, sondern nur das gelbe Fieber zu holen war. Die erste große Militärverschwörung, eingeleitet vom Obercommandirenden Abisbal, wurde als zu übereilt von demselben Abisbal unterdrückt, indem er sich nicht scheute, seine Mitverschwornen zu verhaften, allein im Beginn des Jahres 1820 brach die Empörung der Soldaten wirklich aus, geleitet von Quiroga und Riego, machte reißende Fortschritte und fand Anklang auch in Madrid, wo der feige König gleich nachgab und heuchlerisch die Verfassung von 1812 anerkannte.

Soweit der vorliegende Halbband. Unsere Anzeige würde zu weit ausgedehnt worden seyn, wenn wir das Benehmen der meisten einzelnen Minister und Generale in nähere Betrachtung gezogen hätten. Wir können unsere Leser nur darauf aufmerksam machen, daß eine große Zahl derselben von der Feigheit und Treulosigkeit des Königs angesteckt war und mit größter Leichtigkeit, wenn es ihnen nur Vortheil brachte, das System wechselte. Die Spitzen aller Civil- und Militärbehörden, die wir heute in Spanien am Ruder sehen, haben die schlechteste Schule hinter sich. Das Uebel ist aber von noch älterem Datum her. Das System Philipps II., der Cäsaropapismus, demoralisirte die Kirche und den Staat zugleich. Seine Nachfolger waren durchgehends Schwachköpfe, unter denen die Rivalität der Minister und Generale, wie die Intrigue der am spanischen Hofe accreditirten Diplomaten freies Spiel hatte. Das loyale Volk ließ sich alles gefallen und war doch besser, als die herrschende Classe, bewahrte noch alle Tugenden, die den spanischen Habsburgern, wie den auf sie folgenden Bourbonen fehlten. Durch die Hofintriguen kam auch große Entartung unter die Granden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 93.** 18. November 1868.

Strafrechtspflege.

1. Die Berechtigung der Todesstrafe. Mit besonderer Berücksichtigung der Schrift des Prälaten v. Mehring: „Die Frage von der Todesstrafe". Von G. Kemmler, Diaconus in Kirchheim u. Teck. Tübingen, Osiander, 1868.

Diese kleine Schrift rechtfertigt die Todesstrafe, hauptsächlich durch die h. Schrift, zugleich aber auch aus dem Gewissen und angebornen Rechtsgefühl des Volkes. Wir befinden uns ganz auf seinem Standpunkt und unsere Leser werden sich erinnern, daß wir Schriften über diesen Gegenstand, wenn wir darauf zu sprechen kamen, immer von demselben Standpunkt aus beurtheilt haben. Der Verfasser der vorliegenden Schrift steht auf dem Fundament der Bibel. Hier der Kern seiner Beweisführung. „Wie darf man sich wundern, daß die Kinder dieser Welt vom Christus und Christenthum fast Nichts weiter mehr im Kopfe haben, als daß es die Religion der Liebe sey, die Sünden um Sünden und auch das größte Verbrechen nur zudecke oder beilege mit Milde ohne Sühne und Besserung, ohne Gerechtigkeit und Gericht, ohne Genugthuung nach dem Gesetz. Der Christus aber, der das Christenthum in die Welt gebracht hat, heiligte das Gesetz. Er heiligte es mit der ausdrücklichen Erklärung (Matth. 5, 17—19), er sey nicht gekommen, Gottes altes Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen, und es dürfe nicht vergehen, bis daß Himmel und Erde vergehen, d. h. bis die Welt eine andere geworden ist. Des Gesetzes Kern eben, der in seiner alten Form liegt, soll durch Christum volle That und Wahrheit werden; daher schärfte er schon in seiner Bergpredigt Gerechtigkeit und Gericht, statt daß er sie abgeschwächt hätte (Matth. 5, 20 ff. Röm. 3, 31), und nicht die Liebe, die das, was das Gesetz sagt, verkleinert oder auflöst, sondern die das Gesetz hält, ist des Gesetzes Erfüllung, ist christliche Liebe und Christi Sinn (Röm. 11, 8—10). Aber nicht nur mit Worten, auch durch die schwerste That heiligte Christus das Gesetz, durch seine eigene gesetzliche Sühnung im Gerichte des Todes, und dies that er wieder nicht, um das Gesetz abzuschaffen, sondern daß es zur Erfüllung komme. — Aus ihrer gesetzlichen Strafe erlöste der Herr auch die mit ihm gehenkten Verbrecher nicht, weder den, der sagt: ‚bist du Christus (bist du der mächtige König Israels, der Gnaden austheilen kann), so hilf dir selbst und uns!' noch den andern, der in wahrer Reue bekannte: ‚wir empfangen, was unsere Thaten werth sind!' er mußte das empfangen, mußte den Tod erleiden, und eben daß er denselben als verdient erkannte, brachte ihn dazu, daß er dem Herrn sein Herz eröffnete, und daß der Herr hinwiederum ihm das Paradies eröffnete (Luk. 23, 39—43); die zeitliche Todesstrafe wurde so für ihn die Pforte des Lebens. Und ganz wie der Herr sogar seinen Apostel Petrus unter die Todesschärfe des Gesetzes stellt, selbst einer ungerechten Obrigkeit gegenüber, so stellt sich der Apostel Paulus selbst darunter, einer heidnischen Obrigkeit gegenüber, mit den Worten: ‚ich stehe vor des Kaisers Gericht, da soll ich mich lassen richten — habe ich jemand Leid gethan und des Todes werth gehandelt: so weigere ich mich nicht zu sterben' (Apost. 25, 10 f.). So, meine Freunde, redeten, lehrten und handelten der Herr und seine Apostel, diejenigen Männer, welche die größten Märtyrer der Liebe waren, keine bloße tönende Posaunen (1 Kor. 13, 1)."

Wenn trotz der h. Schrift und trotz dem richtigen Volksgefühl die Abschaffung der Todesstrafe jetzt von den gebildeten Männern so häufig bevorwortet worden ist, so liegt das im Entwicklungsgange der Zeit und darf nicht als ein blos vereinzeltes Factum herausge-

griffen werden, sondern hängt mit allen andern Tendenzen der modernen Bildung genau zusammen. Auch in andern Gebieten sieht man Hunderte und Tausende von sonst verständigen und ehrenwerthen Männern arglos dem einmal Mode gewordenen Wahne der Zeit huldigen. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß sogar ein Juristentag sich gegen die Todesstrafe erklärt hat, fast gleichzeitig mit den Manifestationen eines Protestantentages, der Rationalismus für Christenthum hielt. In allen diesen Erscheinungen liegt eine Nothwendigkeit, sie zeigen sich infolge eines welthistorischen Gesetzes, welches einem Naturgesetze gleichkommt. Die Menschen wissen nicht, was sie thun, indem sie willenlos der Zeitströmung folgen. Die gegenwärtige Zeitströmung charakterisirt sich als Flucht vor der Autorität, der göttlichen, wie der menschlichen. Abfall von Gott und seinen Geboten, Zweifel an ihrer Echtheit, leidenschaftliche Gier sich sophistisch darüber hinwegzutäuschen und die s. g. Vernunft d. h. das Meinen und Wollen jedes Einzelnen als die alleinige, alle andern ausschließende Autorität anzuerkennen, gehen parallel mit der systematischen Zerstörung auch jeder politischen und socialen Autorität. Die Revolution ist los in allen menschlichen Gebieten. Sie wechselt mit ihren äußern Gestaltungen, weil sie ihr letztes Ziel unmöglich erreichen kann und sich daher in Versuchen abquälen muß. Ihr letztes Ziel ist nämlich, dem Egoismus jedes einzelnen Individuums ausschließliche Autorität, unbedingte Freiheit, Selbstbestimmung und Herrschaft über alle und alles andere in der Welt zu erringen. Was unsere Dichter und Philosophen in den sublimsten Geisteswerken predigen, die Selbstvergötterung ohne jedes Verdienst, wie in Göthes Faust und in der Philosophie Hegels, das ist bereits zum Köhlerglauben des niedrigsten Proletariats geworden. Der Arbeiter begnügt sich nicht mehr mit einer billigen Verbesserung seiner Lage, denn seit ihm das Geldprotzenthum diese Billigkeit verweigert hat, tritt ihm als letzte Hoffnung der Communismus entgegen und der Trank, den ihm Lasalle gereicht hat, begeistert ihn zu rufen: „Der Arbeiter allein ist der wahre König!" Nun ist es aber nicht möglich, daß alle zugleich sich auf diese Höhe hinaufschrauben können, und deshalb die Gährung in der Gesellschaft, der immer neu aufsteigende und sich doch nur um sich selbst wälzende Dunst der Freiheits- und Gleichheitsprogramme.

Der Humanismus des vorigen Jahrhunderts, der Liberalismus des jetzigen, die pädagogische Schwärmerei für Menschenbildung haben zu einer Ueberschätzung des Menschen, seiner Fähigkeiten und Berechtigungen geführt, denen weder der wirkliche thatsächliche Bestand entspricht noch die das vermeinte Recht durch eine Pflicht ergänzen. Die optimistischen Vorstellungen von der Kostbarkeit des Menschen haben zu einer Hätschelei desselben und zu der Verweichlichung geführt, welche unersättlich in Ansprüchen, gleich der Affenmutterliebe gegen alle Mängel und Fehler übertrieben nachsichtig ist. Diese vom christlichen Ernst wie von dem germanischen Ehr- und Pflichtgefühl gleich weit entfernte Tendenz des Zeitalters mußte endlich auch jene lächerliche, albern sentimentale Verzärtelung, wie der Sünder in den Schauspielen, so der Verbrecher vor Gericht und das Geschrei um Abschaffung aller leiblichen Strafen veranlassen.

2. Die Bibel und die Todesstrafe. Von Dr. K. Kohler. Leipzig, Pardubitz.

Der wohlmeinende Verfasser kennt im Christenthum keine Gerechtigkeit, nur Liebe und läßt am Schlusse Gott selbst also reden: „Der Verbrecher bessere sich und ihm werde verziehen." Das religiöse „Princip" wolle nur Gnade und Erbarmen. Folgerichtig müßten wir demnach die Diebe, Betrüger, Mörder nur liebreich zum Besserwerden ermahnen und wenn die Kerle sich nicht bessern wollten, uns zum zweiten und hundertstenmal bestehlen, betrügen und morden lassen.

3. Die rechtliche Unmöglichkeit der Todesstrafe. Von Dr. C. Christiansen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1868.

Der macht gar aus dem Fundament des Rechts eine Unmöglichkeit. Weil er so denkt, denkt er, muß es so seyn. Die Vertheidiger der Todesstrafe „sind für gewisse Zeiten und gewisse Bildungsstufen der Völker und der Individuen sehr begreiflich und natürlich. Aber das ist sehr unbegreiflich, wie man die Aufgabe der Gegenwart so sehr verkennen kann, daß man sich jetzt auf solche unmittelbare, natürliche Anschauungen als Auctorität beruft; nachdem die sittliche und rechtliche Zulässigkeit der Todesstrafe bereits seit einem Jahrhundert den Gegenstand des Denkens bei allen civilisirten Nationen bildet." Also bedurfte es erst des modernen Denkens, um zu begreifen, was Recht sey, also waren alle frühern Jahrhunderte dumm? Also wäre das Denken überhaupt eine neue Erfindung, die vor dem jüngsten Professorenthum nicht hätte gemacht

werden können? Wir sind im Gegentheil überzeugt, die neuere Zeit ist erst durch den Schuldämon dumm geschult worden und die frühere Zeit hatte den Vortheil, ihren natürlichen Verstand viel unangefochtener bewahren zu können. Aber die Anfechtung wird wieder weichen, die gesunde Natur des Volks wird den gelehrten Krankheitsstoff wieder ausschwitzen. Die s. g. Unmöglichkeit der Todesstrafe ist ein lächerliches Hirngespinnst. Das Schwert der Gerechtigkeit wird geschwungen werden über die Bösen in kommenden Jahrtausenden, wie in vergangenen.

4. Ueber Beibehaltung oder Abschaffung der Todesstrafe mit besonderer Beziehung auf Mittermaiers Schrift. Von Th. Hilgard. Stuttgart, Grüninger, 1868.

Herr Hilgard, gew. k. bayr. Appellations-Gerichtsrath, spricht sich hier sehr scharfsinnig und energisch für die Todesstrafe aus, jedoch vorzugsweise aus Nützlichkeitsgründen. Vorbeugung der Verbrechen und Schutz der Staatsbürger sind ihm die Hauptsache. Von der Gerechtigkeit und Vergeltungstheorie abstrahirt er und stimmt hierin sogar seinem Gegner Mittermaier bei. Wir stimmen ihm nicht bei, sondern halten an jener Theorie fest und rechnen sie nicht zu den „unklaren, unwissenschaftlichen und haltlosen Ansichten." sondern halten sie für das einzig Gesunde und Vernünftige in der Strafrechtslehre, sowohl durch Gottes Wort, als durch das Gewissen jedes Menschen, durch das unwillkürliche und unausrottbare Rechtsgefühl im Volk und durch die Aussagen der Verbrecher selbst, bestätigt und bekräftigt. Dagegen halten wir die moderne Professorenweisheit, welche dieses älteste und ewige Rechtsgesetz und Rechtsgefühl umstürzen zu können vermeint, für leere Sophisterei, Eitelkeit und Schwindel.

Im Uebrigen sind die Gründe des Verfassers schlagend, denn seine Schutztheorie verlangt die Todesstrafe eben so fest und bestimmt, wie die Vergeltungstheorie. Sehr gut ist, was er gegen die empfindsame Besserungstheorie sagt. „Wäre Besserung der wesentliche Strafzweck, so würde ja in allen Fällen wo sie mißräth das Strafgesetz als völlig unwirksam und nichtig erscheinen. Es ist allgemeiner und unbedingter Grundsatz, daß keine Strafe zugefügt werden darf, wenn sie nicht vor der That angedroht war. Wäre Besserung Hauptzweck, so ließe sich hiezu kein genügender Grund erweisen, — denn Besserung ist Wohlthat, und jedenfalls könnte sich der Staat auch ohne vorausgegangene Drohung erlauben, mit einem Menschen, der durch eine grobe Rechtsverletzung seine Gefährlichkeit bewiesen hat, eine Besserungsprocedur vorzunehmen. Warum wird ihm dieses Recht allgemein abgesprochen, so allgemein, daß es darüber — trotz der Mannigfaltigkeit und Verwirrung der Ansichten über strafrechtliche Grundprincipien — auch nicht eine einzige abweichende Stimme gibt? Einfach darum, weil nicht Besserung, sondern Abhaltung von Verbrechen durch die Drohung des Strafgesetzes der Hauptzweck ist."

Die Abschreckungstheorie bittet der Verfasser, nicht mit seiner Schutztheorie zu verwechseln.

Er hat sehr Recht, wenn er verlangt, man solle die Sache aus dem praktischen Gesichtspunkt ansehen, man solle bedenken, daß Schutz der Staatsbürger die erste Pflicht der Staatsgewalt ist und daß der Staat dem Verbrechen gegenüber den rechten Ernst zeigen müsse. Es ist wirklich eckelhaft zu lesen, wie viele Juristen heutzutage alle erdenkliche Sorgfalt für die Verbrecher haben und um dessen kostbares Leben zu schonen, alles aufbieten, während sie das Verbrechen mit der größten Gleichgültigkeit begehen sehen, nur raffinirte Entschuldigungsgründe dafür aufbringen und mit dem Mißhandelten, Betrogenen, Bestohlenen, Verwundeten, Geschändeten, Ermordeten nicht das geringste Mitleid haben. So sagt auch Mittermaier, der weichherzige Großpapa dieser Juristenpartei, „die Todesstrafe könne darum nicht rechtmäßig seyn, weil sie ‚das Gebiet irdischer Wirksamkeit überschreite und in das der Gottheit eingreife, die allein über das Leben des Menschen bestimme.' — Wäre dies begründet, so müßte M. folgerecht auch die Tödtung im Fall individueller Nothwehr, so wie im Fall des Krieges, absolut verwerfen, was er doch nicht thut. Abgesehen davon, daß die richtige Scheidelinie zwischen dem Gebiet irdischer Wirksamkeit und dem der Gottheit äußerst schwer festzustellen seyn dürfte, leuchtet sogleich ein, daß wenn das Leben des Einzelnen (des Verbrechers) eine Gabe der Gottheit ist, dasselbe auch von dem Leben aller andern Staatsangehörigen gilt; daß also, wenn der Staat die Aufgabe hat, das Leben Aller zu schützen, ihm auch das Recht zustehen muß, jedes zur Verhütung des Mordes nöthige Mittel anzuwenden, einschließlich der Todesstrafe, wenn sie wirklich nöthig ist. Diese Aufgabe des Staates, das Leben und alle übrigen kostbaren Rechte seiner sämmtlichen Angehörigen zu schützen, kann man mit allem Fug eine von Gott gebotene nennen, weil, wie schon früher bemerkt, ohne sie die naturgemäße Bestimmung, Entwicklung und Veredelung des Menschen nicht erreichbar ist. — Der hier weiter angeführte Grund M.'s, ‚daß die

Todesstrafe dem Verbrecher die Möglichkeit raube sich zu bessern und durch Reue sich eines höhern Lebens würdig zu machen,' gehört der Besserungstheorie an und ist mit dieser bereits widerlegt. Ueberall wo Tödtung durch wirkliche Nothwendigkeit geboten ist, sey es im Strafgesetz, in der individuellen Nothwehr oder im Kriege, da muß die Rücksicht auf Besserung — zu welcher überhaupt der Staat keine Verpflichtung hat — wegfallen; und die Beziehung auf ‚ein höheres Leben', welches wohl seine eigenen, unserer Beurtheilung entzogenen Gesetze haben dürfte, gehört in keiner Weise hierher. ‚Aber,' — so sagt die M.'sche Schrift weiter, — ‚die Todesstrafe raubt Rechte, die nicht dem Bürger, als solchem, sondern dem Menschen angehören.' — Dies ist allerdings der Fall, aber kein Gegengrund; denn dasselbe läßt sich von den meisten andern Strafen sagen, die M. doch als rechtmäßig anerkennt, namentlich von der Freiheitsstrafe."

Herr Hilgard sagt ganz mit Recht, man solle doch an die ruchlose Race von Gaunern, gewerbsmäßigen Dieben und Räubern, Mördern, Scheusalen der Menschheit denken, wie sie uns täglich die Strafprozesse vorführen, um zu begreifen, daß hier die Hauptsache nicht die rabulistische Entschuldigung der abscheulichsten Niederträchtigkeit, sondern der Schutz der Unschuld und der rechtschaffenen Staatsbürger gegen die Canaille, gegen die Teufel in Menschengestalt ist. Er zeigt an einer Reihe von Beispielen der schauervollsten Art, wie nothwendig die Strenge des Gesetzes sey. „Die Natur der Sache wie die Erfahrung lehren, daß die Furcht vor einer Freiheitstrafe — selbst der lebenslänglichen — grade auf die verworfensten und gefährlichsten Menschen — die Gewohnheitsverbrecher — nur schwach wirkt, und zwar aus mehrfachen Gründen. Einmal, weil das Leben im Gefängnisse — zumal wie die neueste Humanität dasselbe in mehreren Ländern eingerichtet hat, — immer noch ein sehr erträgliches ist, ja in Bezug auf Gesundheitspflege, Kost, Arbeitsmühe u. s. w. einen vortheilhaften Vergleich mit dem Leben manches armen, sorgenvollen Taglöhners oder kleinen Handwerkers darbietet. Zweitens, weil sich grade bei den schlimmsten Gesellen an die Vorstellung einer Freiheitstrafe — selbst der lebenslänglichen — stets die Hoffnung einer Befreiung knüpft, sey es daß sie denken, gelegentlich durch Gewaltthat oder List ausbrechen zu können — was den ärgsten Bösewichten oft genug gelingt."

Der Einwurf, daß Hinrichtungen die Verbrechen nicht vermindern, also auch der Gesellschaft den verlangten Schutz nicht geben, wird vom Verfasser triftig widerlegt. „Wenn nämlich in einem Lande viele Todesurtheile und Hinrichtungen stattfinden, so setzt dies nothwendig voraus, daß irgend eine anderweite Ursache vorhanden ist, sey es nun, daß sie im Zustande der Sitten, der politischen, socialen oder sonstigen Verhältnisse liege — die viele schwere Verbrechen veranlaßt. Dauern nun, trotz vieler Hinrichtungen, die Verbrechen dennoch fort, oder vermehren sie sich gar, so zeigt dies blos, daß jene Ursache noch fortwirkt oder gar sich verstärkt hat. Es beweist also nichts Anderes, als daß unter gewissen Verhältnissen selbst die Androhung und Vollstreckung der Todesstrafe nicht immer stark genug wirkt. Aber daraus schließen zu wollen, daß sie ganz überflüssig sey, — daß sie gar nichts wirke, oder daß sie nicht stärker wirke als andere Strafarten, das wäre ein handgreiflicher Fehlschuß."

In einigen Ländern, wo die Todesstrafe noch besteht, vermeidet man doch die Oeffentlichkeit der Hinrichtungen. Das wird in der vorliegenden Schrift mit Recht getadelt. „Wenn behauptet wird, daß ein solcher Anblick den rohen Theil des Volkes demoralisire, ja selbst zu neuen Verbrechen reize, so ist dies die unnatürlichste Voraussetzung von der Welt. Wie sollte es zugehen, daß eine Hinrichtung durch das Fallbeil oder den Galgen in dem Zuschauer die Lust erwecken könnte, sich gleichfalls einem so schrecklichen Loose auszusetzen? Dies ist, als Regel genommen, psychologischer Unsinn, in welchen niemand verfallen kann, der (wie Schreiber dieses) jemals eine Hinrichtung mit angesehen und das Verhalten des Volkes dabei beobachtet hat, oder der auch nur die Sache sich unbefangen vorstellen will. Der Eindruck einer Hinrichtung ist tief und schauerlich."

Auch darin hat der Verfasser Recht, daß er bemerkt, wenn überall die Todesstrafe abgeschafft wäre, müßte man als Surrogat dafür die Freiheitsstrafen verschärfen. Denn die Justiz kann auf die Dauer nicht anders, sie muß Ernst zeigen. Die Verbrecher selbst haben die moderne Schonung und Liebkosung, die man ihnen angedeihen läßt, überall nur lächerlich gefunden. Schließlich frägt der Verfasser, wo der Respect bleiben solle, wenn die Statue der Gerechtigkeit vor den Justizpalästen künftig statt des Schwertes nur einen Vogelkäfig in der Hand hielte.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 91. 21. November 1868.

Theologie.

Die Theologie des Neuen Testamentes. Von J. J. van Oosterzee. Barmen, Langewiesche, 1869.

Der berühmte holländische Gelehrte, dessen Werke wir schon zum öftern unsern Lesern vorgeführt haben, stellt hier alle Gründe zusammen, aus denen erhellt, daß die Theologen, welche Widersprüche im Neuen Testament gefunden haben wollen, sehr im Irrthum sind, da kleine Abweichungen sich auf natürliche Weise erklären lassen und nicht im Stande sind, das einheitliche Gesammtbild zu trüben. Insbesondere gilt das von der Auffassung der synoptischen Evangelien im Vergleich mit dem Johanneischen.

Es ist bekannt, daß eine Menge Theologen der neuern Zeit die Bibel behandeln zu müssen glaubten, wie Wolf den Homer und Lachmann die Nibelungen, philologisch, kritisch zu dem bestimmten Zweck, ihre eigene Person mit dem Nimbus des Ruhms zu umkleiden auf Kosten des bewunderungswürdigen Buches, welches sie als Leichnam secirten und in Fetzen schnitten. Derselbe Scharfsinn, der zu Gunsten der menschlichen Hoffahrt in der Zeit der Scholastik sich darauf pickirte, die christliche Wahrheit zu bestätigen, aber so, daß sie ohne diese gelehrte Bestempelung keinen Cours hätte haben dürfen, derselbe grübelte jetzt künstliche Beweise aus, durch welche jene Wahrheiten wieder in Unwahrheiten umgedeutet werden sollen. Es war der nämliche Schuldämon, wie er nie von den Universitäten gewichen ist, der nach Umständen, wie es ihm am günstigsten schien, alles pro und contra zu beweisen liebte, servil gegen die Kirche, wenn diese mächtig war, destructiv, wenn sie es nicht mehr war.

Jemehr die Kirche der Reformation die h. Schrift zu ihrem Fundamente machte und die Tradition ausschloß, mußten auch alle Pfeile der modernen Heiden und Juden auf die Bibel zielen. Die Bibelerklärung durch die Rationalisten und Pantheisten hatte einzig den Zweck, den göttlichen Ursprung der h. Schrift zu leugnen, aus ihr ein menschliches Machwerk sehr unvollkommener und zweideutiger Art, wo nicht gar eine Betrügerei zu machen, daher auch ihren Inhalt alles Göttlichen und Heiligen zu entkleiden. Die einen waren noch so herablassend, den Welterlöser wenigstens als einen wohldenkenden Menschen, ja sogar als einen Weisen wie etwa Sokrates gelten zu lassen; die andern witterten überall Betrug und Lüge. Wenn man alle diese Exegeten im Chorus und die h. Schrift vor ihnen aufgeschlagen denkt, so tritt an die Stelle der kalten und hoffährtigen Professorsmienen eine ganz andere Miene hervor. Jemehr sie den Gott zum Menschen erniedrigen, um so gewisser verzerrt sich ihre menschliche Physiognomie in eine dämonische. Wenn es tief zu beklagen ist, daß die Bibel auf katholischen Scheiterhaufen verbrannt wurde, so ging das doch von Leuten aus, die das Christenthum aus einer andern Quelle schöpfen zu können vermeinten, als aus der h. Schrift. Das war nicht so arg, als die spöttische Verhöhnung und kritische Zersetzung der h. Schrift von Seite protestantischer Doctoren und Professoren der Theologie, Consistorialräthen ꝛc., die durch ihre Confession ausschließlich darauf angewiesen waren, den Glaubensgrund nur in der Schrift zu suchen. Wenn Voltaires Schule in Frankreich Christum leugnete und verspottete, so konnten sie sich als Katholiken darauf berufen, die Inquisition lasse ja die Bibeln verbrennen. Wenn Spinoza die christliche Kirche durch seinen Pantheismus, den Felsen Petri durch Petroleum in die Luft zu sprengen gedachte, so war das eben ein Jude. Von deutschen Protestanten hätte man etwas ähnliches nicht erwarten sollen.

Die Bibel steht in einer innigen Verbindung mit der deutschen Nation. Schon Bonifacius, der Apostel der Deutschen, hinterließ keine andere Reliquie und hat in der Kunstwelt kein anderes Attribut als die von einem Schwert durchstochene und dennoch in keinem Buchstaben verletzte Bibel. Als ihn die heidnischen Friesen erschlugen, durchstachen sie auch seine Bibel, doch das göttliche Wort blieb unverletzt. Nachher ist die Bibel in keines Volkes Sprache öfter übersetzt worden, als in die deutsche, und in keinem Lande öfter geschrieben und gedruckt werden, als in Deutschland.

Was auch könnte unserer Nation zu größerer Ehre gereichen? Denn es ist das Buch der Bücher, die Quelle des ewigen Lebens, des Trostes und der Stärkung für alle Unglücklichen und Angefochtenen, ein Schild und eine Waffe der Unschuld, ein Erwecker der geistig Schlafenden, ein Führer aus dem Labyrinth der Sünde, ein schreckliches Gericht endlich denen, die in der Sünde verharren. Ein Buch, dem keines gleich auf Erden ist, dessen Inhalt wie der Blick Gottes selbst so tief in jede Seele dränge, das so durch und durch wahr wäre, weiser als alle Gesetzbücher, reicher als alle Lehrbücher, schöner als alle Dichtungen der Welt, mehr zum Herzen dringend als Mutterrede und doch wieder von solcher Geistestiefe, daß auch der Klügste es nicht erschöpft, zugänglich den Einfältigsten und auch den Gebildetsten und Hochstehendsten noch erhebend, noch läuternd, ein überirdisch Licht, von mehr als Sonnengluth durchflammt, ein Anhauch des Ewigen, der dem Glücklichen mitten in süßer Erdenlust ein tiefes Heimweh weckt und den Leidenden in der bittersten Erdennoth mit unaussprechlicher Wonne durchdringt, das Wort von jenseits, vor dem Belsazar zusammenbebte und vor dem Paulus selbst verstummte und erblindete, das Wort, das da löset und bindet, tödtet und lebendig macht.

Dem Menschen ist Freiheit gegeben, den Schatz dieses Buches zu heben, aber es liegen zu lassen. Das letztere begegnet gewöhnlich den modernen Helden, den Epikuräern, den Lebemenschen, die, wenn sie auch nicht grade der Sünde fröhnen und boshaft sind, doch eine Scheu haben vor allem Ernsten und Heiligen, wie der Teufel vor dem Ton der Glocke. Nun haben sich aber nach und nach und leider zumeist auf dem protestantischen Gebiete auch noch andere Leute gefunden, denen das heilige Buch nicht gefällt, zumeist Geistliche, die einmal von ihren Eltern zur Theologie bestimmt waren, ohne daß sie Neigung dazu gehabt hätten, und die sich nun durch Abschätzung wo nicht Verspottung der Bibel rächen aber wenigstens schadlos halten wollen. Zu ihnen gesellen sich die Eiteln, die klüger zu seyn sich einbilden, als die Christen der guten alten gläubigen Zeit, und von den Kathedern herab das heilige Buch beschnüffeln, hofmeistern, kritisiren, seciren. Ja seciren, das ist ihnen die Hauptsache, den ungenähten Rock Christi mit dem Messer ihrer Dialektik zu zerschneiden, zu durchlöchern und wieder mit eigener Vernunft zu flicken, bis die Theologie zum Kleide des Harlekin wird.

Auf den deutschen Universitäten hatte sich, wie hoch auch alle Ansprüche dort geschraubt seyn mochten, etwas von der Gemeinheit eingenistet, welche handwerksmäßigem Treiben auch in den höchsten Gebieten des Geistes gern anklebt, und die zumal in kleinen Städten durch Handwerksneid und Geklatsch begünstigt wird. So war es denn möglich, daß Lehrer der Theologie dahin gelangten, sich die Apostel und Jünger als die Verfasser der heiligen Schriften grade so zu denken, wie Statuten- und Ränkemacher, böse Collegen, Ehr- und Collegiengeldabschneider des neunzehnten Jahrhunderts, und ihnen in ihrer Bibelkritik die abgefeimtesten Gesinnungen und Absichten unterzuschieben. Alles in den Kreis der eigenen Gemeinheit zu ziehen, ist ihnen nicht nur zur andern Natur geworden, sondern es liegt auch noch ein besonderer Reiz für sie in der Herabwürdigung des Großen, im Verflachen des Tiefen, im Trivialisiren des heiligsten Ernstes. Daher die Selbstgefälligkeit, die schmunzelnde Miene, mit der sie die gemeinsten Ausdrücke brauchen, wo vom Ehrwürdigsten die Rede ist, und den Neulingen der Schule gegenüber, die noch aus dem elterlichen Hause eine Fähigkeit des frommen Erröthens mitgebracht haben, die blasirteste Gleichgültigkeit gegen die göttlichen Personen und Dinge zur Schau legen. Man lese, was Eilers uns von Halle erzählt, wo Gesenius unter dem obligaten Gelächter der Studenten, nachdem er mit dem Sohn fertig war, „den h. Geist hereinspazieren“ ließ. Eine Zeitlang verfuhr die rationalistische Theologie wie eine auf die Dogmatik angewandte Experimentalphysik, und demonstrirte Gottes Eigenschaften herunter, wie der Mineraloge die eines Fossils. Diese Manier war aber der Schule Hegels noch nicht herabwürdigend genug. Die Sprache, in der sie von der Bibel redete, wurde stufenweise immer gemeiner, bis sie in dem „flotten Kerl“, wie bekanntlich ein Professor auf dem Katheder den Heiland nannte, das Aeußerste leistete.

Aber, muß man sich wundern, warum beschäftigten sich denn diese Leute so viel mit der Bibel? Warum wendeten sie sich nicht von ihr ab und ausschließlich

heidnischen Studien zu, wenn sie sie doch so sehr verachteten? — Da saßen sie, die alten und jungen Pedanten der Denkgläubigkeit, in Schulschweiß gesäuert und in ihren philosophischen Hochmuth tiefer als in die dicksten Perrücken vermummt, hörnerne Siegfriede, deren Augen sogar von Horn waren, und schlugen emsig alle Blätter der h. Schrift um und wieder um, nicht rastend noch ruhend, um das große Werk der Verwandlung des Christenthums in Philosophie oder der Offenbarung in den Zeitgeist zu vollbringen. Der Stoff wiederstrebte, die Arbeit war von vorn herein unsinnig. Aber mit sclavischer Ausdauer trieben sie das riesenhafte Geschäft. Je mehr sie lasen, je reicher und immer reicher die Herrlichkeit und Weisheit der Schrift sich ihnen entfaltete, um so bitterer verzagen sich ihre Mienen, um so gelber ward ihr Blick, um so mehr trat ihnen die Leber an die Stelle des Herzens, um so mehr ärgerte und eckelte sie der Zauber, von dem sie doch nicht lassen konnten. Ein dummes Buch, sagten sie, und beschäftigten sich doch immerwährend damit. Ein schlechtes, ein gefährliches Buch, sagten sie, und konnten doch nicht davon lassen. Man muß die Menschheit von dem Wahn dieses Buchs befreien, sagten sie, und doch klammerte sich ihr Haß so fest daran, wie bei den andern die Liebe.

Allmälig war die unschuldige Gelehrteneitelkeit zu der wahnsinnigen Hoffahrt erstarkt, daß wir selbst die Gottheit seyen und der biblische Gott nur den Wahnbildern der Vorzeit angehöre, gleich den noch ältern heidnischen Göttern. Das war der kürzeste Ausweg aus dem Labyrinth der Exegese. Aber dadurch erhielt auch der Bär der alten Pedanterie und der Affe der gelehrten Eitelkeit eine dämonische Physiognomie. Mephistopheles ergriff Besitz von Katheder und Kanzel und winkte seinem Gefolge dunkeln Ursprungs freundlich zu, ins Heiligthum einzutreten.

Neben diesen dämonischen Tendenzen drängten sich noch zwei vor, das des buchhändlerischen Interesses und das des liberalen Servilismus. Die Kritik begann der Production in der Art in die Hände zu arbeiten, daß irreligiöse Bücher blos empfohlen und als aufgehende Sonne einer glänzenden Zukunft begrüßt wurden, damit Autor und Verleger dabei zu baarem Gewinne gelangten. Der Reiz der Neuheit und Kühnheit wurde von der Preßindustrie ausgebeutet. Die Betheiligten verhielten sich oft neutral, ohne Liebe und Haß für den Gegenstand. Sie berechneten nur, daß bei jeder neuen Phase des Unglaubens die Neugierde des einmal aufgeregten Publikums gespannt sey. — Einem ähnlichen Eigennutz huldigten die zahlreichen neuauftretenden Vermittler zwischen dem Unglauben und dem politischen Liberalismus. Wie es ein Jahrhundert früher nicht an Theologen gefehlt hatte, welche die Kirche und den Glauben an die Despotie verkuppelten; wie z. B. die Tübinger und Dillinger Professoren sich über die Kapitalfrage herumgestritten hatten, ob der lutherische oder katholische Glaube der absoluten Monarchie günstiger sey und loyalere Unterthanen mache? — ganz ebenso wurde jetzt von Seiten der Theologen dem immer mächtiger werdenden politischen Liberalismus geschmeichelt und die theologische Servilität veränderte nicht ihre schlechte Eigenschaft, sondern nur ihren Herrn. Die einst die Könige vergöttert, vergötterten jetzt den Pöbel.

Ferner drängt sich herbei der ewige Jude mit seinem alten Christenhasse. Da die Christen selbst die Bibel mit Füßen zu treten anfingen, wie hätte sich der Talmud nicht freuen sollen! Aber auch das Heidenthum lebte wieder auf, und wie die alte sinnige Legende sagt, daß die Götzenbilder zusammengestürzt seyen vor dem Kreuze, so lautet die neue Legende, daß sich alle jene Götzen wieder aufrichten, da das Kreuz umsinkt. Die alte femme libre von Babylon, purpurgekleidet und gekrönt auf dem Thier sitzend und den Becher der Wollust in der Hand, eilt dem Zuge voraus und nennt sich Fleisches-Emancipation und Erlöserin des Menschengeschlechts von der Tyrannei der Moral. Hinter ihr die Satyrn und rasenden Bachanten der Poesie, die in der Prostitution wieder, wie im ältesten Heidenthum, den Gottesdienst verkünden; mit ihnen die Gergesenerheerde, in die der G e i st gefahren, und alles Vieh aus den Gärten der Circe, das da heranstürmt, um die Blumen des Paradieses zu beschnüffeln, zu zertreten und mit grollendem Rüssel aufzuwühlen.

Und nach und nach und unvermerkt hat sich die ganze Menagerie der Hölle, haben sich die kleinen Laster wie die großen um das heilige Buch gesammelt, und wenn Einer nur stille emsig dasitzt, die Brille auf der Nase, wie jener Jude, der aus Raphaels Tapeten die goldenen Fäden zog, um sie zu Dukaten zu schmelzen; so geberdet sich ein Anderer dagegen wild und grimmig wie Leviathan, die Augen glühend voll tiefen Hasses, und krallt sich in die Blätter des heiligen Buches ein, um sie in Stücke zu reißen. Es ist die alte Gesellschaft, die der h. Antonius um sich versammelt sah, die jetzt sich im Namen der Kritik um die Bibel drängt. Es ist die kurz- und langgestielte Flora, die der Styx bewässert, die reiche Pilzsaat, die in jeder Nacht neu aufschießt, die schwindsüchtige und wassersüchtige Fauna des Tartarus, die langhalsigen Kameele, die sich über

das Kirchdach lehnen und die breitmauligen Kröten, die aus allen Gräben lungern. Es sind die emancipirten Fische, die zum erstenmal in den Lüften exerciren, der stumme Pöbel, der zum erstenmal sein Element verläßt und sich in dem neuen außer Athem springt. Es sind die Erleuchter der Höhlennacht, in welcher der arme Einsiedler dunkelt; die lichtfreundlichen Insekten der Hölle, welche die aufklärenden Strahlen aus allen Oeffnungen von sich geben.

Unter allen Mißgestalten, in denen das dämonische Heer das Buch der Bücher umlagert, sind die niedrigsten jene, die unter dem Kinn statt des Bocksbarts zwei weiße Läppchen tragen und über dem Leib den Chorrock und die, indem sie die Bibel mit Füßen treten und gegen das Heilige die schnödesten Geberden machen, dennoch an dem Recht festhalten, die christlichen Sakramente auszutheilen. Doch vielleicht ist der von ihnen scheu gemachte Pöbel noch ärger, wie der Teufel selbst nicht so häßlich aussieht, als die von ihm Besessenen, selbst wenn sie unschuldig sind. Die scheinheiligen, argiistigen, fuchsschwänzigen Reden derer, welche das Volk bethören, sind nicht so jedes Gefühl empörend, wie das wahnsinnige Gebrüll ihrer Zuhörer, die sich einbilden, nun sey das goldene Zeitalter gekommen.

Aber welche Mühe man sich auch gibt, den Bibelhaß populär zu machen, und die ganze Nation dabei zu betheiligen, es wird nicht gelingen. In der deutschen Nation ist zu viel gesunder Sinn. Abermals steckt das Schwert des Heldenthums im Evangelium, wie einst am Todestage des deutschen Apostels; aber auch diesmal wieder wird es sich offenbaren, daß es unverletzt geblieben ist. Der Geist des Tages, wie sehr er sich aufbläht, ist denn doch ein schwacher und miserabler Geist gegen dem Geist des Evangeliums. Seine Größe besteht in Dunst. Der Wind wird ihn verwehen. Wo so offen der gröbste Egoismus und die wahnsinnigste Eitelkeit sich constituiren, wo sich der Mensch selbst zum Gott macht, da heißt es wahrlich: Hochmuth kommt vor dem Fall.

Unendlich viel schonender, zarter und sanfter drückt Herr van Oosterzee doch im Grunde dieselben Gedanken aus, die wir hier ausgesprochen haben. Inzwischen hofft er wohl etwas zu viel, wenigstens zu früh. „Aus der geistigen Verschmelzung der verschiedenen Völker, Geschlechter und Stände entsteht nun das eigentliche Volk Christi (Eph. 2, 14—16; Col. 3, 11; Tit. 2, 14). Gleichwohl will Paulus nicht revolutionär in das gesellschaftliche Leben eingreifen und noch viel weniger die Ordnung des Zusammenlebens wie mit einem Zauberstabe umkehren (1 Cor. 7, 20). Wie seine eigene Behandlung des Onesimus, beweisen auch seine Vorschriften für Dienstleute, Frauen und Kinder das Gegentheil. Auch dem Weibe wird seine untergeordnete Stelle nicht genommen (1 Cor. 11, 16), sondern im Gegentheil mit beschämender Hinweisung auf die Geschichte des Falles die Pflicht der Unterwerfung gepredigt (1 Tim. 2, 14); aber auch seine geistige Emancipation wird im Evangelium des Paulus verkündigt (Gal. 3, 28), denn der Grundton dieses Evangeliums ist Freiheit; Freiheit, welche sich an keine engherzigen Formen bindet (Gal. 4, 9) und sich nur vor dem höchsten Gesetze der Liebe beugt (1 Cor. 8—10; Röm. 14). Eben darum entspricht es auch seiner Bestimmung, zu allen zu kommen, (Röm. 10, 14—17), und wurde ihnen auch gleich vom Anfang an in weitem Umkreise gebracht (Col. 1, 23). Der schließliche Triumph eines solchen Gottesreiches kann vernünftiger Weise nicht bezweifelt werden. Die Gemeinde selbst dient der christlichen Wahrheit wie zu einer Säule und Grundlage, weil sie dieselbe bekennt und bewahrt (1 Tim. 3, 15). Mitten in allem Streit ist ihr darum fortdauerndes Gedeihen verheißen, schöne Vollendung des Gebäudes, aber auf dem Fundamente, welches einmal gelegt worden ist (Eph. 2, 22; 4, 15. 16). Absolute Vollkommenheit des Reiches Gottes vor der Parusie scheint Paulus in der That nicht zu verheißen; man kann auch nicht mit Grund behaupten, er habe die Verwirklichung des Ideales, 1 Cor. 13, 9—12, noch in dem Diesseits erwartet. Aber doch sieht er bald die Fülle der Heiden (die auserwählte Gesammtheit der Völker) in das Reich Gottes eingehen und in Folge davon auch ganz Israel als Nation bekehrt und erlöst (Röm. 11, 25. 26). Besonders von diesem letzten Ereigniß erwartet der Apostel im geistigen Sinne des Wortes ein neues Leben von den Todten (11, 15). 'Totius generis humani s. mundi conversio comitabitur conversionem Israëlis' (Bengel)."

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 95. 25. November 1868.

Philosophie.

Die Nachteule des Materialismus scheel und scheu vor dem Lichte der Thatsachen. Von Karl Scheidemacher. Köln, Rommerskirchen, 1868.

Unter den vielen Schriften, die in neuerer und neuester Zeit gegen den noch immer überhand nehmenden Materialismus geschrieben werden, zeichnet sich die vorliegende dadurch aus, daß sie aus den Gebieten der Psychologie eine zahlreiche Menge schlagender Thatsachen anführt, welche die Voraussetzungen des Materialismus widerlegen. Obgleich es schon an und für sich unvernünftig ist, zu behaupten, alles menschliche Denken sey nur eine Function der Gehirnmaterie und der s. g. Gedanke nur ein Product der Hirnmasse, wie der Urin ein Product der Nieren, so ist es doch denen, die sich von solcher Unvernunft haben bethören lassen, gegenüber nicht überflüssig, die Unhaltbarkeit jener Behauptung durch Thatsachen nachzuweisen.

Der Verfasser wurde zur Abfassung seiner Schrift und zu den von ihm in Aachen gehaltenen Vorträgen, die ihren Inhalt bilden, zunächst durch die bekannten Rundreisen Karl Vogts veranlaßt, der überall umherreiste, um für schweres Geld den gebildeten Ständen zu beweisen, daß sie von Affen abstammen. Im Grunde genommen brauchte man sich über diesen Affenpropheten nicht zu ereifern, denn jeder Vernünftige wußte schon längst, daß es sich hier gar nicht um irgend einen Ernst der Wissenschaft, um einen bei Herrn Vogt vorhandenen Glauben oder um eine fixe Idee desselben handelt, sondern daß die ganze Sache Humbug ist. Herr Vogt ist ein Humorist, der die ganze Welt auslacht, sie aber auch utilisirt und sich dabei, wie er selber lachend rühmt, das Bäuchlein mästet. Begreiflicherweise sind die ernsthaften Schriften, die gegen ihn gerichtet werden, nicht geeignet, ihn zu bekehren, er kann sich nur darüber freuen, daß so viel Redens von ihm gemacht wird.

Nur weil es so entsetzlich viele Dummköpfe gibt, die im Ernst glauben, was er ihnen vorschwatzt, und die materialistische Richtung als Modesache auch unschuldige Leute mit fortreißt, scheint es gerechtfertigt und geboten, der Possenreißerei mit Ernst entgegenzutreten. Lehren des Herrn Vogt, wie folgende, können in der That junge Seelen vergiften und lasterhaften Menschen als erwünschter Entschuldigungsgrund jeder Niederträchtigkeit dienen. „‚Die anscheinende Zweckmäßigkeit der Natur ist nichts Anderes, als die nothwendige Folge des Begegnens natürlicher Stoffe und Kräfte. Es hängt von einem Zufalle ab, ob die Naturwesen ihr Daseyn erreichen oder nicht .... Es herrscht der Zufall, welcher Elend und Freude schafft.' *) ‚Rein nur durch physikalische und chemische Kräfte ohne organische Substanz, ohne bewußten Schöpfer, ja ohne eine leitende Idee entstand die Welt.' **) ‚Unser ganzes Leben, das Leben sämmtlicher Organismen, das ganze tellurische und kosmische Leben ist auf den Grundsatz gebaut, daß die Materie ewig dieselbe bleibt, ihre Form aber wechselt.' ***) ‚Eine selbständige Existenz und eine individuelle Unsterblichkeit der Seele gibt es nicht. Die Seele ist ein Product der Entwicklung des Gehirns .... Die Seele ist kein immaterielles vom Körper trennbares Princip, sondern nur ein Collectivname für die verschiedenen Functionen, die dem Gehirn ausschließlich zukommen. Stirbt der Körper, so

*) Bilder aus dem Thierleben. 372.

**) Physiol. Briefe. 2. Aufl. 636.

***) Bilder 356. Dagegen Treffliches bei Reusch Bibel und Natur 44, 179. Bosen Christenthum 81.

hat damit auch die Seele ein vollständiges Ende.'*) 'Alles Denken, Wollen und Thun des Menschen ist nichts Anderes, als das Ergebniß der jeweiligen Ernährung und Umsetzung der Hirnsubstanz.'**) 'Das Gute wie das Böse geht aus der Beschaffenheit der menschlichen Natur hervor, die nicht von dem Menschen abhängt. Eine Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit, wie sie die Moral, die Strafrechtspflege und Gott weiß wer noch uns auflegen wollen, existirt nicht.'" ***)

Die große Menge Thatsachen, welche der Verfasser anführt, um die Theorie des Materialismus zu widerlegen, verdienen von Seite derer, die sich etwa noch im Zweifel befinden, die aufmerksamste Beachtung. Wir heben hier nur einiges hervor, was vorzugsweise beweiskräftig ist, um darzuthun, daß die Seelenthätigkeit nicht von der Materie des Gehirns abhängt. Es ist schon bekannt, daß man bei den meisten Wahnsinnigen gleichwohl das Gehirn in normalem Zustande findet. Es gibt aber auch Fälle, in denen die Zerstörung der einen oder auch beider Hemisphären die Thätigkeit der Seele nicht hemmt. „'Man hat bei Menschen, sagt J. Müller, †) wo die Entfernung zerstörter Hemisphären nöthig war, öfter keine Aenderung in den moralischen und intellectuellen Eigenschaften derselben eintreten sehen. Man hat sogar in einigen Fällen beständige Zerstörungen in der einen Hemisphäre ohne Störung des Geistes vorgefunden, und Cruveilhier hat den Fall einer Atrophie der ganzen linken Hemisphäre des großen Gehirns an einem 42jährigen Manne bei ungestörtem Geistesvermögen mitgetheilt.' Damit nun die Materialisten, welche unter dem Wenigen, was sie in der Naturwissenschaft gehört oder gelesen, sicher auch einmal etwas von der Duplicität der meisten Gehirntheile erfahren haben, mir nicht mit dem Einwurfe kommen, in den bezeichneten Fällen habe die noch gesunde Hemisphäre die andere kranke oder zerstörte vertreten und die Functionen derselben mit übernommen, so will ich ihnen eben eine Geschichte mittheilen, an der sie sich dann den Kopf einrennen können. 'Wir haben schon zum öftern erwähnt, sagt Neumann, daß bedeutende Zerstörungen, Formänderungen, Eiterungen stattfinden können, ohne daß sofort die Functionen der Sensibilität aufhören. Die häufigen Beispiele, die dieses beweisen, setzen in Erstaunen. Ich habe drei Fälle gesehen, wo eine Kugel durch's Stirnbein eingedrungen war und eine ganze Hemisphäre zerstört hatte, ohne daß der Kranke im mindesten die Besinnung verlor; noch auffallender war ein Beispiel, das sich 1827 in der königlichen Charité zu Berlin ereignete. Ein Mann hatte sich aus Verdruß über seine Gattin ein Pistol grade mitten zwischen beide Augen gesetzt .... Er hatte das ganze Stirnbein, beide Augen und den vordern Theil beider Hemisphären völlig zerstört. Tausende von Knochensplittern allein steckten in der Hirnmasse. Doch respirirte er .... Der Arzt fragte mißmuthig: „Was ist hier zu thun?' Zu aller Anwesenden nicht geringem Erstaunen antwortete der gräßlichst Verwundete: 'Mich je eher, je lieber sterben lassen.' Darauf kam die Gattin schluchzend an das Lager; als er sie hörte, sagte er: 'Ihr Werk, Madame!' Er starb erst nach 12 Stunden. — Aehnliche Fälle könnte ich eine Menge anführen.'*) Es ist grade, als wenn die Thatsachen des Lebens sich gegen den Materialismus verschworen hätten; denn sie zeigen uns nicht blos, daß die Gehirnstörungen keine Geistesstörungen in sehr vielen Fällen nach sich ziehen, sondern legen es uns auch fast eben so oft klar dar, daß Gehirnstörungen sogar die Functionen des Geistes, der Seele verbessern helfen. Hierzu erzählt uns A. W. Volkmann **) aus Froriep's Notizen (1836 S. 334) ein sehr interessantes Beispiel: 'Ein junger Mann schoß sich zwei Kugeln in den Kopf, verlor, abgesehen von der später eintretenden beträchtlichen Eiterung, sogleich ein Paar Tassen Hirnsubstanz und blieb dennoch am Leben. Er war blind geworden, befand sich aber übrigens besser als je; er war früher düster, wenig mittheilend und von schwerfälligem Verstande gewesen und zeigte sich nach der Genesung nicht nur heiterer und gesprächiger, sondern auch intelligenter.'"

Wir fügen noch eine gute Bemerkung von S. 33 an, die im Allgemeinen die Gemeinheit und Oberflächlichkeit des Materialismus als einer Modenarbeit charakterisirt, die mit Wissenschaftlichkeit Prunk mache und wie es deren noch manche andere gibt. „Wo ein Jahrhundert sich durch Strömungen besonders seichter Philosopheme auszeichnet, da stellt sich immer als schmutziger Schaum derselben der Materialismus an der Oberfläche ein, eben so wechselvoll in seinen verschiedenen Gestaltungen und Windungen, eben so rasch vergänglich, wie die falschen Richtungen der Zeit und der Philosophie, die ihn erzeugt. Es verschwindet wohl Jahrhunderte lang der Materialismus in der Geschichte vor

*) Bilder 419 ffd.

**) Briefe 326.

***) Bilder 445.

†) Physiologie I. 836 f.

*) Neumann l. c. 88 ff.

**) In Wagners Hdwtrbch. I. S. 569.

einer gesunden Lebensansicht, aber so oft der Wassergehalt der Afterphilosophie es nicht vermochte, sich von der Erde loszureißen, trat Unklarheit in ihrem seichten Gange ein, und flugs ist das vergängliche und häßliche Blasengebilde der Stoffvergötterei wieder zu sehen."

Es fällt auf, daß die Materialisten so gern von der Schädel- und Knochenbildung reden, als ob diese etwas Primitives wäre. Von der Nervenbildung sollten sie reden, denn nur aus den Nerven heraus organisirt sich der Leib. Der Knochen dient nur, dem Muskel Halt zu geben, und der Muskel ist todtes Fleisch, welches nur durch die Nerven bewegt wird. Das Nervensystem, central im Gehirn, verzweigt sich in die Sinnes- und Bewegungsorgane, bleibt aber eine Einheit, so daß z. B. der Sinn nicht an das ihm zunächst bestimmte Organ gebunden bleibt. Hier erscheint das geistige Princip im Körper von der Materie ganz unabhängig. Im gewöhnlichen Zustande sehen wir nur mit den Augen; daß man aber auch mit verschlossenen Augen sehen, einen auf dem Bauche liegenden Brief lesen kann, beweisen die Somnambulen. In Hanacks Geschichte eines natürlichen Somnambulismus, Leipzig 1833 lesen wir von einem jungen Menschen, der den Glockenton schmeckte und den Mehrgehalt des Silbers im Glockengut durch den Geschmacksinn erkannte, obgleich er, weit von der Glocke entfernt, nur deren Töne hörte. In dem merkwürdigen Buch des großen Kepler, über die Harmonie der Welt, findet man die geistvollsten Andeutungen über die innere Verwandtschaft der Farben, Töne, Figuren &c., was nicht objectiv, sondern nur aus dem Subject des Menschen, der zur äußern Natur sich passiv und activ verhält, zu erklären ist. Eine Menge Dinge, die man für wirklich hält, sind es nur scheinbar, wie der Regenbogen, welcher ganz subjectiv, d. h. nur eine Wahrnehmung des menschlichen Auges ist, so zwar, daß jeder Mensch einen andern sieht.

Die Seele baut den Leib, nicht der Leib die Seele. Nur um der Seele willen wurde der Leib geschaffen, für die Seele, zu ihrem Dienste. Die Seele war also eher da, als der Leib. Wie für die ganze Menschheit, die zu ihrem Dienst bestimmte Natur und zu keinem andern Zweck geschaffen wurde, so auch der Leib nur zum Dienst des Individuums. Alles in der Natur ist für den Menschen da, nichts für sich selbst. Also dient auch im Leibe jedes Organ mittelbar oder unmittelbar nur der Seele.

Wir wollen hier an einen wohl zu früh vergessenen Denker erinnern, den geistvollen Kanzler Autenrieth, der 1835 in Tübingen gestorben ist. Derselbe hat in seinen Ansichten über Natur- und Seelenleben vorzugsweise den Gedanken durchgeführt, daß die Lebenskraft etwas von dem belebten Stoffe Getrenntes, einem höhern stofflosen, rein geistigen Reich Angehöriges seyn müsse.

Schließlich wollen wir hier noch an eine Thatsache erinnern, die in Hufelands Journal der praktischen Heilkunde, October 1823 besprochen und zu früh vergessen worden ist. Im Jahr 1817 starb ein Knabe, der von seinem 18ten Lebensmonate an, bis zu seinem 10ten oder Todesjahre, an vielfachen von den Eltern geerbten, syphylitischen Uebeln litt. Von seinem achten Jahre an begann, troß aller dagegen angewandten Mittel, eine immer mehr überhand nehmende Auflösung seines Organismus, die mit Lähmung aller Gliedmaaßen begleitet war. Ja, ihm gingen sogar alle Sinne, Geruch, Geschmack, Gesicht, Getast verloren. Nur das Gehör blieb ihm und Sprache und Geisteskraft. Noch einen Tag vor seinem Tode, am Charfreitage, wies er seine Schwester zurecht. Diese sagte zu ihm, sie wolle in die Messe gehen, und er antwortete darauf: Sage doch vielmehr, ich gehe zum Amte, heute ist ja keine Messe. Als er Tags darauf, nach einem heftigen Anfall von Kopfschmerz gestorben war, wurde ihm sogleich der Schädel geöffnet und der Arzt fand kein Gehirn in demselben; nur auf dem Boden des Schädels befand sich über dem Sensorium commune ein wenig blutiger Flüssigkeit. Hiemit ist Galls Schädellehre, insofern sie sich auf eigentliche Geistesthätigkeiten bezieht, umgestoßen; in vorliegendem Fall waren diese, bei aller Abschwächung der Sinnenwerkzeuge und bei vollkommener Abwesenheit des Gehirns, ungeschwächt geblieben. Und so ist klar, daß der Geist wenigstens Etwas vom Gehirn Verschiedenes ist, wenn auch das Gehirn das nothwendige Medium bleibt, durch welches dem Geiste die sinnlichen Wahrnehmungen in ihrer gehörigen Frische und Lebendigkeit zugeführt werden.

Theologie.

Die Theologie des Neuen Testamentes. Von J. J. van Oosterzee. Barmen, Langewiesche, 1869.

(Schluß.)

Man soll freilich die Hoffnung niemals aufgeben, weil man sonst Muth und Kraft verlieren würde, das Böse zu bekämpfen. Allein das Ziel, welches Herr

van Oosterzee der Christenheit steckt, ist sicher noch sehr ferne von uns. Die gebildeten Classen in ganz Europa sind in einer weit überwiegenden Mehrheit der classischen und modernen Bildung, dem Materialismus des Geschäfts- und Genußlebens verfallen, so daß, wenn sie sich auch noch Christen nennen, es nur ein Namenchristenthum ist. Unter den Geistlichen selbst herrscht nur zuviel Indifferentismus, wie auch heimlicher und offener Verrath. Nur in einer verhältnißmäßig geringen Minderheit von Gebildeten und im einfachen Landvolk finden sich noch wahrhaft gläubige Christen; diese sind aber unter sich nicht einig, ja hassen sich auf eine fanatische Weise. Die älteste christliche Kirche ist die griechische, aber jetzt russificirt, die stumme Sclavin eines weltlichen Herrn. Die katholische Kirche ist ganz durchfressen vom Voltaireanismus. Die Kirchen der Reformation sind von Anfang an, weil es so im Interesse der Territorialherrn lag, nicht viel anders als die russische, nur Staatskirchen und Mägde der weltlichen Macht gewesen. Weil sich aber in der germanischen Race der Geist nicht wie in der slavischen unterdrücken ließ, hat er sich hier überall lebendig geregt, in Deutschland, Scandinavien, England und Nordamerika. Allein es war kein einiger Geist, es war kein demüthiger Geist. Er überhob sich in der einen Staatskirche und Universität über den der andern. Er erhob sich im gemeinen Mann gegen die Staatskirchenmänner und Professoren in Sekten, die auf dem freien Boden Nordamerikas eben so staunens- als mitleidwürdig superfötirten. Er erhob sich endlich auch auf den Universitäten gegen die h. Schrift, gegen Christus, gegen den persönlichen Gott, um den Menschen selbst zu vergöttern. Das alles sind Thatsachen. Ueberdies nahm die Sorge um die materielle Existenz, die Arbeiterfrage beim gemeinen Volk, der politische Verfassungsstreit in den Mittelclassen, die Frage des europäischen Gleichgewichts im Conflict mit der Nationalitätenfrage bei den Staatsmännern und Regenten die tägliche Sorge so sehr in Anspruch, daß man sich um die religiösen Fragen wenig kümmerte, wenn sie nicht als politisches Agitations- oder Schutzmittel dienen sollten.

Nun war der Papst zwar eben so berechtigt als verpflichtet, in dieser Zeit arger Verwirrung und Christusvergessenheit an die so wünschenswerthe Einigung der Christenheit zu mahnen, indem er das ökumenische Concil für 1869 ausschrieb und außer den Katholiken auch die Protestanten und unirten Griechen dazu einlud. Dazu befähigte ihn nicht ausschließlich sein Oberhirtenamt, weil dasselbe nur von der katholischen Kirche anerkannt ist, sondern vielmehr die mittlere Stellung, welche seine Kirche zwischen der griechischen und protestantischen einnimmt. Da er aber die Eingeladenen nur zum Eintritt in seine Kirche verpflichtete, nicht aber zu gleichem Stimmrecht über die kirchliche Zukunft berechtigte, so vereitelte er den Wunsch der Einigung von vorn herein durch die Besiegelung ihrer Unmöglichkeit.

Wir werden daher auf die Einigung noch sehr lange warten müssen und nur eine unverwüstliche Hoffnung kann noch zweifeln, ob uns nicht eine apocalyptische Zukunft näher liegt.

Sittengeschichte.

Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter. Von J. V. Zingerle. Wien, in Commission bei Karl Gerolds Sohn, 1868.

Der um die deutsche Alterthumskunde schon so vielfach verdiente Verfasser hat hier alle Kinderspiele zusammengestellt, die nach beglaubigten Quellen im Mittelalter üblich waren. Es sind übrigens fast ganz dieselben Spiele, welche heute noch die Kinderwelt ergötzen, und das ist auch ganz natürlich, weil alle Kinder in dieser Beziehung dieselben Bedürfnisse und Neigungen haben und die Mittel der Befriedigung nahe liegen.

Die Kinderklapper, das erste Spielzeug der Kinder schon bei Griechen und Römern, kommt auch in deutschen Heidengräbern vor. Das Spiel der kleinen Kinder mit einem Apfel oder Ei, ihre Freude an Vögeln, Katzen und Hunden kommt auch schon bei den alten Deutschen vor. Der Puppen für Mädchen, wird in Wolframs Titurel gedacht, der Steckenpferde bei Hartmann von Aue. Ferner kommt vor das Treiben der Reifen, das Ricochettiren der flach über Wasser geworfenen Steine, der Kreisel, das Ballwerfen und Ballschlagen, der Reigentanz, das Veilchensuchen im März, das Erdbeerensuchen im Sommer, die Fragen an den Kukuk, der Plumpsack, das Schaukeln, Blindekuh, Häuschenbauen, Kaufen und Verkaufen, Kochen, allerlei Fingerspiele, Schweinsblasen aufblasen 2c. Einiges vermissen wir, z. B. Stelzenlaufen. Den Schluß machen eine Menge Kinderreime.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 96. 28. November 1868.

Reisen.

Der Albert N'yanza, das große Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen. Von Samuel White Baker. Aus dem Englischen von Martin. Zweite Auflage. Jena, Hermann Costenoble, 1868.

Der Engländer Baker reiste, von seiner energischen Gattin begleitet, im Frühjahr 1861 den Nil hinauf, um endlich die Nilquellen zu entdecken und in der Hoffnung, den Kapitänen Speke und Grant zu begegnen, die von Süden her über Zanzibar gleichfalls ins Innere Afrikas vordrangen. Die Anfänge der Reise beschreibt er nur kurz. Weiter nach Sudan vorgerückt, bedauert er die Vernachlässigung und das Elend dieses Landes, dessen damaliger Gouverneur Musa Pascha aufs gewaltthätigste das Land aussaugt und wie ein „wildes Thier" seyn soll. Unter den Einwohnern kamen verhungerte Knaben vor, deren Abbildungen in gräßlicher Magerkeit dem Text in Holzschnitt beigefügt sind. Die vielen Abbildungen machen uns Land und Leute anschaulich, während die Reisebeschreibung selbst uns etwas zu gedehnt vorkommt. Die Unannehmlichkeiten der Reise, die Plackereien mit spitzbübischen Eingebornen, treulosen Trägern rc., hätten sich wohl weniger umständlich erzählen lassen. Als Baker grade in einer unangenehmen Situation war, zu Gondokoro, traf er glücklicherweise mit Speke zusammen, der ihm aus der Noth half, ihm einen zuverlässigen Diener mitgab und ihn auch einigermaßen in dem noch aufzusuchenden Terrain orientirte.

Aus der Unterhaltung mit Speke und Grant ergab sich, „daß sie den Nil, welchen sie vom Victoria-See aus verfolgt, unter 2° 17' nördl. Breite überschritten hatten; aber der Fluß, der von seinem Austritt aus dem See an einen nördlichen Lauf hatte, wendete sich bei dem Karuma-Wasserfall (dem Punkte, an welchem sie ihn unter 2° 17' nördl. Breite überschritten hatten) plötzlich nach Westen. Sie sahen den Nil nicht wieder, bis sie unter 3° 32' nördl. Breite ankamen, wo er dann von West-Süd-West herfloß. Die Eingebornen und der König von Unyoro (Kamrasi) hatten ihnen versichert, daß der aus dem Victoria N'yanza entspringende Nil, den sie bei Karuma überschritten, mehrere Tagereisen weit nach Westen fließe und endlich in einen großen See falle, welcher der Luta N'zige heiße; daß dieser See von Süden her komme, und daß der Nil nach dem Eintritt in das nördliche Ende desselben fast unmittelbar wieder heraustrete und als ein schiffbarer Fluß seinen Lauf durch die Koschi- und Madi-Länder nach Norden fortsetze. Sowohl Speke als Grant legten diesem Luta-N'zige-See eine große Wichtigkeit bei, und der Erstere bedauerte sehr, daß es ihnen unmöglich gewesen war, die Erforschung durchzusetzen." Die Stämme der zu untersuchenden Gegenden lagen nämlich im Kriege mit Kamrasi. Doch hoffte Baker, unter dem Schutz dieses Königs das Ziel zu erreichen.

Die schwarze Bevölkerung, durch welche der Weg führte, war abwechselnd wohlwollend, dann wieder habgierig und unzuverlässig. Die Latukas fand Baker am zugänglichsten. Auf den Abbildungen sieht man sie mit gar seltsamen Helmen verziert, die aber keine wirkliche Helme, sondern Frisuren sind. Man thürmt sie über dem Kopfe künstlich auf und hüllt sie ganz mit Porcellanperlen ein, so daß es aussieht, als trüge der Mann einen Perlenhelm. Man befindet sich übrigens hier noch sehr im Naturstande. Wir wollen nur einen Sittenzug mittheilen. „Vielweiberei ist natürlich allgemeine Sitte. Die Anzahl der Weiber eines Mannes hängt ganz von seinem Vermögen ab, grade so wie in

England die Zahl der Pferde.' So etwas wie Liebe gibt es in diesen Ländern nicht; man kennt das Gefühl nicht, und in der Gestalt, in der wir es kennen, existirt es nicht. Die Frauen werden insofern geschätzt, als sie werthvolle Thiere sind. Sie mahlen das Getreide, holen das Wasser, sammeln Brennholz, belegen die Fußböden mit Cement, kochen die Speise und pflanzen das Geschlecht fort; aber sie sind reine Mägde und als solche werthvoll. Der Preis eines gut aussehenden, kräftigen jungen Weibes, das einen schweren Wasserkrug tragen kann, beträgt zehn Kühe; daher wird ein Mann, der reich an Rindvieh ist, auch reich an häuslicher Seligkeit seyn, da er über viele Weiber gebieten kann. So angenehm auch in England ein Haus voll Töchter seyn mag, so sind sie doch kostspielige Schätze; aber in Latuka und allen Ländern der Wilden sind sie sehr einträglich. Aus der einfachen Regel de tri ergibt sich, daß, wenn eine Tochter zehn Kühe werth ist, zehn Töchter hundert Kühe werth seyn müssen; eine große Familie ist daher die Quelle des Wohlstandes; die Mädchen bringen die Kühe ein und die Knaben melken sie. Da alle vollkommen nackt gehen (ich meine die Mädchen und die Knaben), so gibt es keinen Aufwand, und die Hirten für die Heerden machen die Kinder, wie in den Zeiten der Patriarchen. Viele Weiber vermehren also den Wohlstand, indem sie die Familie vermehren. Ich fürchte, diese praktischen Verhältnisse werden für Missionsunternehmungen ein starkes Hinderniß seyn. Ein Wilder hängt an seinen Kühen und seinen Frauen, besonders an den Kühen. In einem Razziagefecht wird er selten seiner Weiber wegen Stand halten, sondern wenn er kämpft, so geschieht es, um sein Vieh zu retten."

Sehr vernünftig äußert sich Baker über die vom Negerthum unzertrennliche Sclaverei. Die schwarze Race ist zur Sclaverei prädestinirt und der Fluch Chams, der auf ihr liegen soll, ist eine Wahrheit. Die Neger lassen sich, wenn sie einem guten Herrn gehorchen müssen, erträglich zu Menschen bilden, müssen aber immer einen väterlichen Hüter und Gebieter haben, denn von sich aus können sie sich nicht forthelfen. Sind sie völlig frei, so fallen sie in die alte Faulheit und nackte Barbarei zurück. Haiti und Jamaika liefern den Beweis. Ebenso die Missionen in Afrika. Kaum hat den Missionär das Fieber hinweggerafft, so löst sich auch seine Gemeinde auf, gänzlich unfähig, ohne seine Führung und Herrschaft als christliche Gemeinde fortzudauern. Die Sclaverei gilt ihnen selbst als das natürlichste von der Welt. Als die Abolitionisten in Nordamerika dort einige tausend Neger loskauften und nach Afrika zurückschickten, wo sie die Republik Liberia gründeten und die einheimischen Neger zum Christenthum und zur Civilisation bekehren sollten, dachten sie weder an Arbeiten und Civilisation, noch an Christenthum und Humanität, sondern bedienten sich der mitgebrachten Schießwaffen, um ergiebige Sclavenjagden anzustellen und ihre Landsleute an Sclavenhändler zu verkaufen.

Diesen Charakterzug der ganzen Race bestätigt Baker hier auf S. 199. „Im Zustande der Sclaverei wurde der Neger zur Arbeit gezwungen, und durch eine Thätigkeit gedieh jedes Land, wo man ihn eingeführt hatte. Plötzlich wurde er freigelassen; von diesem Augenblicke an weigerte er sich zu arbeiten, und anstatt ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu seyn, wurde er nicht nur für den Staat eine unnütze Last, sondern auch ein Verschwörer und Ränkeschmied, mit unversöhnlichem Haß gegen den Weißen erfüllt, der so großmüthig war, ihn für frei zu erklären. Da nun der Neger ursprünglich als Arbeiter eingeführt wurde, jetzt aber sich weigert zu arbeiten, so leuchtet von selbst ein, daß sein Zweck beklagenswertherweise verfehlt ist. Er muß entweder durch ein strenges Gesetz gegen Landstreicherei zur Arbeit gezwungen werden, oder jene schönen Länder, die bei des Negers erzwungenem Fleiße gediehen, müssen sich gefallen lassen, unter des Negers Freiheit und träger Unabhängigkeit zu Grunde zu gehen. Ein Beispiel dessen, was daraus folgt, kann man an St. Domingo sehen. Unter besonderer Leitung und einem gewissen Zwang unterworfen, kann der Neger ein wichtiges und höchst nützliches Wesen seyn; wird er aber wie ein Engländer behandelt, so wird er die Laster, aber keine der Tugenden der Civilisation annehmen, und seine angebornen guten Eigenschaften werden bei seinen Versuchen, ein ‚weißer Mann' zu werden, verloren gehen. ‚Um wieder auf unsere schwarzen Hammel zu kommen!' Es war ergötzlich, auf die Veränderung zu achten, die in einem Sclaven vorgegangen, welcher von den Sclavenhändlern civilisirt (?) worden war. Unter ihren Gesellschaften gab es viele Schwarze, die gefangen worden waren und die an dem Sclavenjagdleben Vergnügen fanden — nichts schien so leicht, als sich in Viehrazzias und ins Stehlen menschlicher Wesen als Gewerbe einzuleben, und die erste Handlung eines Sclaven war, für sich selbst einen Sclaven zu schaffen! Grade die besten Sclavenjäger und die kühnsten und energischesten Schurken waren die Neger, die einst selbst gestohlen wurden. Diese Menschen äfften eine große und lächerliche Wichtigkeit nach. Auf dem Marsche ließen sie sich selten so weit herab, ihre eigenen Gewehre zu tragen; ein kleiner Sclavenknabe folgte stets

seinem Herrn, indem er dicht hinter ihm blieb und während eines langen Marsches zu Fuße dahin trabte, eine Muskete tragend, die viel länger war als er selbst; eine Frau trug in der Regel einen Korb mit einem Kochtopf, einer Kürbißflasche voll Wasser und Lebensmitteln, während ein gemietheter Eingeborner die zum Wechsel dienenden Kleider des Soldaten und die Ochsenhaut trug, auf welcher er schlief. So wurde der Mann, der gestohlen worden war, der Menschendieb, und der Sclave wurde der Herr, und der einzige Unterschied zwischen ihm und dem Araber war ein alberner Begriff von seiner eigenen Würde. Vergebens versuchte ich, mit ihnen gegen die Grundsätze der Sclaverei zu debattiren; sie hielten dieselbe für unrecht, wenn sie selbst die Leidenden waren, zeigten sich aber stets bereit, sie zuzulassen, wenn das Uebergewicht der Macht auf ihrer Seite lag."

Wir bemerken beiläufig, daß auch die Massenbefreiung der Neger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika kein besseres Resultat ergeben wird, selbst wenn uns die Zeitungen schon von schwarzen Parlamentsrednern Rühmens machen. Die Natur ist mächtiger, als die liberale Phrase.

In Obbo fand Baker wieder ein verhältnißmäßig gutmüthiges und hübsches Volk, nur daß es von türkischen Angriffen und von Blattern außerordentlich zu leiden hatte. Hier fand der Engländer unter anderm den heiligen Scarabäus der alten Aegypter in großer Menge, und gibt uns von ihm folgende interessante Notiz S. 257. „Diese Art war der heilige Käfer der alten Aegypter; er erscheint kurz nach dem Anfang der nassen Jahreszeit und setzt seine Arbeiten fort, bis die Regen aufhören, wo er dann wieder verschwindet. Wurde er nicht von den Alten als Vorläufer des hohen Nil verehrt? Da die Existenz Unterägyptens von der jährlichen Ueberschwemmung abhing, so wurde das Steigen des Flusses mit allgemeiner Aengstlichkeit beobachtet. Der Käfer erscheint beim Anfang des Steigens in der Flußebene, und die Anwesenheit desselben ist merkwürdig wegen seiner bedeutenden Größe und außerordentlichen Thätigkeit, durch welche er die Erde von allerhand Unflath reinigt. Können nicht die Alten, da er zur Zeit des Hochwassers erscheint, sich gedacht, daß zwischen dem Käfer und dem Flusse irgend eine Verbindung bestehe, und ihn als den Vorläufer der Ueberschwemmung für heilig gehalten haben?"

Als Baker in das Reich des Kamrasi kam, wurde er geäfft durch einen falschen Kamrasi, bis endlich der wirkliche zum Vorschein kam. Hier nun entdeckte Baker zu seiner unaussprechlichen Freude den großen See, der nicht der von Speke entdeckte Victoria-See, sondern der bisher noch unbekannte und weit wichtigere, von Baker jetzt nach dem Prinzen Albert benannte See war, dem der Victoria-See nur Zufluß gibt und der als die eigentliche Nilquelle zu betrachten ist. „Ich stand etwa 1500 Fuß über dem See und blickte von der steilen Granitklippe hinab auf diese willkommenen Wasser — auf jenen ungeheuern Behälter, der Aegypten ernährte und Fruchtbarkeit brachte, wo alles Wildniß war — auf jene große Quelle, die der Menschheit so lange verborgen blieb, jene Quelle der Güte und des Segens für Millionen menschlicher Wesen, und als einen der größten Gegenstände in der Natur, beschloß ich sie mit einem großen Namen zu ehren. Zum unvergänglichen Andenken an einen von unserer gnädigsten Königin geliebten und betrauerten und von jedem Engländer beweinten Fürsten nannte ich diesen großen See den ‚Albert N'yanza'. Die Seen Victoria und Albert sind die beiden Quellen des Nil."

„Der See war eine ungeheure Einsenkung weit unter das allgemeine Niveau des Landes, von jähen Klippen umringt und im Westen und Südwesten von großen Bergketten begrenzt, die sich fünf- bis siebentausend Fuß über den Stand seiner Wasser erhoben — er war daher der eine große Behälter, in welchen alles Wasser abfließen mußte, und aus dieser ungeheuern Felsencisterne nahm der Nil seinen Ausgang, ein Riese schon bei seiner Geburt. Für die Geburt eines so gewaltigen und wichtigen Stromes wie der Nil hatte die Natur eine großartige Einrichtung getroffen. Speke's Victoria N'yanza bildete einen Wasserbehälter in bedeutender Höhe, welcher durch den Kitanguléstrom den Abfluß von Westen aufnahm, und Speke hatte in großer Entfernung den M'Fumbiro-Berg als eine Spitze zwischen andern Bergen gesehen, von denen die Flüsse herabkamen, welche durch ihre Vereinigung den Hauptstrom Kitangulé, den vorzüglichsten Speisekanal des Victoria-See's von Westen her, unter etwa 2° südlicher Breite bildeten; dieselbe Bergkette, welche den Victoria-See im Osten speiste, mußte daher auch eine Wasserscheide nach Westen und Norden haben, die in den Albert-See floß. Da der allgemeine Abfluß des Nilbeckens von Süden nach Norden gerichtet ist und der Albert sich viel weiter nach Norden erstreckt als der Victoria-See, so nimmt er den Fluß aus dem letztern auf und reißt also die ganzen Quellwasser des Nil allein an sich. Der Albert ist der große Behälter, während die Victoria die östliche Quelle ist."

In der Umgegend des See's leben viele Elephanten und Baker brachte viel Elfenbein mit. Unterwegs sah

er noch einen prächtigen Wasserfall. „Wüthend durch den von Felsen begrenzten Engpaß brausend, stürzte er sich in einem einzigen Satz von etwa 120 Fuß senkrechter Höhe in einen dunkeln Abgrund hinunter. Das fallende Wasser war schneeweiß, was eine herrliche Wirkung hatte, da es gegen die dunkeln Klippen abstach, welche den Fluß wie Mauern umgaben, während die graziösen Palmen der Tropen und wilde Pisange die Schönheit des Anblicks vollendeten. Dies war der größte Wasserfall des Nil, und zu Ehren des ausgezeichneten Präsidenten der königlichen geographischen Gesellschaft nannte ich ihn, als den wichtigsten Gegenstand im ganzen Laufe des Flusses, den Murchison-Wasserfall."

Baker kehrte nicht am Nil zurück, sondern durch das rothe Meer. In Suez fand er zum erstenmal wieder europäische Bequemlichkeit. „Der geräumige innere Hof war wie eine offene Halle eingerichtet; es gab in ihm ein Büffet für Erfrischungen, dabei ‚Allsopp's Weißbier' frisch vom Fasse, mit einer Eisbegleitung. Welches Elysium!! Die Betten hatten Betttücher und Kopfkissenüberzüge! Ich hatte Jahre lang keins von beiden besessen. Das Hotel war gedrängt voll Passagiere, die nach Indien reisten, voll rosige, blühende englische Damen und Haufen meiner Landsleute. Ich fühlte mich geneigt jedermann anzureden. Noch nie war ich so in meine Landsmänner und Landsmänninnen verliebt; aber sie (ich meine die Damen) hatten alle große Haarbälle an ihren Hinterköpfen!! Welch außerordentliche Veränderung! Ich rief Richarn, meinen Lieblingswilden aus dem Herzen Afrikas, um sie zu bewundern. ‚Nun, Richarn, sehen sie einmal an!' sagte ich. ‚Was meinen Sie von den englischen Damen? He, Richarn! sind sie nicht liebenswürdig?' ‚Wah Illahi!' rief der erstaunte Richarn aus, ‚sie sind schön! Welches Haar! sie sind nicht wie die Negerwilden, die anderer Leute Haar in ihre eigenen Köpfe hineinarbeiten; das ihrige ist alles wirklich — alles ihr eigenes — wie schön!' ‚Ja, Richarn,' erwiderte ich, ‚alles ihr eigenes!' Dies war meine erste Bekanntschaft mit dem ‚Chignon'."

Lehrgedicht.

Kynopädie oder der wohlerzogene Hund. Ein Lehrgedicht von Sebastian Auf. Mit 15 Illustrationen von Friedrich Lossow. Stuttgart, Cohen und Risch, 1868.

Es existirt ein älteres Lehrgedicht „der höfliche Schüler", worin der lieben ungezogenen Jugend mit vieler Gemüthlichkeit und einem gewissen trockenen, aber dem Gegenstand ganz angemessenen Humor Lehren des Anstands und der Schicklichkeit ertheilt werden. Das wird nun hier sehr glücklich in Bezug auf die Hunde nachgeahmt und werden Hundebesitzern die oft sehr nöthigen Regeln ertheilt, wie sie den Hunden ihre Unarten abgewöhnen sollen, Unarten, welche glücklicherweise nicht blos den Nachbarn und zufällig Begegnenden, sondern auch dem Hundebesitzer selber zur Last fallen. Denn wer weiß nicht, daß in unserer hundereichen Zeit die Herrn nicht viel darauf achtgeben, so lange ihre Hunde nur Andern und nicht ihnen selbst beschwerlich sind.

Besonders ergötzlich sind hier die Unarten geschildert, welche Hundeliebhaberinnen ihrem Liebling gestatten. Eine Dame geht mit ihrem Hunde und ihrem Gemahl spazieren.

Was unterwegs sie mag Dir Wichtiges noch sagen
Verhörst Du, denn Du mußt stets nach dem Schnanzerl jagen,
Der sich voll Uebermuth mit jedem Hunde beißt
Und deiner Frau zuletzt im Sprung das Kleid zerreißt.
Ist überstanden nun das ländliche Vergnügen,
Muß noch zu Haus der Hund Streit mit der Katze kriegen.
Die flüchtet blitzesschnell, der Hund folgt wie der Wind
Und wirft vom Küchentisch den Milchtopf für das Kind.
Nun endlich setzt ihr euch zum längst ersehnten Essen,
Da kommt die Magd und schreit: „Das Hundsvieh hat gefressen
Die Butter und das Fleisch und schnell sich fort gemacht!"
Ihr wischet euch den Mund und saget gut' Nacht.
Da, um die Mitternacht, erhebet sich ein Heulen
Und Jammern vor der Thür; Du mußt an's Fenster eilen,
Erblickest Deinen Hund im Regen und im Sturm,
Er trieft von flüss'gem Schmutz und krümmt sich wie ein Wurm.
„Man kann das arme Thier doch nicht da draußen lassen,
Verboten sind dazu dem Hund bei Nacht die Gassen;"
Du holst ihn, wie befiehlt der Gattin Herrschermund,
Du huschst zurück in's Bett und zu Dir springt Dein Hund.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 97. 2. December 1868.

Lebensweisheit.

Von Lebensidealen. Ein Vortrag von Dr. L. Wiese. Berlin, Wiegandt und Grieben, 1868.

Ein ausgezeichneter Schulmann thut hier einen frappanten Blick in das Treiben dieser Welt und ist nicht ganz mit dem gegenwärtigen Zeitgeist zufrieden. Sehr begreiflich, denn indem er zu beklagen hat, daß sich der Massen immer mehr ein allem Hohen und Heiligen abgeneigter Realismus bemächtige, muß er zugleich der Wahrheit gemäß bekennen, daß die vielgerühmten Ideale unserer classischen Dichter nicht die rechten Ideale gewesen sind. Daraus folgt nun, daß der Kampf für das wahre d. h. christliche Ideal ein sehr schwerer geworden ist, weil ihm nicht nur die fast ausschließlich materiellen Interessen der Menge, sondern auch die falschen Ideale Hindernisse entgegenthürmen.

Der Redner geht von den vorchristlichen Idealen der griechischen Dichter und Denker aus, die im derben Realismus des Römerthums untergingen, der jedoch zu einer Corruption führte, aus welcher nur das Christenthum die Menschheit rettete. „Der Idealismus des Alterthums war theils ästhetisch und philosophisch, theils politisch gewesen: in der christlichen Welt zieht er seine Nahrung aus den Tiefen des Gemüths, und hat vielmehr einen sittlichen und religiösen Charakter. Die ersten christlichen Jahrhunderte versuchten es, vollständig Ernst zu machen mit dem neuen Lebensprincip; ebenso das Mittelalter, die am meisten ideal gerichtete Zeit der ganzen Geschichte. Als Grundzug tritt hervor die innige Hingebung des ganzen Daseyns an religiöse Ideen. Nur aus dieser Sehnsucht nach oben versteht man die Sprache seiner Poesie, seiner himmelanstrebenden Dome, seiner ganzen Kunst. In ihrer tiefen Innerlichkeit, in dem triumphirenden Bewußtseyn, theilzuhaben an einem über das irdische hinausreichenden ewigen Leben, geht die seelenvollere christliche Kunst über alle Wirkungen antiker Plastik hinaus. Derselbe ideale Zug liegt in den großen mittelalterlichen Unternehmungen der Fürsten und Völker, wie in der unbedingten Aufopferung des Einzelnen für heilige Zwecke. Mit dieser vertieften Lebensauffassung mußte aber auch der Contrast größer werden zwischen dem was ist und dem was seyn soll." Man kann das Mittelalter, das vielgescholtene und dann auch wieder zu sehr gepriesene, nicht wahrer und gerechter beurtheilen.

Die Menschheit ertrug das Heilige nicht, das böse Gelüsten züngelte nach der verbotenen Frucht. Diesmal waren es die Fürsten, welche sich durch den Gottesstaat, den Kaiser und Papst als von Gott zeitlich Belehnte regierten, zu sehr genirt fühlten. In Demuth Gott zu dienen und seiner Ordnung zu gehorchen, war ihnen zu lästig. Sie wollten selber herrschen, eritis sicut deus. Die alte Schlange reizte sie diesmal an, den Reichsapfel vom Baume der Weltgeschichte zu reißen. Die Völker waren überall befriedigt durch die Kirche und durch das Reich. Nur der Ehrgeiz, die Habgier und Genußsucht der Dynasten störte die heilige Ordnung und bediente sich teuflischer Mittel, um ihre gottlosen Nepoten auf den Stuhl Petri und auf die Stühle der Bischöfe zu setzen, damit sie die vorher reine Kirche mit ihren Lastern besudelten, die Corruption auch im niedern Klerus verbreiteten und das Papstthum gegen das Kaiserthum hetzten. Nachdem ihnen die Schwächung des Kaisers und die Zerreißung des heiligen Reichs gelungen war, fühlten sie sich stark genug, auch den Papst zu verhöhnen, oder zum Werkzeug ihrer weltlichen Politik zu erniedrigen.

Es ist sehr wahr, was der Redner hier über die Reformation sagt. Er charakterisirt sie nämlich als

eine großartige, edle und schöne Reaction der deutschen Nationalität gegen den Realismus der welschen Praktik, welcher leider auch die meisten deutschen Fürsten huldigten. „Bei den Deutschen war schon von den Römern in der Religion, in ihrer Schätzung der Frauen und in ihrer reineren Sittlichkeit ein idealer Zug wahrgenommen worden. Diese natürliche Innerlichkeit wurde ein bereiter Boden für das Christenthum und erhielt durch dasselbe einen tiefern befruchtenden Inhalt. Das ganze Geistesleben des Volks ging in diese Richtung mit der vollen Hingebung seiner natürlichen Treue und Liebe ein und kannte Jahrhunderte hindurch keine höhern Interessen. So konnte grade Deutschland das Land der Reformation werden. Aber es kam eine Zeit, wo das Unheil der politischen Zersplitterung des Reichs nicht nur den nationalen Sinn schwächte, sondern auch die Reformation nicht mehr zu ihrem Recht und ihrer Kraft kommen ließ." Hier hätte sich noch etwas näher ausführen lassen, daß es eben wieder nur die Fürsten waren, deren dynastisches Sonderinteresse eine Durchführung der Reformation im Großen und Ganzen unmöglich machte und die, wie sie das Reich zerrissen hatten, nun auch die Kirche zerrissen.

Es ist sehr schön und wahr, was der Redner von dem tief im deutschen Nationalcharakter liegenden Streben zum Idealen hin sagt, welches sich aufs Neue bewährte und im vorigen Jahrhundert namentlich in Philosophie und Poesie sich geltend macht. Der Redner erkennt das Edle dieses Strebens an, verkennt aber eben so wenig die gänzlich falsche Richtung, in der es sein Ziel suchte, er sagt von unserer classischen Literatur seit Lessing, Göthe und Schiller: „nicht auf nationaler Grundlage baute sie an, sondern auf dem Alterthum und auf dem Fremdländischen, besonders dem Französischen; gewiß zu einer Bereicherung des deutschen Geistes, aber zugleich zu einer Schwächung seines Grundcharakters und zum Schaden seines nationalen und kirchlichen Lebens. Ich kann es nicht ausführen, wie die Erkenntniß dieser Abirrung vorbereitet wurde nach der einen Seite schon durch Lessing und Göthe, ebenso durch Klopstock, selbst einem Herold zündender Ideale: eine tiefer gehende Wirkung nach der sittlichen Seite übten sie nicht. Der Idealismus wurde noch mehr durch sie ein Surrogat für ernsten religiösen Lebensgehalt."

Von diesen Idealen ist der Realismus unserer Tage nun schon wieder weit abgewichen. Auch die politischen Ideale, welche Schiller der liberalen Jugend vorspiegelte, sind von der Realpolitik längst überholt. „Wie weit bleiben die thatsächlichen Zustände des Staats hinter seiner Idee und hinter den utopischen Idealen zurück; und ebenso die der christlichen Gemeinschaft: ein aus dem Heidenthum Bekehrter kam nach Europa; das Land der Christen wollte er sehen, in dem das Gesetz ihres Herrn und Meisters die Richtschnur für alles, wo jeder streng gegen sich und voll Liebe gegen den Nächsten, wo in Gerechtigkeit und Friede Alle wie Brüder mit einander lebten. So ließ ihn die Ferne hoffen. Was er in der Nähe sah, erfüllte ihn mit Entsetzen, und er eilte in seine wilde Heimath zurück."

Was ist nun zu thun? soll man auf alle Ideale verzichten, resignirt und Pessimist werden? nicht doch. Der Redner führt sehr gut aus, daß im Christenthum und in zweiter Linie im deutschen Volkscharakter eine unzerstörliche, ewig verjüngende Kraft liegt und er ermahnt schließlich, unbekümmert um die Ungunst der Zeit diese Kraft anzuerkennen und in Thätigkeit zu setzen, zumal in der Jugend, die noch keine Realpolitik und noch kein Pessimismus verdorben hat. „Das ist eine schwache, feige und kurzsichtige Pädagogik, die nicht zu rechter Wehrhaftigkeit wie gegen die Lust, so gegen den Schmerz erziehen will, die keine Zucht übt, die Gefühle zu beherrschen, um einem höhern Gesetz mit fröhlichem Gemüth dienen zu können. Das aber wird nur in der Schule der Ideale gelernt, die schon in dieser Zeitlichkeit eine Bürgschaft unserer ewigen Bestimmung sind. Nichts traurlger als eine frühzeitig alte Jugend ohne Ideale und ohne Begeisterung für sie, kein größeres Glück als die rechten Ideale im Herzen tragen, die, wenn alle andern versagen, nicht aufhören dem Leben Licht und Halt zu geben."

Flugschriften.

1. Polens Auferstehung die Stärke Deutschlands. Von Gottfried Kinkel. Wien, Tendler & Comp., 1868.

Der bekannte Verfasser gehört zu denjenigen Fortschrittsmännern, die nicht blos für Freiheit schwärmen, sondern auch das Vaterland und die Nationalität im Auge haben. Er meint es gut mit Deutschland. Er will Deutschland durch Polen stärken, Polen zu einem Bollwerk für Deutschland machen, um es gegen die ungeheure Uebermacht zu schützen, welche Rußland, wenn noch nicht besitzt, doch einst zu erlangen auf dem besten

Wege ist. Aber er vergißt einige Umstände, an die er sich wohl hätte erinnern dürfen, wenn er in der großen Politik ein Votum abzugeben sich berufen fühlt.

Vor allem hätte er erwägen sollen, daß gegenwärtig nichts weniger am Platze ist, als die polnische Frage anzuregen. Wenigstens liegt es nicht im Interesse der deutschen Nation, Polen gegen Rußland unterstützen zu wollen. Was man nicht thun will und kann, soll man auch nicht an die Wand malen. Kinkel denkt S. 46 an ein von Oesterreich zu gründendes großes galizisches Reich, an welches sich allmälig alle Polen ankrystallisiren sollten. Das ist nicht klug gedacht. Oesterreich ist nicht im Stande, den Russen ein solches Schach zu bieten, und würde den fanatischen Eiferern für das künftige russische Weltreich in St. Petersburg nur einen erwünschten Anlaß geben, die russische Agitation unter den galizischen Ruthenen als Nothwehr zu rechtfertigen.

Eben so wenig kann davon die Rede seyn, Preußen zum Schutze Polens gegen Rußland aufzufordern. Erst wenn Preußen die volle Einigkeit der Deutschen fertig gebracht hätte und Rußland etwa Versuche machte, dieser Einheit hemmend entgegentreten oder sie wieder stören zu wollen, würde es preußische und deutsche Politik seyn, das todte Polen wieder zum Leben zu wecken und aus ihm ein Bollwerk gegen Rußland zu machen, wie es Kinkel wünscht. Aber dieselben Freiheits- und Fortschrittsmänner, die für Polen schwärmen, waren von jeher die Feinde Preußens und sind es wenigstens in Süddeutschland noch immer. Auch die Ultramontanen, die mit Recht das traurige Schicksal der katholischen Kirche in Polen beklagen, hegen mit Unrecht den wüthendsten Haß gegen Preußen, suchen mit unvergleichlicher Dummheit den Hietzinger Particularismus aufrecht zu erhalten und predigen einen Föderalismus, der jede Vereinigung der Deutschen zu einem Reiche, welches Rußland gewachsen wäre, unmöglich machen würde. Wenn sie die katholische Kirche in Polen wirklich vor gänzlichem Untergange retten und den Gebeten des h. Vaters in Rom entsprechen wollten, müßten sie alle ihre Kräfte dem Norddeutschen Bunde zur Verfügung stellen und die einzige Macht verstärken helfen, welche Rußland zu achten Ursache hätte.

Sodann ist noch ein anderer Umstand zu erwägen. Die Polen selbst würden, wenn wir Deutsche sie auch schützten und retteten, uns nur mit Undank lohnen. Das thaten sie z. B. 1848, als sie, von den leichtgläubigen Berlinern geliebkost und mit Waffen versehen, schon nach wenigen Tagen diese Waffen nur gebrauchten, um im Großherzogthum Posen über wehrlose deutsche Bürger und Bauern herzufallen. Sie hassen uns Deutsche und verstehen uns nicht. Wären sie wieder selbständig, so würden sie sich gleich wieder, wie bisher immer, von französischen Agenten bethören lassen und den Franzosen zum Werkzeuge gegen Deutschland dienen. Die Polen müßten uns jedenfalls erst solidere Bürgschaften geben, bevor wir ihnen trauen können.

2. Politische Briefe über Rußland und Polen oder wenn man will: Die polnische Frage. Von einem Polen. Lemberg, Karl Wild, 1868.

Ueber diese Schrift läßt sich das nämliche sagen, wie über die obige. Sie macht Oesterreich bittere Vorwürfe, daß es für die katholische Kirche gar nichts gethan habe, weder um sie im Königreich Polen zu schützen, noch um die gräco-russische Agitation unter den österreichischen Ruthenen wirksam abzuwehren. „Als im Frühjahr 1868 in den Donaufürstenthümern einige Judenfamilien behelliget wurden, welch' einen Zeter hat da die gesammte europäische Presse erhoben, — welch' diplomatische Action (auch von Seiten Oesterreichs) wurde da in Scene gesetzt! — wiewohl trotz Montefiore's Reisen, diplomatischer Noten, und internationaler Commissionen, die den Juden angethanen Unbilden kaum zu constatiren waren. Wenn aber eine ganze, gut christkatholische Nation mit Feuer und Schwert, mit Pulver und Blei, Strick und Knute geradezu vertilgt, — die Zurückgebliebenen aber des Glaubens ihrer Väter, ihrer Sprache und Habe beraubt werden! — da weiß die argusäugige Presse nichts davon zu erzählen; — die Diplomaten finden es ganz in der Ordnung; — Europa schweigt, und Oesterreich schweigt auch! Man glaube aber ja nicht, daß damit irgend etwas, was den Juden Unrechtes angethan ward, gebilliget oder auch nur entschuldiget werden wolle! — Nein! Ich möchte nur gesagt haben: sollten in beiden Donaufürstenthümern auch alle Juden todtgeschlagen werden, so würde dies, wiewohl ein Todtschlag des Rechtes und der Civilisation, dennoch Oesterreich in seinem Bestande kaum gefährden; wogegen die Ausrottung des polnischen und katholischen Elements in Rußland, — einer Vernichtung Oesterreichs gleichzuachten ist!" Das ist alles richtig, aber die Mahnung kommt zu spät. Jetzt kann Oesterreich nicht mit Rußland anbinden.

Es ist allerdings ungeheuer viel versäumt worden. Oesterreich hätte oft genug Gelegenheit gehabt, namentlich

im Bunde mit Preußen Rußland vom weitern Vordringen im Westen Europas zurückzuhalten. Der Verfasser denkt an das Jahr 1831. „Nur 50,000 Mann österreichischer Truppen nach Volhynien geworfen, hätten dem Kriege eine Oesterreich und Polen günstige Wendung gegeben, zumal wenn Oesterreich seinen eigenen polnischen Antheile hätte gewähren lassen, den Kampf mit den Russen ungehindert mitzumachen. Von Preußen war nichts zu fürchten, weil es, für den Fall der Einmischung, von Frankreich angegriffen worden wäre. England wie immer neutral; — Türkei und Schweden die natürlichen Alliirten gegen Rußland." Das mittlere und westliche Europa ließ damals Rußland gewähren und 1848 war Oesterreich bereits im Fall, Rußland um Hülfe bitten zu müssen gegen die Ungarn. Paskiewitz legte Ungarn dem Czaaren zu Füßen, der Czaar aber machte dem Kaiser Ungarn zum Geschenk und die österreichische Politik nahm keinen Anstand, daraus den Rechtsgrund zu formuliren, aus welchem Ungarn alle seine ältern Rechte verwirkt habe und die Wiener Regierung mit dem Geschenk anfangen könne, was sie wolle. Doch wozu nützen alle solche Anschuldigungen, da der Prozeß verloren ist. Mit Klagen und Vorwürfen läßt sich die verlorene Position nicht zurückbringen. „Da sehen wir denn Rußland die eisernen Klammern, — die es von den schwarzen Bergen an über Belgrad, Serajewo, Karlowitz, Agram; über Bukarest, Galatz, Rustschuk und Jassy; über Lemberg, Przemysl und Krakau; über Neutra und Hradisch, bis an die Ufer der Moldau und Wottawa, bis an den Böhmer-Wald geschlagen, — immer fester und fester zusammenziehen, Oesterreich das Loos eines Laokoon bereitend."

Uebrigens thäte man Oesterreich schreiendes Unrecht, wenn man es allein anklagen wollte. Die andern Nachbarn Rußlands und nicht minder die Westmächte haben in gleicher Verblendung dem russischen Koloß nicht gewehrt, sich immer weiter in Europa, wie in Asien vorzuschieben. Der elende Hader zwischen Schweden und Dänen, dem deutschen Orden und Polen, Schweden und Polen, Schweden und Brandenburg, Preußen und Oesterreich, der Türkei und Persien haben den anfangs unscheinbaren, barbarischen und noch auf einen kleinen Raum beschränkten Russen ihre Eroberungen nach allen Seiten erleichtert. Hätten die Nachbarn zusammengehalten, so hätte es den Moskowitern gar niemals einfallen dürfen, weder an die Ostsee, noch ans schwarze Meer, noch an die Weichsel zu kommen. Auch die Westmächte, die nicht unmittelbar an Rußland grenzen, haben durch ihre Zwietracht und namentlich durch die französische Habgier und die englische Schadenfreude, welche die Zerreißung Deutschlands beförderte, niemand gedient als den Russen. Sie glaubten immer, Rußland sey weit weg, Rußland sey ein Barbarenstaat, ein Koloß mit thönernen Füßen, in den Finanzen zerrüttet, bei weitem nicht so stark, als man glaube, und doch wuchs Rußland in dem Augenblick, in welchem es nur ein paar Meilen an der Sulinamündung verlor, auf der andern Seite durch seine Eroberungen in Asien zu einer ungeheuern Größe an und vereinigte mit seinem Reiche Ländermassen, größer als Deutschland und Frankreich zusammen genommen, am Amur, am Oxus und Jaxartes. Hier bedroht es China, dort das englische Ostindien. Persien ist bereits sein Vasall, die tapfern Turkomannenstämme sind in seine Gewalt gekommen, wie früher die Kosacken, die Kaukasier, die Kalmucken und Kirgisen. Den Afghanen, den Mandschuren wird es nicht besser ergehen. Auf unserer europäischen Seite aber wiederholt sich das alles. Unsere civilisirten christlichen Staaten entgehen der russischen Eroberung so wenig, wie jene rohen und heidnischen Asiaten. Schon hat Rußland die Ostseeprovinzen, Finnland, Litthauen und Polen, das rumänische Bessarabien an sich gerissen. Wer soll verhüten, daß es noch immer weiter greift, wenn die Mitte und der Westen Europas gegenseitig einander zu zerfleischen fortfahren?

Den Ultramontanen geschieht ganz recht, wenn sie ihre Kirche im alten frommen Polenreiche untergehen sehen müssen, weil sie zur rechten Zeit alles versäumt haben und noch versäumen, was hier hätte helfen können. Ihr wahnsinniger Haß gegen Preußen, die einzige Macht, die Rußland achten muß und achtet, schadet Preußen weniger als ihnen selbst und ist eine ungeheure Inconsequenz. Unser innigste Ueberzeugung ist, daß die katholische Kirche wie vor einem Jahrtausend, so auch jetzt noch, ihr Heil allein im Germanismus zu suchen hat, nicht im Romanismus und noch viel weniger im Slavismus, den sie zur Herrschaft in Europa bringen hilft, wenn sie fortfährt, Norddeutschland so giftig anzufeinden, wie es jetzt in zahlreichen Organen der Presse geschieht.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 98. 5. December 1868.

Ankündigung.

Das Literaturblatt wird im Jahr 1869 wie bisher erscheinen und die verehrlichen Abonnenten werden gebeten, baldmöglichst ihre Bestellungen anzeigen zu wollen.

Biographie.

Mittheilungen aus dem Tagebuch und Briefwechsel der Fürstin Adelheid Amalia von Gallitzin. Mit dem Bildniß der Fürstin. Stuttgart, S. G. Liesching, 1868.

Die Fürstin Gallitzin war eine der merkwürdigsten Erscheinungen, die schon in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts am deutschen Horizonte auftauchte. Obgleich mit einem russischen Bojaren vermählt, war sie doch eine Deutsche, geb. Gräfin von Schmettau. Durch ihren Geist, durch ihre Bildung kam sie mit den größten literarischen Berühmtheiten ihrer Zeit in Verbindung, traf aber für ihren engern Freundeskreis eine Auswahl, wie man sie in jener Zeit frivoler Aufklärung und schöngeistiger Unsittlichkeit gar nicht hätte erwarten sollen. Sie war nämlich eine Christin, eine wahre, lebendige, feurige Christin, die sich nicht schämte, sich öffentlich dazu zu bekennen, wie fast alle andern Vornehmen und Gebildeten jener Zeit.

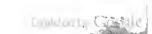
Nichts charakterisirt sie besser, als ihre kleine Unart gegen den großen Göthe. Sie interessirte ihn, seine Eitelkeit wurde durch sie gereizt, er hätte sie gern an seinen Triumphwagen gespannt und legte es ihr nahe, sich in eine Correspondenz mit ihm einzulassen. Aber sie wich ihm aus, sie gab ihm gar keine Antwort und ließ es dabei bewenden. Sie selber sagt darüber: „Göthe, der Einzige der berühmten Männer, der mich als Mensch wahrlich begeistert und mein Herz berührt hatte, gab mir den schmeichelhaften Anlaß, in Correspondenz mit ihm zu treten, indem er mir nach meiner Rückkehr schrieb, ich allein hätte den Schlüssel seines lange verschlossenen Herzens gefunden, mir möchte er sich ganz öffnen, nach meinem gegenseitigen Vertrauen verlange ihn. Einen ganzen Winter blieb ich im Kampf, solle ich, solle ich nicht. Aber da ich keinen wahrscheinlichen Nutzen, Zeitaufwand und vielleicht zuviel Beschäftigung für mein Herz darin muthmaßte, konnte ich mich zu keiner Antwort entschließen. Kurz vorher hatte Lavater mir zweimal geschrieben und denselbigen Anlaß zu einer Verbindung angeboten. Diese unbeantwortet zu lassen, kostete mich nicht einmal einen Kampf, und Herdern, der auch nachher an mich schrieb, dessen Berühmtheit aber meinem Herzen gar nichts anbot, zu antworten, fühlte ich, so zu sagen, einen unüberwindlichen Widerwillen. Diese Erfahrungen beruhigten mich ungeachtet der fortdauernden augenblicklichen Versuchungen über das, was man Zustand der Seele nennen kann, aber nun fing ich an, ein besonderes Wohlgefallen an meiner Ehrgeizlosigkeit und an der Verachtung der Gelehrsamkeit zu haben. Da mir aber nun das Christenthum zur Seite stand, ließ mir dieses es nicht lange unbemerkt, daß auch das nichts taugte. Endlich kam Hamann und zeigte mir den Himmel wahrer Demuth und Ergebenheit — Kindersinn gegen Gott. Dieser begeisterte mich über alles, was ich bis dahin gesehen hatte, für die Religion Christi, indem er mich das Bild ihrer wahren An-

hänger von der erhabensten Seite lebendig an sich wahrnehmen ließ."

In dieser Weise lehnte sie die Eitelkeiten der Welt von sich ab und sah auf das, was von jeder Eitelkeit und jedem Egoismus ferne liegt. Der greise Hamann, der es nie in seinem Leben weiter gebracht hatte, als bis zum armen Packhofverwalter, dessen hoher Geist aber noch vom Adel und von der Reinheit der Seele übertroffen wurde, dieser seltene Nachfolger Christi war es, der ihr unter allen Männern ihrer Zeit am meisten imponirte. Die Fürstin schreibt von ihm im Jahr 1788: „Buchholz *) Idee, Furcht (wie er sie nennt), er sey Christus, der wiederkommen sollende — ihm sey dieser Beruf — kam meistens von außen, hauptsächlich durch die Begegnungen und Behandlung des Lavater und durch eine Stelle eines Briefs von Hamann, den er mir den Tag darauf schicken wollte (NB. es ist aber bisher unterblieben). Beigetragen dazu habe ein inneres Selbstgefühl — in dem er sich mit andern verglich — und die Hauptzüge der Christusähnlichkeit, nämlich das Heldenthum der Wahrhaftigkeit nirgends so als in sich selbst zu finden meinte. Diese Idee sey ihm aber dennoch sehr bald vergangen. Dieser sey dann eine andere gefolgt, er habe nämlich die Bestimmung, Hamanns Nachfolger zu seyn, aber (wie es, da er eine neuere Generation von ihm sey, seyn müßte) in einem verfeinerten höhern Grade. Den Hamann sieht er nämlich als einen an, der als der reinste wiederum Christo ähnlichste, ihm nächste, einzelne Menschen durch Beispiel und Belehrung zu bessern bestimmt sey. Von Hamann habe ich manches in dieser Zeit gelernt; aber aus Nachlässigkeit im Aufschreiben und Mangel an Zeit, jedesmal gehörig darüber nachzudenken, liegt das meiste davon noch zu sehr im Dunkel gehüllt. Soviel ahndet mir immer mehr, daß Hamann der wahrste Christ ist, den ich noch gesehen habe. Seine dunkeln Redensarten, seine anscheinenden Widersprüche rühren meist aus der reinsten erhabensten Quelle. Er will nie durch seine Meinungen und Reden glänzen, gefallen, andere hinreißen. Daher nimmt er gewöhnlich, wenn er auch eine Meinung dahin gegeben hat, gar bald die entgegengesetzte Partei, insonderheit, wenn es Menschen betrifft, sobald er merkt, daß diese Meinung von andern mit Leidenschaft ergriffen wird. Beständig zeigt er sich beinahe als ein Thor, damit nur andere, auf die er glauben kann Einfluß zu haben, die ihrer Lieblingsseite entgegengesetzte auch zu beherzigen Gelegenheit haben. Er selbst scheut nichts so sehr, als sich tugendhaft oder gelehrt wissend einem darzustellen. Seine Demuth ist so ungekünstelt als Fürstenbergens Gerechtigkeit. Denn sowie dieser selbst seine Feinde so zu vertheidigen pflegt, daß er die Zuhörer wirklich überzeugt, so zeigt jener seine eigenen wirklichen Schwächen oder vielmehr, er verbirgt sie nie und nirgends, so daß sein Zuschauer auch wirklich überzeugt wird, er habe sie. Denn nichts ist ihm abscheulich als Heuchelei, und auch Demuth ist Heuchelei, wenn sie nicht überzeugt, nur feinere, schlauere und daher satanischere Heuchelei. Er spricht stolz und zeigt sich niedrig. Falsche Demuth thut das Gegentheil. Auch Aufklärungssucht ist ihm als baarer Stolz, Eingriff in die Rechte der Vorsehung, an der er mit kindlicher Ruhe hängt. Diese zwei Dinge verfolgt er, wo er sie nur muthmaßen kann, überall mit Ironie. Es scheint mir seine ganze Philosophie mehr negativ und dem Satze ähnlich, den er mir letzthin zu Angelmodde mit einem Liebhaber-Nachdruck sagte: ma seule règle c'est de n'en point avoir. Ich muthmaße aus allem, was ich von ihm bemerkt habe, er denkt — und ich stimme ihm jetzt von Herzen bei — alles Gute, dessen wir Menschen fähig seyen, ist blos negativ, es sey im Begriff unserer selbst oder anderer. Wir können blos wegzuräumen streben, was uns verhindert den Einfluß der Gottheit lauter zu empfangen und aufzubewahren, ein Streben nach Systemlosigkeit und dem sokratischen einfältig hohen Bewußtseyn unserer Unwissenheit, Hinfälligkeit und Schwäche. Wer zu dieser gelangt, der wird ohne große Anstrengung demüthig, nachsichtig und folglich liebend von ganzem Herzen seyn und den Frieden besitzen, der über alle Vernunft ist."

An einer andern Stelle vergleicht die Fürstin Hamann mit dem berühmten Hemsterhuys. „Noch mehrere Tage nachher konnte ich Hemsterhuys hochtrabenden Gräcismus gar nicht verdauen. Des alten Hamann's kindlich erhabene Einfalt umschwebte mich und Hemsterhuys war mir wie einer, der mich diesem seligen Geiste entreißen wollte und gegen welchen sich mein empörtes Herz alle Augenblicke zur Wehr setzte. Mich dünkt, er muß es gemerkt, aber dem Leiden über den Verlust des Freundes allein zugeschrieben haben, da ich es nicht lassen konnte, allen andern Unterhaltungen auszuweichen, um ihm stets wieder von diesem Freunde zu erzählen. Ich schloß es auch daher, weil er nach seiner gewöhnlichen Klugheit und Größe meine Eitel-

*) Franz Buchholz, Herr von Wellbergen, welcher durch Lavater von des Philosophen Hamann Verdiensten und bedrängten Vermögensverhältnissen Kenntniß erlangt hatte, schenkte ihm ein beträchtliches Kapital. Hierauf bezieht sich der Brief vom 24. Februar (1785).



keit über die philosophische Würde, solche Fälle äußerlich zu tragen, aber sehr vergeblich, rege zu machen suchte, indem er unaufhörlich davon sprach. Dem guten Manne ahnete gewiß nicht, daß Hamann's (für seines gleichen) verächtlich scheinender, einfältig hoher Wandel mich über innere Würde mehr gelehrt hat, als Hemsterhuysens ganzes Leben und alle seine philosophischen, übrigens schönen Schriften."

Bekanntlich gehörten auch Claudius (der Wandsbecker Bote) und die Stolberge zum engern Freundeskreise der Fürstin Gallitzin. Daher die thierische Wuth, mit der Johann Heinrich Voß, indem er Stolberg so grimmig anbellte, auch die Fürstin schmähte, die er als eine Schlange der Verführung bezeichnete. Man muß ihre Tagebücher, ihre Briefe lesen, um die ganze Zartheit ihrer Seele, die liebenswürdige naive Unschuld ihrer Gedanken und ihres Benehmens, jene gänzliche Unbefangenheit kennen zu lernen, die jeden Verdacht absichtlicher Proselytenmacherei entkräften.

Thierkunde.

Der Vogel und sein Leben, geschildert von Dr. Bernard Altum. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Münster, Niemann, 1868.

Die erste Auflage des trefflichen Buchs ist verdientermaßen schnell vergriffen worden, so daß die zweite rasch nachfolgen konnte. Indem wir uns auf unsere Anzeige der ersten Auflage in Nr. 43 des laufenden Jahres beziehen, bemerken wir nur, daß die neue Auflage einige schätzbare Zusätze erhalten hat und der Verfasser in der Vorrede denen, die noch an manchen seiner Behauptungen zweifeln, den Standpunkt klar macht. Namentlich rechtfertigt er die teleologische Auffassung, welche die Thiere nach ihrer Bestimmung im Naturganzen, nach dem Zwecke des Schöpfers, welchem sie als Mittel dienen, beurtheilt und rangirt, also das Object achtet, und nicht willkürliche Voraussetzungen der Gelehrten gelten läßt. Der Verfasser stellt fest, daß die Thiere zunächst dem Zweck des Schöpfers im Naturganzen dienen, daneben aber unbeschadet dieses Zwecks auch mannigfache Eindrücke von den Menschen annehmen, ohne daß ihnen deshalb eine Freiheit des Willens, eine Urtheilskraft oder ein Sentiment wie den Menschen zugemuthet werden dürfe.

Hier ein Beispiel, das den Unterschied deutlich macht. Nicht das Thier selbst hat ein freies Urtheil, sondern der Schöpfer hat ihm dafür den Instinkt gegeben. „Der Vogel erscheint uns dann so recht eigentlich als Thier, welches nicht selbst denkt, sondern für welches ein Anderer gedacht hat, wenn er in seinem Handeln scheinbar nicht blos menschlich verständig verfährt, sondern den Menschenverstand noch überbietet. Unsere Thierpsychologen dürfen nicht damit zufrieden seyn, wenn sie glauben, nachgewiesen zu haben, daß des Thieres geistige Fähigkeiten in manchen Punkten nahe bis zu denen des Menschen heranreichen, nein im Gegentheil überragen jene diese in unzähligen Erscheinungen, der Mensch scheint oft genug tiefer mit seinem Verstande, seiner Ueberlegung zu stehen. Denn er muß mühsam nachdenken, Gründe und Gegengründe erwägen, die eigenen wie die fremden Erfahrungen zu Rathe ziehen, und dann erst faßt er einen Entschluß, und macht trotzdem leider nur zu oft einen Mißgriff. Das alles ist beim Thiere anders. Ich denke, wir kennen bereits Beispiele, und werden noch mehr kennen lernen. Das Thier versteht das, was es verstehen muß, unmittelbar, trifft, indem es darnach handelt, ohne alles Ueberlegen stets das Richtige, seine Organe und deren Leistungsfähigkeit stehen mit seinen Actionen und deren verschiedensten Modificationen so in Uebereinstimmung, daß die zweckmäßigste Ausführung eines Werkes, einer Handlung nie auf Hindernisse einer mangelhaften oder theilweise unrichtigen Beurtheilung aller einschlägigen Momente, nie auf solche der eigenen überschätzten Kraft und Fähigkeit stößt. Alles erscheint stets wie aus einem Gusse. Grade diese Thatsache ist es, auf welche wir zum Nachweise der Wahrheit unserer Schätzung des thierischen Lebens nicht ernstlich genug aufmerksam machen können. Hier, wo es sich um die Bedeutung des Warnungsrufes der Vögel handelt, nur ein Beispiel. Wenn auf weiter Haidefläche ein Raubthier, etwa ein Fuchs, ein Hund, ein Rabe, eine Krähe, Weihe u. dgl. erscheint, so erhebt der erste beste Kiebitz, der des Feindes ansichtig wird, ein Mordsspectakel, der Ruf wird ‚verstanden', denn auf das Signal hin stürmen, so weit dasselbe erschallt, die übrigen Kiebitze herbei, auch diese schreien gewaltig, und ihr Geschrei lockt noch andere aus weiterem Umkreise herbei. Alle diese zusammen umflattern wackelnd und schreiend das Raubthier, welches sich durch solchen Höllenlärm imponiren läßt und endlich die Flucht ergreift. Namentlich können dann, außer den Falken, die Raubvögel gar nicht, wenn ich mich des Ausdruckes bedienen darf, zu sich selbst kommen und suchen endlich das Weite. Menschlich verständig würden die Kiebitze handeln, wenn sie sich, besonders die entfernten an sicherer Stelle tief ins Haide-

kraut drückten, oder möglichst weit weg flöhen, und zwar namentlich laufend, damit sie von dem signalisirten Feinde nicht gesehen würden. Sie thun aber grade das Gegentheil, sie handeln übermenschlich verständig durch ihr massenhaftes Anstürmen gegen die Gefahr, denn nur so können sie, einzeln schwach und ohnmächtig, dieselbe von sich entfernen; daß ein solches Anstürmen aber ein erfolgreiches Mittel für ihren Zweck ist, das können sie nicht wissen, wenigstens nicht alle und nicht alle in ganz gleichem Maaße. Es bleibt keiner zurück, keiner drückt sich in Privatinteressen ins Haidekraut, keiner zeigt Furcht, alle verhalten sich in ganz gleicher Weise. Wir haben einen wohldisciplinirten Landsturm vor uns, der gegen den gemeinsamen Feind aufgeboten wird, und doch haben sie keinen Oberherrn, der ihnen befehlen und seinen Verordnungen durch unerbittliche Gesetzesstrenge Nachdruck verleihen könnte, ja sie zeigen sonst unter sich durchaus kein gemeinsames Band, jedes Paar lebt für sich. Ich begreife die Möglichkeit nicht, eine solche Erscheinung anthropomorphistisch aufzufassen."

Wir erhalten hier noch eine Menge schlagende Beweise, daß sowohl die Handlungsweise, als die körperliche Beschaffenheit der Vögel lediglich von dem Zweck abhängt, zu welchem sie Gott im Naturhaushalt eigens geschaffen hat. „Die Meisen gehören bekanntlich den kleinsten Vögeln an, es gibt keine mittelgroßen Arten dieser Gattung. Warum? Betrachten wir ihr Leben und Wirken, wie sie sich beständig an die dünnsten, schwankenden Zweige hängen, um diese, wie die Blättchen und Knospen von einer Masse verderblicher Insekten und deren Brut zu befreien, so beantwortet sich diese Frage ganz von selbst. Bedürfen die Zweige und Ruthen einer eingehenden Thätigkeit durch Vögel, was niemand in Abrede stellen wird, so können diejenigen Vögel, denen dieses Geschäft übertragen ist, nur von der geringsten Größe seyn, denn jene Reiser sind für größere, schwerere zu wenig haltbar. Ein ungemein reichliches Federkleid läßt sie freilich größer erscheinen, als sie wirklich sind, läßt aber auch schon von vorn herein vermuthen, daß sie dadurch gegen heftige Kälte geschützt, also auch im strengen Winter diese ihre Arbeit fortzusetzen bestimmt sind. Oder richten wir unser Augenmerk auf andere Vögel. Alle Zaunkönige sind nicht blos sehr klein, sondern trotz ihres gleichfalls dichten Federpelzes sehr knapp, fast gestutzt gebaut, — weil sie enge Löcher und Spalten zu durchschlüpfen haben. Alle unsere Drosseln haben die bekannte, fast ganz übereinstimmende Größe, so daß sie die Beeren unzerkleinert verschlingen können, — um deren unverdaute Samen an andern passenden Orten zu verpflanzen (worüber später). Wären sie von Meisengröße, so müßten sie diese ihre Nahrung zerklauben; sie würden das Fleisch verzehren und die Samen an Ort und Stelle lassen. Gehörten sie dagegen zu den großen Vögeln, so würde bei der jetzigen Einrichtung der Natur die Beerenproduction für ihr größeres Bedürfniß nicht ausreichen. So paßt in gleicher Weise die Größe unserer Insekten- und Körnerfresser, der Grasmücken, Nachtigallen, Rothschwänze, Blau- und Rothkelchen, der Laub- und Rohrsänger, Stein- und Wiesenschmätzer, der Braunellen, Bachstelzen, Pieper, Lerchen, Finken, Ammern, kurz aller Vögel, von den Raubvögeln bis zu den Schwimmvögeln in ihren einzelnen Formen und Arten genau zu ihrer Aufgabe, welche sie im großen Haushalte zu lösen haben, besonders zu der Größe, Menge und Beschaffenheit ihrer Nahrung."

Daß die Empfindungen der Zärtlichkeit, die man den Vögeln angedichtet hat, illusorisch seyen, lehrt auch folgende Erfahrung. „So bleiben, wie mir das zahlreiche Lebensbeobachtungen gezeigt haben, von unsern kleinen Singvögeln die Familien der Körnerfresser, als Finken und Ammern, viel länger zusammen als die der Insektenfresser, etwa Grasmücken, Laubvögel u. ähnl. Und diese Erscheinung hat, auch abgesehen von dem dadurch erzielten nothwendigen Eingreifen in die umgebende Natur, in der Lebensbedingung dieser verschiedenen Gruppen seinen Grund. Die Insekten sind als Beute der letztern bei fortgeschrittener Jahreszeit in den entsprechenden Stadien, etwa als zarte Räupchen, an beschränkter Localität nicht mehr in Menge vorhanden, so daß die Familie enge zusammen bleiben dürfte; auch sind sie, was wohl zu beachten, für diese Vögelchen nicht so leicht zu erbeuten als für jene die Samen und Körner, welche sich in Menge den hungrigen Vögeln bieten. Diese letzten können also in mehreren Individuen dicht zusammen leben, ja, sie schaaren sich gegen den Herbst sogar zu großen Flügen, worüber später, die andern aber müssen sich schon sehr bald zerstreuen, um sich nur sättigen zu können. Eine gegenseitige Anhänglichkeit im menschlichen Sinne, ein Liebes- und Freundschaftsband ist eine Fiction, welche lediglich auf dem Scheine beruht."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, № 99. 9. December 1868.

Deutsche Blumistik.

Die Blumenwelt nach ihren deutschen Namen, Sinn und Deutung, in Bilder geordnet von Johanne Nathusius. Mit 28 litographischen Abbildungen. Leipzig, Arnold, 1868.

Die sinnige Verfasserin, deren rühmlichst bekannter Bruder das vielgelesene Halle'sche Volksblatt für Stadt und Land herausgibt, hat ein richtiges Gefühl dafür gehabt, daß der Liebreiz der Blumen und die poetische Stimmung, welche sie unwillkürlich in uns erwecken, in einem gewissen Widerspruche stehen mit der wissenschaftlichen Nomenclatur, wie sie seit Linné herrschend geworden ist. Sie gesteht, sie habe schon als Kind einen Verdruß darüber empfunden, als sie in der ersten botanischen Stunde unterrichtet worden sey, die schönen Kinder Florens zu seciren. Da seyen ihr die Brentano'schen Märchen doch lieber gewesen, als irgend welches Lehrbuch der Botanik. So wird der gesunde Sinn in der Jugend immer urtheilen. Läßt sich nun damit auch die Nothwendigkeit des Secirens und der wissenschaftlichen Nomenclatur in lateinischer Sprache, weil diese allen gebildeten Völkern gleich zugänglich ist, nicht wegphantasiren, so ist doch gewiß, daß den guten alten deutschen Blumennamen durch die neuen lateinischen Namen Abbruch gethan und Unrecht geschehen ist, und daß demnach die Poesie befugt, ja verpflichtet ist, sie zu retten. Dieses Verdienst hat sich nun die geehrte Verfasserin erworben, indem sie hier alle deutsche Blumennamen zusammenstellt und die lateinischen Namen daneben setzt, auch überall die deutschen Namen erklärt, soweit es noch möglich ist, denn viele, die noch aus der Heidenzeit stammen, lassen sich nicht leicht erklären.

Die vielen Namen sind in passender Eintheilung zur Uebersicht gebracht und zwar in 28 Rubriken. Die ersten elf Rubriken enthalten die Blumennamen aus christlicher Zeit, die sich auf Gott Vater Sohn und Geist, auf Kreuz und Passion, Himmel und Engelwelt, die christlichen Tugenden, altes und neues Testament, auf die Jungfrau Maria, Johannes und die Heiligen, Sünde, Tod und Teufel und Kirchenfeste beziehen. Hierbei ist nun nicht zu übersehen, daß sehr viele Blumen, die in der christlichen Zeit auf christliche Namen getauft worden sind, in der frühern heidnischen Zeit die Namen von Göttern, Elben und Zwergen, Nixen rc. trugen und daß ihre Symbolik tief in die heidnische Mythologie eingriff. Insbesondere gilt das von den vielen Marienblumen, welche früher der guten Naturgöttin geweiht waren, und von vielen, in denen sich noch alte Elbennamen verrathen. Das Reich der Elben war aber vorzugsweise das Pflanzen- und Thierreich, deren Genien sie darstellten, wie die Riesen für Genien der unorganischen Massen galten. Es gab auch böse Elben, wie böse Götter, und die auf sie bezüglichen Namen giftiger Blumen finden im alten Heidenglauben eine jedenfalls genauere Erklärung, als in der allgemeinen Beziehung auf den Teufel der christlichen Zeit. In diesen Beziehungen nun hätte sich noch manches erörtern, hätten sich auch manche sehr charakteristische und poetische Volkssagen und sinniger Volksaberglauben z. B. von der Königskerze, von der Wegwart, von der schönen Eberdistel rc. anführen lassen. Von der Wegwart z. B. gibt es sehr schöne Volkssagen, die weder Bintler, noch Jakob Grimm gekannt haben. Die neunerlei Blumen, welche noch jetzt an einigen katholischen Orten Süddeutschlands an Mariä Himmelfahrt der Mutter Gottes in der Kirche zum Abschied dargereicht werden, sind jede besonders bedeutungsvoll im alten Heidenglauben gewesen, aber diese Bedeutung erscheint in der christlichen Zeit verdunkelt.

Doch sind wir weit entfernt, von der Verfasserin zu verlangen, sie hätte alle die Studien durchmachen sollen, die zu einem Verständniß der alten deutschen Pflanzennamen führen. Dies würde auch dem Zweck ihres Buches nicht mehr ganz entsprochen haben, denn es sollte, wie schon die reizenden Blumenbilder, die es schmücken, nur den poetischen Zauber der Blumen entfalten und dem Leser das Vergnügen einflößen, wie wenn er die Blumen lebendig vor sich sähe.

Die übrigen Rubriken bieten nicht die geringste Schwierigkeit dar, denn hier beziehen sich die Blumennamen auf die Jahreszeiten, in denen sie blühen, auf Sonne, Mond und Sterne, deren Formen sie annehmen, auf Krieg und Waffen, Gold und Geld und mannigfaltige andere Dinge, an welche die besondere Form und Farbe einer Blume erinnert. Desgleichen auf die Liebe, deren Sinnbild und Orakel die Blumen sind. Hier ist überall das Verständniß der Namen leicht.

Die Bilder enthalten in der Mitte eine sinnreiche kleine Vignette, in dem sehr reich verzierten Rande umher einen Kranz derjenigen Blumen, die einer Rubrik angehören. Außerordentlich fein und lieblich ausgeführt.

Sternkunde.

Die Weltschöpfung vom Standpunkt der heutigen Wissenschaft mit neuen Untersuchungen von Professor Ph. Spiller. Mit 8 eingedruckten Figuren. Berlin, Carl Duncker, 1868.

Ein sehr ansprechendes Elaborat, in sich consequent, abgerundet und fertig, warm lebendig, mit jugendlicher Ueberzeugungstreue vorgetragen. Unbedenklich sagt der Verfasser in der Einleitung: „Ich werde eine Reihe neuer Gesichtspunkte aufstellen, gebe mich aber der Erwartung hin, daß sie, weil sie aus Naturnothwendigkeiten entspringen, einen Anspruch auf absolute Richtigkeit erheben dürfen."

Das ist eine liebenswürdige Naivetät, nachdem schon so viele auch einmal neu gewesene Systeme bei vollkommen innerlicher Folgerichtigkeit gewechselt haben und wegen ihrer praktischen Unzulänglichkeit wieder aufgegeben worden sind. Wenn es sich um die innerliche Folgerichtigkeit eines Systems, welches aus gewissen, unbewiesen blos vorausgesetzten Prämissen die richtigsten Folgerungen von der Welt zieht, allein handelte, so lassen die meisten Systeme nichts zu wünschen übrig. Aber welchem soll man glauben und vertrauen, da sie sich in ihren ersten Voraussetzungen widersprechen und noch kein Systematiker seine Voraussetzungen zu beweisen im Stande gewesen ist.

Die unbewiesene Voraussetzung, welche der Verfasser seinem neuen System zu Grunde legt, ist die von Laplace, also eigentlich nicht ganz neu, jedoch sehr neu in den Folgerungen, welche Laplace selbst aus seiner Voraussetzung nicht gezogen hat. Laplace setzte nämlich eine Urmaterie aus flüchtigen Atomen voraus, einen Weltnebel, welcher sich allmälig nach dem Gesetz der Centripetalkraft zu Kugeln verdichtet habe und zwar in absteigenden Schichten, so daß die stärkste Verdichtung in der Mitte der Dunstkugel Erde, die nächste darüber Wasser, und die äußerste am meisten dünn gebliebene Luft geworden sey. Der geistreiche Oken, zu dessen Füßen Referent vor 50 Jahren noch gesessen ist, verschönerte die Hypothese des Laplace, wie man das Licht durch das Prisma in Farben bricht, indem er das Gesetz des Spectrums auf die absteigenden Sphären anwandte, in welche die ungeheure Dunstkugel unseres Sonnensystems sich in farbige Ringe gliederte, ein kosmischer Regenbogen, und jeder Ring sich in einen Planeten verdickte. Herr Spiller geht von derselben Voraussetzung der Urmaterie und der Dunstkugel aus, läßt die letztere aber nicht so regelmäßig rund und ruhig sich gestalten, sondern setzt sie in eine lebhafte und kämpfende Bewegung.

Er nimmt nämlich an, die gleichmäßig im Weltnebel vertheilten Atome hätten den Trieb gehabt, sich an einander zu schließen, sich mit einander zu verbinden und dadurch einen Schwerpunkt zu bilden, der die andern vollends angezogen habe. Bleiben wir einen Augenblick bei dieser ersten Voraussetzung stehen. Sie ist durch nichts bewiesen. Der Begriff Atom ist ein Denkbegriff, wie so viele andere, denen in der Wirklichkeit nichts entspricht. Auf die Materie läßt er sich nicht anwenden, denn alles Materielle ist theilbar und mithin ist der Begriff Atom die Negation jeder körperlichen Existenz. Zweitens ist die Adhäsion, Cohäsion in der wirklichen Materie zwar vorhanden, aber woher diese Kraft entsteht, ist ebenso wenig bewiesen, als woher die Materie kommt. Daraus, daß es eine Schwerkraft gibt, welche die Materie, so weit sie sich bewegen läßt, nach einem Punkte hin zieht, folgt noch nicht, daß das von Anfang an so hätte seyn müssen. Es ist eine Erfahrung an der einmal vorhandenen Materie, aber das Entstehen der Materie wird daraus nicht erklärt.

Die Kugel, welche die durch die Schwerkraft zusammen gezogenen Atome bilden, ruht selbstverständlich, oder die einzige Bewegung, deren die Atome fähig sind, convergirt nach dem Mittelpunkt der Kugel hin. Da soll nun auf einmal die Kugel sich drehen, rotiren. Wie kommt das? Herr Spiller ist billig genug, einzugestehen, es eigentlich nicht zu wissen. „Wenn ein Körper seine Beschaffenheit, die Gestalt oder seinen auf Ruhe und Bewegung sich beziehenden Zustand ändert; so sind dieses die Folgen der Einwirkung einer Kraft. Eine bei allen irdischen und überirdischen Körpern sich äußernde Kraft ist die Gravitation oder das Bestreben, sich zu einem Ganzen zu verbinden, also einander näher zu kommen, wenn sie von einander getrennt sind. Es kommt bei unsern Untersuchungen nicht darauf an, ob wir annehmen, daß diese Kraft den Körpern selbst innewohnt (ob die Körper activ, selbstthätig sind), oder ob die Körper durch eine außerhalb ihnen liegende Kraft dazu getrieben werden (ob sie passiv sind)." Man erkennt hier, wie wenig die „neue Wissenschaft" ausreicht, um das große Wunder des Universums zu erklären. Was den Stoff hat entstehen lassen und die Kraft auf ihn angewendet, war weder die Activität noch Passivität der Körper, sondern die göttliche Allmacht und Weisheit.

Herr Spiller fährt fort seiner Kugel ein wenig einzuheizen, denn die Hitze ist ihm unentbehrlich, weil er aus dem angeblichen Gluthzustande aller Himmelskörper und sogar der nicht leuchtenden Planeten, Erscheinungen erklären will, die er nicht anders glaubt erklären zu können. Die erhöhte Temperatur der Dunstkugel erklärt er aus der Raumverengerung und dann weiter aus der beschleunigten Bewegung. Der Schwerkraft setzt er die Fliehkraft entgegen und aus deren Kampf leitet er eine dritte Kraft ab. „Aus der Centralkraft und der Fliehkraft bildet sich in jedem Augenblicke die Bewegung als Resultat eine neue Kraft, welche den Körper in jedem Momente in derjenigen geraden Berührungslinie (Tangente) der Bahn forttreiben will, die durch diesen Punkt der krummlinigen Bahn gelegt ist, worin der Körper sich grade befindet. Diese resultirende Kraft heißt daher auch Tangentialkraft. Es ist falsch, die Tangentialkraft als Schwungkraft darzustellen, sie ist vielmehr entschieden eine zusammengesetzte Kraft, wie hier gezeigt worden ist."

Daraus nun erklärt der Verfasser die Abschleuderungen des am Umkreis der Dunstkugel befindlichen leichtbeweglichen Materials. Er nimmt folgende Uebergänge an, vom allverbreiteten Nebel zur schon mehr zusammengezogenen kosmischen Wolke, die sofort durch Concentrirung und Rotation als Gas leuchte und endlich im Innern einen schweren glühenden Metallkern absetze, noch umgeben von einer dünnern Photosphäre. So sey die Sonnenkugel gebildet worden. Durch ihre rasche Drehung sey aber ein Theil der Photosphäre von ihr abgeschleudert worden und daraus sey der Planet Neptun entstanden, der sich am weitesten von der Sonne entfernt habe. Dieser ersten Abschleuderung seyen nachher noch mehrere gefolgt.

Hören wir den Verfasser selbst: „Die Abschleuderung eines jeden Planeten von dem Centralkörper geschah nur einseitig aus einer Fluthwelle desselben und zwar zu der Zeit, in welcher der vorher entstandene Planet auf seiner länglichrunden (elliptischen) Bahn sich am meisten ihm genähert hatte. Gleichwie unser kleiner Mond an der Erde eine viel größere Fluth hervorzubringen fähig ist, als die mächtige aber sehr entfernte Sonne; so geschah es auch durch den jedesmal zuletzt gebildeten Planeten an dem Centralkörper mit großem Durchmesser. Der Unterschied der Entfernungen des Planeten von dem ihm nächsten und von dem entferntesten Punkte des Centralkörpers war ein sehr großer in Beziehung auf die Entfernung der Mittelpunkte beider Körper, und davon hängt bekanntlich die Größe oder Höhe der Fluthwellen ab. Es trennte sich natürlich nicht die von dem Planeten abgewendete Welle, sondern blos die ihm zugewendete und von ihm stärker angezogene, wenn die Fliehkraft derselben eine gewisse Größe erlangt hatte, die abgewendete aber fiel in den Centralkörper zurück, um das für einen Augenblick gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. So erzeugte also der Neptun den Uranus, dieser den Saturn u. s. w. Der Neptun selbst kann entweder durch bloße Ablösung vom Centralkörper entstanden seyn, als dieser die hinreichende Drehungsgeschwindigkeit erlangt hatte oder auch durch die mitwirkende Annäherung eines andern in der Nähe des noch ungemein weit ausgedehnten Centralkörpers befindlich gewesenen Himmelskörpers. Auffallend, aber naturgemäß ist es, daß die entferntesten Planeten das kleinste specifische Gewicht haben, daß sie also, besonders wenn sie Vollkugeln sind, aus den leichtesten Stoffen bestehen, gleich als ob sie aus den an der Oberfläche des Centralkörpers sich ansammelnden Schlacken, nicht aus Schwermetallen, sich gebildet hätten. Wenn die Dichte der Erdmasse mit 1 bezeichnet wird, so ist die des Jupiter 0,22, des Saturn kaum 0,1, des Uranus etwa 0,2; Venus ist allerdings noch etwas weniger dicht (0,94), als die Erde; Merkur aber hat die auffallende Dichte von 17,72. Daß die entferntesten Planeten die

größten sind, hat den Grund darin, weil sich anfänglich an dem mehr lockern Centralkörper weit größere Fluthwellen bilden ließen, als später bei einer größeren Verdichtung. Bemerkenswerth ist noch die schnelle Axendrehung der entfernteren Planeten. Sie läßt sich nicht blos aus ihren bedeutenden Durchmessern ableiten, sondern auch noch aus einem Umstande, welcher für alle Planeten äußerst verhängnißvoll wurde. Bei der Ablösung eines Planeten vom Centralkörper verlor dieser an Masse und konnte die bereits früher vorhanden gewesenen Planeten nicht mehr so stark anziehen als vorher; daher konnte jeder seiner Fliehkraft, welche vorher durch den Centralkörper im Gleichgewichte gehalten wurde, mehr folgen und flog daher augenblicklich eine Strecke weit fort von dem Centralkörper in den Weltraum, bis das neue Gleichgewicht hergestellt war. In dieser größern Unabhängigkeit vom Centralkörper wurde die Axendrehung jedes ältern Planeten bei der Entstehung eines neuen größer. Die Bewegung um den Centralkörper langsamer (die Revolutionszeit größer). Die andern zum Theil furchtbaren und an der Erde heute noch erkennbaren Folgen werden wir später angeben."

Hier muß man allerlei Fragezeichen anbringen. Erstens: Woher kam denn auf einmal das Metall? Das folgt doch nicht nothwendig aus der Rotation cohärirender Atome. Der chemische Prozeß, durch welchen die ursprüngliche indifferente Materie (ganz abgesehen davon, daß Atome immateriell sind, nicht in der Wirklichkeit, nur in unserem Denken existiren) mir nichts dir nichts gleich in Metall verwandelt seyn soll, entbehrt jedes Beweises. Zweitens: Die Sonne soll, nach des Verfassers Meinung, durch die Geburt der Planeten entkräftet worden seyn und viel und immer mehr von ihrer Anziehungskraft verloren haben. Aber alle Planeten zusammen genommen verhalten sich zur ungeheuer großen Sonnenkugel nur wie Sandkörnchen zu einer Bombe. Nun denkt sich zwar der Verfasser die Sonne hohl, als eine Blase, aber auch dafür hat er keinen Beweis.

Er sagt: „Welch einen bedeutenden Einfluß die Schnelligkeit der Axendrehung auf die Vergrößerung der Fliehkraft auch des Innern eines Himmelskörpers, also auch auf dessen Aushöhlung besitzt, zeigt sich recht auffallend bei den obern Planeten. Während jeder Punkt des Erdäquators in 1 Sekunde eine Geschwindigkeit von nur 1422 par. Fußen besitzt, ist sie bei Jupiter 39070', bei Saturn 33500', bei Uranus 21650' und ihr specifisches Gewicht der Reihe nach 1,30. 0,67, 0,99. Da die obern Planeten früher entstanden sind, als die untern; so sind auch ihre Stoffe leichter, denn die schwersten haben sich beim Centralkörper am tiefsten abgelagert, sind also auch am spätesten abgeschleudert worden. Das größte specifische Gewicht von 17,12 hat Merkur bei nur 504 Fuß Geschwindigkeit an seinem Aequator und nur 600 Meilen Durchmesser; er wird also am wenigsten hohl seyn, wenn dieses Recht nicht etwa die so sehr kleinen Planetoiden in Anspruch nehmen, von denen wir freilich die näheren bedingenden Umstände noch nicht wissen und wohl nie erforschen werden. Für die Sonne erscheint die Ansicht, daß sie hohl ist, noch viel wahrscheinlicher, als bei den meisten Planeten; denn ungeachtet in ihrer Atmosphäre ein Verbrennungsprozeß vorzüglich von Eisen stattfindet, ist bei einem Durchmesser von etwa 187800 geographischen Meilen ihr specifisches Gewicht doch nur ungefähr das des Wassers."

Die Fliehkraft offenbart sich aber nie im Centrum. Der Schwerpunkt bleibt immer im Centrum. Der anziehende Pol kann nicht zugleich der abstoßende seyn und wenn sich um das Centrum her gar kein Stoff mehr sammelte, wäre das ein Beweis, daß die anziehende Kraft von einer zweiten anziehenden Kraft, von der eines andern Himmelskörpers, schon überwunden wäre.

Aus welchem Material die Sonne besteht, läßt sich dermalen mit Sicherheit gar nicht bestimmen. Wenn die Frauenhofer'schen Linien glühende Metalle in der Photosphäre der Sonne anzeigen, so müßte doch bei einem Jahrtausende hindurch ununterbrochenen Verbrennungsprozeß das Material der Sonne und mithin auch ihre Schwere abgenommen haben und das müßte man gemerkt haben.

Was Herr Spiller über den Mond, über die Kometen und Sternschnuppen sagt, ist geistvoll wie seine ganze Hypothese und aus dem Princip folgerichtig entwickelt. Schade nur, daß das Princip unsicher ist. Mancher, der die Auffassung des Herrn Spiller vielleicht mit Freuden begrüßen wird, dürfte sich doch wundern, daß er die Meteorsteine nicht mehr aus Sternschnuppen und Feuerkugeln entspringen lassen will.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, **N° 100.** 12. December 1868.

Armenpflege.

Geschichte der kirchlichen Armenpflege. Von Georg Ratzinger. Gekrönte Preisschrift. Freiburg im Breisgau, Herder, 1868.

Dieses umfangreiche Werk von 433 Seiten in Großoctav verdient alle Beachtung, weil es mit großer Belesenheit die Geschichte der christlichen Armenfürsorge und sonderlich des Hospitalwesens von den ersten Jahrhunderten bis auf die Neuzeit verfolgt.

Die ersten Christen übten die brüderliche Liebe gegen Arme und Kranke im Kreise ihrer Gemeinden mit der Innigkeit und Opferfreudigkeit, welche sie in allen Beziehungen auszeichnete. In dem Maaße, wie die Gemeinden sich ausbreiteten, waren auch die Mittel geschaffen, um die Armen- und Krankenpflege besser zu organisiren, und es ist in hohem Grade interessant, zu erfahren, wie frühe schon die Theilung der Arbeit in den Werken der Liebe eingeführt worden ist. „Wie früher aus dem Diversorium für die Fremden das Hospital geworden war, so entstanden jetzt aus einzelnen Abtheilungen eines solchen Hauses wieder eigene Anstalten. So wurden eigene Armen-, Kranken-, Waisen- und Findelhäuser errichtet und besondere Anstalten für Greise, alte Frauen, bußfertige Buhlerinnen, für arme Wöchnerinnen gegründet. Die Klöster unterhielten auch Blindeninstitute und selbst Irrenhäuser errichteten mitleidige Mönche in den abgelegenen Gebirgen Noriens. Eugippius erwähnt auch eines Hospiziums für Stumme. Doch wurde diese Trennung der verschiedenen Classen von Unglücklichen und diese Ausscheidung in eigene Häuser blos in volkreichen Städten durchgeführt; in kleineren Städten, in Flecken, auf dem Lande waren alle Leidenden in einem Hause, aber in verschiedenen Abtheilungen vereinigt.“ Die Beweisstellen sind unten in Noten beigefügt. „Auch den Reisenden waren die Klöster von großem Vortheile, indem mit jedem Kloster ein eigenes Fremdenhospiz verbunden war. Die Fremden zu beherbergen und mit allem Nöthigen zu versehen, galt als religiöse Pflicht. Man verehrte im Fremdling Jesus Christus selbst, weshalb man ihm auch die Füße wusch.“

Sehr bemerkenswerth ist die Thatsache, daß die Klöster anfänglich viel mehr in thätiger Liebe und in angestrengter Arbeit thaten, als das abgünstige Vorurtheil der Neuzeit zugeben will. Wenn sie später Sinecuren der Faulheit und Ueppigkeit wurden, so sind wir nicht berechtigt, das ganze Klosterwesen in Bausch und Bogen zu verwerfen. „Nicht durch die Werke der christlichen Charitas leisteten die Klöster der Menschheit den größten Dienst, sondern durch Proclamirung des Princips der freien Arbeit, durch die Begründung der Pflicht der Arbeit und durch die tiefe Auffassung der sittlichen Bedeutung derselben. Im ganzen Alterthum liebte man nur den Erwerb von Geld und Gut, den Gewinn; die Arbeit haßte man, hielt sie nur für ein nothwendiges Uebel, dem der Sclave zum Opfer fiel. Die Mönche waren es, welche zum erstenmal die hohe sittliche Bedeutung der Arbeit im Kreise des menschlichen Lebens, Schaffens und Wirkens als zur christlichen Vollkommenheit gehörig auffaßten und darnach handelten. Sie sahen in der Arbeit ein Tugendmittel, nicht ein Mittel zu blankem Gewinne, sie verrichteten darum die Arbeit mit Liebe und Freude, nicht mit Unlust. Insofern werden ein heiliger Antonius, Basilius und Benedikt, welche im Hinblick auf Jesus Christus den Gottmenschen, der die Arbeit durch sein eigenes Beispiel geheiligt hatte, ihren Mönchen die hohe Bedeutung, den sittlichen Werth des freudigen Schaffens so tief einprägten, auch vom wirthschaftlichen

Standpunkte aus als große Wohlthäter, als leuchtende Vorbilder der Menschheit gepriesen werden müssen."

In der Zeit der griechischen Kaiser war die Armenpflege, dem System des Cäsaropapismus angemessen, allmälig centralisirt worden. Als der größte Theil des griechischen Reichs vom Islam verschlungen wurde und einerseits der Papst in Rom, andrerseits die Frankenkönige und endlich Karl der Große die abendländische Kirche mit dem abendländischen Reich vereinigten, kam die Hegemonie innerhalb der Christenheit an die germanische Race, die allein großherzig und heldenkräftig genug war, das Christenthum zu retten und die Kirche zu tragen. Diese große Wendung der Dinge führte merkwürdigerweise zu einer Decentralisation der Armenpflege. Diese nämlich wurde den Pfarrern in jeder Gemeinde überlassen und der Bischof übte nur das Aufsichtsrecht. Die Sorge für die Armen war aber so sehr zur ersten Pflicht geworden, daß der Idee nach das gesammte Kirchenvermögen als Eigenthum der Armen betrachtet wurde. „Das Kirchengut wird auch in der karolingischen Gesetzgebung regelmäßig als patrimonium pauperum definirt und den Geistlichen wird eingeschärft, daß sie sich keineswegs als Eigenthümer des ihnen zugewiesenen Antheils betrachten, und mit demselben nach Belieben schalten dürften. Vielmehr hält Karl der Große mit allem Nachdrucke an der alten Tradition fest, daß das Kirchenvermögen für die Armen bestimmt sey. Das Kirchengut wurde aber nicht mehr für die Armen verwendet, sondern die karolingische Gesetzgebung führte im ganzen Umfange des fränkischen Reiches die römische Viertheilung ein, wornach der erste Theil dem Bischof, der zweite dem übrigen Klerus, der dritte den Armen, der vierte der Kirchenfabrik zufiel. Karl der Große beschränkte diese Pflicht, vom gesammten Kirchenvermögen (Zehnten, Oblationen und Ertrag der liegenden Besitzungen) ein Viertheil den Armen zu geben, auf die Kathedralkirchen, welche gewöhnlich sehr reich dotirt waren. Die Landkirchen besaßen regelmäßig nur geringen Grundbesitz, deren Ertrag unbedeutend war, weshalb Karl die Pflicht, ein Viertheil den Armen zu geben, bei denselben auf den Zehnten beschränkte."

Auf S. 204 finden wir die merkwürdige Notiz, daß Würzburg schon in der Karolinger-Zeit ein Hospital besaß, welches im Jahr 1097 durch einen Neubau vergrößert wurde und bis auf unsere Zeit den Ruhm eines der bedeutendsten Sitze der Heilkunst bewahrt hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß hier schon in der noch ältern heidnischen Zeit die Kräuterkunde gepflegt worden ist, wofür nicht nur der Name Würzburg oder Herbipolis, sondern auch die uralte Würzweihe am 15. August sprechen.

Leider kam in das Armenwesen großer Verfall durch das Eindringen des Adels in die kirchlichen Aemter. Es freut uns sehr, daß hier hervorgehoben wird, wie viele Sünden, welche die Kirche begangen haben soll, umgekehrt an der Kirche begangen worden sind. Das ist ein Thema, welches unsere Blätter schon lange einem Publikum eindringlich zu machen suchen, welches die arme Kirche noch immer gern dafür verantwortlich macht, was liederliche Grafen- und Fürstensöhne auf Bischofssitzen, ja sogar auf dem päpstlichen Stuhle gefrevelt haben, nachdem weltliche Politik sie zu geistlichen Würden erhoben hatte, für die sie geboren und erzogen waren, wie der Bock zum Gärtner.

Der Verfasser schreibt dem berüchtigten Pseudo-Isidor die Schuld bei, wesentlich zum Eindringen des habgierigen Adels in die einträglichen Kirchenämter mitgewirkt zu haben. „In der Decretale Urbans I. de communi vita et oblationibus fidelium wagt er es, die h. Schrift zu verfälschen und läßt ihr durch Urban einen Sinn unterlegen, den nur bewußte Fälschungssucht erdichten kann. In der Erklärung der Stellen der Apostelgeschichte, welche sich auf das gemeinsame Leben der ersten Christen beziehen (act. apost. II. 44; IV. 32—37) beschränkt Urban die Gemeinsamkeit des Besitzes auf die Mönche und Nonnen, deren Existenz im apostolischen Zeitalter er voraussetzt, und folgert daraus, daß die Bischöfe nur verpflichtet seyen, die Mönche und Nonnen, welche ein gemeinsames klösterliches Leben führen wollen, aus dem Kirchenvermögen zu unterstützen: ut nullus sit in iis, communem vitam degens, indigens. Dasselbe nur in etwas anderer Weise sagt ein anderer pseudoisidorianischer Papst, Melchiades nämlich, in der Decretale de primitiva ecclesia. Melchiades führt aus, daß die großen Schenkungen seit Constantin blos zu dem Behufe geschehen seyen, damit die Diener der Kirche, allen weltlichen Sorgen enthoben, einem Leben des Gebetes und der Betrachtung sich hingeben könnten; Klöster seyen gegründet und reich dotirt worden, damit das gemeinschaftliche Leben in ihnen fortgebildet und damit diejenigen, welche allen irdischen Besitzes sich entschlagen hätten, davon unterhalten würden. Von einer Pflicht, die armen Laien vom Kirchenvermögen zu unterstützen, wissen die Päpste des Pseudoisidor nichts; sie kennen auch die Definition des Kirchenguts als Armengut (patrimonium, res pauperum) nicht. Jetzt hatte derjenige Theil des Klerus, welchem die Bestimmungen der Concilien und Capitularien über die Verwendung des Kirchenvermögens zu

Gunsten der Armen unbequem waren, an den angeblichen Bestimmungen alter Päpste eine Handhabe, die Habsucht zu beschönigen. Es ist darum begreiflich, daß die Fälschungen schnelle Verbreitung und Zustimmung fanden." Und eben so begreiflich, daß sich jetzt der Adel herbeidrängte, um in den Besitz des Kirchenvermögens zu kommen.

Vergebens kämpfte der h. Bernhard dagegen. Vergebens arbeiteten die Bettelorden durch ihre Armuth der Habgier entgegen, die in den ältern Orden einriß. Allmälig wurden alle reichen Klöster und Domstifte Sinecuren des Adels und in einigen Bisthümern durfte sogar kein Domherr mehr aufgenommen werden, der nicht aus einem Grafengeschlecht stammte. Ebenso wurden die reichsten Nonnenklöster Erbgut des Adels. Auch der Orden des h. Geistes, der sich die Armenpflege und das Hospitalwesen zum Zweck gesetzt, konnte nicht viel ausrichten. Sobald er Güter hatte, fielen auch sie der Habsucht zum Raube. Die im h. Lande gegründeten Ritterorden hatten ursprünglich mehr die Hospitalität, als den Kampf gegen die Ungläubigen im Auge, allein der ritterliche Stolz vertrug sich nicht lange mit demüthiger Bruderliebe und Krankenpflege. Alle diese Orden kamen in die Hände des Adels und vermehrten dessen Besitz in einem solchen Grade, daß er dadurch den Königen selbst gefährlich wurde, daher der tragische Prozeß der Tempelherrn, der in Frankreich zur Folge hatte, daß die Armenpflege und das Hospitalwesen nunmehr in die Hände der Bürger kam unter Aufsicht der königlichen Oberbehörde.

Einzig in ihrer Art war die königliche Fürsorge Ludwigs des Heiligen. „Der französische Bauer war allen Bedrückungen eines rohen Feudaladels ausgesetzt, auf dem Ackerbau lastete der Zehnten, die doppelte Last der Zins- und der Dienstpflicht. Dazu kam noch der Wucher, der dem Ackerbau alle Kräfte unterband. Gegen ihn konnten sich wohl einzelne Zünfte durch engen Zusammenschluß schützen, nicht aber der Landmann, welcher allein dastand und unter dem Drucke von Abgaben und Lasten fast zu ersticken drohte. Niemand nahm sich seiner an, der Klerus hatte vergessen, daß er der Vater der Armen, der Beschützer der Unterdrückten seyn sollte. Endlich suchte das Königthum mildernd und lindernd einzugreifen. Dasselbe machte einzelne sehr lobenswerthe Anläufe, welche nicht blos von gutem Willen zeugen, sondern auch von Verständniß, und dennoch leistete es wenig, war es nicht im Stande, Haltbares und Dauerndes zu schaffen. Es fehlten ihm hiezu schon die Organe; es gab wenig Beamte und die waren nicht verläßig; sie unterdrückten lieber das Volk, saugten es aus, anstatt ihm aufzuhelfen. Eine Controlirung war nicht möglich und damit fehlte das Mittel, eine geordnete Administration durchzuführen. Grade das Beispiel des edelsten der französischen Könige beweist, wie ohnmächtig der Staat war, den socialen Schäden abzuhelfen. Ludwig der Heilige, ein für seine Zeit so ausgezeichneter Fürst, suchte die Hausarmenpflege wieder herzustellen, gebot, daß in jeder Pfarrei ein Register der Armen und Erwerbsunfähigen angelegt werde, um sie aus Staatsmitteln unterstützen zu lassen. Um seinem Gebote Vollzug zu verschaffen, sandte er Commissäre im Lande herum, welche seine Befehle ausführen sollten. Um dem Geldschwindel zu begegnen, brachte er Ordnung in die Münze, indem er ein einheitliches Münzsystem festsetzte. Auch viele Hospitäler stiftete er und er ist der erste Gründer eines Blindeninstitutes. Seine Privatwohlthätigkeit kannte keine Grenzen, täglich gab er den Armen und besonders reichlich zu kirchlichen Festzeiten. In der Fastenzeit ließ er an sämmtliche Hospitäler Unterstützungen verabreichen und verordnete 1260, daß alle seine Nachkommen hierin ihm folgen sollten."

Aber es geschah nicht. „Die Einrichtungen des h. Ludwig bestanden nur so lange, als er lebte und wirkte; mit seinem Tode gingen auch seine wohlthätigen Institutionen wieder zu Grunde. Sie lagen so wenig im Geiste der Zeit, sie entsprachen so wenig den Zeitverhältnissen, sie waren vielmehr so sehr das Produkt einer Persönlichkeit, daß sie mit dieser wieder ins Grab sanken. Unter seinen Nachfolgern steigerte sich die Noth der Landbevölkerung ins Unermeßliche, die Lasten drückten immer härter, neue Abgaben entstanden, der Wucher erreichte seine Blüthezeit. Frankreich strotzte von Bettlern, Vagabunden und Strolchen; die barbarischen Gesetze gegen den Bettel halfen nichts. An die Organisation einer Armenpflege dachte niemand mehr. Es folgten die Bauernaufstände, welche das sociale Elend auf die Spitze trieben. Dennoch geschah nichts mehr, bis die Stürme des 16. Jahrhunderts gebieterisch die Nothwendigkeit nahe legten, daß es an der Zeit sey, der armen Classen sich anzunehmen, eine Armenpflege neu zu organisiren. Die Aufgabe fiel dann nicht mehr der Kirche, den Bischöfen, sondern der Staatsgewalt, dem Königthum zu."

In Deutschland trat durch die Reformation und noch mehr durch den dreißigjährigen Krieg, wie in allem, so auch in der Armenpflege eine schreckliche Störung ein. „Die Kirche leistete in dieser Periode fast nichts mehr, die Gemeinden strengten sich gleichfalls nicht an, so daß die Zahl der Bettler immer mehr zu-

nahm. Der deutsche Klerus hatte in der ganzen Zeit von der Reformation bis zur Revolution nicht einen Mann in seiner Mitte, der auf das kirchliche Leben einen bedeutenden Einfluß gewonnen hätte, er war ganz erschlafft, geistlos, schwächlich. Nicht eine einzige große That ging von Deutschland aus, ja man war nicht einmal fähig, dasjenige, was die französische Kirche hervorgebracht, nachzuahmen, so daß es dem 19. Jahrhunderte vorbehalten blieb, die barmherzigen Schwestern auf deutschen Boden zu verpflanzen." Nur die Klöster thaten noch den Armen Gutes, und auch in den größern Städten lag es im eigenen Interesse der Bürger, allzu großem Elend und Verbrechen durch Wohlthätigkeit und gute Polizei zu steuern. In dieser Beziehung hätte der Verfasser auf die großen Leistungen der Holländer hinweisen sollen, die in Bezug auf Polizei und Armenwesen manche Erfahrungen aus China der europäischen Gesellschaft vermittelten. Deßgleichen auf Francke in Halle und die Basler. Er beschränkt sich nur auf das katholische Gebiet und hebt ganz besonders und mit Recht das großartige Wirken des h. Vincenz de Paula in Frankreich hervor. In Bezug auf Italien hätte er wohl noch des schönen Werkes unseres berühmten Juristen Mittermaier gedenken sollen. Kein Protestant hat noch so unparteiisch und umfassend die Anstalten der Barmherzigkeit in welschen Landen geschildert.

In neuester Zeit ist außerordentlich viel geschehen, für Hospitäler, für den Unterhalt und die Arbeit der Armen, für Blinde, Irre ꝛc. Der Verfasser rühmt hier wieder besonders den Vincenzverein in Frankreich, wegen seiner wohlorganisirten Thätigkeit und Concentration, blickt überhaupt mit großer Genugthuung auf die neuen Leistungen frommer Genossenschaften hin, die mit der Kirche in inniger Verbindung stehen, und glaubt mit der Hoffnung schließen zu dürfen, der Staat selbst werde bald froh seyn an einer Organisation, die ihm die schwere Bürde der Armenlast abzunehmen vermöge.

Wir können dem nur beistimmen. Zu den hoffnungsreichsten Erscheinungen der Neuzeit gehört ohne Zweifel die große Vermehrung der barmherzigen Schwestern und ihre Popularität in Frankreich, die leider in Deutschland noch keine rechte Nachahmung gefunden hat (denn wie oft betrachtete man die frommen Schwestern hier mit scheelen Augen); ferner das Aufkommen der protestantischen Diakonissen und die Rückkehr des Johanniterordens zu seiner ursprünglichen Bestimmung. Wer auf dem Siechbett liegt, dem Tode nahe, der weiß die Verbindung des Armen- und Krankenwesens mit der Kirche zu würdigen. Die von frommer Liebe gereichte Arznei wird nur zu oft unwirksam in der Hand eines lieblosen Miethlings.

Zur Culturgeschichte.

Das Brot im Spiegel schweizerischer Volkssprache und Sitte. Aus den Papieren des schweizerischen Idiotikons. Leipzig, Hirzel, 1868.

Ein Herr Fritz Staub wurde von der Commission für das schweizerische Idiotikon beauftragt, diese jedenfalls interessante Monographie herauszugeben. Man erstaunt, wenn man eine beinahe 200 Seiten in Großoctav umfassende Monographie des Brotes liest, die sich einzig auf alle Vorkommnisse dieses Nahrungsmittels in der Schweiz bezieht. Wenn in allen andern Ländern ähnliche Monographien erschienen, bekämen wir eine große Bibliothek, die einzig vom Brot handeln würde. Man möchte beinahe sagen, es liege eine Ironie des Schicksals darin, daß so viel Brot auf dem Papiere steht, während es in der Wirklichkeit grade jetzt so vielen Ländern mangelt.

Das Werk ist zusammen getragen von vielen Mitgliedern der genannten Commission und redigirt vom Beauftragten. Es macht alle Arten von Brot namhaft, die in der Schweiz vorkommen, die verschiedenartigsten Benennungen desselben, erörtert die Zubereitung und sämmtliche Verhältnisse der Bäckerei, des Gewerbes von älterer und neuerer Zeit. Es geht über auf die figürlichen Bedeutungen des Brotes, stellvertretend für Nahrung, für Leben überhaupt und entfaltet uns einen ganzen Fächer von diesfälligen Sprichwörtern. Das Buch ist daher ein überaus reicher Beitrag der Sprachenkunde und Culturgeschichte.

Nur eine Frage drängt sich unwillkürlich dem Leser auf, welche ungeheure Menge von Bänden das Idiotikon wird zählen müssen, ehe es von A—Z vollendet seyn wird, wenn jedem einzelnen Artikel auch nur von der Bedeutung, die dem Brot in der That zukommt, ein so großer Raum gewidmet werden soll.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 101. 16. December 1868.

Biographie.

Renata von Este (und deren Leiden). Mit Beziehung auf die Reformationsgeschichte Frankreichs und Italiens sowie auf das Drama „Torquato Tasso" von Göthe geschildert von Karl Strack. Berlin, Wiegandt und Grieben, 1869.

Integrirender Theil der Sammlung „Frauenspiegel oder Lebensbilder christlicher Frauen und Jungfrauen." Die Dame, von der es sich hier handelt, stand zu den bedeutendsten Personen ihrer Zeit in sehr interessanter Beziehung. Bekanntlich mußte die Erbin Anna von Bretagne gezwungen Ludwig XII. von Frankreich heirathen. Dieser Ehe entsproßte Renata, welche ebenfalls, ohne gefragt zu werden mit Herkules von Este, dem Herzog von Ferrara vermählt wurde, im Jahr 1528. Während ihr Vater eine Zeitlang im Hader mit Rom lag und nicht übel Lust hatte, sich eine Staatskirche unabhängig von Rom zu gründen, blieb ihre Mutter Anna eifrig katholisch und päpstlich gesinnt und hatte deshalb zu leiden. Der Tochter Renata sollte es in ihrer Ehe nicht besser gehen, nur im umgekehrten Verhältniß, denn sie hing der Reformation an, während ihr Gatte sich zu Rom hielt. Alle diese Ehen schloß die politische Intrigue. Renata's Bruder kam als Franz I. nach des Vaters Tode auf den französischen Thron und schloß sich dem Papste an, um dem deutschen Kaiser das Gegengewicht zu halten. Bevor Renata dem Ferraresen gegeben wurde, hätte sie sollen den berühmten Karl von Bourbon heirathen, welcher nachher Frankreich verließ und zum Kaiser überging.

Die große Bewegung der Reformation, die sich in Deutschland vollzog, erschütterte nicht nur Frankreich, sondern auch Italien. In beiden Ländern schwankten die Fürsten eine Zeitlang, welche Religionspartei ihrem dynastischen Interesse nützlicher seyn könne, die alte oder die neue? Und auch in den Bevölkerungen gährte es. In Frankreich neigte die große Partei der Hugenotten der Reformation zu und war nahe daran, zu siegen. Aber auch Italien blieb nicht frei von Reformbestrebungen und wenn es nicht unter dem Druck der kaiserlichen Gewalt gelebt hätte, würde es damals schon die geistliche Gewalt des Papstes schwer gefährdet haben.

Die Reform war in Italien schon vorbereitet. „Noch war die Predigt des Florentiners Hieronymus Savonarola (gest. 1498), welcher mit unermüdlichem Eifer auf Sittenverbesserung gedrungen und mit offenem Freimuth prophezeiht hat, daß sehr bald der gerechte Gott eine Zuchtruthe über Italien schwingen und dadurch eine kirchliche Umwandlung herbeiführen werde, nicht gänzlich verklungen. Zu Leo's X. Zeiten verbanden sich zu Rom 50—80 fromme und gelehrte Männer zu einem Verein, Oratorium der göttlichen Liebe genannt, welche einander gelobten, mit vereinten Kräften dem Verderben der Kirche entgegen zu arbeiten. Auch war schon seit 1471 eine italienische Uebersetzung der Bibel verbreitet, und diese soll in 12 Jahren neun Auflagen erlebt haben. Kein Wunder, daß unser Luther unter dem italienischen Volke zahlreiche Freunde und Bewunderer gefunden hat und daß seine Schriften in vielen Exemplaren über die Schneegipfel der Alpen gewandert sind. Zu Pavia am Ticino suchte der Buchhändler Calvi schon 1519 das Neue Testament von Erasmus und mehrere kleinere Schriften von Luther nicht blos in seiner Umgebung, sondern auch in andern italienischen Städten zu verbreiten. Er verkaufte den größten Theil einer Auflage von kleinern Abhandlungen des deutschen Reformators. Am meisten wurden diese Schriften in Venedig abgesetzt und gelesen. Auch durfte in dieser Stadt die päpstliche Bannbulle gegen Luther erst,

nachdem alle Leute die Kirche verlassen hatten, vorgelesen werden. — Selbst bis nach Rom, bis in den päpstlichen Palast, drangen die Schriften der Reformatoren, freilich unter erdichteten Namen. Die erste zusammenhängende Darstellung des protestantischen Lehrbegriffs, welche Melanchthon unter dem Namen ‚Loci' herausgab, wurde unter seinem übersetzten Namen ‚Ippofilo de Terra Nigra' (Schwarzerd, soviel als Melanchthon) ein Jahr lang in Rom öffentlich verkauft und mit großem Beifall gelesen. Als man später den Betrug merkte, verbrannte man die noch übrigen Exemplare. Luthers Vorrede zum Römerbrief und seine Abhandlung über die Rechtfertigungslehre wurden als Schriften des Cardinals Fregosa selbst von Cardinälen und Bischöfen gelobt. Zwingli's Schriften wurden unter dem Namen corigio logelio in Umlauf gesetzt. Calvins Unterricht in der christlichen Religion wurde ohne Angabe des Verfassers und des Druckorts verbreitet."

Dazu kam noch, daß der Kaiser den Papst als den Bundesgenossen Frankreichs bekämpfen mußte. „Sein Feldherr Karl von Bourbon zog 1527 selbst gegen Rom und hielt den h. Vater nach Eroberung der Stadt in der Engelsburg gefangen. Bei dieser Gelegenheit zeigten sich die katholischen Spanier um kein Haar breit besser als die lutherischen Deutschen oder die reformirten Schweizer. Alle zusammen machten sich kein Gewissen daraus, den damaligen Gegner des Kaisers öffentlich zu verhöhnen. Ein Verkleideter wurde als Papst in den Straßen Roms umhergeführt, verkleidete Bischöfe folgten ihm nach. Bei dem Umzuge wurden Reden gehalten, in welchen auf die vom Papste veranlaßten ungerechten Kriege hingewiesen wurde. Der Kaiser Karl wäre von Gott erkoren, diese Frevelthaten zu rächen. Zuletzt riefen die Soldaten: Lange lebe Papst Luther! Vielfach vernehmen wir Klagen aus dem Munde eifriger Katholiken, daß der reformatorische Geist immer mehr um sich greife. 1530 klagte der Papst Clemens VII., daß in mehreren Gegenden die Ketzerei Luthers nicht blos unter den Weltlichen, sondern auch unter den Priestern und Klostergeistlichen in hohem Grade eingerissen sey. Es bildeten sich in verschiedenen Städten Italiens kleinere oder größere evangelische Gemeinden. Am blühendsten war die zu Venedig. In dieser reichen und großen Handelsstadt hatte sich mit dem Bewußtseyn der Macht der Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit erhalten, und der Magistrat hatte schon öfter dem Papste gezeigt, daß er nicht gewillt sey, sich unbedingt seiner Herrschaft zu unterwerfen. Man hatte bisher der Einführung der Inquisition entschiedenen Widerstand entgegengestellt und man gestattete die Veröffentlichung der päpstlichen Erlasse nur nach reifer Prüfung derselben."

Renata kam nun mit vielen Personen in Verbindung, die mit mehr oder weniger Begeisterung der Idee einer Läuterung und Wiedergeburt der Kirche anhingen und der berühmte Calvin, der für die romanische Welt zu werden hoffte, was Luther für die germanische, lebte eine Zeitlang in Ferrara und wurde mit ihr so vertraut, daß sie nicht nur öffentlich sich zu seiner Neuerung bekannte, sondern unter allen Wechseln ihres spätern Schicksals, bis an seinen Tod mit ihm correspondirte. Diese Correspondenz ist nicht wenig interessant, sofern es sich dabei immer um die große Frage handelte, ob die Reformation in Italien und Frankreich würde durchdringen können. Herkules von Este hielt zur katholischen Partei, Renata's Bruder Franz I. und nach ihm ihre Neffen unter ihrer Schwägerin Katharina von Medicis ebenfalls. Also war auch Renata durch die Macht der Familienverhältnisse an die alte Kirche gebunden und es darf Wunder nehmen, daß sie sich so lange standhaft dem Drängen der Familie widersetzte und eine Calvinistin blieb. Calvin selbst setzte ihr in seinen Briefen eben so gewaltthätig zu, wie von der andern Seite ihre Verwandten, so daß sie nicht wenig ins Gedränge kam und gewiß viele bittere Stunden hatte.

In den vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts kam die bisher fortschreitende Bewegung der Reformation ins Stocken, hauptsächlich weil die beiden großen politischen Rivalen, der deutsche Kaiser und der König von Frankreich sich nicht nach den Religionsparteien schieden, sondern beide der alten Kirche treu blieben. Dieser Umstand nöthigte die italienischen Fürsten, mochten sie mehr kaiserlich oder mehr französisch gesinnt seyn, jedenfalls der alten Kirche treu zu bleiben und der Reformbewegung jenseits der Alpen ein schreckliches Halt zu gebieten. Im Jahr 1542 wurde die Inquisition in Italien eingeführt und mit grausamer Strenge gehandhabt. In Calabrien hatten sich zwei Waldensergemeinden gebildet, die sich durch Sittlichkeit und Fleiß auszeichneten; jetzt wurden sie ausgerottet. „Auch anderwärts erlaubte man sich die unmenschlichsten Grausamkeiten gegen die Unglücklichen. Ein gewisser Bernardino Conte aus Cosenza wurde mit Pech überzogen und dann vor den Augen des Volkes verbrannt. Ein anderer, Namens Morzone, wurde gänzlich entkleidet, mit Ruthen gepeitscht und dann mit brennenden Fackeln todtgeschlagen. Einer seiner Söhne, welcher allen Bekehrungsversuchen widerstanden hatte, wurde auf einen

hohen Thurm geführt und aufgefordert, ein Crucifix zu umarmen, wenn er nicht wollte hinabgestoßen werden. Er weigerte sich und die Drohung wurde erfüllt. Vielen gelang es, unter unsäglichen Leiden und Gefahren, ins Ausland zu entkommen. Wie mag Renaten das Herz geblutet haben, da sie von dergleichen Grausamkeiten hörte, aber nicht im Stande war, sie zu verhindern? Nur einigen Flüchtlingen konnte sie noch behülflich seyn, daß sie ihren Verfolgern entkamen."

Im Jahr 1545 wurde die Inquisition auch in Ferrara eingeführt und mußten fromme Reformirte sterben, ohne daß Renata es hindern konnte, sie selbst blieb nur noch eine Zeitlang als französische Königstochter geschützt. Aber sie wurde gezwungen, drei Jahre später ihre Tochter Anna dem Prinzen Franz von Guise zu vermählen, welcher in Frankreich das berühmte Haupt der Ligue und der fanatischeste Verfolger der Hugenotten wurde. Damals regierte Heinrich II. in Frankreich, der die Protestanten in Deutschland gegen den Kaiser unterstützte, in Frankreich aber als Ketzer verbrennen ließ. Dieser König wollte nicht länger mit ansehen, daß seine Tante in Ferrara eine Calvinistin sey, und schickte ihr den Inquisitor Du Oris zu mit gemessenem Befehl, sie zu bekehren, und da ihm dies nicht gelang, wurde sie am 7. September 1554 auf Befehl ihres Neffen und mit Zustimmung ihres Gemahls in das alte Schloß Este eingesperrt, wo man ihr dermaßen zusetzte, daß sie am 23. desselben Monats sich endlich bereit erklärte, bei einem katholischen Priester zu beichten. Nachdem sie dies am 1. November wiederholt hatte, durfte sie zu ihrem Gemahl zurückkehren, den sie dann bis zu seinem Tode 1559 liebevoll pflegte. Ihr Sohn Alfons war ihrem Schwiegersohn Franz von Guise in Frankreich immer zur Seite, ein entschiedener Ketzerfeind. Als er die Regierung in Ferrara übernahm, zog sich Renata nach ihrer französischen Heimath zurück, wo die reformirte Partei noch immer mächtig war.

Calvin quälte die arme Frau mit Briefen voller Vorwürfen, daß sie zu schwach gewesen sey, und doch blieb sie ihm immer noch treu. Sie nahm ihren dauernden Sitz zu Montargis unweit von Orleans und richtete sich einen reformirten Gottesdienst ein. Auch blieb sie fortan unbehelligt, trotz des Ausbruchs des blutigen Hugenottenkrieges. Bekanntlich wurde ihr Schwiegersohn Guise gemeuchelmordet. „Einmal wurde sie in ihrem Schlosse gewaltig geängstigt, da ein katholisches Soldatencorps von 400 Mann unter der Anführung des Hauptmanns Malicorne sich der Stadt bemächtigt hatte und das Schloß zu beschießen drohte, wenn die darin befindlichen Hugenotten nicht herausgegeben würden. Renata zeigte in dieser gefahrvollen Lage ihren königlichen Sinn und ihre evangelische Treue. Sie erklärte: Nur der König von Frankreich habe ihr etwas zu befehlen und wenn Malicorne Gewalt anwenden wolle, so stelle sie sich selbst auf die Mauer und wolle sehen, ob der Hauptmann es wagen würde, eine Königstochter zu tödten. Die Worte wirkten und die Hugenotten hatten von nun an unter Renata's Flügeln einige Zeit Ruhe." Aber Renata mußte noch die Gräuel der Bartholomäusnacht erleben, da auch sie zur Hochzeit nach Paris eingeladen war. Sie selbst blieb unangefochten und konnte ruhig im Jahr 1575 sterben.

Ihre beiden Töchter Lucretia und Eleonore blieben in Ferrara und traten wie bekannt in Beziehung zum berühmten Dichter Tasso, welcher am Hofe ihres Bruders Alfons lebend, sich bis zum Wahnsinn in Leonoren verliebt haben soll. Der einsichtsvolle Verfasser der vorliegenden Biographie bezweifelt diese Liebe, denn als Tasso den Verstand verlor, war Eleonore bereits 42 Jahr und in Italien conservirt sich die Schönheit der Damen bekanntlich nicht so lange als diesseits der Alpen.

Geographie.

Lehrbuch der Geographie für die mittlern und obern Classen höherer Bildungsanstalten sowie zum Selbstunterricht von Dr. H. Guthe. Hannover, Hahn, 1868.

Wir empfehlen dieses neue Lehrbuch, weil es eine sehr gute Uebersicht unseres Erdkörpers gewährt und sich nicht scheut, zu sagen, daß es Gottes Erde sey, denn sein Motto ist:

Terra ubique domini.

Die physische Geographie ist mit besonderer Vorliebe behandelt, aber in Verbindung mit der Charakteristik der Erdtheile und Länder, auch die der sie bewohnenden Völker. Die politische Geographie ist dagegen etwas kürzer gefaßt und wohl mit Recht, denn nichts langweilt den Schüler mehr, als das Aufzählen der Einwohner und Fabriken jeder Stadt und jedes Städtchens, wobei dem Gedächtniß viel zu viel zugemuthet wird.

Von den Deutschen sagt der Verfasser: „Bei keiner

Nation Europas sind die trennenden Kräfte so mächtig gewesen, als bei den Deutschen, und besonders auffallend ist in dieser Beziehung der Gegensatz zwischen uns und den westlichen Nachbarn, wo die einzelne Person, Stadt, Landschaft leicht geneigt ist, ihre Sonderansichten und Sonderwünsche aufzugeben, um dem Wege und den Entwicklungen des ganzen zu folgen, wo irgend ein äußerer Erfolg die Gesammtstimmung der Nation beherrscht. Der Deutsche dagegen achtet die Individualitäten und die Besonderheiten, selbst wenn sie bisweilen zu Absonderlichkeiten werden, und dies Bestreben nach Erhaltung des provinciell eigenthümlichen, sowie der möglichst freien Selbstbestimmung ist es, was bis jetzt die Einigung der Nation, selbst den kräftigsten Kaisern gegenüber verhindert hat. Es heißt aber jedenfalls zu weit gehen, wenn man aus der Anordnung der Gebirge Deutschlands, aus der Richtung seiner Ströme, aus der Natur seines Bodens den Satz ableiten will, Deutschland sey nicht dazu bestimmt, eine innigere und festere Einheit zu bilden. Wie glücklich greifen nicht vielmehr seine Flußsysteme in einander, wie wegsam sind nicht seine Gebirge! Aber das wird man zugestehen müssen, daß Deutschland in viel höherem Grade als z. B. Frankreich dazu bestimmt ist, die provinciellen Gegensätze nicht durchaus zu nivelliren. Unsere Landschaften bilden ja viel mehr, als sich dies von andern Ländern sagen läßt, glücklich abgegrenzte Individualitäten; man denke nur an die oberrheinische Tiefebene, das Neckarland, Böhmen, den Spreewald, das Rheinische Schieferplateau, den Marschengürtel an unserer Küste! Aber bei allen den dadurch im Leben der Stämme hervorgerufenen Verschiedenheiten ist doch keines dieser Gebilde so abgeschlossen, daß nicht die lebendigsten Berührungen mit der Nachbarschaft und dadurch Anregungen aller Art stattfänden. Wir hoffen darum mit Recht auf eine Einigung der Nation, früher oder später, unter dieser oder jener Form, nicht nach dem romanischen Schema mechanischer Aneinanderreihung und Uniformirung, sondern daß es sich gestalte wie ein organisches Wesen, jedes Glied mit seinem besondern Leben und doch alle für das ganze und im ganzen lebend! Nur in necessariis sey unitas, in reliquis libertas, in omnibus caritas!"

Das ist gut gesagt und wahr. Wir bemerken dazu nur, daß man um die Fortdauer des Particularismus sich keine Sorge zu machen brauche, der dauert mit seinen zähen Wurzeln von selber fort. Mit dem Nivelliren hat es gar keine Gefahr. Das, was uns Deutschen noththut, ist vielmehr die Erkenntniß, wie sehr das einseitige Vorherrschen des Particularismus uns als Nation ruinirt, und wie wir eine Provinz nach der andern an die großen romanischen und slavischen Einheitsstaaten, die uns umgeben, verlieren, wenn wir nicht selber einiger werden. Wie man in Frankreich mit Recht mehr Decentralisation wünscht, müssen wir mehr Centralisation wünschen. Sie allein fehlt uns, ihrem Mangel allein sind alle Verluste Deutschlands zuzuschreiben. Des Particularismus haben wir leider nur allzu viel.

In dem Abschnitt des vorliegenden Buchs, der von Frankreich handelt, finden wir auf S. 337 die Notiz, daß der Werth der in Paris jährlich fabricirten Waaren 2000 Millionen Franken betrage, Waaren, bei welchen es weniger auf den Stoff, als auf die geschmackvolle Form ankomme. Also meist Modewaaren, Luxuswaaren. Daran aber denken wohl die wenigsten guten Deutschen, welche dieses lesen, welche ungeheure Geldsummen für solche Waaren jährlich nach Paris gehen, Summen, die im Vaterlande zu behalten uns ziemlicher wäre. Denn eine Nothwendigkeit ist es für uns nicht, allen Modetand der Pariser nachzuahmen und mit so schwerem Gelde zu bezahlen. Die genannte Summe von zwei Milliarden ist nahezu dieselbe, wie die des Vermögens, welches der kürzlich gestorbene Pariser Rothschild hinterlassen haben soll. Doch schätzt man dasselbe noch um einige Millionen höher. Auch dieser ungeheure Judensack ist reichlich mit deutschem Gelde gefüllt worden, denn wo sind die ersten Gläubiger der deutschen wie aller europäischen Staatsschuldner zu suchen, als im Hause Rothschild?

Es ist rührend, daß solche Dinge wie das Aufkaufen alles Modetands in Paris und das milliardenweise Schuldenmachen beim Juden bereits als etwas Selbstverständliches, als eine unabänderliche Naturnothwendigkeit, wohl gar als ein unerschütterliches Sittengesetz der Völker angesehen wird.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, N° 102. 19. December 1868.

Länder- und Völkerkunde.

Aus Sicilien. Cultur- und Geschichtsbilder von Otto Hartwig. Zweiter Band. Kassel und Göttingen. G. H. Wigand, 1869.

Dieser zweite Band ist noch interessanter als der erste, welchen wir früher in unsern Blättern empfohlen haben.

Der erste Artikel schildert ein Autodafé, welches noch im 18. Jahrhundert in Sicilien stattgefunden hat, indem zwei s. g. Quietisten, unschuldige Anhänger des frommen Molinos, ein Mann und ein Weib, wegen Ketzerei gräulich gemartert und lebendig verbrannt wurden, im Jahr 1724. Molinos, der Spanier, war frühzeitig nach Rom gekommen und genoß dort große Achtung wegen seiner frommen Demuth. Papst Innocenz XI. schenkte ihm besonderes Vertrauen. Allein dieser Papst war schwach genug, einem Befehl des damals allmächtigen Ludwig XIV. zu gehorchen, der den armen Molinos verurtheilt wissen wollte, weil sein jesuitischer Beichtvater, der berüchtigte Pater Lachaise, es verlangte. Molinos wurde in den Kerker der Inquisition geworfen, wo er 1697 natürlichen Todes starb und nur dadurch dem Feuertode entging. Seine Lehre war die der „Stillen im Lande“.

Bei diesem Anlaß macht der Verfasser eine gute Bemerkung über das Papstthum. Wie dasselbe nur durch den Germanismus der Frankenkönige vor dem Untergang im byzantinischen Hofpfaffenthum oder im Islam gerettet und fest begründet worden sey, so habe auch seine segensreiche Bedeutung und Macht in dem Augenblicke abgenommen, in welchem es sich vom Germanismus losgesagt und ausschließlich romanistischen Tendenzen hingegeben habe. Der Verfasser gedenkt des Mönchs Amatus von Monte Casino, der gesagt hat: „Der Anstand ist in Rom verloren gegangen, seitdem die Macht der Deutschen zerfiel.“ In den Banden des Romanismus wurde der Papst Theilnehmer und Werkzeug aller weltlichen Intriguen italienischer Emporkömmlinge und der spätern französischen Könige, die unablässig zum altrömischen Despotismus und zum Heidenthum tendirten, zu welchem sie auch glücklich mittelst der Renaissance gelangt sind. Kein Wunder, daß sich der größte Theil der edlen germanischen Stämme diesem Mißbrauch der christlichen Religion in der Reformation entriß. Kein Wunder, daß die romanischen Nationen jetzt des Papstthums spotten und es schon vernichtet haben würden, wenn nicht der Kaiser der Franzosen es noch als Werkzeug seiner weltlichen Politik benutzen wollte. Das oberflächliche Raisonnement der heutigen Zeitungsleser erlauben wir uns mit dem Paradoxon zu überraschen, daß römisch nicht katholisch sey und daß, wenn die katholische Kirche ihre welthistorische Mission erfüllen soll, sie es wie zur Zeit des h. Winfried nur durch den Germanismus vermögen wird.

Der zweite Aufsatz handelt vom Schicksal der Juden in Sicilien. Es ging ihnen dort im Mittelalter wie überall. „Wenn die christlichen Herrscher die Juden in der Weise von Schwämmen behandelten, mit denen sie zuerst über ihren Unterthanen herfuhren, um deren mühsam erworbenes Gut durch sie aufsaugen zu lassen, dann sie aber wieder bis auf den letzten Tropfen für sich auspreßten und der Rache der Beschädigten überließen, wer wird es dann den Unglücklichen zum Vorwurf machen können, daß ihnen allmälig das Unterscheidungsvermögen zwischen erlaubtem und unerlaubtem Gewinn gänzlich abhanden kam?“ Nachdem die christlichen Unterthanen lange genug mit Willen der Fürsten von den Juden betrogen und die letztern wieder von den Fürsten wie Schwämme ausgequetscht worden waren, kam man endlich auf den vernünftigen Gedanken, alle Juden aus

Sicilien fortzuschicken, um ihnen nicht länger Unrecht thun zu müssen und auch nicht länger Unrecht von ihnen zu leiden.

Im dritten Aufsatz wird der ehemalige Luxus in Sicilien erörtert. Man weiß, in welcher Blüthe die Insel in der altgriechischen Periode stand, wie sie fruchtbar und trefflich bebaut war, wie Künste und Wissenschaften hier blühten. Hier in Großgriechenland übertraf Syrakus alle andern Städte an Pracht. Aber wie immer, war auch hier der Ausgang der Ueberfeinerung und Bildung: Verweichlichung, Entsittlichung und politischer Untergang. Die Römer eroberten Sicilien und plünderten es barbarisch aus. Erst tausend Jahre später blühte die Insel wieder auf unter der Herrschaft der Araber. Hier macht der Verfasser eine gute Bemerkung. Die griechischen und römischen Christen waren zwar zum Christenglauben bekehrt worden, hatten aber die Laster der ost- und weströmischen Kaiserzeit nicht abgelegt. Salvianus nannte die ganze Christenheit in der Zeit, in welcher sie von Norden her in der Völkerwanderung durch die Germanen und unmittelbar darauf im Süden von den Muhamedanern bedrängt wurden, den Auswurf der Laster. Mit Recht bemerkt der Verfasser, der Islam würde keine so großen Eroberungen haben machen können, wenn nicht die Verworfenheit der griechischen und römischen Christen sie ihm erleichtert hätte. Nur die Deutschen retteten das Christenthum, warfen die Muhamedaner in der großen Schlacht bei Poitiers nieder und consolidirten die abendländische Kirche auf einem neuen Boden sittlichen Volksthums.

Der Verfasser schildert sodann mit besonderer Vorliebe die Glanzperiode der Insel Sicilien unter der Herrschaft der Normannen und Hohenstaufen. „Ist um die Mitte des 13. Jahrhunderts durch ganz Italien eine bedeutende Steigerung nicht nur des Wohllebens und des Luxus, sondern edler Bildung überhaupt aufs deutlichste wahrzunehmen, ist aber damals offenbar Sicilien der Theil der Halbinsel, welcher in allem, was das Leben lebenswerther macht, die Führung hat, — ich sollte denken die Erhebung der italienischen Volkssprache zu einer Literatursprache, die doch von hier ausging, beweise das allein, — so änderte sich dieses Verhältniß von dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts an vollständig, während Oberitalien sich immer reicher und kräftiger entwickelt, stirbt Unteritalien allmälig ab und es beginnt die Zeit, in der ‚Italien am Garigliano aufhört'. Das Papstthum, das die Anjous nach Neapel gerufen, trägt die Schuld an dieser Entwicklung, soweit sie nicht ein Theil jenes durch viele Jahrhunderte sich hindurch ziehenden Prozesses ist, in Folge dessen sich die Cultur immer mehr von den Gestaden des Mittelmeeres nach denen des atlantischen Oceans verzog." Es ist schon lange her und geschehene Dinge lassen sich nicht ändern; immerhin aber ist es nicht uninteressant darüber nachzudenken, wie viel glücklicher Italien gewesen wäre, wenn es länger von einsichtsvollen und hochgebildeten deutschen Fürsten, wie es die Hohenstaufen waren, fortregiert worden wäre. Die französischen und spanischen Herrn brachten ihm nur Unheil. Insbesondere tadelt der Verfasser die häßlichen Bauten der Renaissance aus der spanischen Zeit, deren geistlose Monotonie aufs unangenehmste gegen die schönen und reichen Bauten der normannischen Zeit absticht.

In einer weitern Abhandlung bespricht der Verfasser die Erhebung Siciliens im Jahr 1860, und in der fünften und letzten die Volksemeute im September 1866 zu Palermo. Der Verfasser lebte Jahrelang in Sicilien und kennt alles genau. Sicilien bildet bekanntlich einen scharfen Gegensatz gegen Neapel und war immer zur Empörung geneigt. Auch hat es die neapolitanische Regierung niemals verstanden sich die Sicilianer zu befreunden. In der greisenhaften Atmosphäre des abwelkenden Hauses Bourbon gedieh nichts Großartiges mehr, fehlte sogar die gewöhnliche Lebensluft der Völker. Der Reichthum des Bodens wurde nicht ausgebeutet, das Volk erschlaffte trotz seiner angebornen Leidenschaftlichkeit in Müssiggang und kindischen Festlichkeiten, denn die Kirchenfeste waren die einzige Unterbrechung der politischen Langenweile. Man darf allerdings die Völker des heißen Südens nicht mit demselben Maßstabe messen, wie die fleißigen Bevölkerungen der kühleren Zone. Aber die glücklichen Zustände Siciliens in frühern Zeiten beweisen doch, daß das Volk dort auch heute noch besser daran seyn könnte, wenn es nicht so ganz in Faulheit und Unwissenheit verkommen wäre. Die Schuld fällt allerdings auf die Regierung, die nichts that. Eine künftige Geschichtschreibung wird das Ende der Bourbons uns in Zügen entwerfen, welche denen sehr ähnlich sind, welche uns griechische und römische Geschichtschreiber von den Ptolemäern, Seleukiden und andern aus Alexanders großem Reich hervorgewachsenen Dynastien entworfen haben. Die wahre Geschichte des Madrider Hofes von Godoys Zeiten bis auf die unsern und die des neapolitanischen Hofes von der Königin Caroline ab, gewährt ein Schauergemälde menschlicher Versunkenheit.

Hier ein kleines Schlaglicht in die Hofgeschichte Neapels geworfen, unmittelbar vor dem Ende der dortigen bourbonischen Herrschaft. „Wenn nicht noch näher liegende Beispiele traurigster Verblendung aus der letzten Zeit uns zu Gebote ständen, könnte man versucht seyn,

diese Verkennung aller Zeit- und Machtverhältnisse, welche die neapolitanische Krone in jenen Tagen dem Untergang entgegengeführt hat, für das schlagendste Exempel zu dem bekannten Satze über die, welche die Götter verderben wollen, zu halten. Obwohl König Ferdinand II. von den neapolitanischen Soldaten zu sagen pflegte, man möge mit ihnen anfangen, was man wolle, sie würden doch immer davon laufen, setzte man sein ganzes Vertrauen auf die bewaffnete Macht und löste die Fremdenregimenter auf. Obgleich man am Hofe recht gut wußte, daß in ganz Sicilien niemand für die Bourbonen gutwillig Etwas zu wagen bereit sey, wohl aber Unzählige voll des bittersten Hasses gegen sie seyen, — das hatte Maniscalco selbst nach Neapel berichtet, — so intriguirte die Königinmutter in der nächsten Umgebung des Königs gegen ihren Stiefsohn, um wo möglich für ihren rechten Sohn die sicilische Krone zu erwerben. Obwohl Oesterreich niedergeschmettert am Boden lag, der Papst sich seiner eigenen Feinde nicht erwehren konnte, und Rußland mit sich selbst vollauf zu thun hatte, Frankreich und England dagegen durch die Nichtbefolgung ihrer Rathschläge gekränkt worden waren, ja schon längere Jahre jetzt geeinigt, sich Neapel feindselig bewiesen hatten, hoffte man auf auswärtige Hülfe, wenn man der Aufständischen und des mit ihnen verbündeten Italiens nicht Herr zu werden im Stande seyn sollte. Bedenkt man alles dieses, so werden Viele von dem Staunen befreit werden, das sie bei den glänzenden Erfolgen Garibaldi's überkam."

Die Volksemeute von 1866 in Palermo hat etwas überraschendes, weil man denken sollte, Garibaldi würde dort begeisterte Anhänger genug gefunden haben, um die Bevölkerung mit neuen Zuständen zu versöhnen. Wir glauben zwar nicht, daß Garibaldi, wenn er auch Dictator geblieben wäre, bei seinem fanatischen Kirchenhaß der Beglücker Süditaliens hätte werden können. Indem er aber Neapel und Sicilien an Victor Emanuel abtrat, konnte die Bevölkerung eben so wenig befriedigt werden. Das Volk war noch sehr bigott und befand sich bei der bisherigen laxen Observanz der Kirche auch in seinen Lastern ungenirter als unter der Bureaukratie und Polizei der norditalienischen Beamten. Zucht und Ordnung, ein strammes militärisches Wesen, war den Sicilianern am meisten zuwider, weshalb es auch die frühere neapolitanische Regierung nie dahin gebracht hatte, Rekruten in Sicilien ausheben zu können. Die königlichen Beamten können es kaum in Sicilien aushalten, denn sie werden von allen Seiten belogen und betrogen. Die Regierung forderte Steuern über Steuern, aber es war nicht möglich sie beizutreiben. „Bisher waren die Sicilianer von der Militärpflicht frei gewesen. Als die neapolitanische Regierung sie einführen wollte, brach eine Revolution aus und sie mußte auf die Durchführung derselben verzichten. Garibaldi hatte sie zwar schon durch ein Decret angeordnet, aber niemand hatte sich um dasselbe gekümmert. Jetzt führte die neue Regierung sie aber streng durch. Das niedere Volk glaubte nicht anders, als seine Söhne würden sämmtlich auf die Schlachtbank geführt, und widersetzte sich namentlich auf dem Lande der Aushebung mit Gewalt. Die größte Anzahl der jungen Leute flüchtete in die Berge. Es wurden nun in die einzelnen Orte Soldaten gelegt, welche diese Renitenten zur Rückkehr zwingen sollten. Bei vielen gelang es, sie auf diese Weise zum Nachgeben zu bringen, viele aber schlossen sich auch mit einzelnen Wegelagerern und ausgebrochenen Sträflingen zu Banden zusammen, die die Straßen unsicher machten und mit dem gegen sie ausgesendeten Militär kleine Gefechte lieferten. Hatte man nun eine Anzahl solcher Renitenten im Innern zusammengefangen und transportirte sie in langen Reihen nach den Küstenstädten, so begleitete sie bis dahin eine fast eben so lange Reihe lärmender und schreiender Weiber, deren sich die Soldaten nicht entledigen konnten. ‚O heiliger Johannes! Thue doch ein Wunder und vertilge diese Hunde! O heiliger Johannes, eine Wachskerze will ich dir stiften! Du Jesu Christ, befreie du uns doch von diesem Jammer! Verfluchter, verdammter Garibaldi, der du uns diesen Victor Emanuel ins Land gebracht hast, damit er uns unsere Kinder mordet!' So habe ich wiederholt unglückliche Frauen schreien hören, wenn ihre Söhne und Brüder eingeschifft wurden. Zogen die Boote, die sie entbieten, nach den Transportschiffen hin, die sie wegbringen sollten, und entschwanden den Blicken, dann warfen sie sich heulend auf die Erde, fielen einander in die Haare und liefen wie rasende Furien in die Straßen hinein, bis daß endlich die nachsichtige Polizei sie ins Gefängniß und zur Ruhe bringen mußte."

Als die neue italienische Regierung das Kirchengut raubte und die allerdings allzu zahlreichen Kirchenfeste einschränkte, wollte das Volk von diesen gewohnten Ergötzungen nicht lassen und wurde noch wüthender, als die Regierung eine Menge geschmackloser Heiligenbilder von den Straßen entfernen ließ. Nun war es den vertriebenen Mönchen leicht, das gemeine Volk zur Empörung aufzuregen, und die Erhebung desselben im September 1866 war blutig genug und konnte nur durch die Uebermacht der nachgeschickten Regierungstruppen bewältigt werden. Hier nur ein kleines Beispiel vom Haß der Sicilianer gegen die Piemontesen. In der Stadt

Misilmeri wurden die königlichen Carabinieri, die dort eine Station und Kaserne hatten, vom Volk belagert, bis sie die letzte Patrone verschossen hatten. „Da forderte sie eine aus den Notabeln des Ortes bestehende Deputation auf, doch von dem unnützen Widerstande abzustehen und die Stadt unter sicherem Geleit zu verlassen. Der Carabinierimarschall Grimaldi ging auf diese Bedingungen ein. Aber kaum hatte er sein Häuflein Tapferer aus der Kaserne herausgeführt, als dasselbe von allen Seiten angegriffen und auseinander gesprengt wurde. Grimaldi mit zwei Carabinieri und vier Polizisten konnte sich retten und entkam glücklich nach Palermo, die andern bahnten sich mit dem Bajonnet eine Bahn zu ihrer Kaserne zurück, in die sie sich von neuem einschlossen. Die Nacht über setzten sie ihre Vertheidigung fort. Aber es fehlten ihnen Lebensmittel und Munition. Am 19. Morgens wurde ihnen abermals freier Abzug zugesichert. Aber während der Verhandlungen hatte ein Volkshaufen eine Oeffnung in die Mauer der Kaserne erbrochen, stürzte in dieselbe ein, ergriff die Unglücklichen und schleppte sie auf die Straße. Hier wurden sie von den Unmenschen wie von Hyänen angefallen, die mit Dolchstichen und Gewehrschüssen Getödteten wurden von den Weibern mit den Zähnen zerrissen, in Stücke geschnitten, aufs Grauenhafteste verstümmelt. Ein Kerl sog das Blut aus dem abgeschnittenen Haupte eines Carabinieri Nappieri, steckte dann den Kopf auf ein Bajonett und schleppte ihn im Triumph durch die Stadt. Der Polizist Sartorio wurde von den Weibern todtgebissen. Man kann die Greuel, die hier verübt wurden, nicht mit deutschen Worten schildern. Diesem Volk schienen sie nichts Furchtbares zu seyn. Hatten es doch die Priester belehrt, daß die Soldaten Victor Emanuels Häretiker und Excommunicirte seyen, und brüllte es deshalb um die Mordszene: Es lebe die Religion! Es lebe die schöne Mutter! (La bedda matri!) Es lebe der h. Justus! Tod den Italienern! ..... Die zerstückelten Ueberreste von einundzwanzig Carabinieri und zehn Polizeisoldaten, die man unbeerdigt vor die Stadt in das Feld geworfen hatte, wurden erst am 27. September, als die Autorität der Regierung wiederhergestellt war, gesammelt und bestattet."

Hier noch eine Notiz über den Sittenzustand in Palermo. „Im Jahr 1866 wurde in den Straßen Palermo's ein längeres Placat mit folgender Ueberschrift angeschlagen: Auszug aus der Compositionsbulle für solche, welche die Güter ungewisser Eigenthümer werden zurückerstatten müssen, verwilligt von Sr. Heiligkeit dem Papst Pius IX." Findet sich der Eigenthümer nicht, so soll der Kauf der Bulle als Ersatz gelten. Eine Menge Fälle werden angeführt, unter andern folgender: „Alle Frauenzimmer, die nicht gradezu öffentliche Dirnen sind, können den Gewinn an Geld oder Pretiosen, welchen sie aus dem Verkauf ihrer Reize gelöst haben, durch den Kauf einer Bulle ebenso in redlich erworbenes Gut verwandeln, als Männer dieses vermögen, die von liederlichen Frauenzimmern für ihre diesen geleisteten Dienste bezahlt worden sind. Man kann sich wohl leicht eine Vorstellung davon machen, wie es mit der öffentlichen Moral an Orten aussehen muß, wo ein Erzbischof sich nicht schämt, derartige Dinge im Namen des Stellvertreters Christi an den Kirchenthüren und öffentlichen Plätzen und Thoren der Städte anschlagen zu lassen." Das gemeine Volk hat sich nun einen eigenen Canon gemacht. „Ciotti theilt uns aus dem Munde des Palermitaner Volkes einige solcher Gebote seines modernen Dekalogs mit, die wie Glaubensartikel festgehalten werden. Sie sind in der That ganz danach angethan, den gänzlichen Verfall des sittlichen Lebens unter der Bevölkerung zu constatiren, welche sich dieselben zu Wahrsprüchen gewählt hat. Wer dir das Brod nimmt, lautet z. B. einer, dem nimmst du das Leben. Oder andere: Was dich nichts angeht, ist weder gut noch böse; wenn ein Mensch todt ist, muß man an den Lebenden denken; ein Zeugniß ist gut, so lange als es dem Nächsten nicht schadet u. s. w. u. s. w. Diese Sprüche wurden nun auch im praktischen Leben allzu treu befolgt. Ein Douanier hat einen Schmuggler ergriffen und ihm das Handwerk gelegt. Der Bestrafte, aus dem Gefängniß zurückgekehrt, trägt kein Bedenken, dem pflichttreuen Beamten einen Dolchstoß zu versetzen. Denn: wer dir das Brod nimmt, dem nimmst du das Leben. Ein bezahlter Bravo hat jemanden am hellen Tage erstochen und wird verfolgt. Jedermann macht dem Flüchtigen Platz und hilft ihm entrinnen. Denn: wenn jemand todt ist, muß man an den Lebenden denken. Der Bürgermeister von Palermo steht deshalb nicht an, in dem Berichte, den er nach den Septemberereignissen über dieselben an den Minister des Innern abstattete, zu sagen, daß er einen guten Theil des niedern Volkes von Palermo und dessen Umgebungen für den verdorbensten von ganz Italien halte."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.





Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, № 103. 23. December 1868.

Rechtslehre.

Recht, Staat und Eid in den Strömungen unserer Tage und Deutschlands sittliche Entwicklung bis zur Gegenwart, betrachtet von einem rheinischen Juristen. Nebst einem Anhang über Parcival. Coblenz, Hergt, 1868.

In der Form ist dieses Buch außergewöhnlich angelegt, denn der Kern des Inhalts ist von den Citaten aus andern Büchern wie von einem ungeheuern Cometenschweif eingehüllt und auch der Anhang über das berühmte Gedicht des Wolfram von Eschenbach scheint mit einer juristischen, also gewöhnlich trockenen und unpoetischen Frage, nicht recht zusammenzustimmen. Dringt man jedoch näher in den Inhalt ein, so findet man, daß alles gut zusammen paßt.

Der ungenannte Verfasser ist ein Ehrenmann und sagt die Wahrheit. Er frägt, was der christliche Eid vor Gericht heute noch bedeuten soll, da so viele Leute gar keine Christen mehr sind. „Die staatliche Sorge für die Gewissenhaftigkeit und den Schutz gegen böswillige Anklagen und falsches oder leichtfertiges Zeugniß ist nach unserer Ueberzeugung eine um so dringendere Pflicht, je mehr heutzutage planmäßig daran gearbeitet wird, den Glauben an eine höhere Weltordnung zu untergraben und damit die Heiligkeit des Eides zu erschüttern. Die Gefahr, die hierin für die Gesellschaft liegt, ist mit Händen zu greifen, und wie sich gegen dieselbe auch Solche gleichgültig verhalten können, denen das Wohl des Staats, wie man nicht zweifeln darf, wirklich am Herzen liegt, ist uns ein Räthsel. — Der Commis Voyageur, der an einer rheinischen Wirthstafel äußerte, seine Religion sey ‚gut Essen und Trinken‘, um nicht seine noch thierischeren Worte zu referiren, ist leider gewiß kein ganz vereinzeltes Exemplar, wenn sich auch nicht mancher so cynisch und schamlos aussprechen mag. Er steht aber mit seines Gleichen ganz auf dem Standpunkte des Epikur, der nur etwas urbaner äußert: ‚Ich wüßte nicht, welche Vorstellung ich mir vom Guten machen sollte, wenn ich die Genüsse des Essens und Trinkens, der Träume und schönen Formen und die aphrodisischen unterdrückte.‘ Wie gehört und paßt nun in den Mund dieses Mannes, in den Mund aller das Christenthum Negirenden der Eid nach der Formel dieser oder jener christlichen Confession? Was bedeutet es, vor Gericht bei dem Gott zu schwören, den man außerhalb des Gerichts schlechtweg verneint? — Ende Mai des Jahres 1867 berichtete die Tagespresse über die s. g. Frei-Religiösen in einem deutschen Staate: ‚Diese haben unlängst eine Eingabe an das Justizministerium gerichtet, in welcher sie um Entbindung von der Eidesleistung in bürgerlichen und andern Dingen nachsuchen, weil sie nicht wüßten, bei was (sic) sie schwören sollten, indem sie wohl ‚ein ewig Sittliches, Erhabenes, Unantastbares‘ u. s. w. gelten lassen wollten, einen persönlichen Gott aber nicht annehmen könnten. Das Ministerium gab ihnen darauf zur Antwort, die Abänderung der Bestimmungen über die Eideserhebung könne nur im Wege der Gesetzgebung vollzogen werden, zu deren Abänderung in der vorgelegten Eingabe jedoch keine genügenden Gründe gefunden werden.‘ Ein Zeitungsbericht d. d. Brüssel 4. Juni 1867 sagt: ‚Die ‚Patrie‘ meldet, der Justizminister Bara werde der Kammer bei ihrem nächsten Zusammentritt einen Gesetzesentwurf vorlegen, welcher die Anrufung Gottes beim Eide abzuschaffen bezwecke. Die ‚Patrie‘ meint, es müßte dann auch gleich ein Appendix beigegeben werden Behufs Abschaffung der Strafen für falschen Eid und Meineid.‘“

Es ist da nicht wohl zu helfen. Wer nicht an

Gott glaubt, wer die ewige Vergeltung nicht fürchtet, dem müßte der Glaube früher und auf andere Weise beigebracht werden, ehe der Richter ihm einen Eid abfordert. Dem Gesetz bleibt da gar nichts anderes übrig, als den Meineid wo möglich mit doppelter Strenge zu bestrafen. Dem Staat aber, in dessen Namen die Justiz geübt wird, darf man billig vorwerfen, er hätte durch eine ehrendere Behandlung der Kirche, durch eine religiösere Erziehung und Schule, die Gottesfurcht im Volk besser erhalten sollen.

Vortrefflich ist, was der Verfasser über den Mangel eines Ehrengerichts sagt, welches neben der gemeinen Justiz amtiren und derjenigen Niederträchtigkeit entgegenwirken sollte, für welche die gewöhnliche Justiz kein Forum ist. „Es kommt leider nur zu häufig vor, daß ,Einer durch unsittliche Handlungen oder durch ein unehrenhaftes Betragen das öffentliche Sittlichkeitsgefühl verletzt und sich in den Augen seiner Mitbürger herabsetzt, ohne doch grade wider die Strafgesetze zu verstoßen. Hiefür müßte es in einem vollkommen ausgebildeten Staate ein Sittengericht geben, welches als Organ der öffentlichen Meinung durch Rügen und Ehrenstrafen den Schuldigen bis zur Besserung aus der Reihe der ehrenhaften Bürger auszustoßen die Macht hätte. Ein solches Gericht war bei den Römern die Censur. Man erkannte dabei ganz richtig, daß die Handhabung einer solchen Macht nicht an formelle Gesetze gebunden werden könne, sondern dem Gefühle überlassen seyn müsse, und daß daher die Garantie gegen deren Mißbrauch lediglich in der Persönlichkeit zu finden sey, weshalb zu Censoren nur die anerkanntesten Ehrenmänner aus den Consularen gewählt wurden. Dieses ist der Grund, warum in unsern Zuständen eine solche Einrichtung kaum möglich ist. Es könnte jedoch ein Ersatz darin gefunden werden, wenn in jedem der verschiedenen bürgerlichen Stände und Lebenskreise aus den Genossen des Standes ein Ehrengericht oder Disciplinarrath gebildet würde, welcher über die Verstöße wider die besondern Standespflichten, wie gegen die allgemeine Ehrenhaftigkeit zu wachen hätte. So dürften sich, wie Ahrens richtig bemerkt, „auch in den geistigen Gebieten der Wissenschaft, Literatur, Presse, durch die Anwendung einer genossenschaftlichen Disciplin, Kräfte zur Unterdrückung und Verhinderung schlechter Richtungen, unsittlicher, in Lüge, Entstellung und dergleichen sich kund gebender Handlungen finden lassen, welche die bisherigen Präventiv- und Repressivmaßregeln vergebens gesucht haben." (Walter).'"

Das altrömische Censoramt hielt nicht lange in seiner Festigkeit aus und verlor mit der Ausschließlichkeit des altrömischen Bürgerthums alle Bedeutung. Die alten Bürger wurden privilegirter Adel oder zerflossen in das Proletariat, welches der Imperator mit Brod und Circusspielen befriedigte. Dabei bemächtigte sich der ganzen Bevölkerung von der höchsten bis zur tiefsten Rangstufe eine Entsittlichung, welcher kein Censor mehr gewachsen gewesen wäre. In unserer Zeit ist die Corruption zwar noch nicht so weit gediehen, wie im alten Rom, aber man hat längst resignirt, Ehrenhaftigkeit vorauszusetzen und ist so von Schlechtigkeiten und Gemeinheiten umringt, daß man den Sumpf, Sumpf seyn läßt, wie den pontinischen, den selbst der h. Vater noch nicht getrocknet hat. Wollte ein weltliches, oder gar ein geistliches Gericht Sünden gegen die Ehrenhaftigkeit bestrafen, so würde sich ein liberaler Sturm dagegen erheben, als ob es sich von einer neuen Inquisition handelte.

Die Deutschen hatten keinen Censor, aber sie hielten auf Ehrenhaftigkeit der Person mehr noch als die Römer. Ihr angeborner Racenstolz wahrte die Ehre und Sitte durch ein geheiligtes Herkommen, welches volle Gesetzeskraft hatte und dem niemand sich widersetzen durfte. Wer die Ehrenhaftigkeit nicht im eigenen Busen trug, dem wurde sie von der Familie, der Gemeinde und Genossenschaft aufgezwungen. Man gab damals noch keine so durch und durch von jeder Sittlichkeit und Ehrenhaftigkeit abstrahirenden Gesetze wie jetzt. Man schätzte z. B. einen Diebstahl nicht nach dem Werth des Gestohlenen ab, sondern nach der Niederträchtigkeit der Handlungsweise. Der Dieb mußte unerbittlich sterben, weil er die Gesellschaft schändete, weil er nicht mehr würdig war, einer ehrenhaften Familie, Gemeinde oder Genossenschaft anzugehören. Am längsten hat sich diese einer noblen Nation würdige Gesetzgebung in England erhalten, obgleich die Strenge des Gesetzes, der gar zu großen Menge der Fälle wegen, umgangen zu werden pflegt. Verbrechen gegen Zucht und Sitte wurden bei unsern Vorfahren nicht minder streng bestraft. Statt der erbärmlichen Scortationsstrafen unserer Nation und die Verurtheilung in die Alimentationskosten hatte man vorbeugende Gesetze. In keiner Genossenschaft wurde ein unehelich Geborner geduldet; keine Braut, die nicht mehr unschuldig war, durfte einen Kranz tragen; Ehebruch wurde hart und körperlich bestraft. Die Schande, das eines Menschen Unwürdige wurde nicht abgezahlt mit Geld, nicht abgesessen in criminalistischer Stallfütterung, sondern der niederträchtige Schänder der Gesellschaft mußte von Rechtswegen mit Haut und Haar büßen. Die moderne Juristerei hat keinen Begriff mehr, daß es darauf an-

kommt, die Ehrenhaftigkeit im Volke zu erhalten. Sie sieht die Menschen nur als Ziffern, nur als Sachen, nur als Werthgegenstände an, nicht mehr als Personen, und nivellirt sie in Bausch und Bogen. Mit der schönen Phrase „Gleichheit vor dem Gesetz" entschuldigt sie die größte Ungleichheit und Ungerechtigkeit, indem sie dem Mann der edelsten Race und höchsten Bildung nicht mehr zumuthet, als dem emancipirten Neger und Zigeuner, und diesen in alle Rechte einsetzt, deren nur jener fähig und würdig ist.

Der Anhang vom Parcival hängt insofern mit dem Vorhergehenden zusammen, als der Verfasser in dem großen Gedicht Wolframs mit Recht eine Allegorie erkennt. In Parcival ist die Menschheit und speciell das deutsche Volk personificirt. Anfangs kindisch und roh, aber von gesunder Kraft wird der junge Held verführt, bis er durch innere Kraft sich herausreißt und an der Hand eines bessern Rathgebers immer höhere Stufen zugleich der ritterlichen Ehrenhaftigkeit und der Geisteshoheit im Dienste Gottes erreicht. Der Verfasser hofft, die deutsche Nation befinde sich jetzt nur in dem Stadium, in welchem der verführte Parcival sittlich am tiefsten gesunken war, um sich nachher desto energischer von der Verführung loszureißen und die höchste Stufe der Läuterung emporzusteigen.

Das ist wohl zu wünschen, aber die Zeit der Jugendübereilung scheint doch bei uns Deutschen vorüber zu seyn. Die sittliche Kraft ist bereits erschlafft, man raffinirt schon zu viel, das Laster ist altklug geworden, der Schaum der Jugend ist an ihm ausgetrocknet, keine Mahnung hilft mehr. Das Christenthum wird nicht mehr mit jugendlicher Begeisterung begriffen, der germanische Racenstolz empört sich nicht mehr gegen die ausländische Mode, sondern huldigt nicht nur allem Fremden, sondern läßt sich auch gern überreden, wir alle stammen eigentlich von den Affen ab.

Eine Klostergeschichte.

Geschichte des Klosters Königsfelden. Von Theodor von Liebenau. Luzern, Gebrüder Räber, 1868.

Der Verfasser hat sich bereits durch vortreffliche Aufklärungen über den Ursprung der Eidgenossenschaft ausgezeichnet. Hier gibt er uns eine nicht minder vortreffliche Monographie des berühmten Klosters, welches auf der Stelle im Aargau, wo Kaiser Albrecht I. ermordet wurde, von seiner Wittwe Elisabeth gegründet worden ist. Ihre Tochter, die Königin Agnes von Ungarn, lebte nachher viele Jahre in diesem Kloster, um unablässig für die Seele ihres Vaters zu beten und den Armen Gutes zu thun. Das Kloster blieb dem Hause Habsburg noch lange werth und theuer und wurde reich von ihm beschenkt.

Beiläufig sey bemerkt, daß Herr von Liebenau bereits in einer besondern Schrift die Königin Agnes von den Verleumdungen gereinigt hat, die auf sie gehäuft worden sind. Unter andern wird hier bezeugt, daß sie nicht nur für die Seele ihres Vaters, sondern auch für die seiner Mörder betete und beten ließ. Doch können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sich dies mit der Kindespflicht, Blutrache für den Vater zu nehmen, nach mittelalterlichen Begriffen wohl vereinigen läßt. Noch ein späterer Habsburger betete für die Ketzer, die er hinrichten ließ.

Merkwürdig ist der Umstand, daß schon die Stifterin des Klosters daneben ein Kloster für Mönche bauen ließ, nämlich für Franziskaner, weil ihre Nonnen Clarissinnen waren, die nach ihrer Ordensregel nur Franziskanern beichten dürfen, weil die h. Clara die intimste Freundin des h. Franziskus gewesen ist. Es ist nicht bekannt geworden, daß Mißstände aus diesem Nachbarverhältniß erwachsen sind. Wohl aber kamen die Nonnen in Königsfelden dadurch in üblen Ruf, daß sie, selber zumeist edlen Geschlechtern entstammt, mit männlichen Personen von Adel aus der Nachbarschaft zu viel verkehrten. Auch lebten sie sehr üppig und die Verwaltung des reichen Stifts kam in arge Unordnung. „Daß bei dieser Lebensweise allmälig die Idee der Stiftung, vorab was deren gemeinnützige Seite anbelangt, verloren ging, ersehen wir aus dem Verschwinden des Spitals und den Umwandlungen, denen die Pfründen unterworfen waren. Allerdings bestand das Amt der Krankenwärterin (Siechmeisterin) noch, allein die großen Summen, welche ihr zur Verwaltung übertragen waren, wurden fast nur noch zur Pflege kranker Klosterfrauen verwendet; vom Spitale zur Aufnahme von Kranken, woher solche auch kommen mochten, hören wir nichts mehr. Als Pfründer aber finden wir nicht mehr arme, kranke Leute, sondern solche, welche den Ertrag ihres Vermögens lebenslänglich in Ruhe genießen wollten und zu diesem Behufe dem Kloster das Kapital desselben in Gülten oder Land ganz oder theilweise überließen. Das Kloster sorgte dann für deren Bedürfnisse und erbte dafür ihr ganzes Vermögen; aber dadurch hörten die Pfründen auf, eine wahre Wohlthat für die Unvermöglichen zu seyn; sie

wurden eine Erwerbsquelle des Klosters, eine Anstalt für Wohlhabliche, die selbst noch in ihrer Eigenschaft als Pfründer Einkünfte erkaufen durften."

Als der Aargau für das Haus Habsburg verloren ging, erhielt Bern das Aufsichtsrecht über das Kloster und führte bessere Ordnung in der Verwaltung ein, nahm es aber mit den Sitten weniger streng. Die stolzen Patrizier von Bern waren so angesehen und reich, als irgend der schwäbische und österreichische Adel. Auch sie schickten ihre Töchter nach Königsfelden. Da fand man die Töchter der Truchsesse von Waldburg, den Grafen von Werdenberg, Hohenberg, Zollern, Leiningen &c. mit den Töchtern der Watenwyl, Bonstetten, Landenberg, Hallwyl, Müllinen, Brunegg &c. beisammen. Diese adeligen Damen waren zum Theil, nur um versorgt zu werden, sehr jung ins Kloster gekommen; einige waren von ihren Männern geschieden. Männliche Besuche von Verwandten und Nachbarn fehlten nicht, auch nicht Liebeshändel. „So wurde Gräfin Gutha von Werthheim schon im Alter von eilf Jahren, gegen ihren Willen, ins Kloster gebracht. Mit ihr unterhielt Ritter Albrecht von Rinach, obwohl seine Gemahlin Verena von Baldegg noch lebte, lange ein sträfliches Verhältniß; nach dem Tode seiner Gattin entführte er die Nonne, reiste mit ihr nach Rom, erhielt am 1. April 1471 vom Papste Dispens zur Heirath; am 22. Mai 1471 entband auch der Bischof von Constanz die Nonne ihrer Gelübde, und legitimirte die Frucht ihrer unerlaubten Liebe. — Später, um's Jahr 1482, sollen weder Gebote noch Drohungen das üppige Leben im Kloster aufzuheben vermocht haben. Ohne Zweifel war das nah'gelegene Baden nicht von dem besten Einflusse auf die Disciplin des Klosters Königsfelden; denn es entfaltete sich dort, wie uns der Italiener Poggio berichtet, der im Jahre 1417 die Bäder von Baden besucht hatte, eine außerordentliche Pracht und ein äußerst lockeres Leben. Dort strömten Krieger und Staatsmänner, Kaufleute und Handwerker, Domherren, Aebte und Abtissinnen, Mönche und Nonnen zusammen."

Am besten werden die Sitten im Kloster charakterisirt durch die Bittschrift, welche die Nonnen zu Anfang der Reformation nach Bern schickten. „Als die ‚verschlossenen und dester meh wunderfitzigen' Frauen durch Gespräche, durch Bücher und besondere Sendschreiben Luthers und Zwinglins, so wie durch fleißige Uebung biblischer Lectionen, in Erkenntniß christlicher Freiheit so weit gekommen waren, daß sie den Klosterstand als unchristliche Knechtschaft ansahen: so richteten sie an den Rath der Stadt Bern, als ihre rechte Obrigkeit, ein Schreiben, worin sie freundlich um Gunst und Hülfe zu Verlassung des Klosters baten. Hierüber erschrack der Rath von Bern und trug dem hochgelehrten Provincial Franciscaner-Ordens, Dr. Georg Hofmann in Straßburg, auf, das Gotteshaus zu visitiren und die Nonnen vom ‚lutherischen Leben abzuweisen'. Wie dieser den Befehl vollziehen wollte, da schlugen ihm alle Nonnen den Ordensgehorsam so trotzig ab, daß er und die Abtissin, Frau Catharina Truchseß von Waldburg, — unter dem 5. September 1523 — von der Stadt Bern Rath und Schirm begehrten. Es ward deshalb ein Rathsbot hinabgefertigt, der mit dem Convente unterhandeln sollte, und damit eine Ausgleichung eher erfolgen möchte, wurden den Klosterfrauen wesentliche Erleichterungen ihrer schweren Ordensgelübde gewährt, die Profession ins zwanzigste Jahr gestellt und die Pfründe gebessert; doch sollte des Ordens Gehorsam, Kleidung und Clausur unveränderlich bleiben. Für die Ordnung und Milderung bedankte sich die Abtissin sehr und gab mit mehreren andern Frauen das Versprechen, dieselbe zu befolgen; allein die Mehrzahl verachtete und verspottete dieselbe ‚als nur dem Fleische dienlich', bat um freie Wahl und Entlassung aus dem Kloster, die eben so leicht als das Frühere gestattet werden könne; auch bedürfe es, sagten die Nonnen, hier wie in Straßburg keiner besondern Erlaubniß von Papst und Provincial, da sie nur der ‚großmächtigen Stadt Bern, als rechten Landesherren, unschuldige, arme Gefangene seyen, die um Gottes Ehre und ihrer Seelen Heil willen begehren und bitten, ledig gelassen zu werden. Mehrere dieser Nonnen mochten aber nicht mehr eine Antwort des Rathes abwarten und verließen eigenmächtig das Kloster." Auch an Ulrich Zwingli schrieben die Nonnen schon 1523, und da Stadt und Republik Bern der Reformation zufielen, erhielten noch in demselben Jahre sämmtliche Nonnen Erlaubniß zu heirathen oder hinzugehen, wohin sie wollten. Sie machten auch sogleich Gebrauch davon. Das Haus Habsburg protestirte, war aber nicht in der Lage, seine Ansprüche mit Gewalt durchzusetzen, und trat 1534 den strittigen Zehnten an Bern ab.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, №. 104. 26. December 1868.

Philosophie.

Grundlinien der Philosophischen Ethik (Philosophische Rechts- Sitten- Religions- Erziehungslehre). Von Dr. F. X. Schmid, Prof. an der Universität Erlangen. Wien, W. Braumüller, 1868.

Die Philosophie, nach welcher das vorige Jahrhundert das philosophische genannt worden ist, hat gegenwärtig ihre frühere Bedeutung nicht mehr, ist nicht mehr Modesache. Daran sind die Ausschweifungen schuld, denen sie sich und namentlich in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts hingegeben hat. Sie unternahm es, alles Natürliche und Vernünftige auf den Kopf zu stellen, zuletzt gar, den Menschen selber zu Gott zu machen und den wirklichen Gott zu leugnen. Wie man auch geneigt war, den Cultus des Genius zu pflegen und Virtuosen der philosophischen Dialektik auf dem Katheder nicht weniger zu bewundern, wie die Virtuosinnen des Balletts auf der Bühne, so bekam man doch die sophistische Windbeutelei und grenzenlose Eitelkeit der Kathedermänner endlich satt. Dazu kam, daß der Zeitgeist überhaupt eine praktischere Richtung nahm. Unter den frühern despotischen Regierungen durfte sich niemand unterstehen, am Staatsgebäude etwas ändern oder verbessern zu wollen und thätig in die Politik einzugreifen. Er durfte sich bessere Zustände höchstens in einem Utopien vorphantasiren oder sie wie Kant zum ewigen Frieden philosophisch construiren. Aber Hand anlegen durfte er nicht. Seitdem nun fast überall das Verfassungswesen eingeführt ist und durch die Parlamentswahlen fast jedermann berechtigt wird, praktisch in die Politik einzugreifen und beim Umbau der Staaten unmittelbar Hand anzulegen, seitdem zieht man sich nicht mehr in eine philosophische Traumwelt zurück. Dem praktischen Menschen ist sogar das Weitherholen und weitläufige Construiren philosophischer Systeme zuwider.

Ferner kommt hinzu, daß auch die ungeheure Mehrheit der Menschen, die sich nicht grade in die praktische Politik werfen, vorzugsweise dem Erwerb und Genuß nachgehen, wodurch sie gegen alle Philosophie abgestumpft werden. Wie sehr die materielle Seite des Lebens jetzt vorzugsweise cultivirt und die geistigen Interessen darüber hintangesetzt werden, lehrt die tägliche Erfahrung und die Philosophie selbst hat, um nur einigermaßen noch bei den Zeitgenossen etwas zu gelten, dem allgemeinen Zuge der Zeit nachgegeben und lehrt jetzt vorherrschend nur noch den gröbsten Materialismus.

Man hört daher in neuerer Zeit von Seiten der jüngern Philosophen, die sich eines edlern Strebens bewußt sind, oder wie die Schüler Baaders und Herbarts die Lehren ihres edlen Meisters nicht wollen in Vergessenheit gerathen lassen, nicht selten bittere Klagen über die Ungunst, die den philosophischen Studien widerfährt, über die Gleichgültigkeit des Publikums, über das geringe Interesse, welches die studirende Jugend selbst an der Philosophie nimmt.

Je seltener nun überhaupt philosophische Systeme von Bedeutung noch auftauchen, und einzig der Humbug Karl Vogts der Gemeinheit des Zeitalters noch Interesse und Bewunderung ablockt, umsomehr fühlen wir uns verpflichtet, unserem Leserkreise ein Buch, wie das vorliegende, zur Beachtung zu empfehlen, weil es die Vernunft im Einklang nachweist mit der monotheistischen Grundwahrheit und in der Würdigung der Vernunft auf Kant zurückgeht, noch mehr aber, weil es dem Menschen eine höchste sittliche Aufgabe stellt und ihn über die gemeine Denkungsart erhebt.

Wenn auch in diesem neuen System vieles vorkommt, was uns anfrembet, ja mißfällt, so löst sich

doch der Mißton wieder in die Harmonie auf, sofern, was wir als „schwarzen Fleck" des Systems erkennen, doch nur der sittlichen Forderung zur Folie dient.

Wir meinen die einigermaßen trostlose Ansicht von der Zufälligkeit der Welt. Folgender Satz führt uns in die tiefste Ketzerei des Buches ein: „Gott ist der Welt das tiefste Anliegen, nicht aber umgekehrt die Welt Gott. Weil der menschliche Geist nur auf einer hohen Stufe geistiger Thätigkeit die Zufälligkeit der Welt im vollen Sinne des Wortes zu fassen vermag, ist für den wenig thätigen Geist der Begriff einer Schöpfung der Welt durch Gott erfunden worden, wornach sie selbstverständlich anfänglich gut war und das Leiden erst durch eine spätere Ursache in dieselbe gekommen ist. Der unentwickelte Geist hätte die Gottgehörigkeit der Welt auf Grund der Zufälligkeit nicht fassen können. Auch wäre er, weil sittlich noch wenig thätig, nicht im Stande gewesen, zu begreifen, daß diese Gottgehörigkeit Erzeugniß der sittlichen Thätigkeit seyn muß, weil die ontologische Gottgehörigkeit der Welt, obgleich nothwendige Voraussetzung der sittlichen, ohne sittliche That nicht schwer wiegt." S. 157.

Ist es ein Irrthum, daß unser Gott sich nicht um uns bekümmern soll, sondern wir nur um ihn, so läßt sich doch nicht verkennen, daß dem Menschen eine hohe Aufgabe, höher als irgend einem Helden der classischen Tragödie, gestellt wird, wenn man ihm Kraft und Tugend genug zutraut, um mit eigenem Willen durchzusetzen, wozu ihm Gottes Gnade fehlt. „Mit der Individualisirung, also Verleiblichung ist das natürliche Leiden gegeben. Es hängt zusammen mit dem Kampfe um das concrete individuelle Daseyn und mit der zwecknothwendigen Zeugung. Alle Organismen in der Welt, weil Produkte der Nothwendigkeit, entsprechen dem Zwecke und entsprechen ihm auch nicht; das erstere, weil sie nothwendige Voraussetzungen der reinen theoretischen und sittlichen Thätigkeit und deren Unterlage, das letztere aber, weil sie Folgen und Ursachen des Leidens für den nach reiner Thätigkeit strebenden Geist sind. Diese Welt war die möglichst schlechte und wird die möglichst beste, nicht umgekehrt war sie gut und wurde schlecht, auch ist sie nicht einseitig schlecht oder gut. Im Reiche der sinnfälligen Welt bis herauf zum thätigen Geist herrscht wohl der Zwecktrieb, aber nicht der Zweckgedanke, nicht reine Thätigkeit, sondern ein durch die Materie stark gehemmtes Thun. Erst der thätige Geist macht sich frei vom Leiden. Im Reiche der Sittlichkeit ist das Leiden in dieser Welt abzuleiten von der mit dem concreten sinnlichen Daseyn gegebenen Verdunkelung des Geistes durch die Materie, wodurch namentlich der niedere Egoismus das Hemmniß ist für die Entfaltung des höhern reinen Egoismus, auf welchem die reine Sittlichkeit und Religiosität und weiterhin die Seligkeit ruht." S. 158.

Der Verfasser ist der Meinung, dieser reine Trieb zur Tugend habe sich in Genossenschaften fortgepflanzt. Schon Moses habe eine Art Loge gegründet, später die Epikuräer. Von diesen spricht er mit hoher Achtung. „Der griechische Geist hat die Noth des Erdenlebens so tief empfunden, daß er ausgesprochen hat, das Beste für den Menschen sey, nicht geboren worden zu seyn, und das nächst Beste möglichst bald zu sterben. Aber durch die Philosophie gestärkt hat derselbe griechische Geist unternommen, das Erdenleben nicht blos erträglich, sondern sogar selig zu machen, wie die Aufschrift über den Garten Epikurs anzeigt. Und wodurch? Durch die Herrschaft der Vernunft über alles Vorurtheil und Meinen der Menschen, wodurch nur Ungewißheit und Furcht erzeugt wird, über die Leidenschaften, den gemeinen Selbstsinn und die Genußsucht, welche nur Leiden zur Folge haben, durch die Zurückgezogenheit von dem Lärm und dem Kampf des Lebens um Brod und Schauspiel, und durch die Erzeugung des geistigsten Verhältnisses, das zwischen vernünftigen Menschen möglich ist, nämlich durch Erzeugung der Freundschaft. Die göttliche Lust wäre nach der Epikuräischen Lehre diejenige, welche keiner Steigerung fähig ist, wie die menschliche; diese aber haben die Epikuräer vermittelst der Philosophie so weit gesteigert, als es dem griechischen Geiste, welcher den reinen Monotheismus nicht finden konnte, überhaupt möglich gewesen ist. Das höchste und dauernde Gut, so behauptet Epikur, ist dieses, selber keine Mühe zu haben und andern keine zu machen, Freiheit von Aufregung und Willkür, weil diese Zeichen der Schwäche sind. Der Geist Epikurs ist so stark, daß er, obgleich verzichtend auf Gott und Unsterblichkeit, nicht verzweifelt und entweder in die Sinnlichkeit sich vertieft, um sich zu betäuben, oder alle Thätigkeit des Geistes aufgibt, nur sein Leiden lebend und verwünschend, sondern daß er unverzagt der Wirklichkeit ins Auge blickt und dem Leiden muthig entgegentritt, dasselbe durch reine Thätigkeit verscheuchend. Obgleich die Ueberzeugung nährend, daß der Wunsch des menschlichen Geistes nach unvergänglicher Seligkeit eitel ist, verschmäht diese Congregation den reichen Tisch des Glückes und setzt sich an den bescheidenen der Vernunft, denn so sehr liebt sie die Vernunft und ihre Gemeinschaft, daß sie behauptet, mit ihr unglücklich zu seyn sey noch besser als ohne sie glücklich zu seyn." S. 291.

Dazu die Pythagoräer, Essäer. Von Moses heißt es: „Es ist zu wissen, daß Moses eine monotheistische Eidgenossenschaft gegründet hat, deren Einrichtungen zum Panlogicismus contradictorisch sich verhalten und aus der Idee der Selbständigkeit, Zusammengehörigkeit und Gottgehörigkeit wachsen. Das den Aegyptern heiligste Thier wurde getödtet und dem Monotheismus geopfert, das Volk nach Geschlechtern und Stämmen organisirt, die Hegemonie der Priester gebrochen, das Königthum verneint und eine Eidgenossenschaft gegründet, deren Grundgesetze die der monotheistischen Vernunft sind und Erziehung zur höchsten sittlich-religiösen Thätigkeit bezwecken. Diese monotheistische Eidgenossenschaft bildete das directe Gegentheil von der verhaßten ägyptischen panlogicistischen Daseynsweise. Im Laufe der Zeiten wurde durch eine Summe von Ursachen der Grundgedanke verdunkelt, der reine Monotheismus getrübt und das vernünftige sittlich-religiöse Grundgesetz durch Disciplinarvorschriften in den Hintergrund gedrängt, welche nicht sittliche Erhebung, sondern umgekehrt geistige Knechtung und Verzweiflung an der eigenen sittlichen Kraft zur Folge haben mußten. Gegen diese Verneinung des reinen Monotheismus reagirte der monotheistische Geist, ging zum ersten Grundgesetze der Eidgenossenschaft zurück und machte es zur Unterlage für eine neue Erhebung des Geistes zur reinsten sittlich-religiösen Thätigkeit."

„So ist also Jesus von Nazareth der Gründer einer neuen höhern Ordnung menschlichen Daseyns und zwar dadurch, daß er mit Unterdrückung alles Vernunftwidrigen das der Menschenvernunft allein würdige Gesetz der Freiheit proclamirt hat. Da er alles auf die Vernunft zurückführte und bezog, konnte er selbstverständlich nichts gesagt, gerathen oder befohlen haben, was der theoretischen Vernunft widerspricht oder der reinen vernünftigen Thätigkeit des Menschen Eintrag thun könnte. Hiemit ist für den philosophischen Geist das Kriterium für die Möglichkeit, Wirklichkeit und Wahrheit der ihm zugeschriebenen Worte und Handlungen ein für allemal gegeben. — Durch eine Summe von Ursachen, voran der menschliche Wahn, wurde dieses zweite Grundgesetz verdunkelt. Es bildete sich der Panlogicismus auf Grund des Monotheismus aus. Es erstand das Monstrum eines monotheistischen Panlogicismus und panlogicistischen Monotheismus. Die Vernunft wurde geknechtet oder ausgestoßen, die Herrschaft erhielt der Wahn und der mit ihm verbundene Affect; die theoretische Vernunft mit ihren ewigen Normen wurde von der Meinung transcendirt und beherrscht, das sittliche Grundgesetz von Disciplinargesetzen überwuchert, welche die Entfaltung der reinen vernünftigen Thätigkeit hemmen oder erdrücken." S. 452 f.

Der Hauptvorwurf, welchen der Verfasser dem Kirchenglauben macht, ist, daß derselbe den Menschen ausschließlich an die Gnade Gottes verweist. „Der durchgreifend bestimmende Ausspruch Jesu lautet: Liebet Eure Feinde, thut wohl, leihet ohne Hoffnung, und Euer Lohn wird groß seyn und Ihr werdet Söhne des Allerhöchsten seyn, welcher auch gütig ist gegen die Undankbaren und Bösen. Hier findet sich die reine Vernunft selber. Was ihr zunächst auffällt, ist die radicale Verschiedenheit des Grundgedankens dieses Ausspruches Jesu zur Paulinischen Theologie. Ja, es ist eine völlige Umkehrung der ganzen Ordnung erkennbar. Nach der Paulinischen Religion muß selbstverständlich der Lohn, weil das Verdienst, wegfallen, indem die Gnade herrscht. Wo von Lohn gesprochen wird, wird Verdienst, also freie Thätigkeit vorausgesetzt, welche die thätige Vernunft zur Voraussetzung hat. Also ist Jesus gegen die ganze Gnadentheologie, weil er von Verdienst durch eigene Thätigkeit spricht."

Sofern die Kirchengeschichte in der That lehrt, daß die Gnadentheorie häufig zu sittlicher Faulheit geführet hat, ist die Einschärfung der eigenen Thätigkeit gewiß nicht überflüssig, zumal in einer Zeit, in welcher auf der andern Seite das aide toi so großen Beifall gefunden hat. Rühmt sich der Widersacher seiner Energie, so soll ihn der Christ durch noch größere Energie beschämen und nicht die Hände in den Schoß legen und das Maul aufsperren, damit ihm die gebratenen Tauben hineinfliegen.

Gleichwohl überschätzt der Verfasser, wir sagen nicht die Vernunft, wohl aber die Empfänglichkeit für sie bei den Menschen. Er sagt in der Vorrede S. VIII: „Die Ueberzeugung, daß der Vernunft ihr Tag kommen muß, bestimmt die philosophischen Geister der Gegenwart, aus der stillen Einsamkeit, in der dem Geiste so wohl ist, weil er wie der Nus des Aristoteles von der Welt voll Verwirrung und Leiden nichts weiß, und nur das Beste denkt, herauszutreten und zu der Welt zu sprechen, um beizutragen, daß das Leiden der Menschheit, an dessen Vermehrung die Großmacht des Wahns rastlos arbeitet, vermindert werde, wenn sie auch voraus wissen, daß ihr vernünftiges Wirken von der Mehrzahl der Zeitgenossen angefeindet und nur von sehr Wenigen verstanden und gewürdigt wird. Die Zeiten sind zwar vorbei, wo der Wahn sich ungescheut bis zu dem Wahnsinn steigern durfte, das vernünftige Wort mit Kerker und Tod zu bestrafen, dennoch aber sind wir selbst heute und selbst in unserem aufgeklärten

Vaterlande noch lange nicht so weit, daß die Vernunft in den höchsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens mit Aussicht auf Anerkennung das Wort ergreifen darf." Darin liegt ein Widerspruch. Der Tag der Vernunft soll anbrechen und doch muß der Verfasser an der Mehrheit verzweifeln. Wird diese Mehrheit je anders werden, als sie schon zur Zeit des Moses, des Pythagoras rc. gewesen ist? Der Verfasser traut der Menschheit zu viel zu und das ist der Grund, warum er Gott zu sehr in abscondito, latent, passiv auffaßt. Der Mensch soll sich nicht wie ein Stück Holz der Gnade Gottes überliefern, daß sie ihn trage und etwas aus ihm mache, sondern er soll selber eifrig seyn in seiner innern Läuterung und im äußern Gutesthun. Aber er soll auch nicht meinen, er könne alles allein thun und durchsetzen ohne Gott. Der Wahn der Selbsterlösung des Menschen ist nur das andere Extrem von dem Wahn der Prädestination, die auch dem ärgsten Sünder die Seligkeit sichert, weil er einmal, auch ohne alles Verdienst, ja vielleicht gar wegen seiner Verdienstlosigkeit „auserwählt" sey.

Halb manichäisch, halb buddhistisch klingt Folgendes: „Der Zweckgedanke erklärt das Leiden in der Welt. Um des Zweckes willen ist das Leiden nothwendig und kann der Welt nicht erspart werden. Nur das Erste ist das Ganze, das Alles; das Andere aber ist nur das Ganze aus Theilen, das Allgemeine, welches nur in den Besonderheiten wirklich ist. So ist, wie bereits oben gesagt worden ist, die Determination also die Verleiblichung nothwendig. Die Trennung aber und die Verbindung mit der leidenden Materie ist Leiden, denn sie ist relative Verneinung des Ersten, des schlechthin Guten. Aber dieses Leiden ist nothwendige Voraussetzung der Möglichkeit der Erreichung des Zweckes, welcher in der gewußten und gewollten Gottgehörigkeit besteht, was Wissen und Wollen, also Wirken, also Wirklichkeit voraussetzt. Das Allgemeine hat aber nur im Concreten seine Wirklichkeit, somit ist die Individualisirung also das Leiden eine Nothwendigkeit. Die Geburt des Individuums aus der Gattung ist mit Leiden verbunden, Mutter und Kind sind leidend; aber das Leiden ist eine Nothwendigkeit, denn die Gattung hat ihre Wirklichkeit nur in den Individuen; ohne diese ist sie nur ein leerer Begriff. Um des Zweckes willen ist diese mit Leiden verbundene Hervorbringung neuer Individuen nothwendig, so lange nämlich, bis das Wissen und Wollen der Zusammengehörigkeit und der Gottgehörigkeit ein allgemeines geworden ist, dann verdrängt die Ueberzeugung und die in ihr wurzelnde Sehnsucht nach reiner Thätigkeit den Zeugungstrieb, mit welchem das Leiden gesetzt ist." Auf welche Ferne der Zukunft muß da die Menschheit rechnen? Vgl. noch S. 385.

Der Verfasser hofft etwas von der Erziehung. Gütiger Himmel! Lehrt man nicht heute, die Menschen stammen von den Affen ab? Was sollen die Affen von den Affen lernen? „Der Staat hat kein religiöses Gemeinwesen zu dulden, welches die Erziehung der Glieder entweder schlechthin oder für das sittliche Thun ausschließt und nur blinden Glauben an wunderbare Bethätigung der Gottheit fordert oder an die Stelle der sittlichen Anstrengung lediglich mechanische Werkthätigkeit setzt. Ein solcher religiöser Verein hemmt die zwecknothwendige Entwicklung der persönlichen Selbständigkeit und die zweckentsprechende Fortbildung des bürgerlichen Gemeinwesens. Ein religiöser Verein muß nothwendig Erziehungsanstalt zur sittlichen Thätigkeit der Glieder seyn, er muß die Erfüllung der bürgerlichen Pflichten als religiöse Pflicht lehren und zu deren Anerkennung und Erfüllung erziehen." Alles wahr und gut, aber wo die Schulmeister hernehmen? und hätte man auch die besten, aus einem Esel und Schaf läßt sich kein Löwe erziehen. Die Erziehung kann angeborne Talente entwickeln, aber keine einpflanzen, am wenigsten die sittliche Energie.

Im Uebrigen müssen wir noch darauf aufmerksam machen, daß etwas in Gott übrig bleibt, das kein Mensch, auch der scharfsinnigste Philosoph nicht weiß und begreift. Die Gottähnlichkeit, Gottzugehörigkeit des Menschen, der Götterfunke in seinem Geist, der von demselben Licht ist, wie der Geist Gottes selbst, das alles involvirt noch keine Gleichheit so wenig der Intelligenz als der Macht. Gott wird immer hoch über uns bleiben. Allein wir wiederholen, der Verfasser hat sich ein Verdienst erworben, sofern er die sittliche Trägheit aus ihrem Schlummer oder aus den Armen der Verführung emporreißt. Es ist immerhin das Größte, was man vom Menschen denken und ihm zumuthen kann, daß er mit einer sittlichen Kraft ausgerüstet sey und daß er sie gebrauchen soll.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, N° 105. 30. December 1868.

Kirchensachen.

1. Die oberrheinische Kirchenprovinz von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse der Kirche zur Staatsgewalt. Von Dr. Heinrich Brück, Professor der Theologie am bischöflichen Seminar zu Mainz. Mainz, Kirchheim, 1868.

Ein starker Band actenmäßiger Geschichte. Dem Verfasser standen die bischöflichen Archive und die ausgebreitete Correspondenz des Mainzer Bischof Burg zu Gebote, der die Seele der frühern Verhandlungen zwischen Rom und den süddeutschen Staaten gewesen ist. Man bekommt also hier die umfassendste Uebersicht über den leidigen Kirchenstreit, der sich nun schon Jahrzehnte lang hingezogen hat.

Bekanntlich wurde das deutsche Reich infolge der von seiner Seite schlecht geführten Kriege gegen die französische Republik und Napoleon stückweise zertrümmert und 1806 gänzlich aufgelöst. Nachdem bereits der burgundische Kreis unseres alten Reichs (die österreichischen Niederlande) und die drei geistlichen Kurfürstenthümer Trier, Köln und Mainz, die Rheinpfalz und alles deutsche Reichsgebiet auf dem linken Rheinufer von Frankreich annectirt war, hatten die deutschen Fürsten und Herrn, die auf dem linken Rheinufer Besitzungen verloren, kein dringenderes Anliegen, als auf dem rechten Rheinufer Entschädigungen zu erhalten. Da gab es Bisthümer, Abteien, kleine Reichsfürsten, Reichsgrafen, Reichsbarone, Reichsstädte genug, welche zu schwach waren, sich wehren zu können, aber als recht fette Bissen angesehen werden konnten für den, der sie verschlingen würde. Diejenigen deutschen Fürsten, welche nach den Bissen lechzten, konnten aus ihren Verlusten jenseit des Rheins keinerlei Recht ableiten, ihre schwächern deutschen Nachbarn, mit denen sie in Frieden lebten und die ihnen nichts zu leide gethan hatten, zu annectiren. Aber sie maßten sich dieses Recht höchst unpatriotischer Weise an. Die nicht ihre Schuldigkeit gethan hatten, den gemeinschaftlichen Reichsfeind einig, muthig und energisch zu bekämpfen, schreckten jetzt renommistisch mit ihrem Säbelgerassel die armen schwachen Nachbarn, deutsche Reichsgenossen, wie sie selbst. Zu dem Unrecht, welches sie an ihnen begingen, wurden sie allerdings durch den Reichsdeputationshauptschluß vom Jahr 1803 legitimirt. Der Reichstag stand aber unter dem Commando des französischen und russischen Gesandten und diese waren es, welche die Beute vertheilten, je nachdem es im französischen Interesse lag, einen kleinen deutschen Fürsten, der sich Frankreich mit besonderem Eifer in die Arme geworfen und künftigen Verrath im Voraus zugesichert hatte, zu begünstigen, oder je nachdem Talleyrand reichlicher bestochen worden war, desgleichen je nachdem der russische Gesandte verwandtschaftliche Beziehungen seines Kaiserhauses zu dem oder jenem kleinen deutschen Fürsten berücksichtigen mußte.

Genug, dem Reichsrecess folgte unmittelbar die Säcularisirung der Bisthümer und Klöster, von denen im vorliegenden Werk ausschließlich die Rede ist. Sämmtliches Kirchengut wurde von der Staatsgewalt eingezogen und es trat eine Zwischenzeit ein, in welcher sich der Staat gegen die Kirche alles erlauben durfte. Was der Josephinismus schon vorbereitet hatte, vollendete der Napoleonismus. Die Kirche stand unter der Willkür des Staates. Die deutschen Rheinbundfürsten ahmten als pflichtschuldige Vasallen Napoleons demselben nach.

Nach dem Sturze Napoleons und der Wiederherstellung des Papstes in Rom schien es an der Zeit, der Willkür des Ausnahmezustandes ein Ende zu machen und das Verhältniß der Kirche zum Staate wieder gesetzlich zu regeln, namentlich die Bisthümer wieder

zu besetzen. Oesterreich, Preußen, Bayern gingen mit ihrem Beispiel voran, das südwestliche Deutschland konnte nicht wohl zurück bleiben, zumal da auch im benachbarten Frankreich nach Wiederherstellung der Bourbons der Klerus wieder zu Ehren kam. Allein grade in den kleinen Staaten des südwestlichen Deutschland war es viel schwerer, das Recht der Katholiken mit den Ansprüchen der Bureaukratie auszugleichen. Die Fremdherrschaft hatte alles deutsche Recht vernichtet. Napoleon hatte seine Rheinbundkönige und Rheinbundgroßherzoge als Paschas mit uneingeschränkter Willkür regieren lassen, die Stände vernichtet, die Gemeinden der Bureaukratie unterworfen. Die Bureaukratie war einmal im Besitz, an blinden Gehorsam gewöhnt, in religiösen Dingen indifferent und hatte durchgängig eine Abneigung gegen die „Pfaffen", so daß es ihr unleidlich erschien, wenn diese so tief von ihr gedemüthigten Priester sich etwa unterstehen wollten, gegenüber der Staatsomnipotenz irgend ein Recht zu reclamiren. In den kleinen Staaten war dieser Schreiberhochmuth viel unbarmherziger, als in den großen Staaten; denn im engen Horizont eines Kleinstaats verstand man große Fragen überhaupt nicht zu würdigen. Eine solche war unstreitig die Kirchenfrage, deren Problem zu lösen Großstaaten selbst sich nicht getrauten und sich daher mit äußerster Vorsicht gegen die Kirche benahmen. In den kleinen Staaten dagegen ging man an die Lösung mit einer Naivetät, die in Erstaunen setzte. Hier gab es Staatsmänner, die von einer Winkelmonarchie aus nicht nur einheimische Bischöfe, sondern auch den Papst in Rom selbst hofmeistern zu dürfen glaubten, wie einen Schulknaben. Der napoleonische Despotismus wurde, indem die Bureaukratie der vormaligen Rheinbundstaaten ihn getrost wenigstens Rom gegenüber fortsetzen zu dürfen glaubte, die lächerlichste Karikatur. Ein Attila im kleinstaatlichen Polizeikragen.

Gerecht zu seyn, wäre klüger gewesen. Was hat man mit den fünf Jahrzehnte lang fortgesetzten Maßregelungen ausgerichtet, als man hat den anfangs schwachen kirchlichen Gegner erst recht erstarkt.

Der Raub am Kirchengut war schon früher erfolgt, ist auch in andern Ländern erfolgt und mußte um so gewisser verschmerzt werden, als die Kirche eines so großen Besitzes in der That nicht bedurfte. Ihr Reichthum hat der Kirche nur geschadet. Es gibt aber andere Besitzthümer und Rechte, welche der Kirche nie verkümmert werden dürfen. Dahin gehört vor allem das Recht, sich ihre Priester selbst zu erziehen und dieselben nicht in Staatsschulen schicken zu dürfen, wo sie eher alles lernen, als was ihr Beruf seyn soll. Zweitens das Recht, mit dem Oberhaupt der Kirche im Verkehr zu bleiben. Drittens das Recht, die katholische Volksschule zu überwachen. Viertens das Recht der Bischofswahl durch das Capitel und die päpstliche Zustimmung als das sine qua non der Ernennung. Allein alle diese Rechte wurden den Vertretern des katholischen Volks bestritten oder verkürzt. Man ging dabei nicht offen zu Werke, sondern die Staatsgewalt nöthigte den Bischöfen geheime Zugeständnisse ab. Man ging auch nicht consequent zu Werke, sondern die Kleinstaaterei verrieth ihre politische Ohnmacht, indem sie, von Oesterreichs Machtsphäre angezogen, ein Concordat einging und als Oesterreich 1859 besiegt war und selber zum vorher verpönten Liberalismus seine Zuflucht nahm, das Concordat einseitig und gänzlich willkürlich wieder aufhob.

So ist unaufhörlich fort von Seiten der weltlichen Gewalt das natürlichste Recht der Kirche bestritten, sind die Kirchlichen gemaßregelt, ist dann wieder pacificirt, verzögert, pausirt, das schon Bewilligte wieder zurückgenommen, dann wieder etwas bewilligt worden, alles nach Umständen, aber ohne das Bewußtseyn, eine einfache Pflicht erfüllen zu sollen, oder erfüllt zu haben. Es ist ein Kriegszustand geblieben, der seine Beendigung von außerhalb erwartet.

Für das große patriotische Interesse ist das nicht gleichgültig, denn die oberrheinische Kirchenprovinz grenzt unmittelbar an Frankreich und der Kirchenstreit an dieser Grenze hindert die Einigkeit der Gesinnung, mit der das nationale Recht und Wohl hier vertreten werden sollte.

Als die Julirevolution in Frankreich ausgebrochen und dadurch das Regierungssystem gestürzt worden war, welches unter den Bourbons älterer Linie die Kirche gestützt hatte, kamen auch im oberdeutschen Nachbarlande Erscheinungen zu Tage, die früher nicht vorgekommen wären. Die liberale Opposition auf der katholischen Landesuniversität Freiburg im Breisgau, einer uralten rein katholischen Stiftung, schlug aus der Knospe plötzlich in die Blüthe. Es war schon lange vorher darauf Bedacht genommen worden, grade auf dieser Universität, am Sitz des Erzbischofs, durch Anstellung liberaler Professoren jedes Wachsthum altkatholischer Gesinnung und Lehre möglichst im Keime zu ersticken. Seit der Julirevolution aber wurde man dreister, weil das Juste Milieu in Frankreich mit der Kirche weniger Umstände machte. So wurde denn der Sturm gegen den Cölibat in Scene gesetzt. Schon 1828 hatte der bekannte Emil Hoffmann in Hessen-Darmstadt dafür agitirt, aber erst mußte die Julirevolution gekommen

seyn, ehe man in Baden die Sache aufnahm und mit mehr Nachdruck angriff. „Der fortwährenden Agitation war es endlich gelungen, nicht nur einen Theil der studirenden Jugend, sondern auch ältere Männer zu verführen. Einhundert sechs und fünfzig Geistliche der Erzdiöcese schickten versiegelte Beitrittserklärungen zur Aufhebung des Cölibates ein. Auch unter den Studenten circulirte eine cölibatsfeindliche Adresse an die Kammer. Es wurde sogar unter dem Namen des Pfarrers Heißler von Nußbach eine Petition zu Gunsten der heirathslustigen Geistlichen beim Landtage eingereicht. Dafür wurde ihm von den Alumnen des erzbischöflichen Seminars eine Adresse zugeschickt, in welcher diese dem ‚verehrungswürdigen Greise' ihren Dank dafür aussprechen, ‚daß einmal ein Biedermann des geistlichen Standes die Art und Weise, wie ein Institut, dessen Verwerflichkeit schon so vielseitig anerkannt sey, aus unserer Zeit verdrängt werden könne, der hohen, unseres Jahrhunderts wahrhaft würdigen, zweiten Kammer zur Berücksichtigung vorgelegt habe.' Zur Anerkennung einer solchen ‚Freimüthigkeit' und eines so ‚edeln Biedersinnes' versichert die Adresse den genannten Pfarrer, sey ihm, ‚als dem Paphnutius des 19. Jahrhunderts,' ein ‚allgemeiner Toast, (so laut es im Seminar geschehen konnte, doch durch sehr vernehmbares Anstoßen)' ausgebracht worden. Die Adresse war von fünfzig Alumnen unterschrieben). Ihr Verfasser war Balthasar Henn, der als Pfarrer von Antelshofen im Jahre 1837 einen neuen Versuch machte, die Priesterehe durchzusetzen, und da auch diesmal sein Project fehlschlug, zum Protestantismus übertrat. Solche Erscheinungen waren nur die Folgen jener Lehren, welche Schreiber und Amann, trotz der wiederholten Protestation des Erzbischofes, vortragen durften. Hätte die Regierung die kirchlichen Obern die Professoren der Theologie anstellen lassen, dann wären gewiß so widerwärtige Vorfälle nicht zu beklagen gewesen. Das Verderbniß des Klerus war auch hier eine naturgemäße Folge des Staatskirchenthums." Professor Schreiber trat später zu den Deutschkatholiken über und heirathete.

Im Grunde genommen war es eine Feigheit, daß die Feinde der katholischen Kirche in dieser Angelegenheit nicht weiter gingen, wie auch daß sie zehn Jahre später den Deutschkatholicismus nicht kräftig unterstützten. Damit charakterisirt sich die ganze kleinstaatliche Ohnmacht, auch die der Kammern, die renommistisch vorstürmten und wenn sie hätten über den Graben springen sollen, wieder stille hielten.

Man erlebte, daß Ludwig Philipp in Frankreich der großen europäischen Coalition nachgab und sich deren Gnade erkaufte. Metternichs System war zwar innerlich ganz ghibellinisch und commandirte den Vatican vom venetianischen Palast aus corporalmäßig, aber äußerlich mit der tiefsten Devotion vor der Kirche. Eine josephinische Politik mit jesuitischem Deckblatt. Als nun von Frankreich her nichts mehr für die Cölibatstürmer zu hoffen war, und Oesterreich ein Concordat schloß, schlossen dieselben süddeutschen Regierungen, die so lange gegen Rom agitirt hatten, ebenfalls ihr Concordat und stimmten ihre Kammern zu. Wenige Jahre später — doch wir haben es schon erwähnt. Die Concordate zerschmolzen im Blut von Solferino. Man fürchtete sich vor Oesterreich nicht mehr, also — weg damit!

Nun hat sich die Sache wieder anders gedreht. In Oesterreich selbst hat ein Sturm gegen die Kirche begonnen und dagegen spielt der Kaiser der Franzosen mit dem Kreuz der Ehrenlegion zwischen den Fingern, als wolle er den fünften Arm desselben wegbrechen, damit man wieder nur das echte Kreuz sehe. Er hält den Papst auf seinem wankenden Thron aufrecht, er umgibt sich mit den Sympathien des in so vielen Ländern bedrängten Katholicismus. Seine und seines großen Oheims Antecedentien geben den Katholiken allerdings keine zuverlässigen Bürgschaften. Er wird schwerlich die Rolle Karls X. wiederaufnehmen wollen, da er von Spanien jetzt wie von Italien verlassen ist und Oesterreich wenigstens Zeit braucht, um ohne Scham das so eben verworfene Concordat wieder als Heißgeliebte in die Arme schließen zu können. Allein es ist bei alledem ein betrübter Zustand, daß es nur überhaupt möglich wurde, den süddeutschen Ultramontanismus mit französischen Sympathien zu durchdringen. Es hätte vermieden werden können, vermieden werden sollen.

Die äußerste Inconsequenz, deren sich die süddeutschen Regierungen zum Theil mit Zustimmung ihrer Kammern schuldig gemacht haben, liegt darin, daß sie in ihrem Territorium keinerlei Föderalismus gleichberechtigter Immunitäten dulden wollen, während sie für das gesammte große Deutschland eine geschlossene Reichseinheit perhorresciren und hier nur eine lose Conföderation vollkommen selbständiger und souveräner Bundesstaaten verlangen. Wenn es ihnen mit der letztern so sehr Ernst ist, so sollten sie auch folgerichtig innerhalb je ihres Kleinstaats den verschiedenen Provinzen, Kirchen, Genossenschaften und Gemeinden ihre Selbständigkeit lassen und hier nicht gewaltthätig centralisiren und nivelliren.

Am richtigsten urtheilte darüber Cardinal Antonelli,

als er dem Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg auf eine Anfrage, wie sich der katholische Adel bei dem Kirchenconflict zu verhalten habe, antwortete: „Falsch und irrig ist der moderne Grundsatz, daß das Staatsgesetz die Quelle aller Rechte der Unterthanen sey, denn er nimmt dem Naturrecht und dem ewigen Gesetze Gottes seine Kraft und Geltung weg und legt dem positiven menschlichen Gesetze Eigenschaften bei, welche jenem ewigen Gesetze allein zukommen. Zudem nimmt dieser irrthümliche Grundsatz von der übernatürlichen Ordnung keine Notiz, sondern schließt sie vielmehr ganz aus, oder unterwirft sie vollständig der natürlichen Ordnung. Auf diesen falschen und irrigen Grundsatz nun stützt sich die Theorie der Gesetzgebung in den Systemen des modernen Staatsrechtes; und wenn man alle die Einwendungen, welche in der württembergischen Kammer gegen die Convention erhoben worden sind, auch die von der Regierung getroffenen Maßregeln nicht ausgenommen, prüft, so zeigt es sich, daß alle mehr oder weniger offenbar auf demselben falschen und irrigen Grundsatze beruhen.'"

Es ist und bleibt, mag sie von Regierungen oder von Conventen ausgehen, es ist und bleibt Unnatur, das Naturrecht und das göttliche Gesetz escamotiren zu wollen durch despotische Ordonnanzen oder durch Mehrheitsbeschlüsse terroristischer Körperschaften. Neben jedem Staatsgrundgesetz, speciellen Gesetz und speciellen Verordnung besteht ein älteres natürliches, durch nationale Sitte und Tugend, wie durch das Wort Gottes geheiligtes Gesetz, welches die jeweilige Staatsgewalt achten und gewährleisten muß und nie ungestraft verletzt.

Hier gilt auch das große Wort von Sieyes: Ihr wollt frei seyn und versteht nicht einmal gerecht zu seyn! Wer weiß denn nicht, daß in der katholischen Kirche Mißbräuche eingerissen sind, geschmacklose Superstitionen immer noch beim gemeinen Volk genährt werden, die nicht mehr in die Zeit passen; wer weiß ferner nicht, daß im katholischen Klerus oft eine sehr unheilige Herrschsucht aufgekommen ist. Dagegen mag man kämpfen, wie es ja reichlich genug geschieht; aber gute natürliche Rechte der Kirche soll man hochachten. Und wenn man es nicht thut, so hat man es sich selber zuzuschreiben, wenn der Eifer für gekränktes Recht in eine Leidenschaftlichkeit umschlägt, die dann auch Unvernünftiges in Schutz nimmt, blos weil es mit dem Recht zugleich so schonungslos angefochten wird, und die ihrerseits auch wieder dem Gegner keinerlei Recht gönnt, sondern sich in blinden Haß verbittert.

Eine lange Erfahrung hat uns belehrt, daß die Deutschen mit grenzenlosem Leichtsinn einander Recht und Ehre abschneiden, und daß keine Partei davon frei ist, da es doch so hoch Noth thäte, einander brüderlicher zu beurtheilen und zu behandeln.

2. Das Recht der Domcapitel und das Veto der Regierungen bei den Bischofswahlen in Preußen und der oberrheinischen Kirchenprovinz von Wilhelm Emanuel Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz. Mainz, Kirchheim, 1868.

Geschichtlicher Nachweis, daß den weltlichen Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz kein absolutes Veto bei den Bischofswahlen zustehe. Ein solches würde am Ende jede Bischofswahl verhindern, die weltliche Regierung brauchte nur immer und immerfort jeden Candidaten auszuschlagen, den ihr das Domcapitel vorschlüge. Eine so feindselige Stellung zur Kirche nähme keine Regierung ein, also darf man auch nicht theoretisch feststellen wollen, was praktisch unausführbar ist. Es handelt sich nur von einem Compromiß. Es wird keiner Regierung einfallen, einen Bischof ohne Zustimmung des Papstes und gegen den Willen des Domcapitels einzusetzen und eben so wenig wird es diesem einfallen, einen Bischof einsetzen zu wollen, den die Regierung gradezu als ihren Feind betrachten müßte. Deshalb verlangt die Bulle Ad domini gregis custodiam, wie auch das s. g. irische Veto, daß die Regierung, wen sie auch von der Candidatenliste streiche, drei Candidaten übrig lassen müsse, von denen das Capitel einen wählen könne.

Interessant sind die Rückblicke auf die Verhandlungen mit Rom und die darauf bezüglichen Correspondenzen des berühmten Historikers Niebuhr, der als preußischer Gesandter die Verhandlungen zwischen Preußen und Rom leitete und die correctesten Anschauungen in dieser delicaten Frage hatte, überall gerecht und klug, wo später Bunsen ungerecht und dumm dreintappte.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



